SHOUT
SHARE
IT

THE LIBRARY
SMITHSONIAN INSTITUTION

THE LIBRARY
SMITHSONIAN INSTITUTION
FOR THE INCREASE AND DIFFUSION OF KNOWLEDGE AMONG MEN
SMITHSONIAN INSTITUTION WASHINGTON 1846

2 dh

SS

h

Baron
Carl Claus von der Decken's

Reiſen in Oſt-Afrika

in den Jahren 1859 bis 1865.

Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reiſenden,

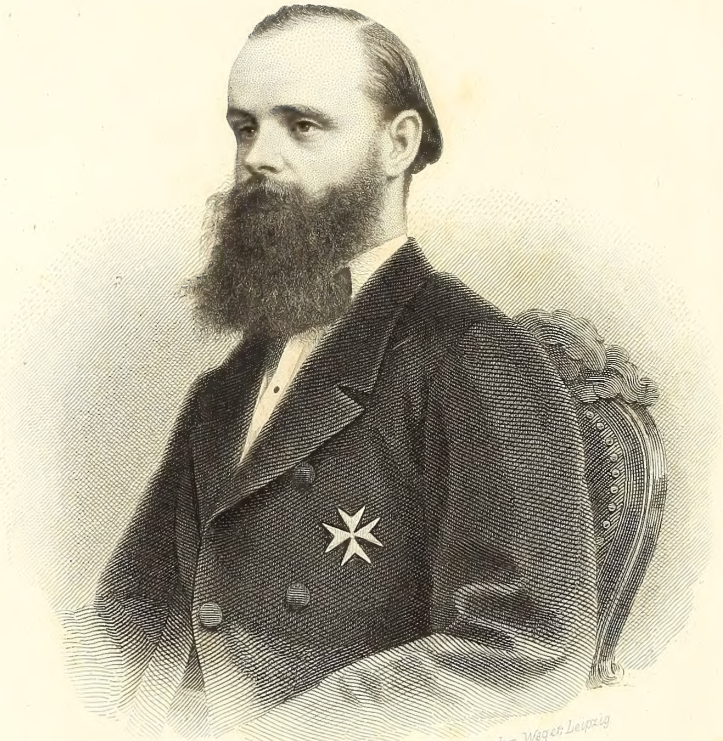
Fürstin Adelheid von Pless.

Erzählender Theil.

Mit zahlreichen Abbildungen, gezeichnet von C. Heyn, E. Heyn, G. Sundblad und Anderen, und Karten von B. Haſſenſtein.

Erſter Band.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'ſche Verlagshandlung.
1869.



Stich u. Druck v. Weger, Leipzig

C v d Decken

Walter E. Kunert
Wien 141, Ostmarkgasse 34

Baron

Carl Claus von der Decken's

Reiſen in Oſt-Afrika

in den Jahren 1859 bis 1861.

Bearbeitet

von

Otto Kerſten,

früherem Mitgliede der von der Decken'ſchen Expedition.

Mit einem Vorworte von Dr. **A. Petermann.**

Die Inſel Sanſibar. Reiſen nach dem Niaſſaſee und dem Schneeberge Kilimandſcharo.

Erläutert durch 13 Tafeln, 25 eingedruckte Holzſchnitte und 3 Karten.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'ſche Verlagshandlung.
1869.

Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau

Kronprinzessin Victoria von Preussen

Princeß Royal von Großbritannien und Irland

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet.

Vorwort von A. Petermann.

In der zweiten Hälfte des September 1860, alſo vor länger als acht Jahren, betrat ein Deutſcher Entdeckungsreiſender das oſtafrikaniſche Geſtade von Sanſibar, um ſich von hier aus zu geographiſchen Forſchungen in das weite unbekannte Innere des Kontinentes zu begeben.

Seit Jahrhunderten hatte man den großen — Europa ſo nahe gelegenen und doch ſo wenig bekannten — afrikaniſchen Kontinent von Norden, von Süden und von Weſten her zu erforſchen getrachtet, während die Oſtküſte wenig beachtet blieb. Da berichteten deutſche Miſſionäre, Krapf, Rebmann und Erhardt, die ſich auf dieſer Küſte niedergelaſſen hatten, von Schneebergen und einem immenſen Binnenſee*).

Von einem See in Inner-Afrika hatte man ſchon früher gehört, daß derſelbe aber von einem ſo ungeheuren Umfange, wie die Miſſionäre berichteten, und daß es unweit des Aequators rieſige Schneeberge gebe, — war etwas Neues, und konnte nicht verfehlen, in der geographiſchen Welt Aufſehen zu machen. Eine Reihe von wiſſenſchaftlichen Entdeckungsreiſenden begaben ſich bald nach dieſem vielverſprechenden Forſchungsgebiet: erſt die Engländer Burton und Speke in den Jahren 1857 und 1858, dann Speke vereint mit Grant, endlich auch Albrecht Roſcher aus Hamburg im Jahre 1859.

Der Deutſche Entdeckungsreiſende, der im September 1860 jenes afrikaniſche Gebiet betrat, war Baron Carl Claus von der Decken, ein Mann in ſeiner beſten Manneskraft, mit reichen Privatmitteln, wie ſie ſelten einem Deutſchen Reiſenden zur Verfügung ſtanden, und von glühendem Enthuſiasmus beſeelt, der geographiſchen Wiſſenſchaft zu nützen; Stellung, Familienglück, Europäiſchen Komfort, Reichthum — Alles im Stich laſſend und ſein Alles einſetzend, um dem ſchwarzen Kontinente einen Theil ſeiner Geheimniſſe zu entreißen.

---

*) Ich habe wohl unter den Erſten der geographiſchen Welt von dieſen Nachrichten Kunde gegeben (ſ. Geogr. Mittheilungen 1855 pp. 233 u. 234, 1856 pp. 19 ff. nebſt Karte) und dadurch ſowie durch meine damalige Correſpondenz mit Colonel Sykes — zu jener Zeit in der höchſt mächtigen und einflußreichen Stellung als Direktor der weiland oſtindiſchen Compagnie — nicht unweſentlich beigetragen zu den ſo wichtigen oſtafrikaniſchen Entdeckungsreiſen von Burton, Speke und Grant, Roſcher, von der Decken u. a.

So ſchwierig und gefahrvoll die Löſung ſolcher Aufgaben in der Regel auch ſein mag, ſo iſt wohl nur wenigen hoffnungsvollen Reiſenden eine ſolche Kette von Mißgeſchick und Hinderniſſen entgegen getreten, als Baron von der Decken. Aber ſie konnten einen Mann mit ſolcher Ausdauer und Zähigkeit nicht entmuthigen, ſondern nur ſeine Vorſätze immer von Neuem ſtählen. Viermal nahm er neuen Anlauf, zuletzt mit zwei trefflichen in Europa eigens erbauten Dampfern, die raſchen und ſicheren Eingang in die unerforſchten Gebiete Oſtafrikas erzwingen, ihm ſelbſt völlige Unabhängigkeit und Unbeſchränktheit gewähren ſollten. Aber auch hier verfolgte ihn das „treue Unglück", und wir ſehen den opferbereiten Mann im September 1865 nach fünf Jahre langen ungeheuren Opfern aller Art ſein eigenes Leben auf dem Felde Deutſchen Forſchungsdranges dahingeben.

Es iſt Baron von der Decken trotzdem nicht beſchieden geweſen, große gordiſche Knoten geographiſcher Räthſel zu durchhauen, epochemachende Reiſen durchzuführen, eklatante Entdeckungen zu machen, etwa wie es Burton und Speke in demſelben Gebiete geglückt war. Die Ergebniſſe ſeiner Anſtrengungen ſind mehr als ein Ausbau der Geographie anzuſehen, aber ſie ſind deshalb nicht minder ehrenvoll, als die glänzenden und gefeierten Errungenſchaften jener Mitarbeiter auf demſelben Gebiete.

In den meiſten ähnlichen Fällen erliſcht mit dem Tode des Handelnden auch die Verfolgung der Aufgabe, der er ſein Leben gewidmet. In dieſem Falle folgten dem Dahingeſchiedenen ins Grab bald hintereinander auch noch der Bruder, die Mutter — gerade diejenigen Perſönlichkeiten, die dem Kämpfenden und dem Gegenſtande ſeines Strebens die nächſte Sympathie zugewandt hatten. Aber von der Decken hatte ſich auf ſeinen Entdeckungsreiſen mit gleichgeſinnten Männern umgeben gehabt, durch welche er ſeinem Werke Fortdauer gab auch nach Opferung ſeines eigenen Lebens.

So ſehen wir die Produktion dieſes ausgezeichneten Werkes, dem es mir zur ehrenvollen Aufgabe geworden iſt, dieſes Vorwort zu widmen. Gewiß iſt es ein ſeltener Fall, und muß es ganz beſonders dankbar anerkannt werden, daß von den Decken'ſchen Entdeckungsreiſen, nachdem ſie von Anfang bis zu Ende von Mißgeſchick und Unglück verfolgt geweſen, ein Werk zu Tage gefördert worden iſt, in jeder Beziehung ſo ſorgfältig, gründlich und ausgezeichnet, als ob der Urheber ſelbſt noch am Leben wäre.

Ein wirklich gutes Reiſewerk iſt eine Seltenheit, eine ſchwierige, nicht oft gelöſte Aufgabe. Iſt es anziehend, lesbar und unterhaltend, ſo hat es in der Regel wenig oder keinen geographiſchen Werth; iſt es dagegen gediegen und inhaltreich, ſo iſt es gewöhnlich ſeiner Form nach langweilig und abſtoßend. Das vorliegende Werk vereinigt in ſeltener Weiſe beide gute Eigenſchaften. Es führt uns zunächſt den heldenmüthigen Kampf vor, den dieſer Deutſche Edelmann mit Einſetzung ſeiner eigenen Perſon, ſeiner reichen Mittel und ſeiner zahlreichen Gefährten fünf Jahre lang gegen die Ungunſt der Verhältniſſe durchführte; es beſchreibt uns ſeine verſchiedenen Reiſen, auf dem Feſtland und auf den Inſeln, im Tiefland und in der Nähe des ewigen Schnees.

Sodann verſetzt es uns in der anziehendſten Weiſe in das ganze Leben und Treiben Oſtafrikas, der Eingeborenen wie der dort anſäſſigen Europäer; hier erhalten wir u. a. einen förmlichen Roman, der ſich zwiſchen den letztern und des Sultans Familie abſpielt. Dann wird die Inſel Sanſibar, die Metropole Oſt-Afrikas, zum monographiſchen Gegenſtand einer eingehenden Schilderung der wunderbaren Natur des tropiſchen Afrika, ſeiner phyſikaliſchen Geographie, der Vegetation, des mannigfaltigen Thierlebens. Was in vielen anderen Werken trockne Appendices bildet mit langen Liſten und lateiniſchen Namen, das iſt hier geſchickt in die Erzählung eingeflochten und der Art genießbar gemacht, daß es zu einer angenehmen Lectüre wird. Und ſo wird uns nicht blos das reiche Leben auf und in der Erde geſchildert, ſondern auch in der Tiefe des Meeres, und wie mannigfaltig dieſes letztere iſt, geht daraus hervor, daß es u. a. nicht weniger als 428 verſchiedene Arten von Fiſchen bei Sanſibar giebt. Wiederum in anderen Abſchnitten wird uns die intereſſante bis in die Zeiten von Tyrus und Salomo hinaufreichende Geſchichte Oſtafrikas vorgeführt; die Beſchreibung des Handels von Sanſibar, deſſen Werth ſich gegenwärtig auf zehn Millionen Thaler beläuft; zur Abwechſelung eine hübſche Schilderung der niederen Thierwelt u. ſ. w.

Kurzum wir erhalten in dieſem Werke ein höchſt wechſelvolles Gemälde der fünfjährigen Reiſen von der Decken's, des oſtafrikaniſchen Feſtlandes und der Inſelgruppen, vom Schneeberg Kilimandſcharo bis Madagaskar, das eben ſo anziehend als gediegen und lehrreich iſt.

Einer der überlebenden Gefährten des unglücklichen Reiſenden, mein lieber Freund Dr. Otto Kerſten, hat ſich das hohe Verdienſt erworben, unter Beihilfe ausgezeichneter naturwiſſenſchaftlicher Fachgelehrten, in dieſem Buche dem

Baron von der Decken und ſeinem Forſchungswerke das beſte Denkmal zu ſetzen und die geographiſche Literatur um ein ausgezeichnetes Werk zu bereichern. Wie der Text, ſo ſind auch die Illuſtrationen ausgezeichnet und wahrhaft künſtleriſch ausgeführt, und Nichts iſt geſpart worden, um die Aufgabe möglichſt vollkommen zu löſen.

Ganz beſondere Erwähnung verdienen auch die Karten; denn es kommt gewiß höchſt ſelten vor, daß ein ſo umfangreiches und werthvolles Material von Beobachtungen, Meſſungen, Aufnahmen und Entdeckungen, wie es hier vorlag, von der bewährten Hand eines Bruno Haſſenſtein eine ſo höchſt mühſame, gründliche, fachgemäße Verarbeitung, eine ſo ohne alle Rückſicht auf Koſten bemeſſene geſchmackvolle und ſaubere Ausführung durch Stich und Druck gefunden hat.

So lebt von der Decken's Werk fort: einmal in dieſer trefflichen Publikation des Dr. Kerſten, und dann auch in den ſeit ſeinem Tode durch ſeine ausgezeichneten Reiſegefährten theils in Ausſicht ſtehenden, theils bereits von Neuem mit bedeutendem Erfolg und Reſultaten ausgeführten neuen Forſchungsreiſen*). Möchten noch viele wichtige Reſultate als Folge des großartigen Unternehmens erſtehen, das ein Deutſcher Edelmann mit ſo ungeheuren Opfern ins Werk geſetzt hat.

Gotha, 17. Oktober 1868.

A. Petermann.

---

*) So die intereſſanten und werthvollen Reiſen Richard Brenner's in den Jahren 1866 und 1867, von denen es mir in der liebenswürdigſten Weiſe geſtattet war, in dem 10. Heft der „Geographiſchen Mittheilungen" für 1868 eine Ueberſichtskarte zu publiciren.

Vorwort des Herausgebers.

Nicht eine Reiſebeſchreibung im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſoll dieſes Buch ſein, ſondern eine maleriſche Schilderung der wunderreichen Gebiete, welche Baron Carl Claus von der Decken und ſeine Begleiter in jahrelangen Wanderungen durchſtreiften, und nicht für Fachmänner allein iſt es beſtimmt, ſondern zur Unterhaltung und Belehrung für Jedermann, der Antheil nimmt an den hochherzigen Beſtrebungen begeiſterter Männer zur Erforſchung unſeres Erdballs.

Um alle Fragen beantworten zu können, welche man über die Natur des Landes und die Artung der Bewohner an Reiſende zu ſtellen gewohnt iſt, mußte ich Mancherlei aufnehmen, was Dem oder Jenem zu viel erſcheinen mag. Ich habe hiermit der Geſammtheit und nicht gewiſſen engbegrenzten Kreiſen gerecht werden wollen und würde mich über Vorwürfe Dieſer durch den Beifall Jener zu tröſten wiſſen.

Bei meiner Arbeit benutzte ich die Tagebücher des Barons und ſeiner Begleiter ſowie meine eigenen Aufzeichnungen und Erfahrungen. Selbſtverſtändlich konnte ich allen Stoff nicht hieraus allein ſchöpfen, ſondern mußte auch bei Anderen ſuchen. Was dem Plane des Ganzen zu entſprechen ſchien, habe ich aufgenommen, die Quellen aber ſtets bezeichnet, ſoweit Dies anging, ohne den Zuſammenhang allzu ſehr zu ſtören.

Mit großem Danke muß ich die Gefälligkeit zahlreicher, an betreffender Stelle genannter Freunde anerkennen, welche mich mit Berichtigungen, Kartenſkizzen und ſonſtigen Angaben unterſtützt haben. Hier ſei beſonders erwähnt, daß die Beſchreibungen der erſten Dſchaggareiſe und die dazu gehörigen Karten ſehr unvollſtändig geblieben ſein würden, wenn nicht Herr George Thornton in Bradford, durch die freundliche Vermittelung des Herrn H. W. Bates, Sekretär der Londoner geographiſchen Geſellſchaft, mir alle hierauf bezüglichen Tagebücher und Zahlenangaben ſeines verſtorbenen Bruders Richard zur unumſchränkten Benutzung überlaſſen hätte.

Betreffs des Planes und der Ausführung des Buches verdanke ich Vieles meinem hochverehrten Freunde A. E. Brehm, dem begeiſterten Schilderer des Thierlebens. Obwol ſelbſt gedrückt von der Laſt ſeiner Arbeiten, ſtand er mir monatelang mit Rath und That zur Seite, weil er ſich erwärmt hatte für die Ziele des ihm befreundeten Reiſenden und für die Sache, welche zu vertreten es galt. Mängel, welche Kundige finden werden, bitte ich, nachſichtig beurtheilen zu wollen. Ich habe, wie ich behaupten darf, redlich geſtrebt und keine Mühe geſcheut, um dem Buche das Beſte zuzuwenden und die vorzüglichſten Kräfte zu gewinnen — und wenn Das, was ich erreichte, doch wenig iſt von Dem, was ich zu erreichen hoffte, ſo trifft mich wenigſtens der Vorwurf der Läſſigkeit nicht.

Nur wer da weiß, wie ſchmerzlich es iſt, an der Ausführung ſeiner Entwürfe durch Mangel an Mitteln gehindert zu ſein, wird den Umfang der Dankbarkeit ermeſſen können, zu welcher ich der Familie von der Decken für die großartige Unterſtützung verpflichtet bin, durch die allein es mir möglich ward, meiner Aufgabe einigermaßen gerecht zu werden. Meine hohen Auftraggeber ſcheuten keine Opfer, um die Ausſtattung zu einer würdigen zu geſtalten, in der gewiß richtigen Erwägung, daß dieſe Reiſen, welche ſoviele theure Menſchenleben gekoſtet, ihren Abſchluß und eigentlichen Nutzen erſt finden könnten durch eine gediegene Darſtellung und größtmögliche Verbreitung der Ergebniſſe.

Urſprünglich war das von der Decken'ſche Reiſewerk beſtimmt, ein Denkmal zu ſein des Reiſenden Carl Claus, welcher der Wiſſenſchaft und dem Vaterlande ſein Leben und einen großen Theil ſeines Vermögens geopfert; nunmehr iſt es zugleich eine Erinnerung an den trefflichen Bruder des Reiſenden, Baron Julius von der Decken auf Melkhof, welcher am 16. Juni 1867 zu Vichy im ſüdlichen Frankreich verſchied, nachdem er den Plan zur Herausgabe dieſes Buches gefaßt und ihn auf das Kräftigſte gefördert hatte, eine Erinnerung nicht minder auch an Beider Mutter, die Frau Fürſtin Adelheid von Pleß, welche das Vermächtniß ihrer Söhne übernahm und es in aufopferndſter Weiſe weiter führte. Auch ihr war es nicht vergönnt, das Werk erſcheinen zu ſehen, an welchem ſie, trotz monatelanger, unſäglicher Leiden den lebhafteſten Antheil nahm; doch wurde der ſchwergeprüften Frau vor ihrem Ende noch die Freude, daß Ihre Königliche Hoheit, die Frau Kronprinzeſſin Viktoria von Preußen, die Höchſtihr zugedachte Widmung anzunehmen geruhte — ein neuer

Beweis des ausgezeichneten Wohlwollens, mit welchem die Hohe Frau durch mächtige Fürſprache in ihrem Heimatlande die Unternehmungen des Reiſenden gefördert und nachmals Theil genommen an ſeinem traurigen Schickſal ſowie an dem Schmerze der Seinigen.

Was von der Decken begann, iſt noch keineswegs zu Ende gebracht; nur als ein Anfang zur Erſchließung des Landes, welches trotz ſeiner reichen Schätze ſo lange faſt unbekannt geblieben, kann das bisher Erreichte betrachtet werden. Decken's Reiſen werden andere zur Folgen haben, unternehmende Kaufleute und Anſiedler ſich nach dem fernen Oſten wenden und in nicht gar zu ferner Zeit jene Gebiete einen ungeahnten Aufſchwung nehmen. Vielleicht trägt auch Decken's Reiſewerk mit bei zur Beſchleunigung dieſer Entwickelung; denn laut gnädiger Verfügung der Frau Fürſtin Adelheid von Pleß iſt ein etwaiger Ertrag deſſelben beſtimmt, eine Stiftung zur Förderung der Erdkunde zu bilden.

Möge das vorliegende Buch ſchon um deswillen einen Platz in Haus und Familie ſich erobern; möge es anregen, dem hehren Vorbilde eines von der Decken nachzueifern; möge es den Blick des Einzelnen wie des Vaterlandes auf jenen geſegneten Erdſtrich lenken, daß ſie feſthalten und nützen, was mit ſovielen Opfern errungen!

Altenburg, im Oktober 1868.

Otto Kerſten.

Inhaltsverzeichniß des erſten Bandes.

Erſtes Buch. Sanſibar.

Erſter Abſchnitt.

Der erſte Tag in Sanſibar.

Seite
Ankunft . . . 3
Lage der Stadt . . . 5
Kalkbrennereien auf offenem Markte . . . 6
Feſtung und Zollhaus . . . 8
Ein Markt. — Paläſte des Sultahns . . . 9
Sklaven in Ketten. — Des Sultahns Marſtall 10
Hinduſtraße und Schule . . . 11
Arabiſcher Kirchhof . . . 12
Negerwohnungen. — Die Naſimoja . . . 13
Tanz und Waffenſpiel . . . 14
Sklavenmarkt. — Abends auf dem Dache . . 15

Zweiter Abſchnitt.

Die Inſel.

Paſſate und Monſune . . . 17
Ihre Bedeutung für Sanſibar. — Regenzeiten 19
Klima . . . 20
Lage der Inſel. — Meeresſtrömungen . . . 21
Gezeiten. — Bodenbeſchaffenheit . . . 22
Gewäſſer . . . 25

Dritter Abſchnitt.

Nähr- und Nutzpflanzen.

Die Pflanzendecke in verſchiedenen Theilen der Inſel . . . 27
Reis, Mtama, Mais, Bohnen, Erbſen, Mhogo 29
Batate . . . 30
Yam. — Gemüſe. — Die Kokospalme . . . 31
Dattel- und Sagopalme, Banane. — Mango . 37
Jackfrucht . . . 38
Papay . . . 39
Melone. — Ananas. — Orange . . . 40
Granatapfel. — Litſchi . . . 41
Guyave. — Jamroſe. — Anone. — Gewürznelke 42
Seite
Muskatnuß. — Zimmtbaum . . . 45
Rother Pfeffer. — Seſam . . . 46
Zuckerrohr. — Indigo. — Baumwolle. — Kaffee 47

Vierter Abſchnitt.

Ein Blick auf die Thierwelt der Inſel.

Korallenthiere . . . 49
Thierleben auf einer Koralleninſel . . . 50
Heuſchrecken und Einſiedlerkrebſe . . . 52
Verdienſte der „lächerlichen Krabben“. — Inſektenarmut . . . 53
Der Rieſentauſendfuß. — Gefährliche Hundertfüße 54
Salz- und Süßwaſſerfiſche. — Lurche . . . 55
Der Waran . . . 56
Unſere Kenntniß der Vogelwelt . . . 57
Raubvögel . . . 58
Sperr-, Sing- und Klettervögel . . . 59
Wildtauben und Hühner. — Sumpfvögel . . 60
Schwimmvögel. — Der Galago oder Komba 61
Flederthiere. — Raubthiere . . . 65
Hamſterratte . . . 67
Zwergantilopen . . . 68
Wildſchwein. — Ein Gaſt vom Feſtlande . . 70
Hausthiere . . . 70

Fünfter Abſchnitt.

Die Bevölkerung.

Die Neger Oſt-Afrikas . . . 75
Fremde Einwirkungen . . . 76
Zahl und Vertheilung der Einwohner . . . 77
Sklavenhandel . . . 78
Geſellſchaftliche Stellung der Sklaven . . . 80
Die arbeitenden Klaſſen und ihre Beſchäftigung 83
Tracht und Sinnesart . . . 85
Madagaſſen und Komorianer. — Wohlhabende, Araber und Suaheli. — Kleidung . . . 87
Wohnungen . . . 88

Seite
Lebensweiſe und Gewohnheiten 90
Familienleben 93
Geburt, Erziehung. — Todtenfeier 96
Bildung. — Tugenden und Laſter 99
Feſte und Zeitrechnung 100
Suri, Kuli und Beludſchen 101
Hindi und Banianen, die Juden Oſt-Afrikas. Tracht und Sitten 102
Bajaderentanz 105
Portugieſen aus Goa. — Die Waſungu 107
Häusliche Einrichtung, Lebensweiſe 108
Stellung im Lande. — Verkehr mit dem Herrſcherhauſe — Ein verwirklichtes Märchen aus „Tauſend und eine Nacht“ 112

Sechster Abſchnitt.

Staatliche Verhältniſſe.

Die Imahme von Omahn und die Oſtküſte von Afrika 115
Die Jarebiten. — Vertreibung der Portugieſen 116
Seite
Die Dynaſtie des Abu Saidi. — Unabhängigkeitskämpfe von Mombas unter der Familie der Mſara 117
Seid Said 118
Mombas unter engliſchem Schutze 119
Ende der Herrſchaft der Mſara 120
Ueberſiedelung Seid Saids nach Sanſibar. — Theilung des Reichs. — Seid Madjid 122
Grenzen der Herrſchaft 126
Einnahmen und Ausgaben. — Macht zu Land und See 127
Arabiſches Beamtenthum 128
Rechtszuſtände 129
Gottesverehrung und Unterricht 130
Der Handel, ein Erzeugniß der letzten Jahrzehende 131
Vertheilung von Einfuhr und Ausfuhr. — Münzen, Maße und Gewichte 132
Kriegsſchiffe im Hafen 133
Poſtverbindung. — Sanſibar in ſeiner Wichtigkeit für Entdeckungsreiſende 134

Zweites Buch. Niaſſa-Reiſe.

Siebenter Abſchnitt.

Kiloa.

Vorbereitungen in Sanſibar. — Koralli 140
Arabiſche Schiffe 142
Seereiſe nach Kiloa: Delphine, Kampf zwiſchen Seevögeln und Fiſchen 144
Kiloa Kibendſche und Kiloa Kiſſiwani 145
Unannehmlichkeiten 147
Eine Verſammlung der Väter der Stadt 148
Nach Sanſibar und zurück 150
Endloſe Verhandlungen 151
Lager der Wabiſa und Wahiao. — Wildſchweine 153
Hundsaffen 156
Ein Abenteuer 158

Achter Abſchnitt.

Die erſte Reiſe ins Innere.

Vorläufiger Aufbruch 161
Abdallahs Schamba 162
Der Reiſende und die Frauen 163
Endgiltige Abreiſe. — Die erſten Tagemärſche 164
Lebensmittelnoth. — Beginn der Regenzeit 165
Sitten und Gebräuche der Eingeborenen 167
Verlängerter Aufenthalt. — Ein Kranker 168
Weitermarſch. — Waſſerreichthum des Landes 169
Sonderbare Felsbildung 170
Empörung im Lager. — Von Meſſule zurück 171
Ein trauriger Weihnachtsabend. — Charakterzüge der Beludſchen und Küſtenaraber 173
Ankunft in Kiloa. — Aerger und Verluſte 175
Schwere Krankheit 176

Neunter Abſchnitt.

Rückblick und Ergebniſſe.

Roſchers Schickſale 178
Abdallahs Handlungsweiſe 180
Kurzarmige Gerechtigkeit. — Ausſichten für künftige Reiſende 181
Stand unſerer bisherigen Kenntniß. — Der Niaſſaſee 182
Ergebniſſe der Decken’ſchen Unternehmung: Bodenbeſchaffenheit und Gewäſſer 183
Vorkommen von Thieren. — Ackerbau 184
Sklavenhandel 185

Drittes Buch. Der Kilimandſcharo.

Zehnter Abſchnitt.

Mombas.

Seite
Sanſibars Nordweſt-Küſte 190
Erſter Eindruck von Mombas 191
Geſchichte der Stadt 192
Lage der Inſel 194
Verſchiedenartige Pflanzenwelt: Kigelia . . . 195
Dumpalme. Affenbrodbaum 196
Thierleben 198
Webervogel. Schmarotzermilan 199
Zwergantilope 200
Stachelſchwein 202
Die erſten Anſiedler 203
Wamwika und Wakilindini. — Die Herrſchaft ſonſt und jetzt 204
Die Stadt Mombas 205
Die Ruinen der Inſel 206
Beſuch beim Kommandanten und im Inneren der Feſtung 208

Elfter Abſchnitt.

Das Miſſionsgebiet.

Nach Kiſoludini 210
Miſſionsthätigkeit Krapfs und Rebmanns . . 211
Aeußeres der Wanika, ihre Artung 212
Ein Jahrmarkt zu Emberria 214
Wohnungen. — Feſtlichkeiten und Bräuche . . 215
Glaube und Aberglaube 216
Der Muanſa. — Herrſchaft der Aelteſten . . 217
Verhältniß der Wanika zu Suaheli und Arabern 218
Gottesdienſt in der Landesſprache. — Rabai Mpia 219
Nächtliche Fahrt auf dem Panganiſtrome . . 220

Zwölfter Abſchnitt.

Bis an die Grenze der Wildniß.

Ein Wettrennen in der Naſimoja 221
Mr. Thornton als wiſſenſchaftlicher Reiſebegleiter 222
Schwierigkeiten des Reiſens in Oſt-Afrika . . 223
Feſtlicher Abſchied 224
Die erſten Tage in Mombas 225
Von der Decken und Rebmann. — Unterhandlungen mit Karawanenführern. — Packen der Mſigo 227
Auszahlungsfeierlichkeit 228
Beſtand der Reiſegeſellſchaft 229
Ehrengeleit bis aufs Feſtland 230

Dreizehnter Abſchnitt.

Reiſeleben.

Der Aufbruch. — Marſchordnung 231
Leiden des Trägerſtandes. — Ankunft im Lager 232
Seite
Der vielgeplagte Europäer. — Tagebuchſchreiben und Stenographie. — Sorge für den Magen 233
Verſchanztes Lager. — Annehmlichkeiten der erſten Nacht. — Wanikadörfer 234
Bei den Wakamba. — Tracht, Wohnung ꝛc. . 235
Die Wildniß 236
Eſelreiten. — Faki's Führertalente. — Schlafende Wachen 237
Ein geſchickter Bogenſchütz. — Aufgeſcheuchte Giraffen. — Die erſten Ngurunga's . . . 238
Am Kilibaſſi. — Die erſte Station für Einkauf von Lebensmitteln 239

Vierzehnter Abſchnitt.

Das Binnenland und ſeine Bewohner.

Die oſtafrikaniſche Ebene. — Bodengeſtalt und Landſchaftliches 240
Nur die Berge ſind bewohnt. — Sprachverwandtſchaft. — Das Teitaland 242
Tracht und Benehmen der Wateita 243
Weiſſagung aus den Eingeweiden. — Beſteigung des Berges 244
Hinderniſſe. — Das höchſte Dorf 245
Noth um Lebensmittel. — Die Eſel werden geraubt 246
Waffentanz der Krieger. — Entſchloſſenheit Deckens. — Grigri und Schauri 247
Nächtlicher Aufbruch. — Faki's Lohn 248
Wirkung des Biſſes der Donderobofliegen. — In Gefahr zu verdurſten 249
Der Elephantenfluß. — Nachts auf dem Anſtande 250
Lager am Paregebirge. — Die Eingeborenen. — Wie man am billigſten einkauft 251
Bluttrinken. — Ein würdiger Herrſcher . . 252
Verlaſſenes Lager in Kiſuani 253
Ein Stutzer und Uſurpator 254

Fünfzehnter Abſchnitt.

Der See Jipe.

Annäherung an den See. — Ein edler Karawanenbrauch 256
Marſch längs des Oſtufers 257
Begegnung mit acht Löwen 258
Erlegung dreier Nashörner 259
Anderes Wild. — Nächtliche Jagdabenteuer . 260
Bienenkörbe 261
Feierlicher Empfang in Dafeta. — Sultahn Maũngu. — Die Ceremonien des Kiſchongo und der Blutsbrüderſchaft 262
Großer Rath der Häuptlinge 263
Tracht und Schmuckgegenſtände der Wadafeta. — Ein Kriegstanz 264

Seite
Ausflug nach einem Hügel am See. — Beſchwerlichkeit der Winkelmeſſungen 265
Der Vertrauensmann Banafumo. — Abſchied von Dafeta 266

Sechzehnter Abſchnitt.

Das Dſchaggareich Kilema.

Der Kilimandſcharo, der König der Berge; ſeine Geſtalt, ſeine Schneedecke 267
Dſchaggalandſchaften 268
Die Paradiesfeige und ihr Nutzen 269
Wohnungen der Eingeborenen 270
Waſſerleitungen und Schanzgräben. — Staatliche Einrichtungen. — Verkehr der Bewohner unter ſich und mit den Nachbarvölkern 271
Günſtige Verhältniſſe für eine europäiſche Niederlaſſung. — Annäherung an Kilema. — Friedensgruß. — Peinliches Warten 272
Lagerplatz der Karawanen. — Stark beſuchter Markt. — Geſichtsbildung und Tracht der Wakilema 273
Sicherheitswachen. — Beſuch des Sultahns 274
Gegenſeitige Geſchenke. — Beſichtigung der Wunder Europas. — Erlaubniß, Vögel zu ſchießen 275
Tanz zu Ehren der Fremden. — Erſte Unannehmlichkeiten 276
Das Abfeuern einer Rakete ſtellt die Ordnung wieder her 277
Ein Ausflug. — Großartige Rundſchau. — Bettelei der Könige und Miniſter, Betrügereien der Unterthanen 278
Langes Hinhalten. — Entſchiedenes Auftreten dringt durch. — Vorbereitungen zur Beſteigung des Kilimandſcharo 279
Eine frühere Beſteigung. — Empfang im letzten Dorfe 280
Vereitelte Empörung. — Herrlicher Morgen im Urwalde. — Zwei Nächte in 8000 Fuß Meereshöhe 281
Was ſich inzwiſchen im Lager zugetragen. — Belagerungszuſtand 282
Eine gut beſtandene Prüfung 283
Die Verhältniſſe beſſern ſich nicht. — Abbruch der friedlichen Beziehungen 284
Umgewandeltes Benehmen. — Abreiſe trotzalledem 285

Siebzehnter Abſchnitt.

Das Land Madſchame.

Staatsverhältniſſe. — Einiges aus der früheren Zeit 286
Rebmann in Madſchame 287
Unannehmlichkeiten des Weges durch die Ebene. — Schwarze Ameiſen 288
Wildfallen 289
Sumpf und Buſch. — Verlaufen nach Kindi 290
Faki's Sündenregiſter. — Das Kleeblatt der Geheimräthe von Madſchame. — Erklärungen 291
Die königliche Familie 292
Sturm und Sonnenſchein 294
Der Kilimandſcharo von Südweſten aus 295
Wunderkraft der Raketen. — Leere Verſprechen 296
Abmarſch und Rückkehr 297
Drohungen 298
Ausflug nach Manki's Grabhügel 299
Verbotener Beſuch eines Marktes der Weiber. — Harte Geduldprobe 300
Ein rettender Entſchluß 301
Nächtlicher Aufbruch 302

Achtzehnter Abſchnitt.

Letzte Verſuche.

Was noch zu thun blieb. — Durch die Ebene nach Dafeta 304
Unangenehme Neuigkeiten. — Die alte Freundſchaft durch den Blutseid erneuert 306
Ankunft in Kilema 307
Entſcheidung der Ungewißheit 308
Nochmals in Dafeta. — Forderungen der Aelteſten 309
Ein Abenteuer Thorntons. — Meuterei unter den Trägern 310
Abſchied 311

Neunzehnter Abſchnitt.

Die Rückreiſe.

Brunnen in der Wüſte. — Wiederum in Kiſuani und am Paregebirge 312
Ein Meſſungsausflug. — Ueber Gondja nach Mbaramu 313
Raubzug der Wateita vom Kadiaro. — Das Bergland Uſambara. — Lage und Bodenbeſchaffenheit 314
König Kmeri und ſein Haus 315
Die Waſambara. — Reichthum des Landes 316
Sultahn Rufundu 317
Die erſten Wadigodörfer. — Ankunft im Küſtenſtädtchen Wanga 318
Austauſch von Neuigkeiten. — Läſtige Neugier. — Diwani Pinda und ſeine Zauberkünſte 319
Die Nachbarorte Wanga und Magugu 320
Marſch nach Pongue 321
Frechheit einer Hyäne. — Beſtrafte Ungaſtlichkeit 322
Wie die Suaheli ihre Gewehre abfeuern 323
Ein Küſtenmarſch und ſeine Leiden. — Letzte Nacht im Freien. — Großartiger Empfang in Mombas 324
Lohn und Strafe. — Ergebniſſe und neue Pläne 325
Böſe Nachwirkungen. — Zurück nach Sanſibar 326
Anmerkungen von Seite 327 bis 337.

Bilder und Karten des erſten Bandes.

Die Bilder ſind, falls nichts Anderes bemerkt, nach ſelbſtgefertigten Photographien gezeichnet, die Karten nach allen vorhandenen Quellen und den Aufnahmen von der Deckens und ſeiner Begleiter.

I. Eingedruckte Holzſchnitte.

Seite
1) Initiale zum Abſchnitte „Die erſten Tage in Sanſibar" 3
2) Ein Baumkahn unter Segel. Nach einem Bilde von E. Trenn 4
3) Kalkbrennerei in Sanſibar 7
4) Arabiſche Kuli 9
5) Indiſcher Kramladen 11
6) Hindutempel in der Naſimoja 13
7) Sandſteingebilde bei Sanſibar 24
8) Gewürznelkenpflücken 44
9) Arabiſche Kokosnuß-Oelmühle. Nach Guillain 72
10) Schwarze Waare 80
11) Sklavinnen bei häuslichen Arbeiten . . . 82
12) Negermutter mit Kind 85
13) Araber, Perſer und Komorianer 87
14) Der Scherif Muniemkü und ſein Sohn . 89
15) Indiſcher Bajaderentanz 106
16) Inneres der Engliſchen Miſſion (Eckhaus in Schangani) 109
17) Simakaſi, Sklavin der Schweſter des Sultahns. Nach Kol. Playfair . . . 113
18) Seid Madjid, Sultahn von Sanſibar. Nach einer Photographie im Beſitze von A. O'Swald 123
19) Initiale zum Abſchnitte „Kiloa" 139
20) Das Waldſchwein Südafrikas. Nach Wolf 154
21) Initiale zum Abſchnitte „Mombas" . . 189
22) Mombas vom Feſtland aus 191
23) Zwergantilopen, Pandanusgebüſch und Kaſuarinenbaum 201
24) Portugieſiſche Ruine bei Mombas . . . 206
25) Brunnen und Moſchee in Mombas . . 226

II. Tafeln.

1) Portrait des Barons C. C. von der Decken (Stahlſtich, nach einer Photographie von Ph. Graff).
2) Sanſibar von See aus (Holzſchnitt).
3) Kirchhof in Sanſibar (Holzſchnitt).
4) Sanſibar vom Dache des engliſchen Miſſionsgebäudes aus geſehen (Holzſchnitt).
5) Sanſibarbäume: Mango- und Jackfruchtbaum (Photographie, nach einem Bilde von Trenn).
6) Oeffnen der Kokosnüſſe in Bet el Ras (Photographie).
7) Der Komba oder Galago Sanſibars (Holzſchnitt, Zeichnung nach der Natur).
8) Niederes Gefolge des Sultahns (Holzſchnitt).
9) Mombasbäume: Baumwollenbaum und Adanſonien (Holzſchnitt).
10) Stadt und Feſtung Mombas, geſehen von Südweſten (Radirung).
11) Der Schneeberg Kilimandſcharo von Madſchame aus (Holzſchnitt, nach einer Zeichnung v. d. Deckens).
12 und 13) Portugieſiſche Ruinen und Inſchriften I. und II. (Holzſchnitte, nach Zeichnungen v. d. Deckens).

III. Karten.

1) Die Inſel Sanſibar, Maßſtab 1:1,000,000, mit zwei Cartons,
  a) Plan der Stadt 1:50,000,
  b) der Hafen von Sanſibar.
2) Südlicher Theil des Sanſibargebietes, Maßſtab 1:1,000,000;
  a) bis zur Inſel Mafia, mit Roſchers Küſtenreiſe,
  b) bis zur Bucht von Lindi, mit v. d. Deckens Reiſeroute von Kiloa nach Meſule.
  c) bis zum Cap Delgado, nebſt Ueberſicht der drei Abtheilungen.
3) Karte der beiden Reiſen zum Schneeberg Kilimandſcharo, Maßſtab 1:1,000,000, mit vier Kartons
  a) Mombas und Umgebung, Maßſtab 1:250,000,
  b) die Bai von Malindi, Maßſtab 1:250,000,
  c) die Bai von Wanga, Maßſtab 1:274,000,
  d) die Bai von Pangani, Maßſtab 1:250,000,
nebſt Profilen der Routen von Mombas bis Dſchagga und von Wanga bis Aruſcha.

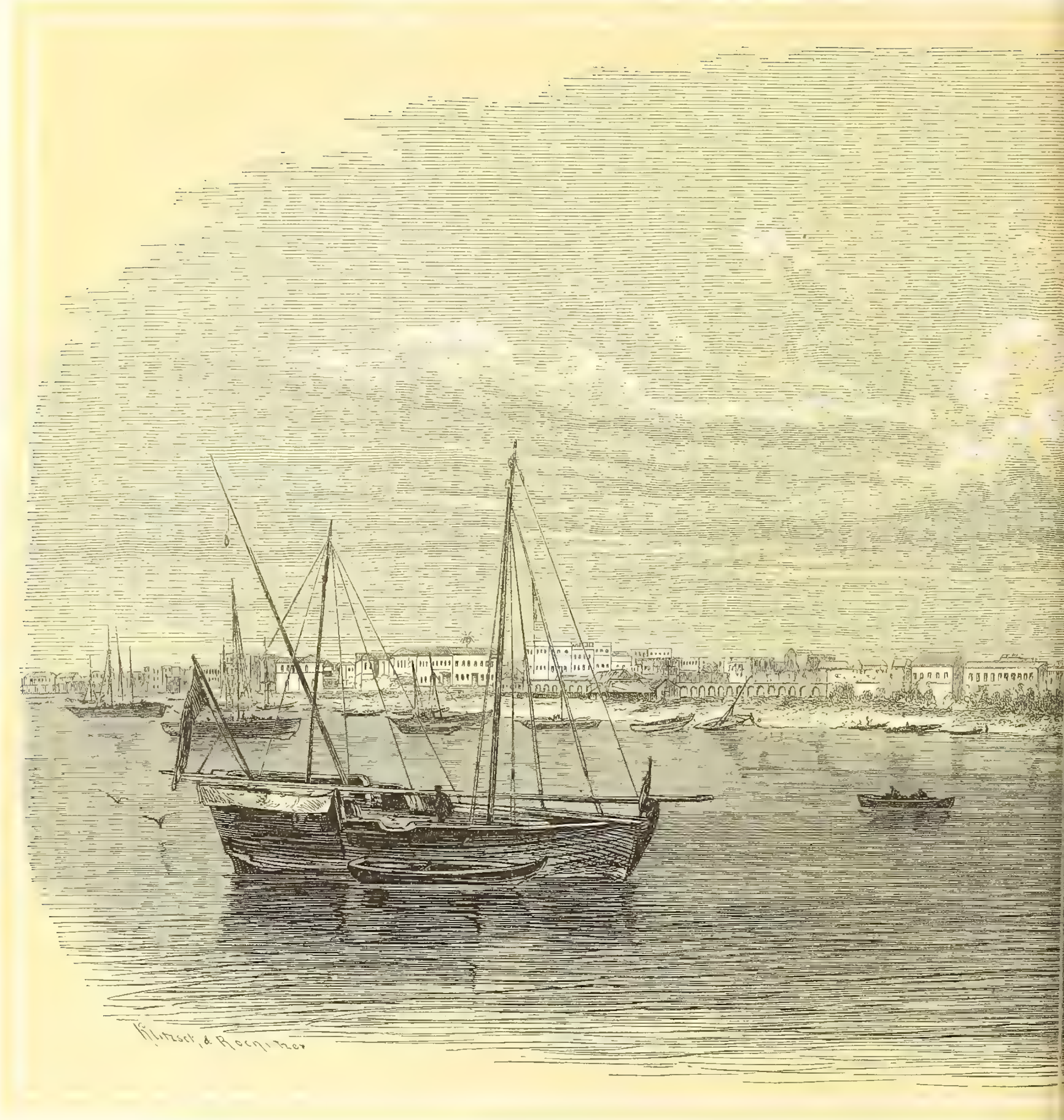
Bemerkung über die richtige Betonung

der im Buche und auf den Karten vorkommenden Namen.

Alle mehrſilbigen Suaheliwörter — welche man leicht daran erkennt, daß ſie auf einen Selbſtlauter ausgehen — haben den Ton auf der vorletzten Silbe (wie Kiſimkāſi, Schangāni, Naſimōja), falls Dies nicht ausdrücklich anders angegeben iſt. Die arabiſchen Namen — welche zumeiſt auf einen Mitlauter ausgehen — haben faſt durchgängig den Ton auf der letzten Silbe (wie Imām, Omān, Sultān, Maskāt). Weil einem arabiſch gebildeten Ohre Nichts abſcheulicher klingt als die bei uns ſo verbreitete Ausſprache Súltăn, Hárĕm u. ſ. w., haben wir die richtige Ausſprache und Betonung in möglichſt auffälliger Weiſe durch das bei uns übliche Dehnungszeichen „h“ (wie Sultahn, Harehm, Imahm) bezeichnet. Hierbei bemerken wir jedoch ausdrücklich, daß dieſes „h“ nicht als wirklicher Buchſtabe in dem arabiſchen Worte ſelbſt vorkommt; wandert daher der Ton bei Zufügung einer Endſilbe, ſo fällt es, eben weil es blos Dehnungszeichen iſt, ſelbſtverſtändlich wieder weg, Sudahn z. B. wird Sudănēſe. Werden arabiſche Wörter durch Anhängung eines Selbſtlauters ſuaheliſirt, ſo haben ſie wie echte Suaheliwörter den Ton auf der vorletzten Silbe, gleichviel ob dieſe vorher ſchon betont war oder nicht, z. B. Arăb (Araber) iſt im Suaheli M'arābu, Sultān (Herrſcher) wird Sultāni. Die Wörter Kiloa und Sanſibar haben den Ton auf der drittletzten Silbe.

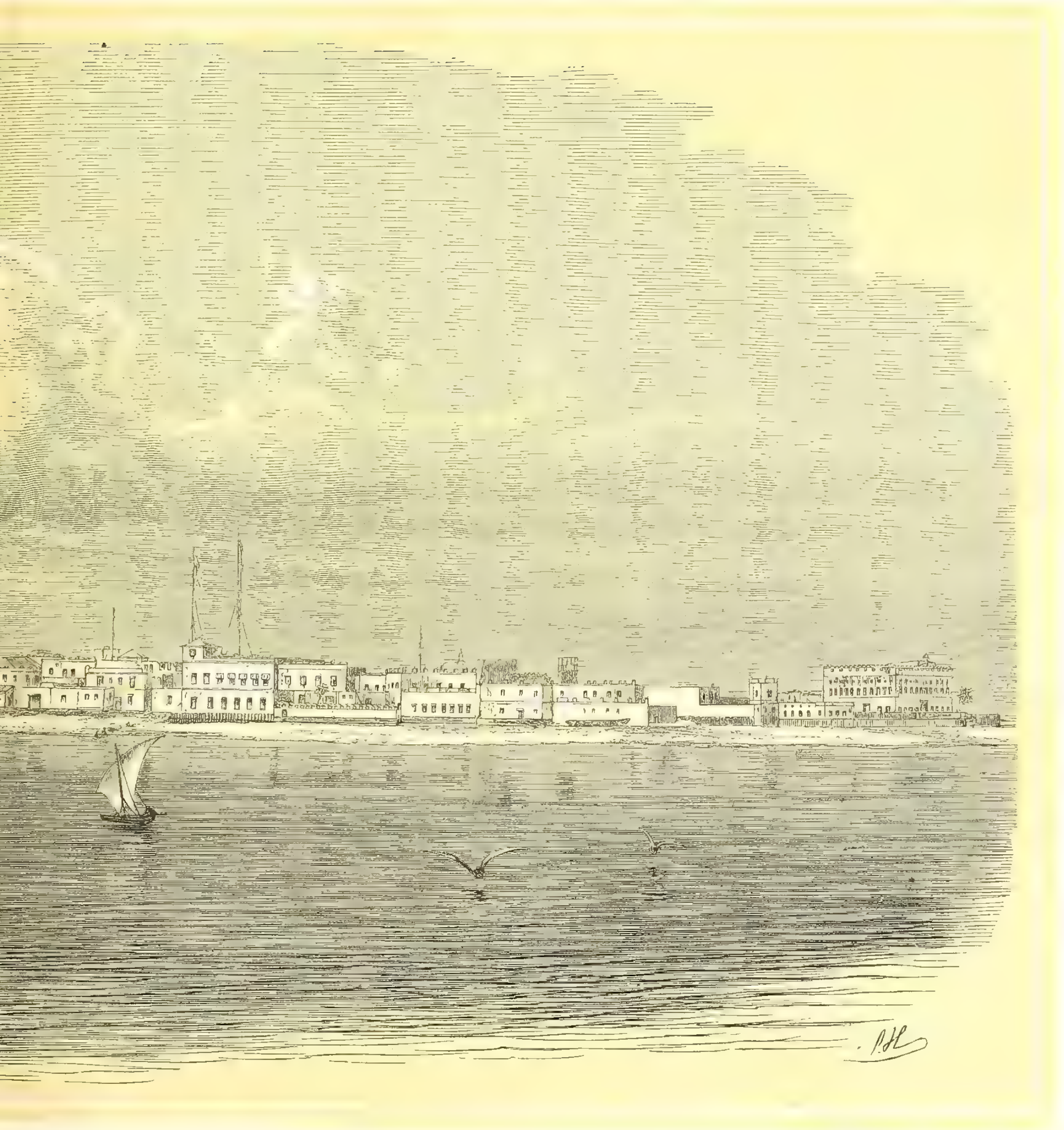
Berichtigungen.

Auf Seite 49 Zeile 12 von unten lies Neu-Guinea ſtatt „Neuſeeland“.
= = 57 = 3 von unten lies gewonnen ſtatt „ſich herangebildet“.
= 148 = 17 von unten lies 13 ſtatt „18“.
= = 164 = 10 und 13 von unten lies Namiſu ſtatt „Nariſſu“.
= = 164 = 4 bis 6 von unten muß es heißen: Unſer Weg zog ſich in einer ſanft anſteigenden Ebene dahin zwiſchen einzelnen Hügeln, welche ꝛc.
= = 164 = 1 von unten lies Weſten ſtatt „Oſten“.
= = 169 = 11 von unten lies Mihumu ſtatt „Mihuhu“.
= = 170 = 11 von unten lies nördlich ſtatt „nordweſtlich“.
= = 174 = 19 von oben lies Kiguruka ſtatt „Kunguruha“.
= = 242 = 4 und 5 von unten lies Kadiaro ſtatt „Kilibaſſi“.
= = 257 = 11 von oben ſchalte (29) hinter „Seefläche“ ein.
= = 271 = 7 von unten lies Marenga ſtatt „Maranga“.
= = 329 Anm. (9) Zeile 5 von unten lies Quid autem ſtatt „Guid autun“.
= = 332 Anm. (18) Zeile 4 von unten lies öſtlich ſtatt „weſtlich“.

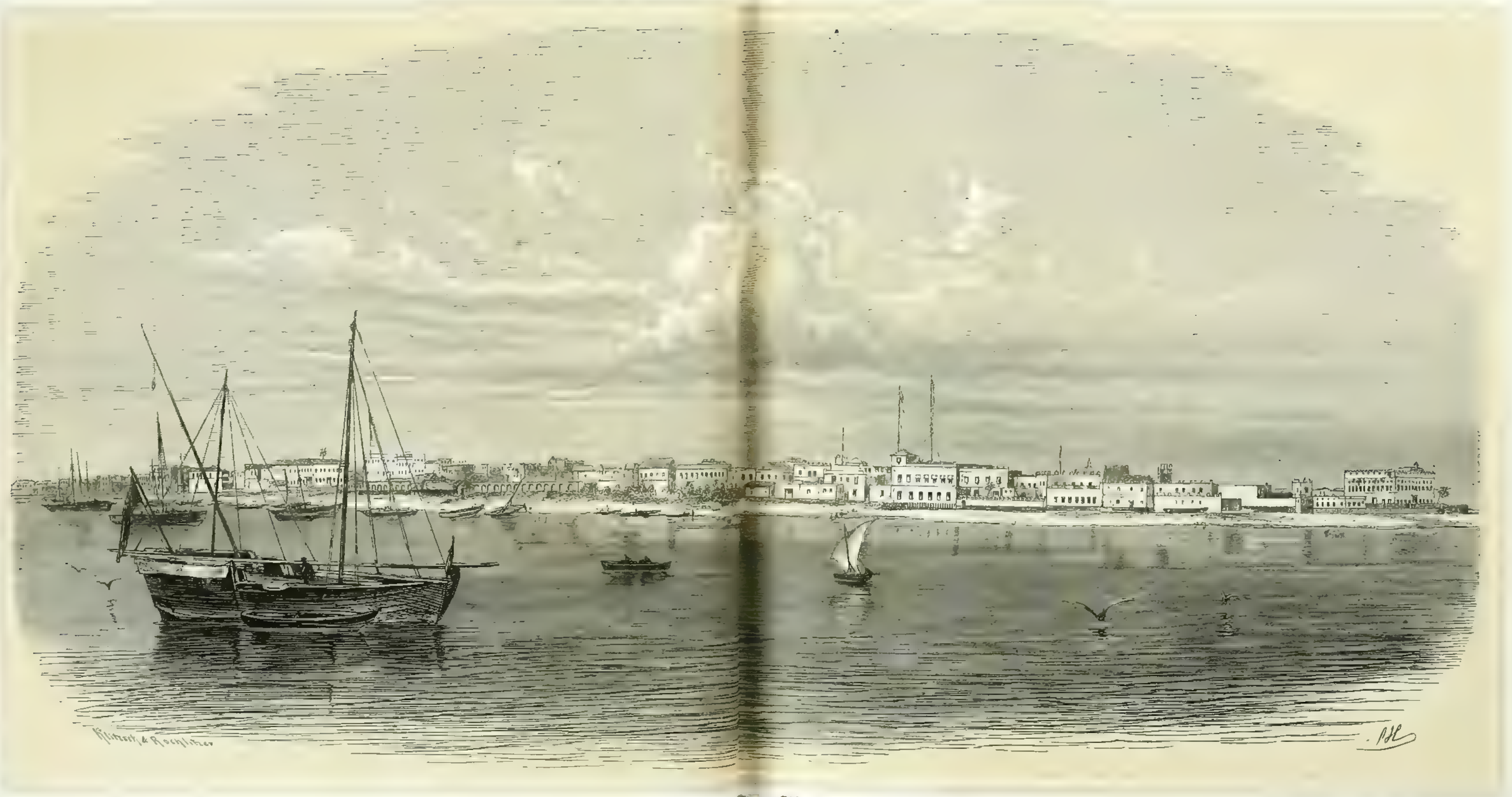

Klitzsch & Rochlitzer

Stadtviertel Malindi. Paläſte des Sultahns. Zollhaus. v. d.

Sanſibar i


O'Swald u. Co.
Engliſches Conſulat.
Engliſche Miſſion.

aus.


Stadtviertel Malindi.
Paläſte des Sultahns.
Zollhaus.
v. d. Me
O'Swald u. Co.
Engliſches Conſulat.
Engliſche Miſſion.

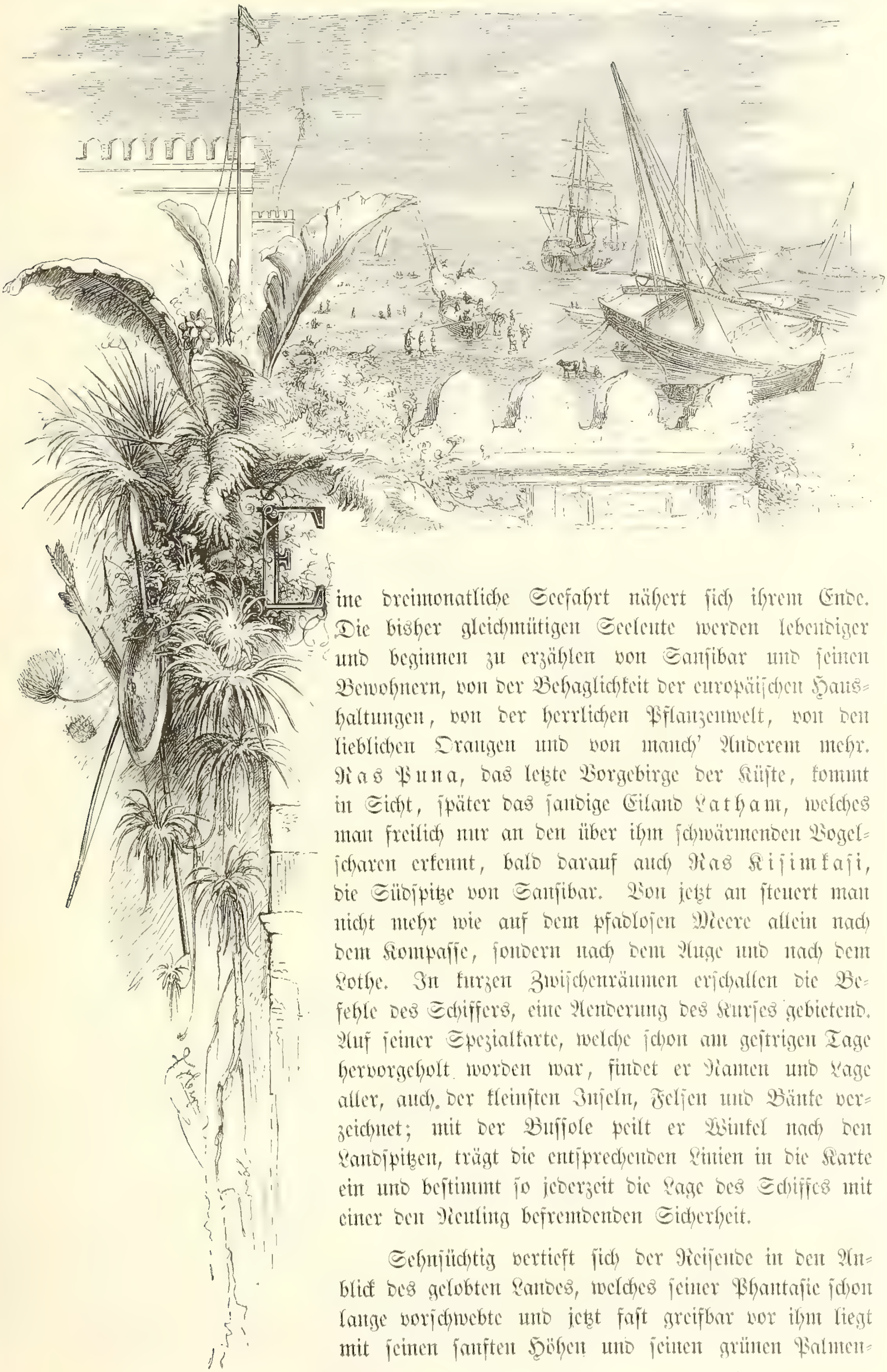
Sanſibar See aus.

Sanſibar.

Erſter Abſchnitt.

Der erſte Tag in Sanſibar.

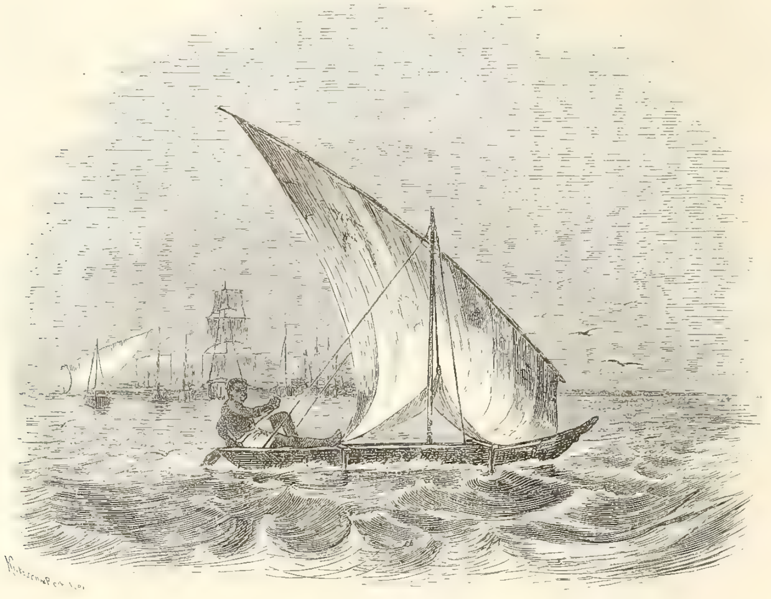
Ankunft. — Lage der Stadt. — Kalkbrennereien auf offenem Markte. — Feſtung und Zollhaus. — Ein Markt. — Paläſte des Sultahns. — Sklaven in Ketten. — Des Sultahns Marſtall. — Hinduſtraße und Schule. — Arabiſcher Kirchhof. — Negerwohnungen. — Die Naſimoja. — Tanz und Waffenſpiel. — Sklavenmarkt. — Abends auf dem Dache.



Eine dreimonatliche Seefahrt nähert ſich ihrem Ende. Die bisher gleichmütigen Seeleute werden lebendiger und beginnen zu erzählen von Sanſibar und ſeinen Bewohnern, von der Behaglichkeit der europäiſchen Haushaltungen, von der herrlichen Pflanzenwelt, von den lieblichen Orangen und von manch' Anderem mehr. Ras Puna, das letzte Vorgebirge der Küſte, kommt in Sicht, ſpäter das ſandige Eiland Latham, welches man freilich nur an den über ihm ſchwärmenden Vogelſcharen erkennt, bald darauf auch Ras Kiſimkaſi, die Südſpitze von Sanſibar. Von jetzt an ſteuert man nicht mehr wie auf dem pfadloſen Meere allein nach dem Kompaſſe, ſondern nach dem Auge und nach dem Lothe. In kurzen Zwiſchenräumen erſchallen die Befehle des Schiffers, eine Aenderung des Kurſes gebietend. Auf ſeiner Spezialkarte, welche ſchon am geſtrigen Tage hervorgeholt worden war, findet er Namen und Lage aller, auch der kleinſten Inſeln, Felſen und Bänke verzeichnet; mit der Buſſole peilt er Winkel nach den Landſpitzen, trägt die entſprechenden Linien in die Karte ein und beſtimmt ſo jederzeit die Lage des Schiffes mit einer den Neuling befremdenden Sicherheit.

Sehnſüchtig vertieft ſich der Reiſende in den Anblick des gelobten Landes, welches ſeiner Phantaſie ſchon lange vorſchwebte und jetzt faſt greifbar vor ihm liegt mit ſeinen ſanften Höhen und ſeinen grünen Palmenwäldern; denn wunderbar iſt das Schauſpiel, welches die bunte Inſelwelt beim Durchſegeln gewährt, und Nichts kommt dem prächtigen, lebensvollen Wanderbilde gleich an Reiz und Schönheit. Fern am Geſichtskreiſe ſteigt ein ſchmaler, graublauer Streifen auf, nimmt bei dem Näherkommen nach und nach eine duftige Azurfarbe an und läßt endlich das ſaftige Grün der Bäume unterſcheiden: es iſt eine der zahlreichen, kleinen Inſeln, welche fortan abwechſelnd auftauchen und wieder verſchwinden. Das Schiff nähert ſich der einen, fährt in einen Kanal zwiſchen mehreren ein; zu beiden Seiten ſieht man noch andere, dieſe von jener mehr oder weniger bedeckt, die eine in unmittelbarer Nähe, die anderen in größerer Ferne: jede neue Minute bietet ein neues Bild.

Der günſtige Wind erweckt die Hoffnung, noch heute die Hauptſtadt der Oſtküſte erreichen zu können; aber der Wind in unmittelbarer Nähe des Landes iſt trüglich und wechſelvoll: die Sonne ſinkt hinter dem afrikaniſchen Feſtlande hinab, noch liegt das Ziel ſieben Seemeilen entfernt, und der Schiffer ſieht ſich genöthigt, bei der nah gelegenen Inſel Schumbi Anker zu werfen; denn ſchnell verbreitet ſich hier Dunkelheit über Land und Meer, und es wäre gewagt, zur Nachtzeit die Reiſe durch die gefahrenreiche Straße fortzuſetzen.



Lange noch wandelt der Reiſende, dankbar auf die glücklich überſtandene Seereiſe zurückblickend, auf dem Deck umher, ſchaut hinüber nach dem helllodernden Feuer der Kalköfen auf Schumbi, hinab in die leuchtende Flut und empor zu dem ſternen beſäeten Tropenhimmel; ſchweigend geht er, weil er ſeine gehobene Stimmung nicht geſtört wiſſen will, an ſeinen Gefährten vorüber und begibt ſich endlich, ſchon im Wachen träumend, zum letzten Male in die enge Koje.

Das Raſſeln der Ankerkette, welche die Matroſen unter Geſang emporwinden, ruft ihn in der Frühe des Morgens wieder auf Deck. Nach kurzer Fahrt bei friſcher Briſe belebt ſich die See. Zahlreiche Baumkähne, vor dem Winde ſegelnd mit Hilfe der zwiſchen Stöcken aufgeſpannten Taſchentücher und Schürzen, oder von rüſtig arbeitenden, leibhaftigen Negern mit ſchaufelartigen Rudern vorwärts getrieben, gleiten vorüber. Eines der kleinen Fahrzeuge, reich beladen mit Ananas und Orangen, läßt ſich ein Tau zuwerfen; der

DSI

ſchwarzbraune Obſthändler klettert an Bord, wird von den Seeleuten freundlich als alter Bekannter begrüßt, erzählt in geſchwätziger Weiſe „habari ja Ungudja“, d. i. Neuigkeiten von Sanſibar, und vertheilt die köſtliche Laſt ſeines Bootes an die willigen Käufer.

Noch iſt die Morgenluft nicht völlig geklärt. Ihre Feuchtigkeit bewirkt eine Luftſpiegelung. Entferntes Gebüſch ragt, leiſe zitternd, in verzerrter Länge empor; noch fernere Gegenſtände erſcheinen in der Mitte zerriſſen, der obere Theil wie über dem unteren ſchwimmend: aber je näher man kommt, um ſo feſter werden die Formen, um ſo natürlicher die Verhältniſſe. Kurze Zeit nur wirkt das blaſſe Trugbild; die nahe Wirklichkeit nimmt den Reiſenden bald wieder in Anſpruch. Ein langes, niedriges, weißgetünchtes Haus rechts am ſandigen Strande, der ſogenannte Hindutempel, lenkt zuerſt die Aufmerkſamkeit auf ſich, ſodann das große Eckhaus des europäiſchen Stadttheiles, welchem der Schiffer zuſteuert, und das zwiſchen beiden Steingebäuden ſich ausdehnende, von Negern bewohnte Hüttenviertel von Schangani. Nunmehr kann man auch Schiffe im Hafen, entferntere Häuſer und die luſtig im Winde wehenden Flaggen des Sultahns und der Konſulate unterſcheiden. Endlich biegt das Schiff um die letzte, ſandige Spitze, Ras Schangani — und wie mit einem Zauberſchlage liegt die Stadt in ihrer vollen Größe und Pracht vor Augen: eine lange Reihe paläſtähnlicher, blendend weißer Steinhäuſer, wie ſie der Reiſende in der Hauptſtadt eines oſtafrikaniſchen Sultahns gewiß nicht zu finden erwartet hatte.

Längſt ſchon iſt das anſegelnde Schiff von den auslugenden Europäern bemerkt und erkannt worden. Die hieſigen Vertreter des Rheders haben zur Bewillkommnung die Hausflagge gehißt, ein Boot bemannt und fahren entgegen. Ihre ſchmucke, friſch gemalte Gig, welche ſich unter dem regelmäßigen Taktſchlage der ſchwarzen, ſaubergekleideten Ruderer raſch nähert, iſt dem Schiffer wohl bekannt; ein Wurftau wird bereit gehalten, und nach wenigen Minuten ſteigen die Herren vom Boote an der ſchwankenden Treppe empor, um die Angekommenen zu begrüßen und mit ſich an das Land zu nehmen.

Der Anker fällt, als das Schiff dicht vor dem Handelshauſe angelangt iſt. Wenige Ruderſchläge genügen, das leichte Boot an das Land zu bringen. Ein Europäer nach dem anderen wird von der ſchwarzen Mannſchaft auf das Trockene getragen. Die Geſellſchaft tritt nach wenigen Schritten in ein freundliches, innen und außen weiß getünchtes Steinhaus ein, wo ihrer bereits ein kräftiges Frühſtück wartet. Fremde und Eingewohnte ſind bald näher bekannt geworden; dieſe erbieten ſich bereitwilligſt, jene noch heute, ſobald die Abendkühle eingetreten, in die Stadt einzuführen.

Die Stadt Sanſibar, auf der Inſel gleichen Namens unter 6° 9′ 36″ ſüdlicher Breite und 39° 14′ 33″ öſtlicher Länge von Greenwich gelegen, nimmt die etwa 280 preußiſche Morgen große Fläche einer Landzunge ein, welche vom Meere und einer von Norden her tief in das Land einſchneidenden Lagune umſchloſſen wird. Dieſe kleine Halbinſel hat eine nahezu dreieckige Geſtalt. Ihre öſtliche Spitze bildet Ras Schangani; von hier aus zieht ſich der Strand nach Nord- und Südoſten, dort in einen Kopf ſich verdickend und im Süden in einen ſchmalen Hals auslaufend, welcher die Verbindung mit dem Hauptlande der Inſel herſtellt. Der nordweſtliche Theil der Stadt iſt der ſchönſte: er beſteht aus großen Steinhäuſern, welche ſich in Geſtalt eines Halbmondes um die Paläſte des Sultahns und um das Fort gruppiren. Zwiſchen letzterem und dem großen Eckhauſe in Schangani haben ſich die Europäer angeſiedelt; die Mehrzahl der anderen Häuſer wird von Arabern und Indiern bewohnt. An die maſſiv gebaute Stadt reihen ſich drei Hüttenviertel, welche man als Vorſtädte bezeichnen kann: im Nordoſten Malindi, im Süden Schangani und im Oſten, jenſeits der Lagune, mit der Halbinſel durch eine Brücke roheſter Art verbunden, ein mehr ländlich gehaltener Stadttheil, welcher bis jetzt noch keinen beſonderen Namen erhalten hat, von Fremden aber als Madagaskarſtadt bezeichnet wird.

Die Straßen des europäiſchen Viertels ſind anſtatt des Pflaſters mit einem groben Eſtrich aus Kalk und Sand bedeckt und jederzeit reinlich. Auch die Gaſſen in der Nähe der Paläſte des Herrſchers ſind von dieſer Neuerung berührt worden; in den übrigen Stadttheilen aber betritt man nur ungepflaſterte, enge, ſchmuzige Wege, in welchen vorſtehende Dachſparren den unachtſamen Wanderer gefährden und längeres Regenwetter tiefen Koth entſtehen läßt.

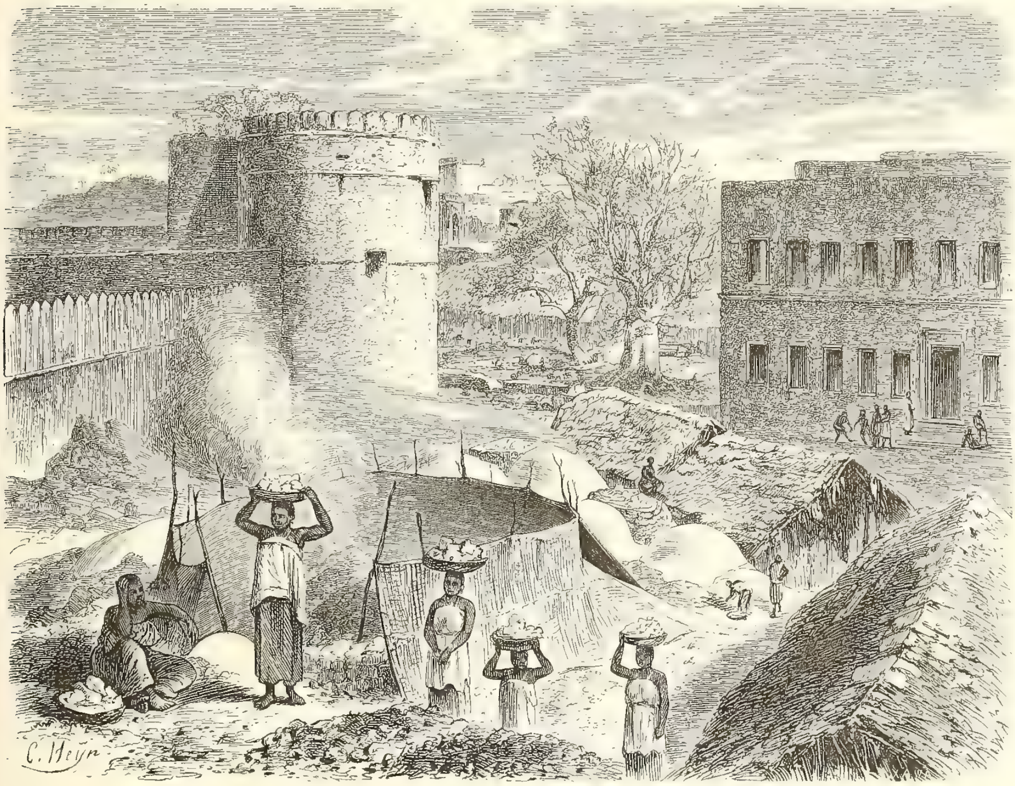
Eine Reihe von Inſeln und Sandbänken umgibt in weitem Halbkreiſe die bebauete Landzunge und grenzt gegenüber der ſtattlichen Front der Steinhäuſer einen vor Wind und Wogen geſchützten Ankerplatz von etwa einer Viertelgeviertmeile Fläche ab. Dieſer Hafen wird von den europäiſchen Schiffen und von zahlloſen Küſtenfahrzeugen aller Art beſucht; in den erſten Monaten des Jahres aber, wenn heftige Nordwinde im Nordhafen hohen Seegang bringen und das Anlegen der Boote erſchweren, ankern viele Schiffe und Schiffchen auch vor Schangani, im Süden der Stadt.

Wer an ſich ſelbſt erfahren hat, was es beſagen will, nach dreimonatlicher Seefahrt Land, und zwar neues, fremdes Land zu betreten, wird ſich das unbeſchreibliche Vergnügen des Reiſenden, welcher ſich zu ſeinem erſten Gange durch die Stadt Sanſibar anſchickt, ausmalen können.

Die Sonne ſendet ihre Stralen bereits ſchräg herab, die Abendkühle tritt ein, und das Treiben der Menſchen in den Straßen wird lebhafter, wechſelvoller. Wir verlaſſen das Haus, welches uns bis dahin ein überaus angenehmes, weil kühles Obdach gewährte, und treten im Geleite unſerer eingewohnten Freunde eine Wanderung an, welche uns mit der Hauptſtadt und ihrem Leben oberflächlich bekannt machen ſoll.

Zuerſt wenden wir uns, eine enge Gaſſe durchſchreitend, dem Zollhauſe zu, der Börſe Sanſibars, dem Mittelpunkte des geſammten Handelsverkehres, welcher die Völkerſchaften von Norden und Süden hier zuſammenführt. Nachdem wir das reinliche, europäiſche Viertel verlaſſen haben, gelangen wir auf einen freien Platz, welcher durch ſeinen Schmuz und die hier herrſchende Unordnung den uns geläufigen Vorſtellungen von morgenländiſchen Städten vollſtändig entſpricht. Vor uns liegt ein mächtiges Steingebäude, das Fort; nach rechts ſehen wir einige kleine Hütten, errichtet aus Stangen und Lehm und bedeckt mit Palmenblättern, ein Gegenſtück zu den ſchönen, anſehnlichen Häuſern, welche wir hinter uns ließen; jenſeits derſelben erhebt ſich ein ſchon vor Jahren begonnenes, aber lange unvollendet gebliebenes, großes Gebäude; inmitten des von ſo verſchiedenartigen Baulichkeiten umſchloſſenen kleinen Platzes lodern zahlreiche Feuer einer Kalkbrennerei. Wie im Morgenlande betreibt man auch hier alle Gewerbe auf offener Straße und findet nichts Auffälliges darin, daß öffentliche Plätze den Zwecken Einzelner dienen. Auf Knüppel von Mangleholz, welche man in Geſtalt von Meilern zuſammenſchichtet, legt man die an felſigem Strande geſammelten Blöcke von Korallenkalk, umgibt den urwüchſigen Brennofen mit einer aus Stangen und groben Matten gefertigten Schutzwand und beginnt das Geſchäft, unbekümmert, ob Rauch und Glut die Vorübergehenden beläſtigen. Hier liegt bereits gelöſchter Kalk in halbkugligen, ſchöngeglätteten Haufen zum Verkaufe bereit, dort ſieht man nur noch die weißen Stellen, auf denen ſolche geſtanden; hier ſind Neger beſchäftigt, Meiler zu errichten und Korallenſtücke herbeizuſchleppen, dort ſtramme junge Mädchen, runde Holzſchüſſeln zierlich auf dem Kopfe tragend, den gebrannten Kalk ſeinem Beſtimmungsorte zuzuführen, oder aber in großen, kugelförmigen, rothfarbigen Thongefäßen, Mtungi genannt, Waſſer herbeizubringen und auf die noch warmen Steine auszugießen.

Der Neuling fühlt ſich wunderbar angezogen von dem ſo fremdartigen Treiben und möchte ihm gern ſeine volle Aufmerkſamkeit widmen, zögen die Führer den Widerſtrebenden nicht mit ſich fort, um im Fluge ihm noch mehr von dem unendlich vielen Neuen zu zeigen. An den ſchmuzigen Negerinnen aber, welche links vom Wege ſitzen und fremdartige Früchte und rundliche Kuchen verkaufen, bringen ſie ihn nicht ſogleich vorüber; er muß verkehren mit den ſchwarzen Schönheiten oder richtiger Häßlichkeiten, und weil es mit Worten nicht gehen will, wenigſtens mit Zeichen, auch trotz des Ergötzens ſeiner Führer, denen nicht blos die Kuchen ſondern auch die Negerinnen längſt gleichgiltig, ja faſt widerlich geworden ſind.



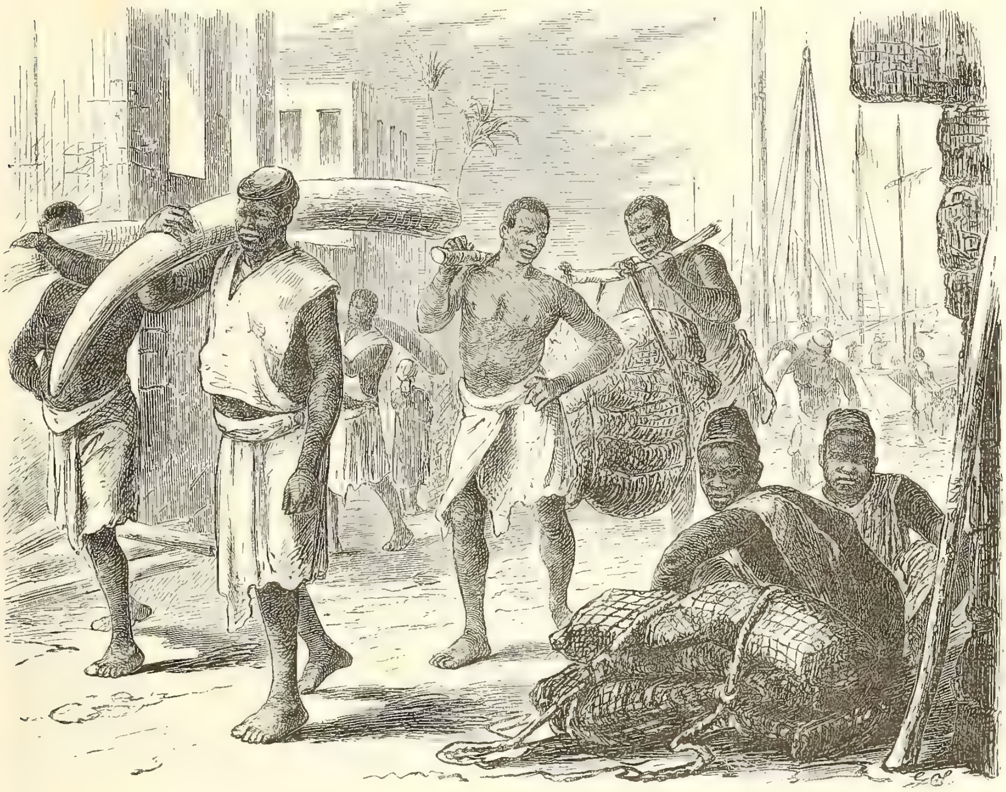
Rechts am Anfange des ſich längs des Forts hinziehenden Weges liegen mächtige Haufen von röthlichem Steinſalze, welche von Arabern aus dem Norden zur Zeit des günſtigen Monſuns herbeigebracht und für männiglich zum Verkaufe ausgeſtellt werden; linker Hand läuft in gleicher Richtung eine Mauer hin, welche mit zahlreichen Oeffnungen in Geſtalt gedrückter Spitzbogen durchbrochen iſt und eine Durchſicht auf den belebten Strand und auf die mit Fahrzeugen aller Art bedeckte Waſſerfläche geſtattet. Urſprünglich war dieſe Mauer als Batterie zur Vertheidigung des Hafens beſtimmt, wurde aber niemals entſprechend ausgerüſtet. Wol liegen bronzene Geſchützläufe, alte europäiſche Schiffskanonen vor den Mauern der gegenüberliegenden Feſte in großer Anzahl aufgeſchichtet; aber es fehlt an Lafetten, an Munition und an Leuten zur Bedienung: einſtweilen dienen ſie nur Verkäuferinnen und Müßiggängern als bequeme Sitze.

Einen einzigen Blick geſtatten die Begleiter, dann geht es vorwärts, dem Eingange des Feſtungswerkes zu. Vor dem hohen, gewölbten Thore lagert eine Anzahl bewaffneter Araber und Suaheli, in höchſt maleriſcher Weiſe, d. h. in allen denkbaren Stellungen, auf dem Boden und auf ſteinernen Bänken ausgeſtreckt, alte Matten und bloße Erde zur Unterlage, eifrig beſtrebt, ſich ihren ſchweren Dienſt, beſtehend aus vierundzwanzigſtündigem Müßiggange, durch Kartenſpiel und nicht eben feine Unterhaltung zu erleichtern. Suaheli und Araber ähneln ſich in der Farbe der Haut, welche bei den verſchiedenen Stämmen alle Schattirungen von Milchkaffeegelb bis Schwarzbraun aufzuweiſen hat; erſtere unterſcheiden ſich aber durch ihre weichen, runden Geſichtszüge und den meiſt ſpärlichen Bartwuchs von den Arabern mit der kühn geſchnittenen Naſe, der ſchön gewölbten Stirne und dem prächtigen ſchwarzen Barte. Und doch ſind dieſe Araber den edlen Söhnen der Wüſte nicht zu vergleichen, gehören vielmehr einer entarteten Miſchlingsraſſe an. Selten nur findet man unter ihnen einen Mann mit reinem Blute, und faſt eben ſo ſelten die hochachtbaren Tugenden des unvermiſchten Stammes. Durch ihre Trägheit und durch die Art und Weiſe ihrer Verwaltung hemmen ſie den Aufſchwung des Landes; ja, ſchon ihre Gegenwart bringt Rückſchritt und Verfall mit ſich. Das Fort, ein Hauptſtützpunkt ihrer Macht, legt davon ein ſprechendes Zeugniß ab. Wol nimmt ſich die große, viereckige, von fünf runden Thürmen überragte Steinmaſſe von fern geſehen ſtattlich aus; bei genauer Betrachtung aber findet man, daß ſie mehr einer Ruine als einem vertheidigungsfähigen Feſtungswerke gleicht. Die an vielen Stellen von Kalkbewurf entblößten Mauern, welche aus kleinen Steinen und Mörtel zuſammengekittet ſind, werden von dem anprallenden Regen in ihre Beſtandtheile zerlegt und zerbröckeln ſchnell, ohne daß man Dem Einhalt thäte; in den ſo entſtandenen Löchern und auf der Krone der Mauern ſiedeln ſich, die Zerſtörung beſchleunigend, Gras und Gebüſch an; und im Inneren, wo die Soldaten aus Beludſchiſtan ärmliche Hütten für ſich und ihre Familien errichtet haben, ſieht es noch wüſter aus. Solche Gedanken beſchweren den Neuling jedoch nicht. Ihn feſſeln die fremdartigen Geſtalten, ihre maleriſche Tracht und ihre Bewaffnung; er vergißt zunächſt ſelbſt der Lumpen und des Schmuzes und urtheilt als Maler, nicht aber als Splitterrichter.

Hier Müßiggang und Verfall, dort Geſchäftigkeit und gedeihliche Entwickelung: das Zollhaus — ein von allem bisher Geſehenen verſchiedenes, lebensvolles Bild! Indier in langen, blendend weißen Hemden, Araber, Neger, Perſer und Europäer ſieht man in regſtem Verkehre. Vor mächtigen Waagen ſitzt der Banian Ludda, eine behäbige Geſtalt, der Vertreter des indiſchen Zollpächters, und läßt ſich von ſeinen Gehilfen die Waaren vorwägen, von welchen er Zoll erhebt. Scharen von Arbeitern vermitteln die Ab- und Zufuhr. Elephantenzähne von zwei bis acht Fuß Länge, rother Pfeffer, Gewürznelken und Simſimſaat in ſpitzigen Mattenſäcken, rieſige Thontöpfe voll ausgelaſſener Butter, Kopal in Säcken und Kiſten, Baumwollenzeuge in Ballen, Häute und Sklaven: das ſind die Haupthandelsgegenſtände, welche den weiten Hof beengen und in immer neuer Menge vom Strande her aus ſoeben angekommenen Fahrzeugen herbeigeſchleppt werden.

In ſeinem Aeußeren entſpricht das Zollhaus, Forōſa der Suaheli, keineswegs den Schätzen, welche hier durch die Hände des Banians laufen, um weiter verſchifft oder am Platze umgeſetzt zu werden; ſoviel auch in letzter Zeit an den verſchiedenen Baulichkeiten gebeſſert und geändert worden iſt, ſo kann es doch in einigen ſeiner Theile kaum als mehr denn ein elender Schuppen gelten. Aber in dieſem Schuppen regt ſich hundertgeſtaltig das Leben, ſchwirrt es wie Bienen durcheinander, vom Morgen bis zum Abende, wogt es, ohne Unterbrechung faſt, von Kommenden und Gehenden, tauſchen Europa, Aſien und Amerika ihre Schätze mit Afrika! Dieſer Schuppen iſt wirklich der Mittelpunkt der Stadt und der Inſel. —

Laute Rufe: „sumilla, sumilla“ (macht Platz, macht Platz)! Geſchäftige Laſtträger wollen ſich einen Weg durch das Gedränge bahnen. Dieſe ſogenannten Kuli, meiſt aus Hadramaut im ſüdlichen Arabien ſtammend, ſind rüſtige, kräftig gebaute Menſchen. Schweißtriefend, jedoch unter ſtetem Geſange, traben ſie mit gleichmäßigen Schritten vorüber, immer zu je zweien oder vieren auf ihren Schultern eine lange Stange tragend, in deren Mitte mit Kokosſtricken die Waarenbündel befeſtigt ſind. Der Vorderſte ſingt im Takte der Schritte ſchnell die erſte Hälfte eines kurzen Verſes und bricht mitten im Worte ab, welches jedoch, unmittelbar darauf einfallend, der Hintermann fortſetzt. Anfangs erſcheinet dies Gebaren ſonderbar und ſpaßhaft; bald aber ſehen wir ein, daß ohne Geſang und ſtrenges Takthalten die Schwingungen der Laſt unregelmäßig werden und den ſchnellen Lauf der Träger hemmen würden.



Ohne geſtoßen und getreten worden zu ſein, haben wir uns glücklich durch das Gewühl gearbeitet und einen kleinen Platz hinter dem Fort erreicht. Auch hier herrſchet reges Leben und Treiben; aber der Aufenthalt iſt weniger gefährlich als auf der engen Straße, weil die Menge nur aus feilſchenden Marktleuten beſteht. Man verkauft übelriechenden, getrockneten Haifiſch, die rieſige Jack- oder Stinkfrucht und an Ort und Stelle fertig gekochte, einfache Gerichte, welche ebenfalls keine für uns erträglichen Düfte verbreiten, ſo daß wir uns, wollend oder nicht, genöthigt ſehen, dem unſer Auge feſſelnden Getreibe zu Gunſten unſerer Naſe baldmöglichſt den Rücken zu kehren.

Wenige Schritte bringen uns auf einen nach der See zu ſich öffnenden freien Platz, in deſſen Mitte ſich ein ſchlanker Maſt erhebt, geziert mit der blutrothen Flagge des Sultahns. Zu rechter Hand liegt der neue Palaſt des Herrſchers, vor uns der alte, welcher bereits von Seid Said, dem Vater Seid Madjids, erbauet wurde. Beide können als Muſter arabiſcher Bauart dienen. Sie wirken hauptſächlich durch ihre Maſſenhaftigkeit und durch die blendende Weiße der Uebertünchung, beleidigen aber bei genauer Betrachtung den Schönheitsſinn durch ihre ſchiefen und krummen Linien und die Ungleichmäßigkeit der Bogen und gewähren, abgeſehen von ihren das Dach krönenden Zinnen, dem Auge keinen anderen Ruhepunkt als die zahlreichen, viereckigen Fenſteröffnungen. Nur die große Freitreppe des einen und die ſchöne Schnitzarbeit an der Thür des anderen Hauſes ſind unſerer Beachtung werth. Zu beiden Seiten der ſtattlichen Eingänge befinden ſich lange, gemauerte Sitze, auf denen ſich Dienerſchaft und Gefolge in gemächlicher Stellung unterhalten, ähnlich wie in manchen unſerer Städte die Hausbewohner ſich am Abende auf Plauderſtühlchen zu Seiten der Thüre niederlaſſen, um die Erlebniſſe des Tages auszutauſchen. Auf jenen Steinbänken, Baraſa genannt, empfangen die reicheren Araber häufig ihre Beſuche; die dann mit Matten und Teppichen belegten Sitze bieten, wenn ſie ſich mit den bunt gekleideten Männern bedeckt haben, ein feſſelndes Bild.

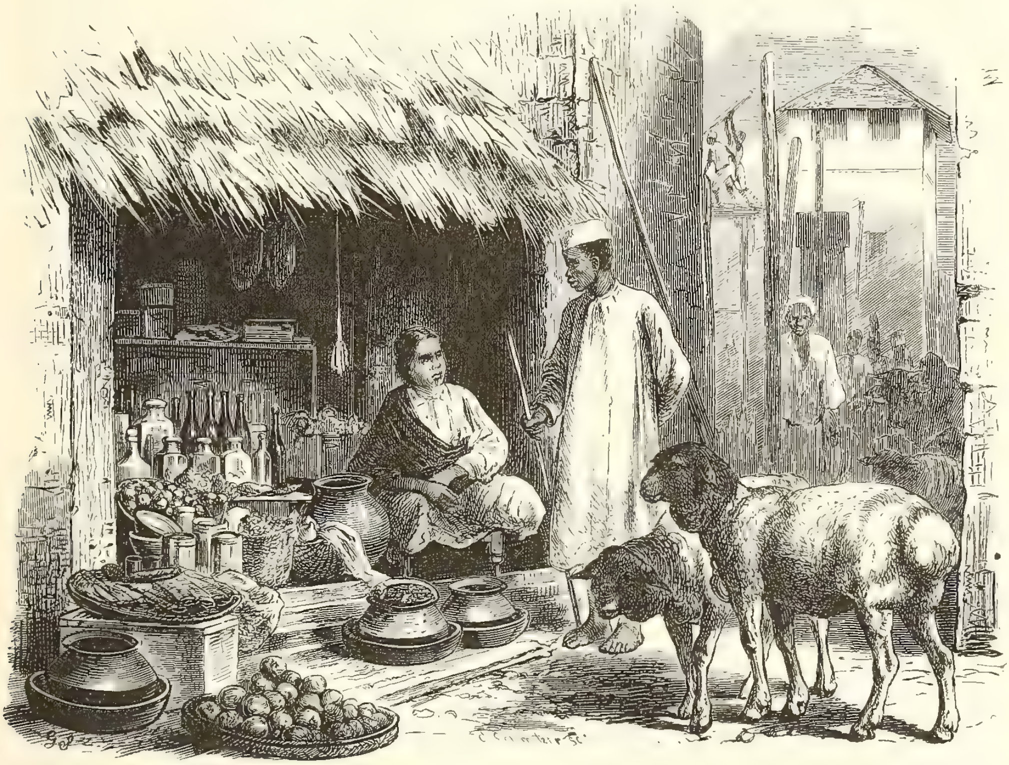
In einer Ecke des Platzes, vor der unanſehnlichen Hausmoſchee des Sultahns, gewahren wir eine Anzahl Sklaven, welche, an Hals und Füßen mit Ketten gefeſſelt und an ſchwere Ebenholzſtämme angeſchloſſen, ohne Schutz den ſengenden Sonnenſtralen ausgeſetzt ſind; einige von ihnen ſind ſogar verſtümmelt: dem Arme des Einen fehlt die Hand! Aber trotz ihrer ſchrecklichen Lage ſehen alle dieſe Schwarzen keineswegs traurig aus. Es will uns ſcheinen, als ob erſchreckliche Stumpfheit des Geiſtes ihnen ihr Elend tragen hilft; denn eine beſonders glückliche Begabung bei ihnen zu vermuten, welche ſie leicht über ein Anderen unerträglich erſcheinendes Ungemach hinwegſetzt, wäre doch wol gewagt. Wir werden belehrt, daß die Unglücklichen entlaufene Sklaven ſind, welche man wieder einfing und hier im belebteſten Theile der Stadt zur Schau ſtellte, um ihrem rechtmäßigen Eigenthümer Gelegenheit zu geben, ſie wieder abzuholen. Diejenigen, denen man die Hand abhieb, ſind unverbeſſerliche Diebe, an denen die arabiſche Gerechtigkeitspflege ihre ganze Strenge bekundete. Sehr beruhigend auf uns wirkt ferner die Bemerkung unſerer erfahrenen Freunde, daß die meiſten dieſer Leute weniger in Folge ſchlechter Behandlung, welche ſie erduldet, als aus Uebermut entlaufen ſind, und daß ſie, nachdem ſie ihr Mütchen gekühlt, ſich ſogar freuen, wieder zu ihren Herren zu kommen, denn ſie wiſſen, daß ihrer kaum eine empfindliche Strafe wartet, und ſie fortan wieder mit Nahrung und Kleidung verſorgt werden müſſen.

Die Straße verengt ſich. Eine Seite derſelben wird gebildet durch ein Anhängſel des alten Palaſtes, welches den Harehm in ſich ſchließt: ein großes, einförmiges Steingebäude, mit kleinen, vergitterten Fenſtern, hinter denen hier und da ein feuriges Augenpaar hervorblitzt; die rechte Seite der Straße nimmt der Marſtall ein. Ihn dürfen wir betreten; die Stallbeamteten empfangen uns ſogar ſehr freundlich und zeigen uns bereitwillig, was wir zu ſehen wünſchen. Zu unſerer nicht geringen Ueberraſchung fällt uns hier ein fettes, von zahlreicher Ferkelſchaar umgebenes Mutterſchwein zuerſt in die Augen. Was ſoll das unreine und verachtete Thier unter den reinen und geachteten Roſſen? Was ſoll ein Geſchöpf, deſſen Namen der Araber nur mit Widerſtreben in den Mund nimmt, in Geſellſchaft ſeiner Lieblingsthiere? Die Löſung des Räthſels iſt eine einfache und erbauliche: man hofft, daß die Schweine dem auch hier anerkannten ſchlechten Geſchmacke der böſen Geiſter, welche möglicher Weiſe in die Pferde fahren könnten, mehr zuſagen und ſo durch ihre Gegenwart die Pferde ſchützen. Hierzu dienen die grunzenden Borſtenthiere, keineswegs aber zum Eſſen, wie wir wol anfangs wähnen konnten. Im Allgemeinen iſt man jedoch hier gleichgiltig in Glaubensſachen und nachſichtiger als in Arabien. Niemand z. B. findet es auffallend, wenn ein Mſungu — ſo nennt man hier die Europäer und Amerikaner — Verlangen nach

Schweinebraten hegt; ja, das Wort „Trinkgeld“ übt eine ſolche Macht, daß der ſtrenggläubige Stalldiener ſogar zur Befriedigung ſolch' unverzeihlichen Gelüſtes behilflich iſt: wer ein Ferkelchen verzehren will, kauft es hier im Marſtalle des Sultahns.

Die Pferde, welche in großer Auswahl vorhanden ſind, ſtammen ausnahmslos aus Arabien und müſſen jährlich von dorther ergänzt werden, weil ſie in dem feuchten Klima der Inſel nicht gedeihen. Es befinden ſich vorzüglich ſchöne Thiere unter ihnen, und ſie ſind um ſo mehr der Gegenſtand unſerer regſten Theilnahme, als Seid Madjid ſie den weißen Fremdlingen bereitwilligſt zur Verfügung ſtellt. Wer zu einem Spazierritte ein Pferd braucht, wendet ſich einfach an einen der Stalldiener des Herrſchers und empfängt von dieſem, ſelbſtverſtändlich gegen ein kleines Trinkgeld, das für ihn paſſende Thier ohne jegliche Weigerung.

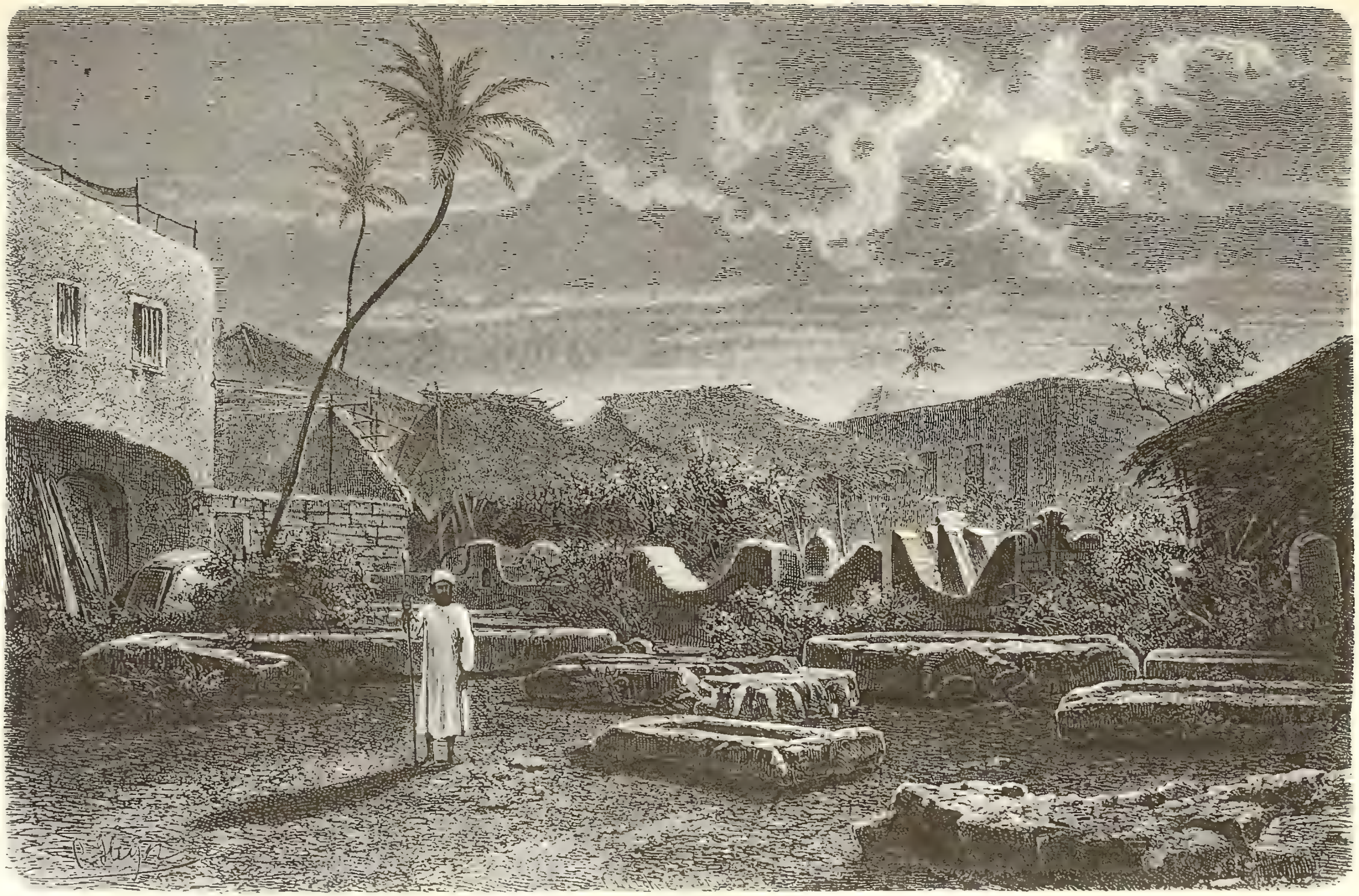
Uns wieder rückwärts wendend, gelangen wir nach der Hinduſtraße, dem ſogenannten Baſar, welcher in ſüd-nördlicher Richtung faſt die ganze Stadt durchzieht und weiterhin auch einen Ausläufer nach dem Hüttenviertel Malindi ſendet. Laden reihet ſich an Laden oder Wohnung an Wohnung; denn das Eine und das Andere iſt hier faſt gleichbedeutend. Alles liegt offen vor den neugierigen Blicken des Beſuchers. Im Vordergrunde kauert auf ebener Erde eine kleine, weizengelbe, in grellfarbene, ſeidene Kleider gehüllte, in Unreinlichkeit und dumpfer Luft verkümmerte Indierin und wartet der Käufer; den übrigen Platz füllen die verſchiedenartigen Waaren aus: Reis, Bohnen, Negerhirſe, Citronen, Betelblätter, die Früchte der Arekapalme, Droguen und Farbehölzer, Baumwollenſtoffe, Töpfe, Teller, und was die Bevölkerung Sanſibars ſonſt noch bedarf. Ein Laden ähnelt dem anderen. Er iſt ein mit Waaren vollgepfropfter Raum ohne Vorderwand, welcher ungefähr zwei Fuß über dem Erdboden erhöht liegt. Die überhangenden Palmenſtrohdächer verurſachen hier eine fortwährende Dämmerung; ein unbeſchreiblicher Schmuz herrſcht überall; und die Ochſen,



Schafe und Ziegen, gleichberechtigte Mitbewohner der Straße, tragen auch nicht dazu bei, die Annehmlichkeit des Aufenthaltes zu erhöhen, zumal wenn ſie, in plumper Dummheit lüſtern in die Gemüſeläden blickend, Vorübergehenden den Weg verſperren.

Der indiſche Baſar erinnert in mancher Hinſicht an die Judenviertel unſerer Städte, insbeſondere wegen der Dichtigkeit und Ausſchließlichkeit der Bevölkerung. Es wimmelt hier, abgeſehen von den Käufern, zu jeder Tageszeit von Indiern verſchiedenen Alters, namentlich aber von Kindern, welche ſich, ſcheinbar ohne jegliche Aufſicht, nach Belieben umhertreiben. Das Erſcheinen eines Mſungu iſt für die muntere Geſellſchaft ein Ereigniß. Er wird augenblicklich umlagert und ſchon von Weitem mit: „jambo, jambo, nipe pesa“ (guten Tag, wie iſt dein Befinden, gieb mir einen Dreier) empfangen. Einer der Keckeren verlangt ſogar zwei Peſa und Dies mit einer ſo liebenswürdigen Unverſchämtheit, daß man ſeine Bitte unmöglich abſchlagen kann. Die Kinder ſind wie die Hindufrauen in hellfarbige Seidenzeuge gekleidet und mit dicken, ſilbernen Spangen an Händen und Füßen, mit breiten ſilbernen oder goldenen Halsringen und ähnlichen Schmuckgegenſtänden ausgeputzt, betteln aber trotzdem zu ihrem Vergnügen oder um ſich einige Naſchpfennige zu erwerben, welche die Eltern ihnen verweigern. Doch nur der jüngere Nachwuchs tummelt ſich um dieſe Zeit frei auf der Straße; die älteren Brüder widmen ſich ernſterer Beſchäftigung. Von der Ferne her ſchallt uns ein tolles Stimmengewirr entgegen, und bei dem Näherkommen ſehen wir eine der Buden erfüllt mit Knaben, welche, ohne auf einander Rückſicht zu nehmen, ihre Sprüche herplappern. Einzelne, jedenfalls die Vorgeſchrittenſten, ſind beſchäftigt, auf mächtigen Tafeln vorgemalte Buchſtaben und Zahlen nachzukritzeln und ſich ſo die Anfangsgründe vom Schreiben und Rechnen anzueignen. Der ernſte, alte Schulmeiſter ſitzt mitten unter ihnen, lauſcht, als ob er hundert Ohren hätte, nach jedem falſchen Tone und überſieht ſcheinbar gleichzeitig Aller Tafeln. Einer unſerer Begleiter iſt grauſam genug, mit einer einzigen Handbewegung die Zucht und Ordnung, welche der würdige Mann mühſam geſchaffen, über den Haufen zu werfen und einen Aufruhr der gräßlichſten Art unter den Zöglingen zu erregen: — er wirft eine Hand voll Peſa in das Schulzimmer. Endloſes Jubelgeſchrei belohnt den witzigen Einfall; aller Gehorſam, alle Furcht vor dem langen Zuchtſtocke, mit welchem der Schriftgelehrte ſo unfehlbar zu treffen weiß, iſt vergeſſen, und der Aufruhr wird nicht eher geſtillt, als bis auch die letzte der Münzen aufgeſammelt iſt. Hoffentlich wird der brave Schulmeiſter einſichtsvoll genug ſein, alle Schuld dem übermütigen und für ihn unbelangbaren Mſungu, nicht aber ſeinen ſchuldloſen Schülern zuzumeſſen; der Blick, welchen er den Scheidenden nachwirft, ſcheint für Erſteres zu ſprechen.

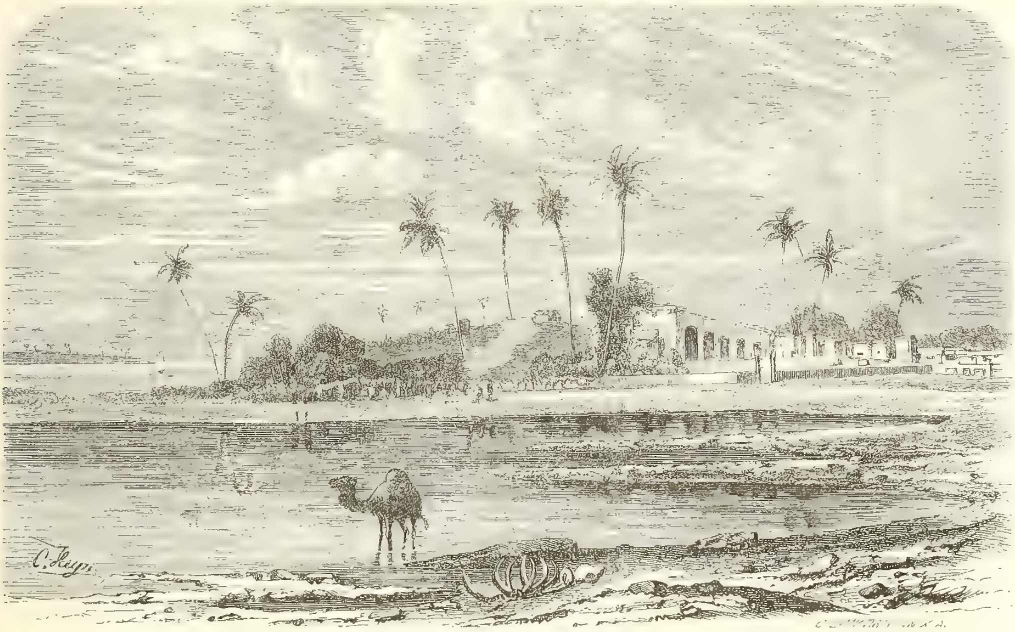
Inmitten der Lebenden ruhen die Todten. In der Nähe der Hinduſtraße liegt ein kleiner, mit Gräbern bedeckter, von ruinengleichen Häuſern umgebener Platz, welcher bereits größtentheils wieder mit Gebüſch überwachſen iſt. Solcher Friedhöfe gibt es noch mehrere in der Stadt; denn ein Jeder hat hier das Recht, die Leichen ſeiner Angehörigen auf eigenem Grund und Boden zu begraben, und die mahammedaniſche Sitte ehrt das Andenken der Todten mit ungleich größerer Strenge als wir. Bei uns zu Lande ſchont das Wachsthum der Städte die Ruheſtätten der Todten nicht; unter den Muslimin würde es als unſühnbares Verbrechen gelten, Kirchhöfe in neue Stadttheile umzuwandeln. Selbſt jene halbzerfallenen Häuſer rings um den Kirchhof herum werden, der mahammedaniſchen Sitte entſprechend, noch lange Jahre unangetaſtet bleiben; denn kein Araber fühlt ſich bewogen, ein Haus, deſſen Beſitzer während des Baues ſtarb, zu vollenden. Die von lebendigem Grün umrankten morſchen Grabſteine inmitten dieſer Ruinen erſcheinen als ſprechende Sinnbilder der Vergänglichkeit. Zur Nachtzeit muß ein ſolcher Ort, mehr noch als unſere Kirchhöfe, einem Furchtſamen Entſetzen einzuflößen geeignet ſein, zumal, wenn bei geiſterhaftem Voll-



Kirchhof in Sanſibar.

mondſcheine eine der hier ſo häufigen, weißen, ſperbewaffneten Geſtalten plötzlich aus dem Schatten hervorträte.

Allgemach ſind wir in das von Negern bewohnte Hüttenviertel eingetreten. Hinter jeder einzelnen Behauſung befindet ſich ein Hofraum; eine hohe Wand, welche aus Stangen und daran befeſtigten, grob geflochtenen Matten beſteht, grenzt ihn ab und entzieht das Leben und Treiben der weiblichen Bewohnerſchaft unberufenen Blicken. Die Männer ſitzen, wenn ſie nicht in der Stadt oder auf der Pflanzung beſchäftigt ſind, unter einem vorſpringenden Sonnendache in dem vorderen Raume des Hauſes, die einen mit Nähen und ſonſtigen Arbeiten beſchäftigt, die anderen ſchwatzend und faulenzend. Es will uns ſcheinen, als ob ein Dorf des inneren Afrika hierher verpflanzt worden ſei. Zu dem Schmuze und der Unreinlichkeit, welche wir überall bemerken, geſellen ſich noch ganz abſonderliche Gerüche: der getrocknete Haifiſch, die Jackfrucht und die ſchwitzenden Neger ſtinken um die Wette. Alſo hinaus in das Freie, der See zu, von welcher uns eine friſche Briſe entgegen weht!



Nach wenigen Schritten liegen die letzten Häuſer hinter uns, und vor uns dehnt ſich eine ſandige, hier und da in friſchem Grüne prangende Ebene aus, welche weiterhin durch einen prachtvollen Kokospalmenwald begrenzt wird. Sie läuft in die bereits erwähnte Landenge aus, und da, wo ſich dieſe am meiſten verſchmälert, leuchtet uns der von fremdartigen Bäumen umſtandene Hindutempel entgegen. Zu unſerer Rechten rauſcht das Meer, den Blicken einſtweilen noch durch einen dichtbewachſenen Kirchhof verborgen, zur Linken dehnt ſich die Lagune aus. Der glattgetretene Pfad, auf welchem wir wandeln, führet dem Inneren der Inſel zu, am Hindutempel vorüber, und theilt ſich jenſeits deſſelben in mehrere Arme, welche wie der Hauptweg jederzeit belebt ſind.

Dieſer Platz führt den klang- und bedeutungsvollen Namen Naſimoja: eine Palme. Nach ihm lenken die Europäer alltäglich ihre Schritte, um reine Luft zu athmen und ſich im Abendſonnenſcheine der lieblichen Landſchaft und des regen Treibens zu erfreuen. Hier gibt es jederzeit Etwas zu ſehen oder zu beobachten. Dem Naturkundigen bieten die Lagune, das Gebüſch und der Palmenwald der Unterhaltung genug: in der Lagune wimmelt es von buntfarbigen Krabben, in den Büſchen raſcheln ſchillernde Eidechſen, im Walde zeigen ſich wenigſtens einige Vertreter der höheren Thierklaſſen. Doch ſelbſt der eifrigſte Forſcher achtet auf das ihn anheimelnde Treiben der Thiere erſt ſpäter, weil ihm anfänglich die Menſchen noch theilnahmswerther erſcheinen. Auf einem kleinen, feurigen Eſel reitet ein Araber vorüber, ſeiner Schamba oder Pflanzung zu, die Beine faſt auf dem Boden ſchleifend, ſo daß es ausſieht, als ob das Eſelein ihn kaum erſchleppen könne, zieht ab und zu mit kräftigem Schwunge die Ferſen in die Höhe und ſchlägt ſie dem flinken Grauthiere in die Weichen, um es zu noch ſchnellerem Laufe anzutreiben, und iſt bald dem Auge entſchwunden. Ihm entgegen, von den Pflanzungen her, kommen arabiſche Frauen an, zur Stadt heimkehrend; auch ſie reiten auf Eſeln wie die Männer ihres Volkes und faſt in derſelben Weiſe, nur daß ſie zumeiſt ihre Beine bis zu dem Sattel aufziehen und anſtatt der ſchwächlich erſcheinenden grauen, ſchöne, große, weiße, aus Maskat hierher gebrachte Reiteſel benutzen. Alle tragen eine reichgeſtickte Maske vor dem Geſicht und einen Schleier auf dem Kopfe, und alle halten ſich ſo unbeweglich, daß ſie mehr bunten, auf den Rücken der Thiere befeſtigten Kleiderbündeln als lebenden Weſen gleichen; doch ihre dunkelen Augen, welche zwiſchen Maske und Schleier hervorblitzen, ſind unabläſſig beſchäftigt, das ringsum Vorgehende zu erſpähen. Die umgeſtaltende Zeit hat eben auch hier an der ſtrengen Sitte Arabiens gerüttelt: viele der verſchleierten Schönheiten nehmen ſogar ein ihnen geſpendetes „jambo“ recht freundlich auf, und von denjenigen, welche den Gruß durch kein Zeichen erwiedern, darf man mit Sicherheit annehmen, daß ſie ſehr häßlich ſind.

Anziehender noch als die blaßgelben Frauen, ſind junge, ſchmucke Negerdirnen, welche faſt unabläſſig mit ihren gefüllten Waſſertöpfen vorüber ziehen. Ihr ſchöner Wuchs wird nicht durch eine Ueberfülle von Tüchern verhüllt: ein langes Stück blauen Baumwollenſtoffes, welches ſich eng an den drallen Körper ſchmiegt und deſſen anmutige Formen verräth, bildet ihre ganze Bekleidung; ihr Handwerksgeräth beſteht außer der Mtungi aus einer langgeſtielten, halben Kokosnuß, ihrem Schöpflöffel. In wahrhaft ſtolzer Haltung, das ſchwere Gefäß frei auf dem Kopfe tragend oder mit den tadellos geformten Armen ſtützend, ſchreiten ſie keck an uns vorüber und werfen, wie in gefallſüchtigem Spiele, die lang herabhängenden Zipfel ihres Kopftuches bald über die rechte, bald über die linke Schulter. Die anmutige Haltung, die einfache und doch ſo kleidſame Tracht, das anſpruchloſe und doch freie, ein gewiſſes Selbſtbewußtſein verrathende Weſen dieſer Waſſerträgerinnen iſt geeignet, die Aufmerkſamkeit ſelbſt des Kaukaſiers zu erregen und Gedanken hervorzurufen, welche der Neuling kurz vorher für unmöglich gehalten haben würde.

In dieſes alltägliche Treiben miſchen ſich Vornehme des Landes, auf prachtvollen Roſſen in der dem Araber eigenthümlichen Reitart vorüberſprengend; auch dieſer oder jener Mſungu verſucht, auf dem Rücken eines eigenen oder dem Marſtalle Seid Madjids entlehnten Roſſes ſeine Reiterkünſte zu zeigen, um ſich die unter dieſem Himmelsſtriche unumgänglich nöthige Bewegung zu verſchaffen: kurz, die Naſimoja iſt für Sanſibar ein Korſo, eine Alameda, ein Boulevard, ein Prater, ein Spaziergang im ausgedehnteſten Sinne des Wortes.

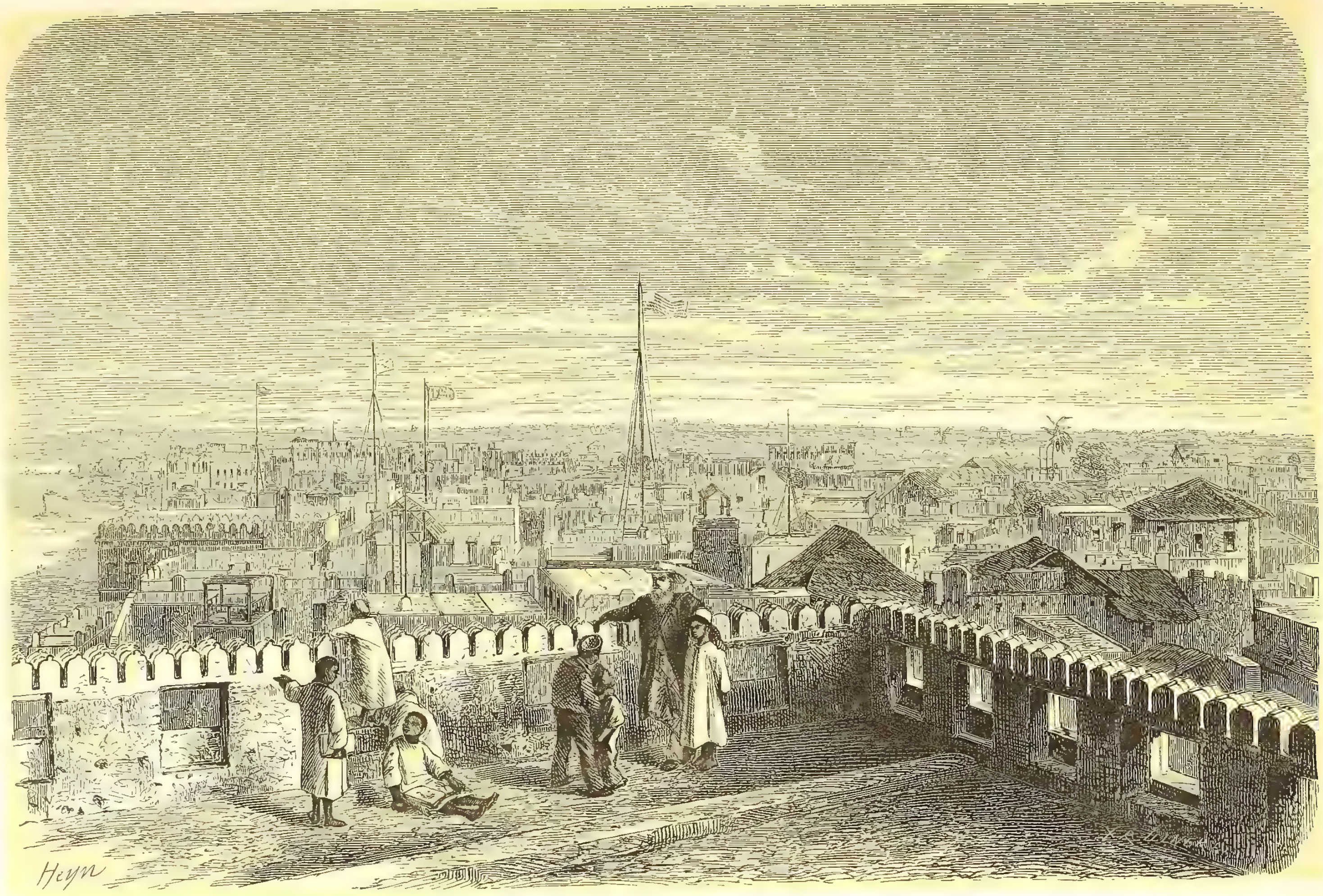
Bei der Heimkehr klingt uns ſonderbare Muſik an. Dumpfe Trommelſchläge begleiten ein kreiſchendes Singen und Trillern: eine Ngoma wird gefeiert, eine Feſtlichkeit, welche ihren Namen von der nie fehlenden, großen Trommel (Ngoma) entlehnt hat. Nachdem wir uns durch das dichte Gedränge Weg gebahnt, ſehen wir eine Schar von tanzenden Männern und Frauen vor uns, letztere aufs Beſte geſchmückt und bemalt, alle erhitzt und ſchweißtriefend in Folge der heftigen Bewegungen und Beugungen des Körpers. Durch das Schreien und Singen auf das Aeußerſte erregt, ſind ſie einer Ermüdung ſcheinbar ganz unzugänglich; immer von Neuem führen die Weiber bald unter ſich, bald in Geſellſchaft der Männer ihre ſonderbaren Reihentänze auf, und die Zuſchauer ſpenden ihnen umſomehr Beifall, je toller und unanſtändiger ſie ſich renken, je ohrbeleidigender ſie lärmen.

Vor einem anderen, nicht minder dichten Zuſchauerkreiſe vergnügen ſich buntgekleidete Suri=Araber mit Tanz und Waffenſpiel. Inmitten des durch die Zuſchauer gebildeten Platzes ſpringen ſie mit eigenthümlichen Sätzen umher und laſſen die dünnen Klingen ihrer Schwerter in der Luft erzittern, wählen ſich einen Gegner und führen plötzlich mit ſcharfer Schneide einen Hieb nach deſſen Beinen; aber zur rechten Zeit ſpringt der Bedrohte hoch empor, und die gefährliche Klinge fegt den Boden. Unmittelbar darauf wird der Angegriffene zum Angreifer; das alte Spiel wiederholt ſich, und zwar ohne erſichtlichen Wechſel. Derartige Schauſpiele ſieht man hier faſt tagtäglich, insbeſondere zur Zeit des Nordoſtmonſuns, welcher die arabiſchen Seeleute aus dem Norden herbeiführt. Anfänglich ziehen den Europäer die Tänze und Waffenſpiele auf das Höchſte an; da ſie ſich jedoch immer und immer gleichmäßig wiederholen, geht man bald an ihnen vorüber, ohne ſie zu beachten. Uebrigens werden dieſe Spiele nur als Vergnügungen des Pöbels angeſehen: der vornehme Araber hält es unter ſeiner Würde, auch nur einen Blick darauf zu werfen.

Vor der Heimkehr wenden ſich unſere Führer noch einem kleinen, von niederen Steinhäuſern und Lehmhütten umſchloſſenen Platze zu, auf welchem alle Negerſtämme vertreten zu ſein ſcheinen. Wir ſehen breitköpfige Wamakua und Wahiao, letztere an den ſpitzgefeilten Schneidezähnen kenntlich, Waniaſſa, durch narbenbedecktes Geſicht und Leib von den Anderen unterſchieden, und Andere ohne Namen, eine wahre Völkergalerie Oſt=Afrikas: – wir befinden uns auf dem Sklavenmarkte von Sanſibar, im Mittelpunkte des Menſchenhandels dieſer Gegend. Hier verſieht ſich der Araber aus dem Norden, bevor er heimkehrt, mit ſeinem Bedarf an Sklaven, hier erkauft der große Grundbeſitzer die Arbeitskräfte für ſeine Schamba, hier legt der kleine Kapitaliſt ſeine Dollars in lebender Waare an; hier ſieht man Sklaven beiderlei Geſchlechtes in allen Stufen des Alters und der Leibesbeſchaffenheit: nervige Geſtalten und Schwächlinge, hübſche, ja ſogar ſchöne Mädchen und abſchreckend häßliche Weiber; nirgends aber gewahrt man herzerſchütternde Auftritte, wie man ſie zu finden erwartete. Die Schwarzen ſind gut genährt und gekleidet, und ihre runden, glänzenden Geſichter laſſen weder Spuren ausgeſtandener Leiden noch Traurigkeit erkennen.

Den mannbaren Negerinnen iſt eine beſondere Ecke des Marktes eingeräumt worden. Hier ſtehen ſie zur Brautſchau aus in feſtlichem Schmucke: die Haare wunderlich geflochten und in der Stirngegend mit Kurkuma bemalt, die Augenränder und Brauen mit Ruß und Antimon geſchminkt. Mit lauter Stimme preiſt der Händler dieſe feinere Waare an, dem Kaufluſtigen alle Eigenſchaften derſelben rühmend, und die Mädchen hören ſeinen Worten ohne Sorgen, vielleicht ohne Gedanken zu; denn wenn ſie wirklich ſolche hegen, ſo können ſie doch nur der Erwägung gelten, daß ihr zukünftiges Loos ſich gegen das frühere verbeſſern, nicht aber verſchlechtern wird.

Die Sonne ſinkt hinter den Häuſern hinab; wir wenden uns heimwärts. An den verſchiedenen Brunnen geſtalten ſich Bilder, welche uns durch das Getümmel der verſammelten, ſchöpfenden und ſchwatzenden Schönen an das Vaterland erinnern, ſo groß der Unterſchied zwiſchen dem jetzt Erſchaueten und dem von Daheim her Gewohnten auch ſein mag. Gerade mit Sonnenuntergang gelangen wir an dem Hauſe unſerer Gaſtfreunde an, und in demſelben Augenblicke erſchallen vom Palaſte des Sultahns her Flintenſchüſſe und ein gellender Lärmen: die Leibgarde Seid Madjids führet mit Trommeln und Pfeifen einen Zapfenſtreich auf, vielleicht um den Gläubigen zu künden, daß die Zeit des Abendgebetes gekommen. Unſere Gaſtfreunde aber prüfen zu gleicher Zeit den Stand ihrer Uhren; denn in Sanſibar iſt es ſechs Uhr Abends, wenn die Sonne zu Rüſte geht, genau genug für bürgerliche Zwecke, da die Zeit des Sonnenunterganges im Laufe des Jahres kaum um fünfzehn Minuten verſchieden iſt. Die kurze Dämmerung geſtattet uns eben noch, vom Dache des Hauſes aus einige Minuten lang die großartige Vogelſchau der Stadt zu genießen. Zwiſchen dem belebten Meere und den mit Palmen- und Gewürznelkenpflanzungen gekrönten Höhen des Inneren dehnt ſie ſich weithin aus, eine wunderbar zackige Maſſe von Mauerzinnen, pfeilerbegrenzten flachen Dächern und palmenſtrohgedeckten Giebeln, über welche die nun ihres Schmuckes entkleideten Flaggenſtöcke emporragen. Jetzt wird es auch lebendig auf den Söllern; die arabiſchen Frauen, welche die Sitte des Landes übertages im Inneren des Hauſes zurück hielt, kommen hervor, um in der Kühle des Abends zu luſtwandeln und, geſchützt durch das Dunkel, ſich freier zu bewegen, als ſie bisher es durften, freier ſogar, als es ihrem Herrn und Gebieter recht ſein mag. Wie im Morgenlande dürfen ſie auch hier nur unter zahlreichem Geleite von Dienern und Dienerinnen das Haus verlaſſen; wie im Morgenlande bewacht und hütet man ſie eiferſüchtig und ſperrt ſie ein, um ihrer Treue ſicher zu ſein; und wie dort wiſſen ſie die alten Märchen aus „Tauſend und eine Nacht“ wahr zu machen: gegen die Eiferſucht wehrt ſich die weibliche Schlauheit, gegen die Strenge die Luſt am Ränkeſpinnen. Hier oben auf den platten Dächern, in dem Dämmerlichte der Nacht entſteht gar manches Geſchichtchen, von dem der ehrbare Araber ſich Nichts träumen läßt. Grüße, von dem übermütigen Mſungu den halbentſchleierten Schönen geſpendet, werden freundlich aufgenommen und freundlich erwiedert, anfänglich vielleicht nur, um etwas Abwechſelung in die öde Gleichmäßigkeit des Tageslaufes zu bringen, ſpäter — nun, auch hier ſucht und findet die Liebe ihre heimlichen Wege.



Sanſibar

vom Dache des engliſchen Miſſionsgebäudes geſehen.

Zweiter Abſchnitt.

Die Inſel.

Paſſate und Monſune. — Ihre Bedeutung für Sanſibar. — Regenzeiten. — Klima. — Lage. — Meeresſtrömungen. — Gezeiten. — Bodenbeſchaffenheit. — Gewäſſer.

Auf jener ewig denkwürdigen Fahrt, welche zur Entdeckung Amerikas führte, bemerkten die ohnehin ſchon mißvergnügten Begleiter des Kolumbus, daß ein niemals wechſelnder Nordoſtwind ſie täglich weiter von ihrer Heimat wegführte — eine Wahrnehmung, welche ſie mit Schrecken erfüllte; denn eine Rückkehr bei dieſem ſteten Gegenwinde ſchien ihnen unmöglich zu ſein. Ihre Beſorgniß war unbegründet: ſie fanden auf der Heimreiſe, als ſie in nördliche Breiten gelangten, wieder veränderliche Briſen vor, mit deren Hilfe ſie endlich nach langer Fahrt ihr Vaterland erreichten.

Spätere Seefahrer beobachteten auch jenſeit des Gleichers, nachdem ſie mit lang andauernden Windſtillen zu kämpfen gehabt hatten, eine gleich regelmäßige Luftſtrömung, welche hier jedoch aus Südoſt wehete. Man erkannte bald, wie außerordentlich derartige regelmäßige Winde die Schiffahrt erleichtern und nannte ſie deshalb Reiſewinde — Paſſate —, welche Benennung die Engländer in Handelswinde (trade-winds) umänderten.

Lange Zeit hatten die Gelehrten über die Urſachen dieſer räthſelhaften Luftſtrömungen nachgedacht, ehe ſie die Ueberzeugung gewannen, daß dieſelben durch die Einwirkung der Sonnenſtralen und durch die Umdrehung der Erde im Vereine hervorgebracht werden. Gegenwärtig ſtellt man ſich den Hergang folgendermaßen vor: Um den Erdgleicher, wo die Hitze am größten und ſomit die Luft am leichteſten iſt, ſteigt ununterbrochen ein breiter Strom der feuchten, warmen Luft empor und fließt, in gewiſſen Höhen angelangt, über den kühleren Luftſchichten weg nach beiden Polen hin ab, ſich allmählich ſenkend, bis er etwa in unſeren Breiten die Oberfläche der Erde wieder erreicht. Zum Erſatze hierfür ſtrömen dem heißen Erdgürtel von beiden Seiten her kältere Luftmaſſen zu. Aus Gegenden, in welchen die Erdumdrehung eine langſamere iſt, in andere, ſchneller oſtwärts eilende gelangend, bleiben ſie, je weiter ſie vordringen, um ſo mehr hinter der Erdoberfläche zurück: ihre Richtung wird ſomit eine mehr und mehr weſtliche, ſo daß ſie im Norden der Linie von Nordoſt, im Süden von Südoſt zu wehen ſcheinen.

Die Paſſate ſind, da ſie aus kälteren Gegenden in wärmere ſtrömen, weſentlich trockene Winde und im Stande, noch große Mengen Feuchtigkeit aufzunehmen. Ihr Gebiet wird von einem lichtblauen Himmel überwölbt, an welchem nur leichte Federwolken wie lange Wetterbäume in immer gleichmäßiger Richtung dahin ziehen. Nur zu gewiſſen Jahreszeiten, jährlich ein- oder zweimal, zu den ſogenannten Regenzeiten, fallen hier mächtige, wäſſerige Niederſchläge. Im Gebiete des aufſteigenden Luftſtromes hingegen entſtehen zur Zeit der größten Tageshitze hoch oben maſſige, weiße Haufwolken, welche ſich faſt täglich in heftigen Regengüſſen entladen.

Wenn die Erde gleichmäßig mit Waſſer bedeckt wäre, würden auch überall die Paſſate und ihre Rückſtröme mit größter Regelmäßigkeit herrſchen; da aber das Feſtland ſich in unregelmäßiger Vertheilung über das Weltmeer erhebt und nach anderen Geſetzen erwärmt wird als das Waſſer, ſo erleiden die eben dargeſtellten Vorgänge mannigfache Abänderungen.

Zuerſt fällt der Gürtel der Windſtille und des Regens zu allen Jahreszeiten, welchen man auch den meteorologiſchen Aequator nennen kann, nicht mit der gleichweit von beiden Polen entfernten größten Kreislinie, dem mathematiſchen Aequator zuſammen, ſondern hält ſich, obgleich ſeine Lage je nach der Jahreszeit um einige Breitengrade ſchwankt, im Durchſchnitte etwa 5^0 nördlich von demſelben. Dieſe Theilung der Erde in zwei ungleiche Witterungshälften entſpricht genau der ungleichen Vertheilung von Land und Waſſer auf beiden Seiten der Linie: die nördliche Halbkugel iſt vermöge ihrer überwiegenden Feſtlandmaſſe die wärmere, und in Folge deſſen liegt die Linie der größten Wärme, von welcher ſich der aufſteigende Luftſtrom erhebt, dem Nordpole näher. Auch die Breite des Gürtels der Windſtille iſt aus denſelben Gründen nicht überall und zu allen Jahreszeiten gleich groß, d. h. ſie beträgt bald mehrere Grade und iſt bald ſo gering, daß der Schiffer unmerklich aus einem Paſſate in den anderen gelangt. Aus der Kenntniß dieſer Geſetze zog die Schiffahrt den größten Nutzen: die Seefahrer wiſſen jetzt recht wol, daß es zu gewiſſen Jahreszeiten vortheilhaft iſt, den Gleicher näher der Küſte Amerikas, zu anderen ihn näher der Küſte Afrikas zu durchſchneiden; ſie wiſſen mit ziemlicher Beſtimmtheit, wann und wo ſie den günſtigſten Reiſewind antreffen werden, und vermögen ihre weiten Reiſen mit Hilfe dieſer Kenntniß in der Hälfte der früher dazu erforderlichen Zeit zu vollenden.

Eine andere Abweichung von den dargelegten Geſetzen der großen Luftſtrömungen iſt mehr örtlicher Natur und erklärt ſich dadurch, daß im Sommer, wann das Feſtland ſtark erwärmt wird, warme Luftſtröme von demſelben emporſteigen, und von dem Meere her ausgleichende Winde nach ihnen zu wehen — ein Vorgang, welcher ſich im Winter umkehrt, weil dann das Meer der wärmere Theil iſt. Dieſe Störung wird nur wenig bemerkbar ſein, wo ſich ein Feſtland, wie z. B. Amerika, von Norden nach Süden durch alle Breiten hindurch erſtreckt: weshalb denn auch im atlantiſchen und ſtillen Meere, welche dieſen Welttheil umſchließen, die Paſſate in ungeſtörter Regelmäßigkeit herrſchen; ſehr bedeutend aber muß die Wirkung der Ablenkung bei der Ländermaſſe der alten Welt ſein, welche, größtentheils im Norden der Linie gelegen, in weſtöſtlicher Richtung durch 210 Längen-Grade ſich ausdehnt und die gleichmäßige Vertheilung von Land und Waſſer ſo beträchtlich ſtört. Bis in hohe Breiten hinauf, welche von Schnee und Eiſe ſtarren, ſtreckt Aſien ſeine wenig ausgebildete Nordküſte; unermeßliche Hochebenen ziehen ſich in dem warmen Gürtel von China bis nach Kleinaſien und von Arabien bis nach Senegambien; eine große, feſtländiſche Inſel mit baumleeren Hochebenen liegt in den äußerſten Längen Aſiens und in ſüdafrikaniſchen Breiten; und zwiſchen dieſen abwechſelnd gluthauchenden und eiskalten Gebieten dehnt ſich ein weites Meer, welches, auf drei Seiten von Land eingeſchloſſen, eigentlich nur als Binnenmeer oder als ungeheurer Meerbuſen betrachtet werden kann. Hier können erklärlicher Weiſe nicht dieſelben Winde wehen wie im freien, offenen Weltmeere, welches durch alle Breiten reicht: das indiſche Meer hat, wie auch der weſtliche, zwiſchen Java, Hinterindien und Auſtralien gelegene Theil des ſtillen Weltmeeres, ſein eigenes Windſyſtem; die Paſſate ändern hier ihre Richtung mit dem Stande der Sonne und wehen im Sommer und im Winter aus verſchiedener, ſich entgegengeſetzter Richtung. Dieſe abgelenkten Paſſate nennen wir Monſune.

Während nun die Paſſate erſt ſeit einigen Jahrhunderten Wichtigkeit für Völkerleben und Völkerverkehr erlangen konnten, haben die Monſune ſchon ſeit Jahrtauſenden einen unberechenbaren Einfluß auf die in ihrem Gebiete wohnenden Menſchen ausgeübt. Ohne ſie würden Chineſen, Indier und Araber ſchwerlich ſchon in altersgrauer Zeit ihre Bildung und Geſittung ſich erworben, ohne ſie würden Schiffahrt und Handel hier niemals in ſolchem Maße und ſo frühzeitig ſich entwickelt haben. Sie ermöglichten es dieſen Völkerſchaften, ohne eigentliche Kenntniß der Gewäſſer und ohne Schiffahrtskunde auf einfach gefügten Fahrzeugen weite Strecken zurückzulegen, indem ſie in der einen Hälfte des Jahres die Schiffe nach entlegenen Gebieten beförderten, in der anderen Hälfte mit derſelben Sicherheit wieder zurückbrachten.

So, wie es vor Jahrtauſenden war, iſt es noch heute: mit dem Wechſel der Monſune kommen und verſchwinden Tauſende von Fahrzeugen in den Häfen jener Küſten. Von ihnen hängt die Witterung ab: ſie tragen bis weit hinein in das Innere die waſſergeſchwängerten Wolken und bringen dem durſtigen Lande den erquickenden Regen, welcher allein Wachsthum der Pflanzen und Bodenanbau ermöglicht und die zahlreichen Flüſſe und Seen ſpeiſt.

In der weſtlichen Ecke dieſes Monſungebietes nun liegt die ſogenannte Sanſibar- oder Suahelіküſte (1), der Schauplatz der Reiſen von der Deckens. Hier, ſowie in den damit in Verbindung ſtehenden Ländern, Vorderindien, Arabien und Madagaskar, weht vom November bis März der ſogenannte Nordoſtmonſun, vom April bis Oktober der Südweſtmonſun (2). Ihr Einſetzen geſchieht im Allgemeinen mit großer Regelmäßigkeit, jedoch in den verſchiedenen geographiſchen Breiten zu verſchiedenen Zeiten, weil ein Wind, welcher durch die abwechſelnde Hitze und Kälte der Hochebenen Innerаſiens hervorgebracht wird, nicht zu gleicher Zeit in Madagaskar und an der arabiſchen Küſte beginnen kann. Kleinere Abweichungen in Richtung und Dauer zeigen ſich in der Nähe des Landes, wo die täglich wechſelnden Land- und Seebriſen auftreten; größere machen ſich bisweilen in ungewöhnlichen Jahrgängen bemerklich — nie ohne verhängnißvolle Folgen für die Bewohner der betreffenden Küſten. Setzt z. B. der entgegengeſetzte Wind einmal zu früh ein, ſo haben viele der Fahrzeuge, welche ihn benutzen wollten, nicht mehr Zeit zur Vollendung ihrer Reiſe: die einen verunglücken auf offener See, in den Stürmen bei dem Wechſel der Monſune, andere müſſen nach Monate langer Fahrt in den Ausgangshafen zurückkehren, ohne ihr Ziel erreicht zu haben; kurz, Tauſende von Handelsleuten werden hierdurch zu Grunde gerichtet oder wenigſtens arg geſchädigt.

Wie bei uns, wenn der Wind ſich dreht, gewöhnlich eine Zeit lang Windſtille und ſchlechtes Wetter herrſcht, ſo geſchieht es auch dort, nur in großartigſter Weiſe bei dem zweimaligen Wechſel der Monſune. Man kann mithin zwei Regenzeiten unterſcheiden: die ſogenannte große, im März und April, und die kleine, etwa im Oktober. Unter Regenzeit darf man ſich jedoch keineswegs einen Jahresabſchnitt vorſtellen, während deſſen es den ganzen Tag über oder wenigſtens jeden Tag regnen müſſe; es regnet im Gegentheile an einem Tage einige Stunden lang heftig, am anderen fallen nur einige leichte Schauer nieder, an noch anderen fällt kein Tropfen; den größten Theil des Tages über iſt aber der Himmel von einem prächtigen Blau, deſſen Tiefe noch durch einzelne, blendend weiße Haufwolken gehoben wird: — Regenzeit alſo nennt man dieſe Uebergangspunkte deshalb, weil während derſelben die Summe der Tage, an welchen Niederſchläge fallen, und die Menge dieſer Niederſchläge viel bedeutender iſt als zu anderen Zeiten des Jahres.

Allen achtſamen Europäern, welche zum erſten Male nach Sanſibar kommen, muß es auffallen, daß die Regenzeiten ſich hier nicht ſo ſcharf ausprägen als anderswo zwiſchen den Wendekreiſen. Die Erklärung dieſer Erſcheinung iſt ſehr einfach: ein Theil des Sanſibargebietes liegt zugleich auch in dem Gürtel des Regens zu allen Jahreszeiten, iſt ein Grenzgebiet zwiſchen zwei mächtigen Reichen, welches bald unter dieſe, bald unter jene Herrſchaft gelangt und das Gepräge von beiden trägt. Eine eigentlich trockene Jahreszeit kann man auf der Inſel Sanſibar nicht unterſcheiden; der trockenſte Monat des Jahres iſt indeß der November: im Jahre 1859 wurde in dieſem Monate ein Regenfall von nur einem Zoll beobachtet. Die jährliche Regenmenge kann man auf das Vierfache der bei uns zu Lande fallenden Niederſchläge, auf ungefähr 120 engliſche Zoll annehmen, von denen drei Viertheile in den vier Monaten Februar bis Mai fallen. Dieſe Angabe bezieht ſich übrigens nur auf Sanſibar, deſſen Witterungsverhältniſſe uns durch die Beobachtungen des engliſchen Arztes Froſt bekannt geworden ſind, während in Kiloa, Mombas, Lamu u. ſ. w. bisher noch keinerlei Meſſungen angeſtellt wurden.

Das Klima von Sanſibar zählt zu den feuchten; denn die Luft iſt immer nahezu mit Waſſer geſättigt. Wie auf allen tropiſchen Inſeln und im offenen Meere zeigt ein Thermometer, deſſen Kugel mit einem Stücke feuchten Muſſelins umwunden und ſo dem erkältenden Einfluſſe der Verdunſtung unterworfen iſt, nur etwa zwei bis vier Grade weniger als ein anderes, nicht umhülltes, oder, was etwa daſſelbe ſagen will, die Menge des Waſſerdampfes in der Luft beträgt immer über zwei Drittel von Dem, was bei der gegebenen Temperatur überhaupt davon aufgenommen werden kann. Bezeichnend für das Klima iſt fernerhin eine faſt vollkommen gleichmäßige Wärme. Im Allgemeinen ſchwankt ſie zwiſchen 21° und 24° R.; bei Tag und Nacht und in allen Monaten des Jahres hält ſie ſich in dieſen engen Grenzen; höchſt ſelten ſteigt ſie einmal bis zu 26°, und eben ſo ſelten, faſt nur nach Gewittern und nur für kurze Zeit, ſinkt ſie bis unter 19° herab.

Da Sanſibar nur ſechs Grade ſüdlich vom Gleicher liegt, kann man eigentliche Jahreszeiten hier nicht unterſcheiden. Die heißeſte Zeit des Jahres iſt die vor der großen Regenzeit in den Monaten Dezember bis Februar. Vom 21. oder 22. Juni an, wann die Sonne ihre geringſte Mittagshöhe von 60° erreicht, ſteigt die Wärme regelmäßig. Am 9. Oktober ſteht die Sonne im Zenith, ſinkt dann am 22. Dezember im Norden bis 73° herab und ſteigt wieder zum Zenith empor, ihn am 5. März zum zweiten Male durchwandernd. Um dieſe Zeit iſt die Schwüle drückend; der Europäer fühlt ſich unbehaglich und iſt unluſtig zur Arbeit. Im Februar beginnen Gewitter und heftige Regengüſſe, treten auch wol Stürme auf, die Atmoſphäre reinigend und erfriſchend. Vom Juni an, nach Beendigung der großen Regenzeit, bis September iſt dann das Wetter angenehm kühl, ja oft kalt; denn eine Abkühlung auf 20° bis 21° R. kommt den an 24° bis 25° Gewöhnten ſchon recht empfindlich vor.

Es mag befremdlich erſcheinen, daß hier in der Nähe der Linie die Wärme nicht höher ſteigt, da ja ein Thermometerſtand von 26° und noch mehr auch in unſeren Breiten nichts Ungewöhnliches iſt. Dieſe ſcheinbare Unregelmäßigkeit erklärt ſich daraus, daß die Sonne in Sanſibar nur 12, bei uns aber 16 bis 17 Stunden ſcheint, hier alſo durch Ausdauer erſetzt, was ihr vielleicht an Kraft fehlt. Uebrigens iſt die Mittagshöhe, welche bei uns die Sonne im Juli, zur Zeit der größten Hitze erreicht, durchaus nicht geringer als die niedrigſte Mittagshöhe in Sanſibar. Der Unterſchied beider Klimate beruht darin, daß bei uns die größte Wärme nur kurze Zeit andauert — ſo lange die Sonne ungetrübt ſcheint — und niemals lange genug, um den Erdboden beträchtlich über die mittlere Temperatur von 7° bis 8° R. zu erwärmen, während auf Sanſibar jahraus jahrein faſt dieſelbe Wärme herrſcht. Auch in den heißeſten Tagen bleiben unſere Keller kühl, bleibt unſer Brunnenwaſſer erfriſchend; wir finden in den Mittagsſtunden Schutz im Hauſe; und ſobald ein trüber Tag eintritt, iſt die Hitze verſchwunden. In Sanſibar hingegen fehlt ſolche nächtliche oder jährliche Abkühlung: das Meer, der Erdboden, die Häuſer, das Trinkwaſſer, Alles hat eine Temperatur von 22° bis 23° und noch mehr; denn dieſe iſt die mittlere Jahreswärme. Der Mangel an Abwechſelung, nicht aber die Höhe der Wärme iſt es, welche den Aufenthalt auf tropiſchen Inſeln unangenehm macht und einen ſchwächenden und entnervenden Einfluß auf den Europäer ausübt. Man gewöhnt ſich indeß gar bald daran, findet eine ſtete Wärme von gegen 23° R. recht behaglich und vermißt ſie ſchmerzlich, wenn einmal das Thermometer ausnahmsweiſe unter 20° herabſinkt.

Früher glaubte man, daß das Klima von Sanſibar ſehr ungeſund ſei, und hielt es für höchſt gefährlich, ſelbſt nur eine Nacht im Inneren der Inſel zuzubringen; jetzt weiß man, daß dieſes Eiland eines der geſundeſten Tropenländer iſt, und daß Derjenige, welcher hier mäßig lebt und ſich regelmäßig Bewegung macht, ſich lange Jahre hindurch ungeſtörter Geſundheit erfreuen kann. Dadurch ſoll jedoch nicht die erſchlaffende Einwirkung der gleichmäßigen Wärme in Abrede geſtellt werden; auch wollen wir nicht behaupten, daß man ſich in dieſem warmen Lande ebenſoviel als in unſerem gemäßigten Himmelsſtriche zumuten könne: im Gegentheile, wir haben an uns ſelbſt erfahren, daß man ungeſtraft ſich weder leiblicher, noch geiſtiger Anſtrengung längere Zeit nacheinander ausſetzen darf.

Die Inſel Sanſibar liegt zwiſchen 5° 43′ und 6° 28′ ſüdlicher Breite und zwiſchen 39° 13′ und 39° 37′ öſtlicher Länge von Greenwich in einer langen, ſchmalen Ausbuchtung, welche das Feſtland vom Ras Puna bis nach der Oſilandſpitze hin bildet, und iſt durch einen nur 20 bis 25 Seemeilen (3) breiten Kanal von dem Feſtlande getrennt. Ihr und der nördlicher liegenden Inſel Pemba Oſtufer bilden gewiſſermaßen die Fortſetzung der durch die Bucht unterbrochenen Küſtenlinie, welche ſich in einem einwärts gekrümmten Bogen vom Kap Delgado bis nach dem Somalilande hinzieht; es gewinnt dadurch den Anſchein, als ob beide Inſeln urſprünglich mit dem Feſtlande Eins geweſen, und der Meeresarm, welcher ſie von demſelben trennt, erſt durch Strömungen und ſonſtige Umſtände entſtanden wäre.

Auf der Oſtſeite der Inſel nimmt die Tiefe des Meeres ſchnell zu; der Kanal hingegen iſt, beſonders in ſeinem engeren ſüdlichen Theile, ſeicht und mit zahlreichen Riffen und Sandbänken durchſetzt: Sondirungen von der Majaſpitze nach dem Feſtlande ſchräg gegenüber ergeben keine größere Tiefe als 20 Faden. Weiter im Norden wird der Kanal tiefer, und zwiſchen Pemba und der Küſte findet man bereits in nicht großen Entfernungen vom Lande mit 100 Faden keinen Grund mehr.

Trotz der zahlreichen Untiefen, Riffe und kleinen Inſeln, welche den Sanſibarkanal erfüllen, iſt die Schiffahrt in demſelben weder ſehr gefährlich noch ſchwierig; denn außer den ſtarken Strömungen, welche ſowol innerhalb wie außerhalb des Kanals herrſchen und bisweilen, vorzüglich im Süden und auf der Oſtſeite der Inſel, eine ſtündliche Geſchwindigkeit von drei und mehr Seemeilen erreichen, haben die Schiffer wenig zu fürchten. Wird ein Schiff von dieſer Strömung ergriffen, ſo kann es bei den in der Nähe des Landes häufig eintretenden Windſtillen leicht von ſeinem Ziele abgetrieben werden; und es iſt auch wirklich vorgekommen, daß Schiffe in ſolchem Falle nicht in den Kanal einzulaufen vermochten, ſondern unwiderſtehlich nordwärts an der Oſtſeite der Inſeln hin, ſogar bis über Pemba hinaus getrieben wurden, erſt jenſeits dieſes Eilandes, wo die Strömung geringer iſt, wieder bis in das innere Fahrwaſſer gelangten und ſo, bisweilen erſt nach Wochen, Sanſibar erreichten. Man muß alſo, wenn man ſich der Inſel von Süden her nähert, ängſtlich darauf achten, ſich von Ras Puna an in der Nähe der Feſtlandküſte zu halten, um nicht die Einfahrt zu verfehlen.

Bekanntlich werden die großen Strömungen im weiten Meere hauptſächlich durch die Erdumdrehung hervorgebracht: das Waſſer bleibt hinter der Erdoberfläche zurück, prallt von den Oſtküſten der Kontinente ab und weicht, je nach deren Geſtaltung, nach verſchiedenen Richtungen hin aus. An der Oſtküſte von Afrika wendet ſich der Hauptarm, die ſogenannte Strömung von Moſambik, zwiſchen Madagaskar und dem Feſtlande hindurch ſüdwärts, ein ſchwächerer Arm vom Kap Delgado an nordwärts. Die Richtung der oberflächlichen Meeresſtrömungen wird durch die Monſune weſentlich beeinflußt: der Nordoſt hält den großen nördlichen Strom auf, der Südweſt beſchleuniget ihn. Im Kanale von Sanſibar, überhaupt in der Nähe des Landes, machen ſich noch andere durch den Wechſel der Gezeiten entſtehende Strömungen bemerkbar. Der Schiffer muß daher genau mit dem Eintritte von Ebbe und Flut bekannt ſein, will er die durch ſie hervorgerufenen Verhältniſſe geſchickt benutzen.

Die *Hafenzeit* oder die Zeit des höchſten Waſſerſtandes am Tage des Vollmondes iſt für die ganze Suaheliküſte etwa 4 Uhr bis 4 Uhr 45 Minuten. An jedem folgenden Tage tritt das Hochwaſſer etwa 50¼ Minute ſpäter ein, ſo daß es nach Ablauf eines halben Mondesmonats wieder auf dieſelbe Stunde fällt. Der Unterſchied des Waſſerſtandes bei Ebbe und Flut beträgt an den verſchiedenen Orten der Küſte 12 bis 16 Fuß. Die Hochfluten finden zwei bis drei Tage nach Voll- und Neumond ſtatt; man hat hierbei bemerkt, daß die Morgenfluten ſtets höher ſind als die des Abends. Nach dem Eintritte der Mondesviertel iſt der Unterſchied der Waſſerhöhe nur etwa halb ſo groß.

Die *Gezeiten* ſind für die Bewohner der Inſel und Küſte von großer Wichtigkeit; ſie üben bedeutenden Einfluß auf Handel und Verkehr aus, und ihnen hat man es gewiß nicht zum kleinſten Theile zu verdanken, daß dieſe Geſtade ein verhältnißmäßig geſundes Klima haben. Auf Sanſibar iſt der Strand innerhalb der Flutlinie gewöhnlich mit Unrat von Menſchen und Thieren bedeckt, welcher, wenn er nur einige Tage lang liegen bliebe, die Luft in unerträglicher Weiſe verpeſten würde: da aber kommt täglich zweimal die Flut und nimmt Alles hinweg, was unſere Sinne beleidigt. Sehr verſchieden iſt der Anblick des Landes je nach dem Stande der Gezeiten. Wenn das Waſſer ſinkt, ſieht man da, wo vor Kurzem die Flut an ſteilen Kalkfelſen noch heftig brandete, einen langen, blendend weißen, ſandigen Strand entſtehen; zahlreiche Bänke und Riffe kommen aus mißfarbigen Untiefen zum Vorſchein, und Scharen emſiger Fiſcher ſind auf ihnen beſchäftigt, allerlei genießbares Gethier zu fangen. Erhebt ſich dann mit dem Eintritte der Flut der vorher ruhende Wind wieder, ſo kehren die Fiſchersleute mit Beute beladen zu ihren Hütten zurück; die ſchaumumkränzten Riffe verſchwinden, und bald iſt auch der vorher ſo belebte Strand wieder von den ſchwellenden Wogen bedeckt.

Sanſibar iſt eine *Koralleninſel*. Ihre Grundmaſſe wird gebildet von einem feſten Geſteine, welches hauptſächlich aus den abgeſtorbenen Bauten von *Madreporen* beſteht. Sie gehört zu der langen Reihe von Korallengebilden, welche Afrika an ſeiner Oſtküſte von dem rothen Meere an bis nach Natal mit nur geringer Unterbrechung umſäumen, theils als Kalkfelſen, welche ſich noch weithin unter dem Waſſer als gefährliche Riffe hinziehen, theils als kleine, langgeſtreckte Inſeln, welche in geringer Entfernung davon und in gleicher Richtung mit ihr laufen. Ehe die große Hebung der Oſtküſte von Afrika ſtattfand, ruhte der jetzt bereits verwitternde Madreporenfelſen auf dem Boden des Meeres, vermutlich eine lockere Trümmermaſſe bildend, entſtanden aus kalkigem Schlamme und abgebrochenem Korallenſteine, welche ſich zwiſchen den Bauten der noch lebenden Thiere abgeſetzt und letztere allmählich erſtickt, getödtet hatten. Von dieſer Maſſe wurden auch andere Thiere mit umſchloſſen, zahlreiche Muſcheln, Seeigel und Seeſterne, welche theils auf den Korallenäſten lebten, theils in den Lücken zwiſchen ihnen Wohnung hatten. Die urſprünglich lockere Ablagerung wurde ſpäter durch Ausſonderung von im Meere aufgelöſtem Kalke innig zuſammengekittet; als ſie über die Oberfläche des Waſſers hervortrat, wirkte der kohlenſäurehaltige Regen in ähnlicher Weiſe, indem er den Kalk oben auflöſte und unten in Geſtalt von Kriſtallen wieder abſetzte. Auf dieſe Art entſtand allmählich ein feſtes Geſtein, welches an ſeinem Bruche Nichts mehr von ſeiner gemiſchten Zuſammenſetzung aus Bauten von Thieren verräth, vielmehr durch das blätterige, kriſtalliniſche Gefüge, welches es ſo häufig angenommen, auf durchaus unorganiſchen Urſprung ſchließen läßt. Oft kommen erſt bei vorgeſchrittener Verwitterung die einzelnen Beſtandtheile der Maſſe zum Vorſcheine: die beſſer erhaltenen Seethiere und Seeigel, oder die Steinkerne, welche ihre Schale ausfüllen, laſſen ſich dann leicht aus dem weicheren, ſie umgebenden Steine löſen. Alle Verſteinerungen, welche man auf dieſe Art ſammelt, gehören noch lebenden Arten an.

Am Strande, wo die Wogen ihre zertrümmernde und auflöſende Wirkung ausüben, geht die Verwitterung ſehr ſchnell vor ſich; die weicheren der eingeſchloſſenen Thiere oder der zwiſchen den feſteren Theilen ſitzende Sand wird herausgeſpült; es bilden ſich zahlloſe Löcher und Poren, ſo daß der Fels einem verſteinerten Schwamme nicht unähnlich wird. Es werden auch größere Grotten und Höhlen ausgewaſchen, in welche zur Flutzeit die Wogen eindringen, das Gewölbe mehr und mehr erweiternd, bis es endlich zerbricht, falls nicht die herabgefallenen Trümmer noch rechtzeitig einen ſchützenden Damm bilden. Aehnliche Höhlen, entſtanden durch das eigenthümliche Wachsthum der Korallenbildungen, und gewöhnlich mit einem ziemlich breiten Eingange von oben verſehen, finden ſich auch an verſchiedenen Stellen im Inneren der Inſel. Man hat Wunderdinge von jenen Höhlen und ihren verwickelten Gängen berichtet; wir beſuchten in Folge deſſen einige der bekannteſten in der Nähe von Dunga, etwa in der Mitte der Inſel, fanden aber nichts Ungewöhnliches. Die hier und da mit unſcheinbarem Tropfſteine bekleideten Löcher waren theilweis mit Bäumen und Gebüſch überwachſen und dienten großen Gehäusſchnecken zum Aufenthalte; von Verſteinerungen vermochten wir Nichts zu entdecken.

Die Oberfläche des Korallenkalkes iſt glanzlos, rauh und mit zahlloſen harten, ſchneidenden Spitzen beſetzt; ſie gleicht in ihrem Ausſehen dem zackigen Inneren mancher Quarzdruſen. Man findet an dem Strande ſowie im Inneren des Landes öfters ausgedehnte Korallenfelder von ſolcher Beſchaffenheit; ſie verurſachen dem Reiſenden große Hinderniſſe: das beſte Schuhwerk zerreißt nach kurzer Zeit, und Pferde und Eſel ſind nur mit Gefahr für ihre Hufe vorwärts zu bringen.

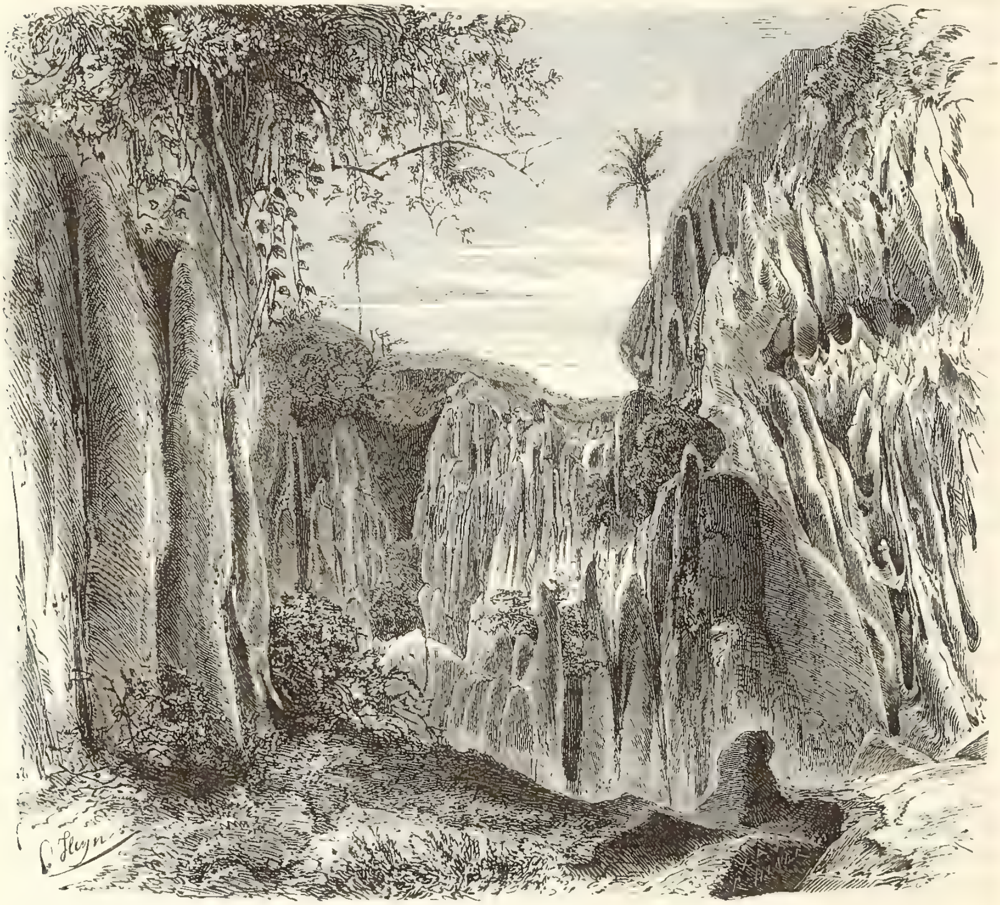
Auch dieſes feſtere Geſtein enthält noch zahlloſe feine Poren und Spalten, durch welche überall, wo eine thonige Decke fehlt, das Regenwaſſer ſchnell hindurchſickert. Auf Sanſibar ſteht es hauptſächlich an der Oſtküſte und im ſüdlichen Theile der Inſel überall zu Tage; da, wo dies nicht der Fall, iſt es mit einer Schicht fruchtbarer Erde bedeckt. Man unterſcheidet von letzterer zwei Arten: einen rothen Lehm, auf welchem die Erzeugniſſe der Tropenwelt in größter Ueppigkeit gedeihen, und eine graue, ebenfalls thonhaltige, jedoch mehr lockere und ſandige Erde, welche zwar nicht mehr für den Anbau von Gewürznelken und Nahrungspflanzen, um ſo beſſer aber für Kokospalmen, Affenbrodbäume und andere genügſame Gewächſe geeignet iſt.

Von den 29 geographiſchen Geviertmeilen Flächeninhalt des Eilandes iſt in Wirklichkeit etwa die Hälfte bis zwei Drittel bebauungsfähig; der Reſt ſtellt ein trockenes, ödes Steinfeld mit höchſt ſpärlichem Pflanzenwuchſe dar.

An einigen Orten der Inſel findet man nicht unbeträchtliche Ablagerungen eines graubraunen, nur leicht zuſammengebackenen Sandſteines. Da, wo keine Pflanzendecke ſie ſchützt, löſen die heftigen Regengüſſe das ſchwache Bindemittel der Maſſe ſchnell auf und ſpülen die einzelnen Körnchen hinweg; es bleiben dann nur noch die feſteren Theile der Schichten in Geſtalt von eigenthümlich geformten Säulen ſtehen. Unſere nach einer Photographie gefertigte Zeichnung veranſchaulicht eine derartige Bildung, wie ſie ſich an der Oſtküſte der Inſel eine bis zwei Seemeilen ſüdlich von der Stadt findet.

In der Nähe des Meeres, da, wo der Strand anfängt ſich mit Gras und Buſch zu bedecken, zeigen ſich hier und da dünne Schichten eines ſchwarzen Eiſenſandes, etwa eine Hand breit unter der Oberfläche abgelagert. Es ſcheint dies daſſelbe Eiſenerz zu ſein, welches man im Inneren von Oſtafrika und in Madagaskar häufig findet. Hier auf Sanſibar kommt es in allzu geringer Menge vor, um eine Ausbeutung zuzulaſſen.

Unſere Inſel erhebt ſich wenig über dem Meeresſpiegel, an den höchſten Stellen kaum über hundert Fuß; nur eine kleine Hügelkette, welche das Innere von Norden nach Süden durchzieht, überragt das ſanft anſteigende Land noch um einige hundert Fuß. Die bedeutendſte Bodenerhebung bildet der einzeln ſtehende Kegelberg Kumkene (Kumbini der Karten), im Südweſten auf einem Vorgebirge der Inſel gelegen; er mag die Höhe von 400 Fuß erreichen.



Das Innere der Inſel, ſo klein ſie auch iſt, war bisher noch wenig bekannt: die anſäſſigen Europäer beſuchten allerdings öfters die dort gelegenen Schamba's oder Pflanzungen, ihre Erfahrungen kamen jedoch der Erdkunde nicht zu Gute. Ganz vor Kurzem indeß veröffentlichte der ſeit zehn Jahren in Sanſibar wohnende Geſchäftsführer des franzöſiſchen Konſulates, Jablonski, einige Angaben über die Bodengeſtalt des Inneren. Nach ihm erhebt ſich das Land von Oſten und Weſten her und ſenkt ſich in der Mitte wieder zu einem muldenförmigen, ſteinigen Längsthale ein, zu deſſen beiden Seiten ſich die oben erwähnten Hügel hinziehen. Sehr beſtimmt und ausführlich äußert ſich auch der franzöſiſche Reiſende Grandidier, welcher das Innere der Inſel von der Stadt aus nach Norden und Süden durchzog, und die Oſtküſte auf zwei verſchiedenen Wegen beſuchte. Eine Skizze der Ergebniſſe dieſer Wanderung (an welcher Theil zu nehmen wir leider durch Krankheit verhindert waren) und die vortrefflichen und zahlreichen Angaben, welche uns Jablonski gefälligſt überließ, ſetzten uns in den Stand, unſer Kärtchen von Sanſibar beſſer auszufüllen, als es nach eigener Erinnerung möglich war.

Das eigenthümliche Gefüge der Steinmaſſen, welche die Inſel bilden, macht das Vorkommen längerer Waſſerläufe unmöglich. Nur einige kleine Bäche, unter denen der von Muera der bedeutendſte, d. h. wenigſtens während der feuchten Jahreszeit eben waſſerreich genug eine Mühle zu treiben, bleiben von dem in Menge fallenden Regen übrig; aber auch ſie verlieren ſich, ſobald ſie den lehmigen Boden verlaſſen, in den Spalten des Korallenkalkes, um an der Küſte wieder als kleine Quellen zum Vorſcheine zu kommen. Einer dieſer Bäche, der von Bububu, fünf Seemeilen nördlich von der Stadt, wird durch einen Kanal bis an den Strand geleitet; die Schiffe der Europäer füllen hier, wo die Boote zur Flutzeit bequem anlegen können, ihre Waſſerfäſſer. Ein dem Hafen näherer Bach, der von Mtoni, liefert weniger gutes Waſſer.

In allen Theilen der Inſel, wo der Boden mit einer undurchläſſigen Schicht bedeckt iſt, kommen kleine Teiche und Sümpfe vor. Sie ſind mit Schilf und blaßblauen Waſſerlilien bewachſen und gewähren Waſſervögeln und Fröſchen einen angenehmen Aufenthalt, liefern auch wol den Eingebornen Waſch- und Trinkwaſſer, tragen aber, da ſie bisweilen ganz austrocknen, gewiß nicht wenig dazu bei, das Innere der Inſel in den Ruf der Ungeſundheit zu bringen. Die Stadt wird aus ſolchen in der Nähe gelegenen Pfützen durch eine zahlreiche Schar von Negerdirnen mit Trinkwaſſer verſorgt.

Dritter Abſchnitt.

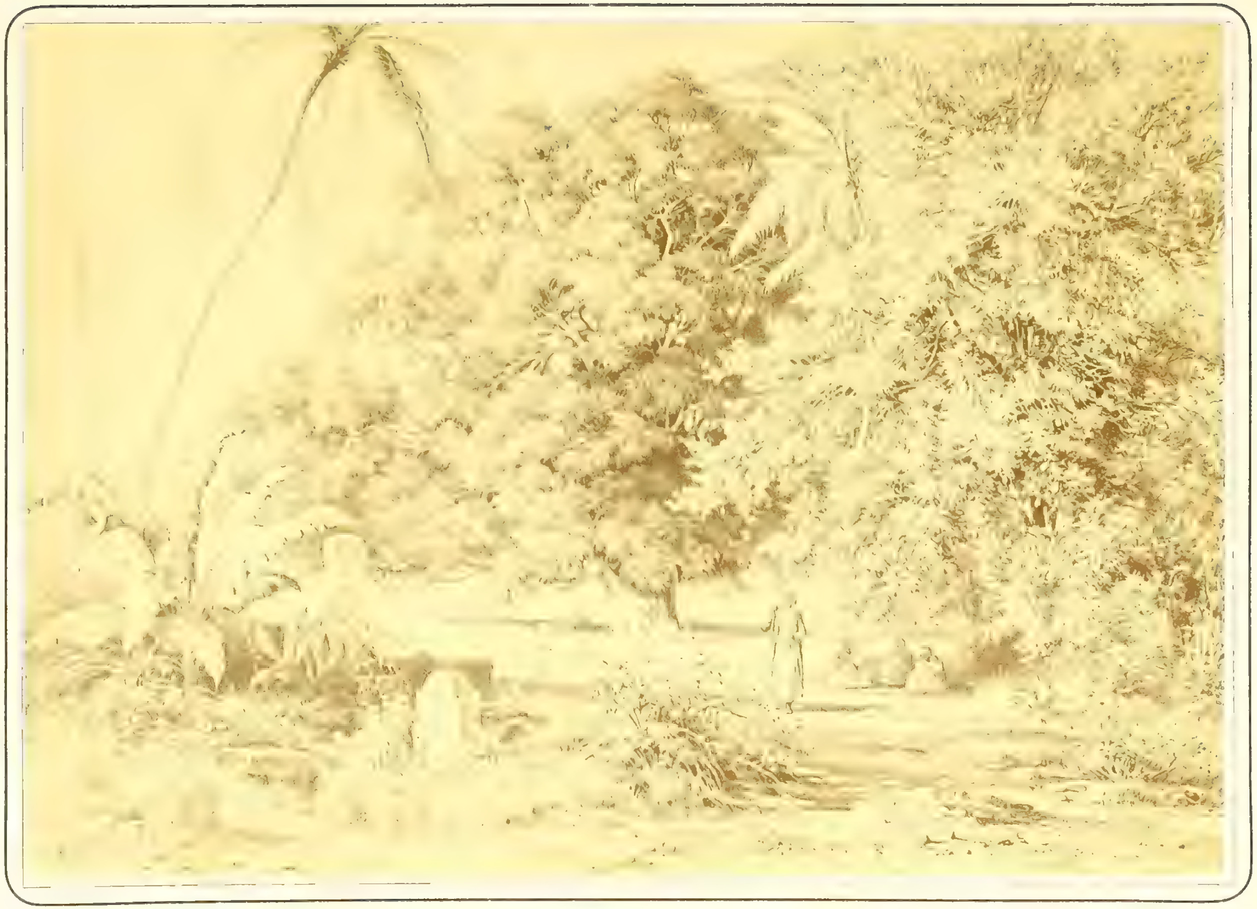
Nähr- und Nutzpflanzen.

Einleitung. — Die Pflanzendecke in verſchiedenen Theilen der Inſel. — Reis, Mtama, Mais, Bohnen, Erbſen. — Mhogo, Batate, Yam. — Gemüſe. — Die Kokospalme — Dattel- und Sagopalme, Banane. — Mango. — Jackfrucht. — Papay. — Melone. — Ananas. — Orange. — Granatapfel. — Litſchi. — Guyave. — Jamroſe. — Anone. — Gewürznelke. — Muskatnuß. — Zimmtbaum. — Rother Pfeffer. — Seſam. — Zuckerrohr. — Indigo. — Baumwolle. — Kaffee.

Sanſibars Pflanzenwuchs iſt von wunderbarer Ueppigkeit. Wer die ſchöne Inſel kennen lernt, iſt entzückt von der Fülle und dem Reichthume, welcher ſich ſeinem Auge bietet. Es vereinigt ſich hier Alles, um eine großartige Entwickelung der Pflanzen zu ermöglichen: der Boden iſt vortrefflich, die Luft warm und mit Feuchtigkeit geſchwängert wie die eines Gewächshauſes — kein Wunder alſo, daß die Fruchtbarkeit eine ganz ungewöhnliche.

Die Pflanzendecke der Inſel ähnelt der des naheliegenden Feſtlandes, iſt jedoch weniger urſprünglich als dieſe, weil auch Oſtindien an ihr Theil hat, weil die wichtigſten der hier angebauten Gewächſe von dort herſtammen, von dort eingeführt wurden. Reichlicher, hundert- und tauſendfältiger Ertrag lohnte und lohnt die geringe Mühe des Anbaues. Das ganze Eiland, mit Ausnahme einiger durchaus unfruchtbaren Gebiete, iſt gleichſam ein einziger blühender und duftender Garten. Ueberall gewahrt man Ueberfluß und Wohlſtand: bei der Fülle der Erzeugniſſe Sanſibars und bei der Bedürfnißloſigkeit ſeiner Einwohner gibt es auf der glücklichen Inſel keine Armut.

Es gewährt ein unbeſchreibliches Vergnügen, die endloſen Pflanzungen zu durchwandern und die herrlichen Gewächſe und Früchte näher kennen zu lernen, von denen man ſchon in der Heimat ſo viel gehört und geleſen. Die Fülle der Eindrücke iſt faſt überwältigend; daher gelingt es auch nicht ſo bald, ſelbſt nur mit den wichtigſten der zahlloſen Erzeugniſſe des Pflanzenreiches bekannt zu werden. Erſchwert wird Dies für den Fremden und Laien noch dadurch, daß es bis jetzt noch an einem guten und allgemein faßlichen Buche fehlt, welches auch die Pflanzen der heißen Erdſtriche mit genügender Ausführlichkeit und Anſchaulichkeit behandelt. Wir ſelbſt, ſowie die meiſten der in Sanſibar anſäſſigen Europäer, ſind nicht Pflanzenkundige; wir haben erſt nach der Rückkehr in das Vaterland vermocht, durch Zuſammenſuchen der verſchiedenen Beſchreibungen, welche ſich in Büchern und Zeit-



Sanſibar-Bäume (Mango- und Jackfruchtbaum).

ſchriften zerſtreut finden, unſerer Beobachtungen die nöthige wiſſenſchaftliche Unterlage und Stütze zu gewähren. Gerade deshalb halten wir uns für entſchuldigt, wenn wir den Verſuch wagen, an dieſer Stelle darzulegen, was wir darüber hier gelernt und dort erfahren haben. Unſere Schilderung will weder auf Wiſſenſchaftlichkeit, noch auf Vollſtändigkeit Anſpruch erheben, ſondern einfach bezwecken, ein, dem Fachmann ſicherlich überflüſſiges, dem Laien vielleicht nicht ganz unwillkommenenes Allgemeinbild zu geben und letzterem die wenig dankbare Mühe eigenen Suchens zu erſparen.

Jedes Fleckchen bebauungsfähiges Land wird auf Sanſibar für die Bedürfniſſe der zahlreichen Bevölkerung ausgenutzt; doch ſind es hier nicht gras- und krautartige Gewächſe, welche, wie in den geſegneten Fluren unſerer Heimat, der Landſchaft ihren Charakter verleihen, ſondern hauptſächlich Bäume. Auch den Suaheli ſpendet die Familie der Gräſer das tägliche Brot; aber ihr Boden bringt Koſtbareres hervor als gewöhnliche Nährpflanzen: und deshalb beſtellen ſie ihn vorzugsweiſe mit Handelsgewächſen, welche höheren Gewinn bringen als Reis, Negerhirſe u. dergl., welche Getreidearten ſie ja leicht von dem Feſtlande, bezüglich von Indien her beziehen können. Kokospalme und Gewürznelkenbaum ſind die tonangebenden Pflanzen in der fruchtbaren Nordweſthälfte der Inſel: letzterer gedeiht am beſten in der Nähe der rothen Hügelkette, welche ſich hier in mehreren Armen von Norden bis zur Mitte herab zieht, erſtere auf dem grauen, mehr ſandigen Thonboden in der Nähe des Meeres.

Die einzelne Kokospalme feſſelt den Neuling — ein Kokospalmenwald vermag Niemand zu befriedigen. Ein Baum gleicht dem anderen; der Boden zwiſchen ihnen nährt kaum ein Kräutlein, und ſei es noch ſo dürftig; es fehlt der erquickende Schatten; der vergebens ein Obdach ſuchende Wanderer findet zuletzt ſogar das ſanfte Raſcheln der harten, glänzenden Blätter abſcheulich. Derartige Waldungen ſind weit einförmiger als unſere Nadelwaldungen, klang- und ſanglos, bar jeder Anziehung. Aber auch die Kokospalme kann zum Schmucke der Gegend werden, da, wo ſie einzeln aus dem Laubgewoge der Fruchtbäume ſich erhebt und der ſonſt gleichmäßigen Pflanzung Wechſel und Leben verleiht. Hier erſt würdigt man den edlen Baum; hier erſt begreift und verſteht man ſeine Schönheit.

Solcher Art ſind die Kokoswälder Sanſibars. Ueberall gewahrt man in ihnen zahlloſe Hütten der Neger und ſtattliche Landhäuſer der reichen Beſitzer. Gemüſegärten und Fruchtbaumpflanzungen umgeben die Wohnungen der Menſchen, und rieſige Mangobäume, welche an Schönheit der Krone dem Nußbaume nicht nachſtehen, ihn aber an Großartigkeit und an Dauer des Blätterſchmuckes bei weitem übertreffen, ſpenden köſtlichen Schatten.

Einen Gegenſatz zu den mächtigen, dunkelgrünen Laubgewölben des Mangobaumes bilden die mehr gelbgrünen Gewürznelkenbäume mit ihrer kegelförmig zugeſtutzten Krone von verhältnißmäßig niedrigem Wuchſe. Der Kokospalme gleich ſaugen ſie das fruchtbare Erdreich derartig aus, daß in ihrem Schatten keine andere Pflanze gedeiht; aber in den weiten Strecken, welche die ſchnurgeraden, ſich kreuzenden Alleen dieſer Bäume bedecken, gewahrt man nur ſelten die kleinen, ſoviel Abwechſelung gewährenden Hütten und Pflanzungen der Neger: während die Kokospalme der Baum des Armen genannt werden darf, weil ſie ihm, ohne lange Zeit hindurch zinsloſe Auslagen zu erfordern, alle ſeine Bedürfniſſe gewährt, gehört der Gewürznelkenbaum, welcher nur einſeitigen Gewinn und nicht Nahrung oder ſonſtige Nutzung ſpendet, den reichen Grundbeſitzern an, deren einzelne und abgeſchloſſene, inmitten der Arbeiterwohnungen gelegene Steinhäuſer er im Verein mit Orangen- und anderen Obſtbäumen umſchließen, ſie gleichzeitig mit einem unbeſchreiblich angenehmen Wohldufte begabend, welcher, für den Fremden faſt betäubend, jedes Zimmer füllt. Nelken- und Orangenbäume bilden wechſelvolle Parks, welche, wenn auch an landſchaftlichen Reizen den unſerigen nicht gleichkommend, doch ungemein anziehend genannt werden dürfen.

Einen traurigen Gegenſatz hierzu bilden die ſteinigen Ebenen in der Mitte der Inſel, Korallenfelder, welche nur im Norden und Weſten von fruchtbarem Gelände eingeſchloſſen ſind, im Oſten und Süden aber in noch ödere und wildere Hügelketten übergehen. So unfruchtbar dieſer Boden anſcheinend aber auch iſt, unter dem glücklichen Himmel gedeihen doch überall, wo ſich nur eine kaum bemerkbare Spur von Ackerkrume befindet, nützliche, wenn ſchon meiſt unanſehnliche Gewächſe in großer Mannigfaltigkeit. Hier pflanzen die Neger ihren Kafferhirſe und andere ihrer Nährpflanzen auf kleinen, von Steinwällen umgebenen Feldern: inmitten dieſer Landſchaft, welche uns nach Dem, was wir vorher ſahen, wie eine Wüſte erſcheint, liegen kleine, liebliche Oaſen, Stellen, auf denen eine dünne Thon- oder Lehmſchicht von größerer Ausdehnung den Kalkfelſen überdeckt und das Gedeihen höherer Gewächſe ermöglicht. An ſolchen Stellen haben die Neger vorzugsweiſe ihre Hütten errichtet und um ſie her die ſteinigen Boden liebenden Papay- oder Melonenbäume gepflanzt; an ſolchen Stellen erheben ſich anſtatt der Wipfel der Kokospalme, die noch ſchlankeren und zierlicheren der ſtolzen Areka und die erhabenen Kronen der Dulehbpalme über dem in der Mitte angeſchwollenen Stamme.

Je weiter oſtwärts, der jenſeitigen Küſte zu, man ſich wendet, um ſo öder wird das Land. Ohne jeglichen Kräuterſchmuck ſtarren die ſcharfen, ſchneidenden Zacken des Korallenkalkes dem Wanderer entgegen — ein erhebliches Hinderniß für jede Reiſe, ſei es daß ſie zu Fuße oder zu Pferde zurückgelegt werden ſoll. Bald endigen die Pfade; Reit- und Laſtthiere müſſen zurückgelaſſen werden, und müheroll ſucht ſich der Wanderer einen Uebergang durch dieſes verſteinte Meer, aus dem ſich, Eilanden vergleichbar, Hügelketten erheben, begrünt zwar, aber mit dichtem, wilden, faſt undurchdringlichen Geſtrüpp, aus dem ſich nur ſelten eine Tamarinde, ein Kopalbaum erhebt. Gewahrt man in der Ferne wieder einige Palmenwipfel, ſo folgt daraus mit Beſtimmtheit, daß man ſich wieder in der Nähe menſchlicher Wohnungen befindet. Die Kokospalme wächſt hier nur in großer Nähe des Strandes, und ſie allein iſt es, welche der Oſtküſte der Inſel eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der Weſtküſte verleiht; denn im Uebrigen unterſcheidet ſich die Pflanzenwelt beider ſehr weſentlich. Den Strand begrünen zierlich gefiederte Bäume, welche entfernt an unſere Nadelhölzer erinnern: die Kaſuarinen, welche überall an der oſtafrikaniſchen Küſte und auf den ſie umgebenden kleineren Eilanden, ſowie auf der öſtlichen oder Windſeite der großen Inſeln heimiſch ſind. Zu ihnen geſellen ſich noch die Pandanus oder Schraubenpalmen, ſonderbar geſtaltete Büſche und Bäume mit gezähnelten, ſchilfartigen Blättern, welche ſich ſchraubenförmig am Stamme emporziehen oder ſich aus ihm entrollen. Hier und da, wo ein ſpärliches Gerinnſel ſüßen Waſſers ſich in das Meer ergießt, gedeiht auch die dunkellaubige Mangle: ein wunderbares Gewächs, welches zur Flutzeit mitten in den ſalzigen Wogen ſteht, zur Ebbezeit aber, nur von dünnen, weitverzweigten Wurzeln getragen, gleichſam in der Luft ſchwebt. In dieſem Theile der Inſel und auf der Hügelkette, welche ſie von Norden bis Süden hin durchzieht, iſt der Pflanzenwuchs ſchon in geringer Entfernung von den zahlreichen in der unmittelbaren Nähe des Meeres gelegenen Dörfern noch ganz urſprünglich; und wenn man im Nordweſten, dem mit Alluvium bedeckten Theile der Inſel, nur ſelten ein nicht angepflanztes Gewächs trifft, ſo findet man hier keine Spur der menſchlichen Thätigkeit. Hier würde der Pflanzenkundige eine reiche Ernte halten, während die übrigen Theile der Inſel nur dem Laien Neues bieten. Durch hier angeſtellte Unterſuchungen über die Beſchaffenheit der Pflanzendecke würde man auch feſtſtellen können, ob Sanſibar früher mit dem Feſtlande und den anderen kleinen, dazwiſchen liegenden Inſeln wirklich Eins geweſen iſt, wie ſo viele Anzeichen vermuten laſſen.

Der bei weitem größte Theil aller Bewohner Sanſibars lebt von Reis. Früher war der Anbau dieſes Getreides ſo bedeutend, daß man bei der allerdings geringeren Bevölkerung noch auszuführen vermochte; jetzt hat er ſo abgenommen, daß von den 70,000 Hektolitern, welche man, nach Guillain, jährlich gebraucht, die Inſel kaum den dreißigſten Theil ſelbſt hervorbringt, und das Fehlende von Madagaskar und Indien herbeigeführt werden muß.

Der Reis gedeiht beſonders in den tiefen Stellen der feuchten Thäler im Nordweſten der Inſel, welche ſich während der Regenzeit in Lachen und Teiche verwandeln und in dem Maße, wie ſie austrocknen, beſtellt werden.

Aermere Leute nähren ſich hauptſächlich von Mtama oder Kafferhirſe, einer weit verbreiteten Pflanze, in Indien Jowari, in Egypten und Nubien Durrha, und in Weſtindien Guineakorn genannt. Die Mtamapflanze wird bedeutend höher als der bei uns gebauete Hirſe; im Sudahn erreicht ſie etwa fünf bis ſechs, in Sanſibar aber bis zu achtzehn Fuß Höhe. Die Blätter ſind bei großen Pflanzen bis 2½ Fuß lang und zwei Zoll breit; die Blüten ähneln, wenn ſie aus der Spitze des Stengels in großen Riſpen oder Aehren herauskommen, den männlichen Blüten des Mais, neigen ſich aber, wenn die Frucht ſich bildet, abwärts unter der Laſt der Körner, welche in ſo beträchtlicher Anzahl dicht gedrängt daran ſitzen, daß das ausgeſäete Korn thatſächlich hundertfältig trägt. Die Körner ſind rund, und da, wo ſie feſtſitzen, zugeſpitzt, denen des Mais nicht unähnlich, nur oben bauchiger und unten etwas ſpitzer, auch nicht ſo abgeplattet wie dieſe; eine ſtrohige, feſtſitzende Hülle umgibt jedes einzelne. Das reine Korn wird hieraus durch Stampfen in einem hölzernen Mörſer gewonnen und als rother und weißer Mtama unterſchieden. Eine etwas kleinere Art derſelben Frucht heißt Mawele.

Der Mtama wird theils gekocht, theils, nachdem er gröblich zermahlen, zu kleinen, flachen, braunen Broden verbacken.

Verſchiedene Arten Bohnen — Kunde — und eine kleine, grünlichgraue Erbſenart — Dſchiroko — werden gleichfalls angebaut und von den Aermeren in nicht unbeträchtlicher Menge verbraucht. Viel weniger Verwendung findet der in anderen Ländern ſo unentbehrliche Mais, hier Mahindi d. h. indiſches Korn genannt; er wird hauptſächlich nur als Zukoſt oder des Wohlgeſchmackes der geröſteten Kolben wegen genoſſen. Daſſelbe gilt für die ölhaltigen Erdnüſſe, von Arachis hypogaea L., und die Piſtaziennüſſe, von Pistacia vera L., obwol beſonders erſtere auch hier leicht ebenſo große Wichtigkeit erlangen könnten wie an der Weſtküſte Afrikas.

Kaum minder wichtig als Reis und Kafferhirſe ſind die hieſigen Stellvertreter unſerer Kartoffel. Unter ihnen iſt vor Allem der Mhogo, in ſeinem vermeintlichen Vaterlande, Südamerika, Maniok oder auch Kaſſava genannt, zu erwähnen — eine wahre Faulenzerpflanze und wie geſchaffen für die trägen Neger, ein Gewächs, deſſen grüner Stengel, einfach in die Erde geſteckt, ſchon nach drei Monaten ſtarke, mehlhaltige Wurzeln zur Nahrung gibt.

Der Mhogo, gegenwärtig in faſt allen warmen Ländern eingebürgert, gehört zu der Familie der Wolfsmilchpflanzen, welche in allen ihren Theilen, in Blättern, Stengeln und Wurzeln einen milchigen, oft giftigen Saft enthalten. Dieſe Familie iſt außerordentlich vielgeſtaltig. Schon bei uns kennt man mehrere, im Aeußeren ſehr abweichende Arten; noch größer iſt aber die Mannigfaltigkeit bei den baum- und ſtrauchartigen, oft auf das Täuſchendſte den Kakteen und Euphorbien ähnelnden Formen, welche in warmen Gegenden zu Hauſe ſind und hier die verſchiedenartigſte Verwendung finden. Sie liefert der Arzneiwiſſenſchaft die aromatiſche Kaskarillrinde und das ſcharfe, heftig abführende Krotonöl (von Croton Eluteria Sw. und Croton Tiglium L.), der Gewerbthätigkeit das jetzt faſt unentbehrliche Kautſchuk oder Federharz (von Siphonia oder Jatropha elastica Pers.), anderer Erzeugniſſe nicht zu gedenken. Bedeutſamer als alle übrigen Arten iſt

Jatropha manihot L., unſer Mhogo, deſſen Wurzeln mit mehreren verwandten von geringerer Güte zur Nahrung dienen.

Ein Mhogofeld erinnert an eine Baumſchule. Dünne, knotige Stöcke erheben ſich bis zu Manneshöhe und ſenden, vorzüglich von der Krone, nach allen Seiten langgeſtielte, handförmige Blätter aus. Der mittlere Lappen des Blattes iſt etwa ſechs Zoll lang, jeder der beiden nächſten um einen Zoll, jeder der beiden letzten drei Zoll kürzer. Von ihrer Anſatzſtelle aus nehmen die Lappen bis auf Dreiviertel ihrer Länge an Breite zu, bis zu zwei Zoll etwa, und laufen dann in eine Spitze aus. Die ſpindelförmigen Wurzelknollen werden oft weit über einen Fuß lang und vier bis fünf Zoll dick. Ihre volle Reife erreichen ſie in neun bis zwölf Monaten, obſchon ſie bereits nach einem Vierteljahre Ertrag liefern.

Die Kaſſavewurzel Amerikas enthält ein ſcharfes Gift; daſſelbe iſt jedoch ſehr flüchtig und wird ſchon durch das Trocknen der Knollen, durch Kochen im Waſſer oder durch Röſten in der Aſche zerſetzt. Ihre auf Sanſibar angebauten Verwandten ſind nicht ſo giftig; deshalb hat man auch die dort übliche, umſtändliche Zubereitung nicht nöthig, ſondern thut genug, wenn man die Wurzel röſtet oder ſie, nachdem man ſie geſchält, in der Sonne trocknet. Hierbei ſcheint ein Gährungsprozeß einzutreten, wenigſtens verbreiten die trocknenden Wurzeln einen ſehr ſtarken Geruch, welcher auf das Täuſchendſte an die Malzdünſte in unſeren Brauereien erinnert. Wenn man, vielleicht noch durſtig von einem langen Tagemarſche, in einer Negerhütte übernachtet und von ſolchem würzigen Dufte umweht wird, vermag man vor Heimweh und Sehnſucht nach einem guten Trunke kräftigen Bieres kaum einzuſchlafen und empfindet oft wirkliche Tantalusqualen, weil die Einbildungskraft Einem immer und immer wieder vorſpiegeln will, die geträumte Brauerei könne keine hundert Schritte entfernt ſein, während man bei Erkundigung erfahren muß, daß der berauſchende Duft von trocknendem Mhogo herrührt.

In Geſtalt und Färbung ähnelt der Mhogo wie er auf den Markt gebracht wird, ſchmuzigen Stücken gebrannter oder gebleichter Knochen; die Neger verzehren das trockene Gericht ohne weitere Zubereitung. Auf die Tafeln der Europäer kommt er faſt nie, weil man die wie Kartoffeln zubereiteten Wurzeln zu grob, die daraus gebackenen Kuchen zu faſerig findet, während die Kreolen bekanntlich Nichts lieber eſſen als ihren Maniok, und, wenn ſie längere Zeit in Europa leben, ſich auch hier mit vieler Mühe und Koſten das beliebte braſilianiſche Nationalgericht zu verſchaffen ſuchen.

Der Mhogo iſt nicht ſehr nahrhaft, weil er außer den Faſern nur Stärkemehl enthält. Vor einigen Jahren ging man mit dem Gedanken um, europäiſche Armeen mit dem außerordentlich billigen Mehle der Maniokwurzel zu beköſtigen, fand aber bald, daß das leichte Stärkemehl wol für die Tropenbewohner genügende Nahrung gewähre, nicht aber auch mehr bedürfende Nordländer ſättigen kann.

Die zweite der auf Sanſibar gebauten Kartoffelarten, die ſogenannte ſüße Kartoffel oder Batate, gehört einer anderen Familie, jener der windenartigen Pflanzen an, ſteht ſomit unſerer europäiſchen Kartoffel, einer Nachtſchattenpflanze oder Solanee, botaniſch nah. Ein Feld jener Kartoffelpflanze kommt uns ebenfalls fremdartig genug vor: man gewahrt blühende Beete kriechender Winden und glaubt, daß vielleicht die Samen derſelben benutzt werden könnten, denkt aber ſicherlich nicht daran, daß es dicke Knollen ſind, welche hier erzeugt werden um zur angenehmen Nahrung zu dienen.

Die Batate, Convolvulus Batatas L., wächſt krautartig. Ihre zahlreichen, kriechenden, blaßgelben, runden Stengel erreichen ſechs bis acht Fuß Länge und ſenden von jedem Gelenke oder jeder Biegung knollentragende Wurzeln aus. Die winkeligen, eckigen Blätter ſitzen auf langen Stielen. Die Blüten, welche die bekannte Geſtalt derer unſerer Winden zeigen, haben eine purpurrothe Färbung.

Auch die Batate ſcheint für arbeitsſcheue Menſchen geſchaffen zu ſein. Jede Ranke, welche in den Boden geſteckt wird, breitet ſich aus und ſetzt oft vierzig bis fünfzig Knollen an, welche in acht bis neun Monaten geerntet werden können; ſogar jeder in der Erde gebliebene Reſt einer Wurzel wuchert weiter, falls ein einziger Regenſchauer rechtzeitig zu Hilfe kommt. Die ſüßlichen, mehligen Wurzeln ſind ziemlich nahrhaft und vermögen, vorzüglich gebraten, die heimiſchen Kartoffeln, dieſe dem verwöhnten Europäer faſt unentbehrliche Frucht, vollſtändig zu erſetzen.

Die Batate gedeiht in allen warmen Ländern ohne ſonderliche Pflege und liefert reichlichen Ertrag. In Braſilien bringt man ſie ſonderbarer Weiſe nur als Leckerei auf die Tafeln der reichen Pflanzer, während die Arbeiter faſt ganz auf die mittelmäßige Kaſſave angewieſen ſind. Nach Europa gelangte die Batate früher als die bei uns heimiſch gewordene gewöhnliche Kartoffel: ſie wurde ſchon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Franz Drake und Sir John Hawkins in England eingeführt, und ihr Name war es, welchen dann die brauchbarere Kartoffel (engliſch potato) erbte.

Zuletzt ſind noch die dem Namen nach überall bekannten Yams zu nennen, die Knollen einer kletternden, den Schwertlilien nahe ſtehenden Pflanze, Dioscorea sativa L., und anderer ähnlicher Arten. Man baut ſie häufig in der Nähe der Kokospalmen, an welchen die Ranken eine natürliche Stütze finden. Die Yampflanze ſtammt aus dem Oſten und ſoll von da nach Weſtindien und Südamerika verpflanzt worden ſein, gewiſſermaßen im Austauſche gegen Kaſſave und Batate. Sie wird bis zwanzig Fuß hoch. Ihre glatten, ſcharf zugeſpitzten Blätter ſitzen an langen Stielen, von deren Baſis die kleinen Blüten ausgehen. Die große, nicht ſelten zwanzig bis dreißig Pfund ſchwere Wurzel wird bis fußdick und ſieht äußerlich dunkelbraun, faſt ſchwarz, innerlich weiß aus.

Auch die Fortpflanzung der Yams iſt ſehr einfach. Es genügt, daß man, wie bei unſeren Kartoffeln, ein mit einem Auge verſehenes Stück der Wurzel in die Erde legt. Schon nach drei bis vier Monaten ſind die Knollen genießbar. Sobald man dieſelben aus der Erde gegraben, trocknet man ſie in der Sonne und kann ſie dann, falls man ſie vor Feuchtigkeit ſchützt, längere Zeit aufheben. Yams ſind auf europäiſchen Schiffen ein beliebter Erſatz für europäiſche Kartoffeln; man ißt ſie gekocht an Stelle des Brodes, auch gebraten und ſonſt noch in anderer Weiſe zubereitet, und ſchätzt ſie vorzüglich wegen ihrer langen Haltbarkeit, welche in warmen Gegenden die unſerer Kartoffeln bei weitem übertrifft. Ihr Geſchmack iſt zwar nicht gerade fein, aber doch zuſagend.

Von den ſogenannten grünen Gemüſen kennt man auf Sanſibar nur wenige. Die beliebteſten ſind die Ambrevaden, die Schoten eines unſerem Goldregen ähnlichen Strauches, welche man wie grüne Bohnen ißt, und die Früchte der bekannten Eierpflanze, die Auberginen, welche man gekocht oder gebraten genießt. Auch die Waſſermelone kann hierzu gerechnet werden, weil man ſie bisweilen als Zuthat zur Suppe benutzt. Unſere Zwiebeln gedeihen gut, weniger die Rettige und Radieschen; dieſe entarten ſchnell, wie die meiſten anderen Gemüſearten, deren Samen man aus Europa kommen läßt.

Von weit umfaſſenderem Nutzen als alle dieſe Nährpflanzen iſt die Kokospalme. Ihr Daſein iſt mit dem des Menſchen innigſt verknüpft: wo man ihre gefiederten Kronen ſieht, darf man mit Sicherheit auf bewohnte Hütten ſchließen. Sie gewährt dem Tropenbewohner das Nöthige zum Häuſerbau, ſpendet ihm Nahrung, Wein und Oel: ohne ſie würde er nicht zu leben wiſſen. Sie iſt auch der zumeiſt in die Augen fallende Baum Sanſibars. Noch ehe man die grüne Inſel betritt, ſieht man ihre ſchlanken Wipfel ſich ſcharf vom Himmel abzeichnen; ſogar in der Stadt ſelbſt gewahrt man hier und da einen einzelnen

Baum; tritt man aber hinaus in das Freie, auf die Naſimoja oder nach irgend einer anderen Richtung hin, und geht ſeines Weges weiter, ſo wandelt man bald inmitten der Wälder dieſer ſtolzen Palme.

Von allen Arten des Geſchlechtes der Kokospalmen geht uns ausſchließlich die nußtragende (Cocos nucifera L.) an. Ihre Heimat ſoll Südoſtaſien ſein; man findet ſie dort auf einigen kleinen Inſeln im wilden Zuſtande. Jetzt iſt ſie in allen Tropengegenden zu Hauſe. Ein Umſtand begünſtigt ihre Ausbreitung und Wanderung: ſie liebt die Nähe des Meeres, weil ſie des Salzes zu ihrer Nahrung bedarf. Ihre reifen Nüſſe fallen, wenn ſie der Menſch nicht pflückt, auf den ſandigen Strand; die Flut ſpült, die Strömung des Meeres trägt ſie hinweg an die fernſten Geſtade, an unbewohnte, vielleicht noch in der Bildung begriffene Inſeln, wo ſie keimen, gedeihen und ſich bald einen weiteren Verbreitungskreis erobern.

Im Inneren des Landes, wo ihre Wurzeln nicht von ſalzhaltigem Waſſer genährt werden, wo die Seebriſen nicht mehr ſo ſalzführend ſind, wie in der Nähe der Brandung, gedeiht die Kokospalme weniger gut und reift die Früchte langſamer — ſie befindet ſich hier eben nicht an ihrem Lieblingsorte, in ihrer Heimat. Die Eingeborenen, welche den nutzenbringenden, ja unentbehrlichen Baum anpflanzen, kennen ſeine Bedürfniſſe und laſſen es ihm nicht am Nothwendigſten fehlen. Wenn ſie eine Pflanzung anlegen, graben ſie in den lockeren Sand des Strandes und benachbarten Küſtenſtriches einige Fuß tiefe und eben ſo weite Löcher und ſetzen in die noch mehr vertiefte Mitte, auf eine Unterlage von Aſche und Salz, die reife Nuß mit der Keimſtelle nach oben ein. Unter dem Drucke des ſchwellenden Kernes zerſpringt die Schale, und ſchon nach vier Monaten ſproſſen die jungen Pflänzchen über den Erdboden empor. Noch mehrere Jahre lang erfordern ſie große Sorgfalt: anfangs werden ſie täglich dreimal, wenn ſie älter geworden täglich zweimal begoſſen; die Erde in ihrer Nähe wird jeden Monat mit Aſche und Salz beſtreut und auch in der Folge alljährlich einmal noch gründlicher gedüngt, indem man den Boden aufgräbt und an jedem Stamme einen Korb Aſche ausleert. Sind die Pflanzen zwei bis drei Jahre alt, ſo werden ſie in anderen, gleichfalls gedüngten Boden verſetzt, welchen man durch Gräben vor dem Regenwaſſer ſchützt. Auf gutem Boden erntet man bereits im vierten Jahre nach der Pflanzung, auf trocknerem, von der See entfernteren erſt im zehnten oder zwölften Jahre die erſten Früchte. Siebzig Jahre lang währt die Fruchtbarkeit fort, dann vermindert ſie ſich; im achtzigſten bis hundertſten Jahre endet der Ertrag.

Der verhältnißmäßig dünne, deshalb ſchlanke Stamm der Kokospalme erhebt ſich zur ſtattlichen Höhe von achtzig bis hundert Fuß und iſt zumeiſt ſchön gerade gewachſen; einzelne Stämme zeigen aber auch wunderbare Biegungen und Krümmungen. Sein Holz beſteht aus harten, ſtarken Faſern, welche ſich netzförmig kreuzen, iſt im Inneren zellig und locker, in ſeinen äußeren Theilen jedoch außerordentlich feſt; die Rinde iſt nackt und mit bleibenden Narben, den Spuren der abgefallenen Blattſtiele bedeckt. Die Krone bildet ſich aus gefiederten Blättern von zwölf bis vierzehn Fuß Länge, deren kräftige Rippen am Stamme in ein lockeres Gewebe oder Netzwerk gehüllt, deren ſchmale Einzelblättchen glänzend dunkelgrün von Farbe, hart, ſteif und einen bis einen und einen halben Fuß lang ſind, ſo daß die Breite des gefiederten Geſammtblattes über zwei Fuß beträgt. Schon junge und niedrige Bäume zeigen faſt die volle Entwickelung von Krone und Stammdicke und ſcheinen deshalb bei flüchtiger Betrachtung den erwachſenen ſehr unähnlich zu ſein.

Am Ende des Stammes brechen die Blüten in Geſtalt einer Traube hervor, jede in eine lange Scheide gehüllt, welche ſich zur Zeit der Reife öffnet. Die Kokospalme blüht das ganze Jahr hindurch und trägt jederzeit Nüſſe in allen Zuſtänden der Reife. Aus einer Blütentraube entſtehen deren gegen zwanzig, man läßt aber gewöhnlich nur ſieben bis zehen ſich entwickeln, damit allen die nöthige Nahrung zukomme. So lange die Nüſſe noch unreif, haben ſie eine grüne Färbung, werden aber allmählich glänzend braunroth; ſie erreichen etwa Kopfgröße und erhalten dann eine dreikantig-eiförmige Geſtalt, am Stiele ſich verbreiternd, unten in eine ſtumpfe Spitze auslaufend. Die etwa zolldicke, äußere Hülle beſteht aus ſtarken Fibern, welche eine vortreffliche Verwendung zu allerlei Tauwerk finden. Nach Entfernung der Faſerhülle hat die reife Nuß, Naſi der Suaheli, nur noch doppelte Fauſtgröße, eine weniger längliche Geſtalt und zeigt in der Stielgegend drei Narben oder Vertiefungen, welche ihr, von oben betrachtet, eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einer Affenſchnauze (4) geben. Ihre Schale iſt hornig und ſehr hart, doch von einer gewiſſen Sprödigkeit, ſodaß ſie leicht mit einem Steine oder Meſſer zerſchlagen werden kann.

Unreife Nüſſe, Matafu, deren Schale noch weich iſt, enthalten eine helle Flüſſigkeit von erfriſchendem, milchähnlichem Geſchmacke, ein Lieblingsgetränk der Eingeborenen und Fremden, uns unter dem Namen Kokosmilch bekannt. Dieſer Name rührt von dem Geſchmacke des Fruchtwaſſers her, nicht aber von einem milchartig trüben Ausſehen, wie wol Viele meinen. In Europa bekommt man nur den ſchlechten Saft der reifen Kokosnüſſe zu ſchmecken, welche von den Schiffern in Menge als Ballaſt und Lückenfüller mitgebracht werden.

Bei dem weiteren Wachsthume der Nuß ſetzt ſich an ihrer inneren Wandung ein bläulich durchſcheinender Schleim ab, welcher allmählich dicker und feſter, nußartig wird und bei völliger Reife die Dicke eines halben Zolles erreicht. Man kann dann die äußere Schale mit einiger Vorſicht zerbrechen, ohne daß der wie Weinſtein in einem alten Faſſe abgelagerte Nußkern beſchädigt wird. Die Flüſſigkeit im Inneren iſt nun wäſſerig und ſäuerlich und wird von keinem Tropenbewohner mehr genoſſen.

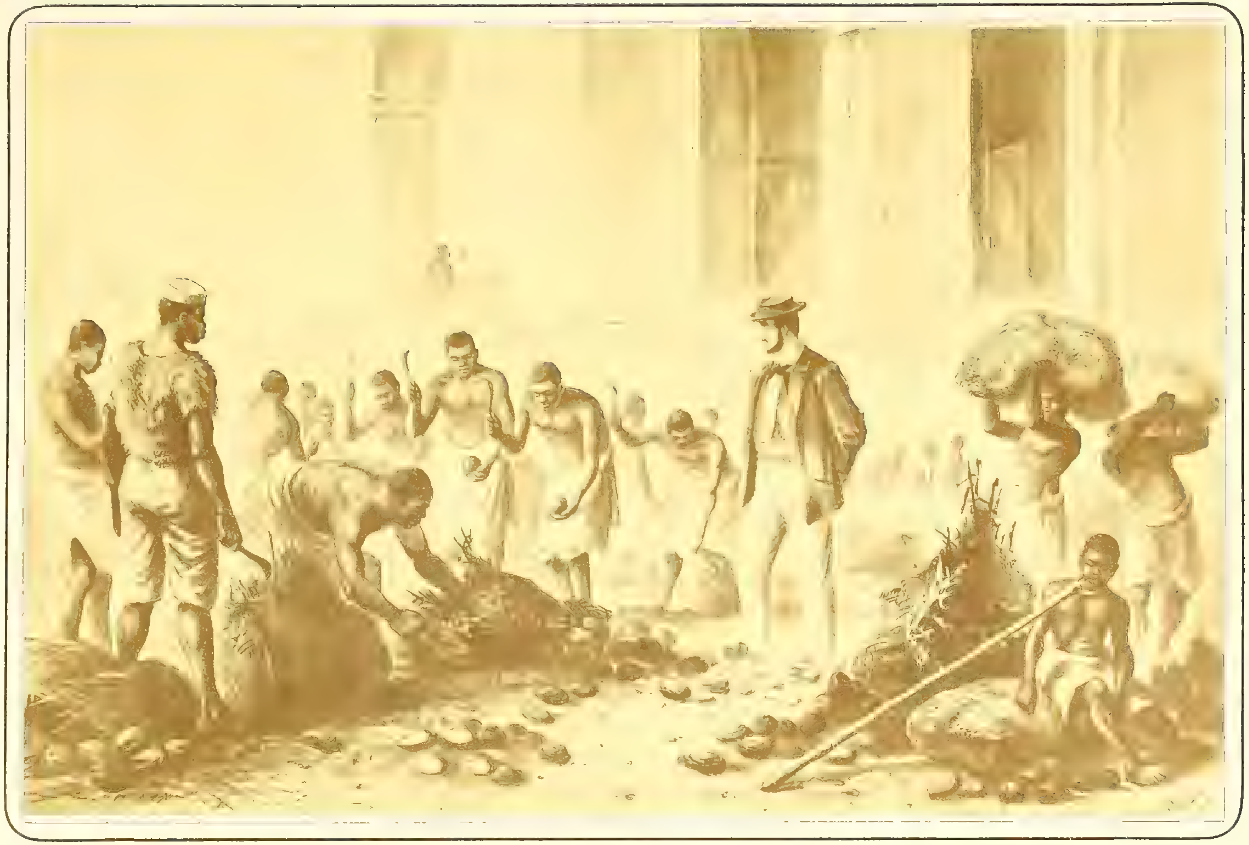
Ganz abgeſehen von dem Stamme, welcher vortreffliches Bauholz liefert, und den Blattrippen, welche ebenfalls beim Bauen Verwendung finden, iſt faſt jeder einzelne Theil des Kokosbaumes von der Wurzel bis zur Krone nutzbar; ſogar die jungen Blätter dienen zur Nahrung. Sie, der ſogenannte Palmenkohl, ſind aber ein ſehr koſtbares Gemüſe; denn, ſchneidet man das Herz der Palmenkrone, welches an zwanzig bis dreißig Pfund wiegt, zum Küchengebrauche ab, ſo geht der Baum unfehlbar ein. Es werden immer blos einzelne, alte, ſchlechttragende Stämme zur Gewinnung des Kohles gefällt; deshalb iſt dieſer eigentlich auch nur dann billig und kommt in Menge auf den Markt, wenn eine große Anzahl Palmen vom Sturme geknickt worden ſind.

Ausgewachſene Blätter werden von den Negern mit wunderbarer Geſchicklichkeit und Schnelligkeit zu allerlei Körben und Säcken, beſonders zur Aufnahme von Früchten, verarbeitet, hauptſächlich aber beim Häuſerbaue in dreierlei Weiſe verwendet. Man ſchneidet ſie in der Mitte der Rippe auseinander, flicht ſodann, nachdem man den Blattſtiel möglichſt dünn geſchnitzt, jede Hälfte des Blattes für ſich zu Mahuri, einem leichten, aber dichten Gewebe, den gewöhnlichen Zäunen oder Hauswänden ärmerer Leute. Man benutzt ferner die ungetheilten Blätter zum Decken der Dächer, nachdem man durch Zuſammenklappen und Ineinanderflechten der beiden gefiederten Seiten das ſogenannte Makuti daraus bereitet hat. Dieſes wird, zu angemeſſener Länge geſchnitten, auf die Sparren des Daches, am Firſte beginnend, die Rippenſeite nach oben, befeſtiget, ein Stück immer dicht unter das andere, bis die Enden der Blätter die Hauswand überragen. Durch Makuti ſchützt man auch die leichten Mattenwände der Häuſer gegen Wind und Regen, indem man ſie wie bei dem Dachdecken ziegel- oder ſchindelförmig damit belegt. Die dritte Verwendung des Blattes iſt mit keiner vorherigen Verarbeitung verknüpft. Man klappt die beiden Seiten einfach übereinander und benutzt das ſo entſtehende, lockere Hanſa in ähnlicher Weiſe wie das Makuti. Ein ſo gedecktes Dach gleicht unſeren Strohdächern, gewährt für gewöhnlich vollſtändigen Schutz gegen Regen, leiſtet aber ſtarkem Winde, weil dieſer die einzelnen Blätter in die Höhe hebt, keinen Widerſtand. Im Allgemeinen nennt man alles zum Dachdecken verwendete Palmenſtroh Makuti, da man an vielen Orten keinen Unterſchied zwiſchen Hanſa und Makuti macht. Endlich wird das getrocknete Blatt auch noch zur Feuerung oder als hell leuchtende, ſchnell bereitete Fackel benutzt.

Aus dem Safte der Kokospalme wird der berühmte Palmenwein gewonnen, hier Tembo, in Indien Toddy benannt. Man erhält ihn, indem man den Stamm anbohrt, gewöhnlich aber, indem man eine etwa monatalte Blütentraube abſchneidet und am Ende eine Kürbisflaſche zur Aufnahme des Saftes feſtbindet. Das geſchieht gegen Abend, da man nur während der Nacht den Baum bluten läßt. In der Frühe des Morgens werden die gefüllten Kalebaſſen abgenommen, die verwundeten Stellen aber mit Gras und Baſt feſt zugeſchnürt, um ferneres Ausfließen des Saftes zu hemmen. Die ſüße Flüſſigkeit geht ſo ſchnell in Gährung über, daß ſchon der am Morgen vom Baume geholte Tembo eine champagnerähnliche, angenehm prickelnde, ſüßſchmeckende Flüſſigkeit darſtellt, welche von einigen Europäern dem wirklichen Weine vorgezogen wird, den Negern aber als das köſtlichſte aller Getränke gilt. Im Dunkelen ſetzt ſich die weinige Gährung fort, und es bildet ſich eine ſtarke, geiſtige Flüſſigkeit, aus welcher man an vielen Orten durch Deſtillation einen guten Arak bereitet; im Sonnenlichte hingegen, ſowie wenn der Saft während des Tages abgezapft wird, tritt ſchnell Eſſiggährung ein, und entſteht dann eine ſcharfe, ſauere Flüſſigkeit, welcher ſchwimmende Hefentheilchen ein trübes, weißliches Ausſehen verleihen. Man zapft gewöhnlich nicht länger als vierzehn Tage an demſelben Baume, weil dieſer entgegengeſetzten Falles leidet und keine Früchte mehr trägt; an gewiſſen Orten hingegen verwendet man beſtimmte Bäume ausſchließlich zur Gewinnung von Palmenwein, wenn auch meiſt nur ſehr hohe, alte, ſchlechttragende Stämme.

Wenn wir die Kokospalme genauer kennen lernen wollen, müſſen wir hinaus auf die Schambas oder Pflanzungen wandern. Wir kehren in einem beliebigen Beſitzthume ein und rufen dem erſten beſten Sklaven zu: „lete matafu!“, „bringe uns Kokosnüſſe zum Trinken!“ Ohne Weiteres gehorcht er unſerem Befehle, da er ſicher iſt, den Kaufpreis als Trinkgeld zu erhalten, und ſein Gebieter ihm derartige Freigebigkeit nicht verwehrt, vielmehr es ſich zur Ehre rechnet, die Waſungu mit den Erzeugniſſen ſeiner Schamba unentgeltlich zu bewirthen.

Wer die hohen Stämme betrachtet, wundert ſich, daß Jemand für den Lohn weniger Kupfermünzen nach unſerem Belieben hinaufklettert; ein Neger aber findet ſolche Arbeit leicht. Er ſetzt die Fußſpitzen in die Blattnarben, welche am Stamme verblieben, umfaßt dieſen mit den Händen und ſteigt ſo bequem empor. An anderen Orten hilft ſich der gewandte Kletterer vermittelſt eines um die nackten Füße geſchlungenen Ringes von Kokosſtricken empor, mit Arm und Bruſt an dem narbigen Stamme ſich feſtklammernd, während er die Füße mit dem Stricke um ein gutes Stück in die Höhe zieht, — und ſich mit den Fußſohlen gegen den Baum ſtemmend, während er Bruſt und Arme weiter nach oben ſchiebt. Auf dieſe oder jene Weiſe gelangt er ſchnell in die ſchwindelerregende Höhe der ſchwankenden Krone, pflückt eine Anzahl der grünen Nüſſe ab und wirft ſie auf den Boden herab. Die zolldicke, zähe Faſerhülle mindert die Heftigkeit des ſchweren Falles, weshalb die Nüſſe unverſehrt in der Tiefe anlangen. Um die gewonnenen Früchte weiter zuzurichten, ſchlägt ein zweiter Neger zunächſt jede einzelne mehrmals auf einen in die Erde gerammten, ſpitzigen Pfahl von zwei bis drei Fuß Höhe, ſchält und ſchneidet hierauf die losgelöſte Faſerhülle bis auf ein ſchmales Säulchen ab, welches er in der Stielgegend ſtehen läßt, und überreicht die ſauber geſchälte, hellfarbige Nuß einem dritten Sklaven, welcher ſie öffnen ſoll. Durch einige wohlgezielte Schläge mit dem plumpen Meſſer, welches der Neger ſtets bei ſich führt, zerbricht dieſer die Schale am unteren Ende der Nuß, und nachdem er die entſtandene Oeffnung



Oeffnen der Kokosnüſſe in Bet el Ras.

noch ein wenig erweitert und gereiniget, reicht er dem Fremdlinge, nicht ohne eine gewiſſe Würde, den erfriſchenden Trank in ſeinem natürlichen Gefäße dar.

Zur Zeit des Ramadahn, während deſſen die Araber übertages Nichts genießen dürfen, ſieht man geſchälte Matafu gegen Abend maſſenhaft auf dem Markte aufgeſpeichert; denn ſie bilden die erſte Erquickung, welche ſich der verſchmachtete Muſelmann nach Verlauf des Faſttages geſtattet.

Bei guten Nüſſen muß die ſpäter ſo feſte Schale noch ſo dünn und weich ſein, daß ſie dem leichten Drucke der Finger federnd nachgibt. Der Preis einer Matafu iſt ein Peſa, etwa ein Drittelgroſchen unſeres Geldes; zwei Nüſſe, welche ungefähr ebenſoviel Flüſſigkeit als ein gewöhnliches Bierſeidel faſſen, genügen zur Stillung des Durſtes: das erquickliche Getränk iſt alſo ſehr billig.

Die in den reifen Nüſſen abgelagerte Maſſe, welche in Indien ſowol als an der Suaheliküſte den Namen Kopra führt, bildet einen bedeutenden Handelsgegenſtand. Namentlich die Franzoſen führen ganze Schiffsladungen aus, und zwar nach Marſeille, wo man das ſüße, aber leicht ranzig werdende Oel davon preßt. Dieſes wird in neuerer Zeit maſſenhaft zur Seifenbereitung verwandt, da es hierfür ebenſowol geeignet iſt, als das viel theuerere Olivenöl. Reife Kokosnüſſe werden in großer Menge theils in der Stadt, theils auf dem Lande in der Nähe der Pflanzungen zum Durchſchnittspreiſe von zwei Peſa aufgekauft. Ihre Verarbeitung zur Gewinnung der Kopra iſt eigenthümlich genug und geeignet, uns eine Vorſtellung von den in den europäiſchen Handlungshäuſern vorkommenden Zubereitungsarbeiten zu geben. Um einen mächtigen Haufen der geſchälten Nüſſe ſteht eine Schar halb nackter, nur mit einem Lendenſchurze bekleideter, kräftiger Neger, deren Arbeitsgeräth ein ſchweres, hippenartiges Meſſer iſt. Mit Geſang eröffnen und vollbringen ſie ihre Arbeit. Beim Auftakte ergreifen ſie mit der linken Hand eine Naſi, bei dem Niedertakte führen ſie, während ſie dieſelbe in der Luft fallen laſſen, einen kräftigen Meſſerhieb, der die Nuß halbirt. Hierin beſitzen ſie eine ſo große Fertigkeit, daß ſie faſt in jeder Sekunde eine Nuß öffnen. Bald triefen die glänzend ſchwarzen Leiber von Schweiß; aber munter ſingend arbeiten die Leute rüſtig weiter. Die in den Naſi enthaltene Flüſſigkeit läuft unbenutzt in den Sand und verbreitet nach kurzer Zeit unangenehme, faulige Gerüche.

Jetzt werden die halbirten Nüſſe, das Innere nach oben, zum Trocknen ausgebreitet. Das milchweiße, undurchſichtige Fleiſch zieht ſich allmählich zuſammen, erſcheint dann gelblich, hornartig durchſcheinend, löſt ſich endlich ganz von der Schale los und wird nun herausgenommen und zur vollſtändigen Trocknung auf einem flachen Dache ausgebreitet, die jetzt fertige Kopra hierauf noch etwas gekleinert und in Mattenſäcken verpackt nach Europa geſchickt, um dort ausgepreßt zu werden. Es iſt, wie erklärlich, unvortheilhaft, die ganze, ſperrige Nußmaſſe zu verſenden, von welcher man doch nur das Oel braucht; deshalb hat man neuerdings verſucht, das Oel am Platze ſelbſt mit einer hydrauliſchen Preſſe zu gewinnen, wie man es ſchon längſt in Indien that.

Kopra iſt ſo fettreich, daß ſchon durch den Druck mit dem Finger Oel hervortritt. Die Neger bereiten ihren Brennölbedarf dadurch, daß ſie die zerquetſchte Kopra mit Waſſer auskochen; zur Gewinnung von Speiſeöl aber ſchaben ſie mit einem gezahnten Eiſen, welches die Geſtalt vom Querſchnitte einer Birne hat, die weiße Maſſe aus der Naſi heraus, feuchten das Schabſel mit etwas Waſſer an, drücken mit den Händen eine milchige Flüſſigkeit aus und erhitzen dieſe über Feuer, bis ſich das ſüße Oel in hellen Tropfen abſondert und zu einer zuſammenhängenden Decke vereiniget. Die Reisſpeiſen, welche mit dem ſo bereiteten Kokosöle oder mit der öligen Milch ſelbſt zubereitet werden, haben einen ausgezeichneten Wohlgeſchmack; jedes Körnchen behält, obwol es gar und weich iſt, vollſtändig ſeine Geſtalt, während der Reis, wie man ihn bei uns gewöhnlich kocht, entweder hart bleibt, oder an den Enden blumenkohlartig aufſchwillt.

Der Nutzen der Kokosnuß iſt jedoch noch nicht erſchöpft. Man verarbeitet auch ihre harte Schale zu Schöpflöffeln, Bechern und allerlei Schnitzereien, oder verwendet die Faſerhülle zum Scheuern von Hausflur und Zimmern und zur Bereitung vortrefflicher Stricke, welche allgemein unter dem in Indien üblichen Namen Coir bekannt ſind. Zu letzterem Zwecke röſtet man die feſt zuſammengebackene Maſſe in ähnlicher Weiſe wie unſeren Flachs. Nachdem man ſie, mit Sand und Steinen beſchwert, Monate lang im Seewaſſer faulen gelaſſen, reinigt man ſie durch Klopfen mit Stöcken oder Steinen, reibt und wäſcht ſie noch einmal im Waſſer aus und trocknet ſie. Das ſo gewonnene Werg, von welchem vierzig Kokosnüſſe etwa ſechs Pfund liefern, führt den Namen Makumbi und findet die verſchiedenartigſte Verwendung. Man benutzt es an Stelle der Kälber- und Pferdehaare zum Stopfen von Matratzen, Sofas und Sätteln, gebraucht es, da es niemals fault, ſehr gern zum Kalfatern der Schiffe, fertigt Beſen und Pinſel zum Anſtreichen der Häuſer daraus und verſpinnt es zu Stricken jeder Art: das Tauwerk aller Fahrzeuge der Indier, Araber und Suaheli beſteht aus Kokosbaſtſtricken; auch europäiſche Fahrzeuge benutzen dieſe wegen ihrer großen Leichtigkeit zu laufendem Tauwerke. Von größtem Nutzen ſind die ſtarken Ankertaue aus dieſem Stoffe, weil ſie ſich vortrefflich in Seewaſſer halten, außerordentlich nachgiebig ſind und an Feſtigkeit den beſten Hanfkabeln nicht nachſtehen. Schiffe, welche die Häfen Indiens zur Zeit der Stürme verlaſſen, verſehen ſich immer mit neuen Ankertauen von Coir.

In neuerer Zeit ſind Kokosbaſtſtricke auch vielfach in Europa verwendet worden; Jedermann kennt die roſtbraunen, vortrefflichen, ja faſt unverwüſtlichen Fußreiniger von Coir, welche früher aus Amerika und England zu uns gebracht wurden. Man fertigt ſie, indem man dünne Kokosſtricke derart zuſammenflicht und knüpft, daß der obere Theil des Teppichs oder der Decke mit dicht nebeneinander befindlichen Schleifen von ein bis zwei Zoll Länge beſtanden iſt, welche ſodann aufgeſchnitten und gekämmt oder geſtriegelt werden, bis die aufgelöſten Faſern wie die Borſten einer Bürſte emporſtehen.

An der Oſtküſte von Afrika, ſowie gewiß auch an vielen anderen Orten, dient das einheimiſche Tauwerk vorzüglich noch bei Anfertigung von Ruhebänken — Kitanda — und von ſogenannten genäheten Schiffen. Eine Kitanda iſt ein viereckiger Rahmen aus hartem Holze, welcher auf vier roh zugehauenen oder gedrehten Füßen ruht. Von jeder der mit vielen Löchern durchbohrten Seiten deſſelben ſind Kokosſtricke nach der gegenüberliegenden gezogen, ſo daß ein regelmäßiges Netzwerk und damit eine federnde Unterlage für Matratze oder Kiſſen entſteht. Die Kitanda dient als Sofa, als Bett und als Stuhl, den Aermſten ohne jegliche Ueberdeckung, den Reicheren, nachdem eine mehr oder minder fein geflochtene, bunte Grasmatte darüber gebreitet wurde.

Bei dem Baue der genäheten Fahrzeuge oder Mtepe vertritt der elaſtiſche Kokosbaſtſtrick die Stelle der eiſernen Nägel und Bolzen, mit welchen unſere Schiffe zuſammengefügt ſind. Jede der an beiden Rändern mit zahlreichen Löchern durchbohrten Planken wird durch einen ſtarken Strick feſt und dauerhaft mit der anderen vereinigt. Der Ausdruck „Nähen“ paßt alſo trefflich für dieſe Art von Schiffsbau. Die jetzigen Mtepe haben ganz daſſelbe Ausſehen wie vor Jahrtauſenden, als ſie in dem Periplus des erythräiſchen Meeres beſchrieben wurden. Für Schiffahrt auf unſicherem Fahrwaſſer eignen ſie ſich vorzüglich; denn ſie nehmen durchaus keinen Schaden, wenn ſie auf einer Klippe oder auf einer Sandbank aufrennen: die nächſte Flut macht ſie wieder frei, während ein europäiſches, mit Eiſen gefügtes Fahrzeug in derſelben Lage unfehlbar zertrümmert werden würde.

Wer die vielfachen Nutzanwendungen der Kokospalme und ihrer Theile kennt, lernt begreifen, daß ſie ein Segen für alle Bewohner der Wendekreiſe, ja geradezu unentbehrlich iſt. So wenig ſonſt der Neger für die Zukunft ſorgt — bei der Kokospalme, welche ihm das Leben ſo leicht, bequem und angenehm macht, thut er es. Wenn er gezwungen war, eine dieſer Palmen zu fällen, oder wenn der Wind ihm einige entwurzelte, pflanzt er gewiß für jede derſelben zwei friſche Nüſſe. Jeder Grundeigenthümer hält ſich einige Samenbeete, von denen er jährlich die ſtärkſten Bäumchen verpflanzt, um den Abgang im fruchttragenden Kokoswalde zu erſetzen. —

Auch die Dattelpalme, Phoenix dactylifera L., findet ſich auf Sanſibar. Die Eroberer der Inſel brachten ſie aus dem ſüdlichen Arabien mit, gleichſam als Erinnerung an die ferne Heimat, welche Viele von ihnen für immer aufgaben. Dieſer ſtolze und zierliche Baum, deſſen Früchte in Nordafrika Menſchen und Thieren zur täglichen Nahrung dienen, iſt hier ein Fremdling geblieben; ihm fehlt die Trockenheit der Wüſte mit ihrem ſchroffen Wärmewechſel, mit der ſengenden Hitze des Tages und der Kühle der Nacht. Allerdings gedeiht die edele Palme ſcheinbar recht wohl auf der Inſel und trägt üppige Wedel an dem ſchlanken Stamme; ihre Früchte aber ſind ſpärlich und von höchſt mittelmäßigem Geſchmacke. Deshalb dient ſie, wie die Sagopalme, Cycas circinalis L., welche in Indien der Sagogewinnung wegen ſo häufig angebaut wird, nur zur Zierde der Gärten der Reichen.

Von größerer Bedeutung für Sanſibar iſt der Piſang oder die Banane, Musa paradisiaca L., eine zehn bis zwölf Fuß hohe Staude, welche man überall in der Nähe der ländlichen Wohnungen, ja ſogar inmitten der Stadt antrifft. Bei uns nur ihres ſchönen Wuchſes, der Pracht ihrer ſammtartigen, zart lichtgrünen Blätter wegen gepflegt, wird ihr in warmen Ländern ihrer nahrhaften und wohlſchmeckenden Früchte halber allerorten hohe Verehrung zu Theil. Eine ausführliche Beſchreibung dieſes überaus wichtigen Kulturgewächſes verſparen wir uns jedoch bis zur Schilderung der Reiſe nach Dſchagga, dem Kilimandſcharolande, wo die Banane in einer Ueppigkeit und Güte wie nirgends gedeiht.

Unſere Inſel bringt vortreffliches Obſt in Menge hervor. Als das köſtlichſte von allem bezeichnen wir die Mango, deren Baum uns durch ſeine prächtige, dunkelgrüne Laubkrone an die ſchönſten Waldbäume unſerer Heimat erinnert. Er ſtammt aus Indien, gelangt jedoch auf dem Boden Sanſibars zu noch größerer Entwickelung als in ſeinem Vaterlande. Allüberall in der Nähe der Wohnungen hat man ihn angepflanzet, theils als Schattenſpender, theils ſeiner erfriſchenden, lieblich ſchmeckenden Früchte wegen.

Der Mangobaum gehört zur Familie der Terpentinpflanzen, welche in den Tropenländern zu Hauſe iſt und eine Menge durch vorzügliche Eigenſchaften ausgezeichneter Gewächſe umfaßt: ſo die Terpentinpiſtazie, von welcher der ſogenannte cypriſche Terpentin, die Pistacia lentiscus L., von welcher das aromatiſche Maſtixharz ſtammt, die Pistacia vera L., die Pflanze der ſüßen, ölreichen Piſtaziennüſſe, und Anacardium occidentale L., welches die wohlſchmeckenden Akaſchuäpfel und die unter dem Namen Elephantenläuſe bekannten Bohnen hervorbringt. In unſerem Norden wird dieſelbe Familie durch den giftigen Rhus- oder Sumachbaum mit den ſcharlachrothen, länglichen, kegelförmigen Früchten vertreten.

Der Stamm des Mangobaumes erreicht zehn bis fünfzehn Fuß im Umfange und ſendet ſeine glattrindigen, grünen Aeſte und Zweige in weitem Umkreiſe aus. Die Blätter ſind lanzettförmig, denen der Wallnuß ähnlich, die Blüten klein und weißlich, in pyramidenförmige Bündel geſtellt. Die Frucht ſchwankt, je nach der Art, zwiſchen der Größe eines Apfels bis zu der eines Kinderkopfes, iſt nierenförmig, länglichrund und etwas flach gedrückt, an Feſtigkeit einer weichen Birne gleich, ſieht unreif grün aus, wird aber ſpäter ganz oder theilweiſe orangegelb. Eine dünne, glänzende Haut überzieht das röthlichgelbe Fleiſch, welches ſo zart iſt, daß es auf der Zunge zerfließt. Der darin liegende Kern iſt ziemlich groß, von ähnlicher Geſtalt wie der Pfirſichkern, aber durch zahlreiche weiche Faſern feſt mit dem Fleiſche verwachſen, und enthält in harter Schale eine weiße, mandelförmige, ſchlecht ſchmeckende Nuß. Man hat viel über den Geſchmack der Mango geſtritten. Die Einen, vorzüglich Diejenigen, welche in Amerika davon gegeſſen, vergleichen ihn mit dem eines Gemenges von Werg und Terpentin; Andere hingegen können die Lieblichkeit der Frucht nicht genug rühmen. Beide haben Recht: Jene meinen die halb wilde Mango, welche allerdings ganz von Faſern erfüllt iſt und durchdringend und widerlich nach Terpentin ſchmeckt und riecht; Dieſe koſteten die ſeit Jahrhunderten kultivirte Mango Indiens, welche zwiſchen dem harten Kerne und der Schale das köſtlichſte, ſaftigſte Fleiſch in Fülle enthält und den harzigen Geſchmack gänzlich verloren hat. Der Unterſchied zwiſchen beiden Früchten iſt ebenſo groß wie der zwiſchen Holzäpfeln und feinen Reinetten.

Leider läßt ſich der Mangobaum ſchwer fortpflanzen. Der Kern verliert, wenn er nicht friſch aus der Frucht genommen und gepflanzt wird, ſchnell ſeine Keimkraft; die junge Pflanze wächſt nur ſehr langſam, und die Früchte, welche ſie endlich nach langer Zeit bringt, gleichen den wilden an Geſchmack und Größe. Zwar kann man Bäumchen aus Stecklingen ziehen, doch liefern auch dieſe erſt nach dem Pfropfen gute Früchte. Auf Sanſibar trägt der gepflegte Baum jährlich zweimal, am reichlichſten zur Zeit unſeres Frühlings. Die Früchte ſind dann vortrefflich und außerordentlich billig: für einen Groſchen kauft man deren zwanzig und mehr. Ihr Genuß ſoll der Geſundheit ſehr zuträglich ſein. Nach Europa laſſen ſie ſich nicht verſenden, falls man ſie nicht etwa luftdicht in Wachs einſchließt. Die feine Gelée und allerlei Eingemachtes dagegen, welches man aus den unreifen Früchten bereitet, kann man leicht in größeren Städten erhalten.

Mit der Mango darf man die Mangoſtane nicht verwechſeln: eine Frucht Indiens, deren Wohlgeſchmack faſt noch höher geprieſen wird. Der botaniſche Name des Baumes iſt Garcinia mangostana L.; er gehört einer ganz anderen Familie an als die hier in Rede ſtehende Terpentinpflanze Mangifera indica L., und kommt, ſoviel wir wiſſen, nicht auf Sanſibar vor. Doch hat der Reiſende auf den indiſchen Poſtdampfern oder auf den Inſeln Bourbon und Mauritius öfters Gelegenheit, ſeine vortreffliche Frucht zu koſten.

Auf den Märkten und Straßen der Stadt gewahrt man häufig neben der köſtlichen Mango gelbe, über und über mit Zacken beſetzte, widerlich riechende Früchte von der Größe unſerer Rieſenkürbiſſe: Jackfrüchte, von Artocarpus integrifolia L., eine Lieblingsſpeiſe der Eingeborenen. Der wunderbare Baum, welcher ſie hervorbringt, übertrifft an Größe unſere Eichen, macht alſo die Moral der Fabel von dem ſchlafenden Wandersmanne und der Eichel vollſtändig zu Schanden. Er zählt zu der Familie der brodfrucht- oder maulbeerartigen Pflanzen, welche, wie die ihr naheſtehende der Euphorbiaceen oder Wolfsmilchgewächſe, ſich durch wunderbare Eigenſchaften auszeichnet. Sie umfaßt die berüchtigte Antiaris toxicaria Leschen — den javaniſchen Giftbaum, welcher das Upasgift hervorbringt — neben den nahrhaften Feigen; einer ihrer Angehörigen, der Kuhbaum, Galactodendron Humb., ſpendet den Südamerikanern eine der thieriſchen ähnliche, wohlſchmeckende Milch, und der Brodfruchtbaum, Artocarpus incisa L., den Südſeeinſulanern Früchte von Brodform und Brodgeſchmack. Der Rieſe dieſer Familie, der heilige, oſtindiſche Feigenbaum, Ficus religiosa L., welcher durch ſeine zahlloſen, ſtammartigen Luftwurzeln oft eine waldgleiche Ausdehnung erlangt, liefert in ſeinem Harzſafte, welchen der Stich einer Schildlaus ausfließen macht, den Rohſtoff des allbekannten Schellack.

Alle Theile des Jackfruchtbaumes enthalten einen klebrigen, etwas milchigen Saft, welcher die Finger in unangenehmer Weiſe zuſammenkittet, wenn man Zweige oder Blätter bricht, oder die Kleider beſchmuzt, wenn man ſich aus Unachtſamkeit gegen den Stamm lehnt.

Dieſer iſt gerade, ſein Wipfel ſo dicht, daß kein Sonnenſtral durchdringen kann. Die Blätter, welche dem Namen integrifolia nach ungetheilt ſein ſollten, ſind vielgeſtaltig: in der Jugend tief eingeſchnitten, drei- oder fünflappig, an Geſtalt den Blüten der Lilie ähnlich, nur von bedeutenderer Größe, in erwachſenem Zuſtande dagegen kleiner, vier bis ſechs Zoll lang; ſie haben dann eine länglichrunde, etwas zugeſpitzte Form, und eine oben ſchwarzgrüne, unten gelbe Färbung. Die gelblichgrünen, ſtumpfen und dicken, männlichen Blütenkätzchen von höchſtens zwei Zoll Länge ſitzen am Ende der kleinen Zweige, die weiblichen bei jungen Bäumen an den Zweigen, bei ſolchen von mittlerem Alter am Stamme, bei alten an den Wurzeln. Aus ihnen entwickelt ſich die länglichrunde, hartrindige, mit Warzen und Höckern bedeckte Frucht, welche bisweilen das ungeheuere Gewicht von achtzig bis hundert Pfund erreicht. Ihr ziemlich feſtes Fleiſch ſoll nahrhaft ſein und einen angenehmen, zuckerigen Geſchmack haben, beſitzt aber einen abſcheulichen Geruch, welcher ſich noch ſteigert, wenn es nicht mehr ganz friſch iſt. Trotzdem wird die Frucht von den Negern und Arabern, ja ſelbſt von dem Herrſcher Sanſibars ſehr hoch geſchätzt. Es wird behauptet, daß man ſich mit der Zeit an ihren Geruch gewöhnen könne; wir aber haben nie vermocht, auch nur zu koſten, nachdem wir einmal den fürchterlichen Duft einer Ladung unverkäuflicher Jackfrüchte, welche vor unſerem Hauſe in Mombas an den Strand geworfen worden war, einige Tage lang zu ertragen genöthiget waren.

Einige Hundert Samen von der Größe, Farbe und Feſtigkeit kleiner Kaſtanien liegen in dem Fleiſche der Jackfrucht eingebettet. Sie werden in geröſtetem Zuſtande gleichfalls verzehrt und ſollen den Maronen ähnlich, aber weniger fein ſchmecken.

In Indien reift die Jackfrucht im Dezember; auf Sanſibar wird es nicht viel anders ſein, jedoch meinen wir, zu allen Jahreszeiten reife Früchte auf dem Markte geſehen zu haben. Es verhält ſich damit wahrſcheinlich wie mit den anderen dortigen Gewächſen: ſie blühen und reifen zu jeder Jahreszeit, zu einer beſtimmten aber am reichlichſten und beſten.

Der Jackfrucht ähnelt die Durion- oder Stinkfrucht in hohem Grade, ſowol im äußeren Anſehen, wie in ihren Eigenſchaften. Der Durionbaum, Durio zibethinus, hat die Geſtalt und Größe eines Birnbaumes; ſeine Blätter ſind denen des Kirſchbaumes ähnlich, doch nicht gezähnt, ſondern glattrandig, die Blüten groß und gelblichweiß. Die kopfgroße Frucht ſieht äußerlich wie die Brod- und Jackfrucht aus, nimmt aber im Zuſtande der Reife eine bräunlichgelbe Farbe an und öffnet ſich an der Spitze; ſie enthält im Inneren fünf große Längszellen, welche mit einem milchweißen, zarten Fleiſche erfüllt ſind und je ein bis vier Samen von etwa Taubeneiergröße umhüllen. Das Fleiſch ſchmeckt würzig und kräftig, wie thieriſcher Nahrungsſtoff, zugleich kühl und ſäuerlich wie Obſt, etwa dem ſpaniſchen Getränke mangio blanco, Hühnerfleiſch mit Eſſig deſtillirt, ähnlich, ſoll nahrhaft ſein, und, auch reichlich genoſſen, den Magen nicht verderben, wol aber den Geſchlechtstrieb reizen. Es verbreitet ebenfalls einen unausſtehlichen Geruch nach Schwefelwaſſerſtoff und ähnlichen Gaſen, welcher indeß ihre Verehrer, alle Eingeborenen, nicht abſchreckt.

Gleich dem Mango- und Jackfruchtbaume iſt auch der Papay- oder Melonenbaum, **Carica papaya L.**, reich an dickem, harzigem Safte; alle Theile der Pflanze, ſogar die Schale der Frucht, enthalten eine milchigſcharfe Flüſſigkeit, welche auf der Haut Entzündung hervorruft. Die Wurzeln riechen unangenehm, wie fauliger Rettig. Der Melonenbaum gehört zur Familie der kürbißfrüchtigen Pflanzen oder Peponiferen. Sein ſchlanker Stamm ſteigt palmenartig zwanzig bis dreißig Fuß empor und entfaltet ſich dann zu einer Krone von langgeſtielten Blättern, zwiſchen denen, wie bei der Palme, die Früchte und Blüten ſitzen. Die männlichen und weiblichen Blüten wachſen auf verſchiedenen Bäumen; bei beiden iſt der außerordentlich kleine und fünfzähnige Kelch frei. Die Frucht, von der Größe und Geſtalt einer etwas fünfkantigen Melone, hat ein ziemlich feſtes Fleiſch, in welchem viele Samenkörner liegen, riecht eigenthümlich angenehm, ſchmeckt ſüß und erfriſchend und iſt bei den Eingeborenen ſehr beliebt. Man rühmt ihre kühlenden Eigenſchaften und genießt ſie gekocht wenn noch unreif, im Zuſtande der Reife aber ohne beſondere Zubereitung oder mit Zucker und Pfeffer, wie hier und da auch die Melonen gegeſſen werden. Eingemachte Papayfrüchte ſollen an Wohlgeſchmack den Mangos wenig nachſtehen.

Der Melonenbaum ſtammt wahrſcheinlich aus Amerika, doch kommt er auch in Indien an unbebauten Orten vor, ſo daß man annehmen muß, er ſei dort ebenfalls heimiſch. Jetzt findet er ſich in allen warmen Ländern. In Indien wächſt er an den ungewöhnlichſten Stellen empor, über Gartenmauern, Waſſerleitungen und Kuppeln der Moſcheen, und zerſtört in ſeiner weiteren Entwickelung durch den Druck ſeiner Wurzeln ganze Gebäude. Niemand wagt, den gefährlichen Baum abzuhauen, weil er für heilig, für den Aufenthalt der Götter gilt. Auf Sanſibar gewahrt man ihn, beſonders auf dem ſteinigen Boden im Inneren der Inſel, überall bei den Negerhütten. Dieſelbe Familie liefert auch den unentbehrlichen Kalebaſſenbaum, deſſen wir bei den Reiſen auf dem Feſtlande, wo ſeine Wichtigkeit am meiſten in die Augen fällt, ausführlicher gedenken werden, und die erfriſchenden Zucker- und Waſſermelonen. Letztere, Cucumis citrullus Ser., trifft man faſt in allen Gärtchen, welche die Hütten umgeben. Man benutzt ſie als erfriſchendes Getränk ſowie auch als gekochtes Gemüſe; alle Schiffe verſorgen ſich reichlich damit, ehe ſie in See ſtechen. Am meiſten lernt man ſie an den trockenen Küſtenſtrichen auf dem Feſtlande ſchätzen, wo das Trinkwaſſer oft ſpärlich und übelſchmeckend iſt.

So köſtlich viele der bisher erwähnten Früchte dem auf Sanſibar Eingebürgerten dünken: der Neuling muß ſich erſt an ſie gewöhnen. Mit Ausnahme der Mango verachtet er anfänglich faſt alle ihm noch unbekannten und wendet ſich dafür bekannteren, insbeſondere den Ananas zu. Ihre Unſchädlichkeit und Billigkeit geſtatten Jedermann, an ihnen ſich ſatt zu eſſen: wir ſelbſt haben öfter den würzhaften Saft von zwei bis drei der großen Früchte genoſſen, ohne irgend welche unangenehmen Folgen zu verſpüren; wir haben uns hierdurch auch nicht in allzugroße Unkoſten geſtürzt, denn für einen Groſchen unſeres Geldes kauften wir drei bis ſechs Stück von den beſten.

Die Ananas, Bromelia ananas L., kommt ſowol wild als angepflanzt auf Sanſibar vor. Die wilden, welche meiſt als Umfaſſung der Gärten dienen, haben einen wäſſerigen, wenig duftigen Saft; die durch längeren Anbau veredelten hingegen ſtehen den in unſeren Gewächshäuſern gezogenen in Nichts nach. Die Meinungsverſchiedenheit der Gelehrten, ob ſie urſprünglich nur in Südamerika oder auch in Weſtafrika heimiſch geweſen ſei, ſoll uns nicht kümmern, da es uns gleichgiltig ſein kann, welchem Erdtheile die Bromelia entſtammt, welcher wir die ausgezeichnete Frucht verdanken.

Mit vollſtem Rechte werden die Orangen des Landes geſchätzt. Sie übertreffen in der That die Erwartungen Aller; denn wenn wir auch bei uns die Hunderte von Bäumen geſehen, welche den Eingang zu fürſtlichen Schlöſſern ſchmücken und mit dem Dufte ihrer Blüten die Gärten erfüllen, und wenn wir auch die lieblichſten Apfelſinen Italiens gekoſtet, ſo haben wir doch noch keinen richtigen Begriff von der Pracht einer tropiſchen Orangenwaldung, von dem Wohlgeſchmacke der Orangen Sanſibars, welche hierin die aller übrigen Länder zu überbieten ſcheinen.

Auf Sanſibar kommen die Orangen (Citrus aurantium L.) in großer Mannigfaltigkeit vor. Die häufigſte Sorte iſt die ſüße Orange, unſere gewöhnliche Apfelſine. Ihre Bäume ſtehen auf den Schambas einzeln oder zu prächtigen Hainen vereint und tragen das ganze Jahr hindurch gleichzeitig Blüten, unreife grüne und röthlichgelbe reife Früchte.

Von ihnen koſten je nach der Jahreszeit zwanzig bis dreißig Stück einen Groſchen; ſie dienen daher Einheimiſchen wie Fremden als angenehme und erfriſchende Nahrung.

Da man in Sanſibar alltäglich Orangen verzehrt, oft ſogar ſchon Morgens vor dem Frühſtück ein halbes Dutzend „zur Beförderung der Verdauung", verſteht man auch, Dies auf die vortheilhafteſte und angenehmſte Weiſe zu thun. Während man bei uns die äußere Schale ſorgfältig ablöſt, um ſie noch für die Küche zu verwenden, darauf die einzelnen von einer trockenen Haut überzogenen Fächer trennt, zerdrückt und mit Zucker beſtreut genießt, oder auch von der Frucht oben eine Scheibe abſchneidet, den ganzen Inhalt der Schale, Kerne, Fachwerk und Saft durcheinander rührt, um den gezuckerten Saft zu trinken, ſpießt der gewandte Orangeneſſer Sanſibars die Frucht an eine Gabel, befreit ſie mit dem Meſſer in derſelben Weiſe, wie man einen Apfel ſchält, vollſtändig von der ölhaltigen und der darunter liegenden trockenen Schale, ſchneidet das Fleiſch von dem häutigen Kerne vorſichtig ab, um nicht die bitteren Samen zu verletzen, und genießt die reinen, von allen Seiten ſaftigen Scheibchen, ohne dem Munde allzuviel Ballaſt zuzumuten. Wer dieſe, wenn auch vielleicht etwas verſchwenderiſche Art der Zubereitung kennt, wird ſich ſchwerlich wieder einer anderen bedienen.

Außer den echten Orangen mit dunkelgelber und ziemlich glatter Schale gibt es noch andere, den Pompelmuſen ähnliche Arten, mit dicker, ſtark drüſiger, unregelmäßig aufgetriebener, ſich leicht loslöſender Schale. Die häutige Umhüllung der einzelnen Fächer iſt ebenfalls ſtärker und trockener, und der Saft nicht ſo reichlich, dagegen noch ſüßer als bei jenen. Die eine Art wird oft ein halb Mal größer als die Apfelſine, eine zweite erreicht höchſtens die Größe eines Borsdorfer Apfels.

Unſere Citronen werden in Sanſibar, überhaupt in ganz Indien, durch die ſaueren Limonen vertreten, glattſchalige, hellgelbe Früchte von der Größe eines kleinen Apfels, welche weit ſaftiger ſind und eine angenehmere Säure haben als unſere größeren, länglichrunden, dickſchaligen Citronen mit dem kegelförmigen Knopfe an beiden Enden. Auch ſie werden in viel angemeſſenerer Weiſe als bei uns verwendet. Während wir die Citronen in der Mitte durchſchneiden und mit ziemlichem Kraftaufwande zugleich mit dem Safte auch die bitteren Kerne herauspreſſen, ſchneidet man dort, ohne die Kerne zu berühren, flache Scheibchen von der Frucht ab und preßt aus ihnen mit Leichtigkeit den klaren, ſcharfen und doch ſo würzigen Saft.

Die unſeren Aepfeln verwandten Granatäpfel, Punica Granatum L., welche in Südeuropa, Perſien und anderen Orten wegen ihres angenehmen, ſäuerlichen und kühlenden Saftes ſo ſehr beliebt ſind, kommen in Sanſibar nur einzeln vor; man pflanzt den Baum mehr zur Zierde, denn des Ertrages halber. —

Häufig ſieht man die Litſchi, eine feine und ſeltſame Frucht, auf den Tafeln der Europäer. Obgleich die Menge des Fleiſches zwiſchen Kern und Schale nur gering iſt, genießt man ſie doch wegen ihres lieblichen Geſchmackes gern. Zwanzig bis dreißig der prächtig rothen, pflaumengroßen, über und über mit Stacheln bedeckten Beeren ſind zu einer Traube vereinigt; ihre dornige, lederartige Schale ſchließt ein blaſſes, durchſcheinendes Fleiſch von einer gewiſſen Feſtigkeit und von dem Geſchmacke der Muskatellertrauben ein, in welchem ein glatter, lichtbrauner, glänzender Kern von Form und Größe einer Olive liegt. Wenn die umfangreiche Krone des Baumes mit den ſechs bis zwölf Zoll langen Trauben der rothen Früchte prangt, gewährt ſie einen prächtigen Anblick, weil dieſe ſich von den großen, glänzendgrünen, lorbeerähnlichen Blättern überaus ſchön abheben.

Der Litſchibaum, Nephelium Litschi L., gehört der Klaſſe der ahornartigen Pflanzen an und hat ſeine botaniſche Stellung in der Nähe der Heſperiden oder Orangengewächſe; er ſtammt aus China und wird dort hoch geſchätzt. Eine Abart von ihm, der Longan, welcher Beeren von nur Haſelnußgröße trägt, unterſcheidet ſich von ihm blos dadurch, daß er Blüten mit acht, jener aber ſolche ohne Blumenblätter hat.

Hieran reihen ſich noch einige vortreffliche Obſtſorten, von denen zwei, Guyave und Jamroſe, den myrtenartigen Pflanzen, und die dritte, die Anona, den muskatnußartigen zugerechnet wird.

Die Guyave iſt jetzt in den warmen Ländern aller Erdtheile verbreitet; man weiß jedoch, wie bei ſo vielen anderen nützlichen Pflanzen, nicht ſicher, ob der Oſten oder der Weſten ihre Heimat iſt. In wildem Zuſtande buſchähnlich, gedeiht ſie unter der Pflege des Menſchen zur Baumgeſtalt und bis zur Größe unſerer Aepfelbäume. Das Holz iſt hart und zäh. Die Blätter ſind zwei bis drei Zoll lang und einander paarweiſe gegenüberſtehend. Die Blüte iſt weiß und wohlriechend, die Frucht von der Größe eines Gänſeeies, ſchwefelgelb, ſehr glatt, etwas dickſchalig und durch die Blütenreſte, welche dem Stiele gegenüber ſitzen bleiben, unſeren Aepfeln und Birnen ähnlich. Die Guyaven haben einen eigenthümlichen Wohlgeruch und ein zart roſenfarbenes, angenehm ſüßes und würzhaftes Fleiſch. Ihr ausgezeichneter Geſchmack kommt erſt dann zur vollen Entwickelung, wenn ſie mit Zucker eingeſotten werden. Die ſo entſtehende rothe Gelée wird als das Feinſte gerühmt, was Indien bietet.

Man unterſcheidet hauptſächlich zwei Arten von Guyaven, die rothe, Psidium pomiferum L., und die weiße, Psidium pyriferum L.

Die Jamroſe, Eugenia jambosa L., mit großen, weißen, troddelähnlichen Blumen, iſt eine gleichfalls apfelähnliche Frucht von dem ſchönſten Roſengeruche, aber, wie uns ſcheint, von weniger feinem Geſchmacke als die Guyave.

Beide Fruchtarten werden keineswegs in großer Menge gebaut, noch weniger aber die Anone, welche es vorzüglich verdiente, weil der Geſchmack des nach Roſen duftenden Fruchtfleiſches ſo überaus angenehm iſt, ähnlich geronnener Sahne mit Zucker vermengt und mit den feinſten Fruchtſäften gewürzt. Die Anone, Anona squamosa D. C., Atte der Franzoſen, iſt in zehn oder zwölf Arten über alle Tropenländer verbreitet; die beſten ſollen ſich in Amerika finden; indeſſen ſind die von Sanſibar und Bourbon ſo vortrefflich, daß ſie kaum Etwas zu wünſchen übrig laſſen. Die glanzloſe, gelbgrüne Frucht, welche die Geſtalt eines jungen Kiefernzapfens und die Größe eines ſtarken Apfels hat, wird von einer ziemlich dicken Schale umſchloſſen und enthält ein blendend weißes, butterweiches Fleiſch mit eben ſo vielen glänzend ſchwarzen Samenkernen, als die Rinde der Frucht Hervorragungen hat. —

Unter den Handelsgewächſen Sanſibars verdient an erſter Stelle der Gewürznelkenbaum genannt zu werden. Nelkenpflanzungen bedecken einen großen Theil des bebaubaren Landes und bringen jährlich über eine halbe Million Pfund der beſten Näglein hervor; ihr Duft erfüllet meilenweit die Luft, und an ihm erkennet der Schiffer die Inſel ſchon lange, bevor ſie ſichtbar iſt.

Schon ſeit zweitauſend Jahren kennt man die Näglein als Gewürz, aber erſt ſeit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Heimat und Abſtammung. Man kaufte ſie von den Egyptern und Arabern; dieſe aber waren mit ihnen wiederum erſt durch die Chineſen bekannt geworden, welche in grauer Vorzeit den Gewürznelken- und Muskatnußbaum entdeckt hatten. Im Jahre 1411 lernten endlich die Portugieſen die Molukken als das Vaterland beider Baumarten kennen und gaben jenen Eilanden deshalb den Namen Gewürz-Inſeln. Zwei Jahrhunderte ſpäter (1622) mußten ſie dieſen Beſitz den Holländern überlaſſen, welche in richtiger Erwägung der Wichtigkeit deſſelben, aber habſüchtigen und engherzigen Sinnes, die Nelken allerorts vernichteten, ausgenommen auf der leicht zu bewachenden und geſunden Inſel Amboina. Anderthalb Jahrhunderte lang hatten ſie ſich den Alleinhandel mit dem koſtbaren Gewürze geſichert; endlich aber gelang es einem Franzoſen, Poivre, unter manchen Fährlichkeiten eine Anzahl Nelkenpflanzen von den Molukken wegzuführen. Seine Ladung brachte er theils nach den Maskarenen und Seſchellen, theils nach Cayenne. Auf der erſtgenannten Inſelgruppe gediehen ſie vortrefflich, wenn auch nicht in derſelben Güte, wie in ihrer Heimat; für Bourbon wurden ſie ſogar eine Quelle des Wohlſtandes, weshalb man auch dort den mutigen Einführer mit Ehrenbezeugungen überhäufte.

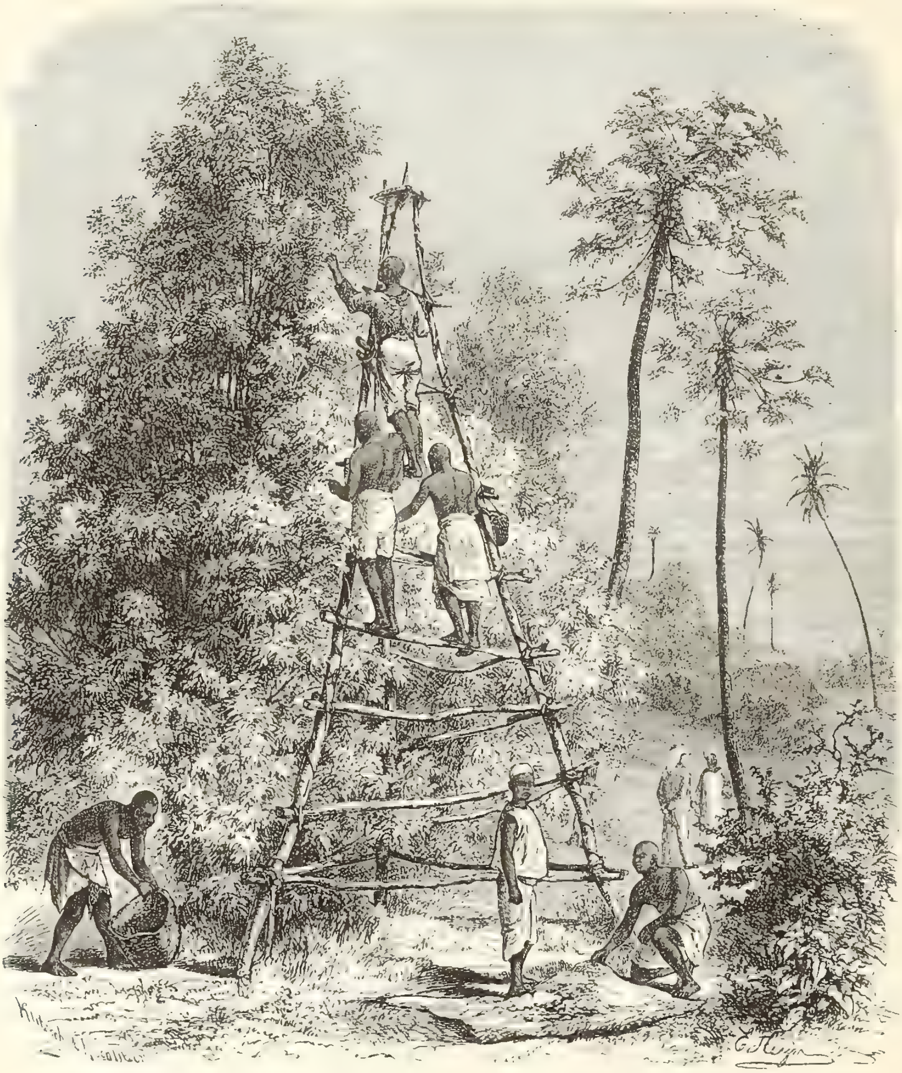
Als man auch an anderen Orten Gewürznelken baute, ſank der Preis derſelben mehr und mehr, ſo daß endlich die geringeren Sorten auf Bourbon nur noch in beſonders guten Jahren die Mühe des Einſammelns lohnten, insbeſondere nachdem der großartige Verbrauch dieſes Gewürzes in den Färbereien aufhörte, weil die Chemiker billigere Erſatzmittel dafür gefunden hatten.

Auf Sanſibar und auf der Inſel Pemba wurden die erſten Nelkenbäume in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts durch die Araber eingeführt. Sie gediehen über alle Erwartung und verdrängten, weil ſie höheren Gewinn abwarfen, bald einen großen Theil des übrigen Anbaues: ausgedehnte, mit Kokospalmen beſtandene Flächen wurden gerodet, um ihnen Platz zu machen. In Folge deſſen ſank aber allmählich der Preis immer tiefer, und damit war ihrer weiteren Verbreitung eine Grenze geſetzt.

Wie Guyave und Jamroſe gehört auch die Gewürznelke zu der Familie der myrtenartigen Pflanzen, welche zwiſchen den Terpentingewächſen und den heimiſchen apfelfrüchtigen ungefähr mitten inne ſtehen Der Baum gleicht einigermaßen dem Lorbeerbaume; ſeine Krone bildet einen anmutigen, länglichen Kegel, und die gelbgrünen Blätter, welche zu Anfange der Regenzeit in Büſcheln am äußerſten Ende der Zweige hervorkommen, haben die Feſtigkeit und den Glanz der Lorbeerblätter. Die Knospen, in getrocknetem Zuſtande Gewürznäglein genannt, haben am Baume eine grüne Färbung und werden erſt nach dem Welken gelblichroth und endlich braun, wobei ihr köſtlicher Pfirſichgeruch an gewürzhafter Schärfe gewinnt. Läßt man ſie ſich entwickeln, ſo bildet ſich eine muskatnußgroße, ſchwarze Beere, welche einen länglichen, dunkelfarbigen Stamm von beträchtlicher Größe enthält. Auch ſie wird getrocknet und als ſogenannte Mutternelke für den Küchengebrauch verwendet, hat aber einen ungleich milderen, alſo weniger würzigen Geſchmack als die Näglein. Das ſchwere, flüchtige Oel, welchem dieſe Geſchmack und Geruch verdanken, iſt übrigens in allen Theilen der Pflanze enthalten, wenn auch am reichlichſten in den Blütenknospen. Man gewinnt es aus den friſchen Nelken durch Auspreſſen, beſſer aber aus den getrockneten durch Deſtillation.

Die Fortpflanzung des Baumes iſt mühelos. Schon die abfallenden, reifen Beeren keimen und entwickeln ſich, ſo daß es alſo nie an jungem Nachwuchſe zum Erſatze des Abganges an alten Bäumen fehlt. Dies aber iſt um ſo ſchätzbarer, als die Bäume ein ziemlich ſprödes Holz beſitzen, und bei heftigen Stürmen leicht umbrechen. In jungen Pflanzungen muß der Boden jährlich zwei- oder dreimal ausgejätet werden; ſpäter bedarf es deſſen nicht mehr: die älteren Bäume entziehen dem Boden ſoviel Nahrungsſtoff, daß zwiſchen ihnen nichts Anderes aufkommen kann. Fruchtbares Erdreich, feuchte Luft und Schutz vor heftigem Winde ſind unerläßliche Bedingungen bei Anlage einer Pflanzung dieſer Bäume. Sie gedeihen am beſten in nicht zu großer Entfernung vom Meere und in geringer Höhe über der Oberfläche deſſelben; in höher als fünfhundert Fuß gelegenen Orten kommen ſie wol noch fort, geben aber keinen Blütenertrag mehr. Für gewöhnlich beſchränkt man das Wachsthum des Baumes behufs möglichſt bequemer Ernte ſeiner Blüten und läßt ihn höchſtens zwanzig Fuß hoch werden. Ein ſolcher Buſch gibt durchſchnittlich einen Ertrag von zwei bis vier Pfund Näglein (auf Sanſibar mehr?), ein Baum aber bis fünfzehn Pfund, ungerechnet einige Tauſend hängen gebliebener Beeren. Bei ungeſtörter Entwickelung erreicht er eine beträchtliche Höhe und Ergiebigkeit: ſo iſt nach Bory de St. Vincent der „giroflier Poivre“ auf Réunion, vermutlich derſelbe, welchen Poivre zuerſt dort gepflanzt hat, ein prächtiger, ſtattlicher Baum, welcher in guten Jahren ſogar bis einhundert und zwanzig Pfund Nelken lieferte.

Nicht immer iſt der Ertrag der Nelkenernte derſelbe, ſondern, wie der unſerer Obſtbäume, beträchtlichem Wechſel unterworfen: nur aller drei bis vier Jahre hat man eine beſonders reiche Ernte zu erwarten, welche dreimal mehr ergibt als gewöhnlich. Da nun die großen arabiſchen Grundbeſitzer auf Sanſibar den Haupttheil ihrer Einkünfte aus Gewürznelkenpflanzungen ziehen, gerathen ſie bei jeder Mißernte in Verlegenheit, bei mehreren nacheinander oft tief in Schulden. Die Ernte ſelbſt beſchäftigt ſehr viele Leute; man kann rechnen, daß jeder Stamm einem Manne einen Monat lang zu thun gibt. Nach Guillain beginnt man in trockenen Jahren mit dem Pflücken der Knoſpen Mitte Oktobers, ſetzt im November und Dezember aus und nimmt im Januar die Arbeit von Neuem



auf, ſo daß es ſcheint, als ob zwei Ernten im Jahre ſtattfänden, während Dies in Wahrheit nicht der Fall iſt. In feuchten, d. h. gedeihlichen Jahren gibt es ſchon viel früher reichlichen Ertrag und acht Monate nacheinander ununterbrochene Arbeit. Gewöhnlich beſchäftigen ſich mehrere Neger zugleich mit der Ernte eines Baumes. Sie ſteigen auf einer wahrhaft urwüchſigen Baumleiter, d. h. auf einem etwa zwanzig Fuß hohen, aus drei Stämmen zuſammengefügten und mit Querſtäben verſehenen Geſtelle an den Bäumen empor, pflücken die hinlänglich gereiften Blütenknospen und breiten ſie dann auf geflochtenen Matten in der Sonne zum Trocknen aus. Vor dem Verſande zur See müſſen die Nelken noch einmal auf den flachen Dächern gedörrt werden, wobei ſie einen faſt betäubenden Geruch verbreiten. Die Holländer ſollen ihre Nelken außerdem noch mit Rauch behandeln; vielleicht rührt die äußerlich ſchwarze Farbe der Molukkennelken hiervon her.

In den Gärten der reichen Araber gewahrt man häufig zwei andere ausländiſche Gewürzpflanzen, den Zimmetbaum, Laurus Cinnamomum L., ein Vorbeergewächs, und den den brodfrucht- und wolfsmilchartigen Pflanzen naheſtehenden Muskatnußbaum, Myristica moschata Thunbg. Letzterer beſonders gedeiht vortrefflich und iſt vielleicht berufen, einſt eine ähnliche Rolle wie der Gewürznelkenbaum zu ſpielen. Deſſen Geſchichte iſt auch die ſeinige; es gelang jedoch den Holländern nicht, ihn gleichfalls auf Amboina zu beſchränken: er wollte nur auf dem ungeſunden Eilande Banda gut gedeihen und ließ ſich nicht einmal hier gefangen halten, ſondern verbreitete ſich, wie man glaubt durch Holztauben verſchleppt, immer wieder nach anderen, nahe gelegenen und entfernteren Inſeln.

Der Muskatnußbaum wird noch größer als der Gewürznelkenbaum; ſeine Zweige gehen von der Baſis des Stammes aus und ſtehen etwas weniger dicht als bei jenem, und die oben ſchön grünen und unten grauen Blätter ſind im Verhältniß zu ihrer Länge breiter und in ihren Umriſſen zierlicher. Die weißen, glockenförmigen, kelchloſen Blüten ſitzen klein und unſcheinbar zu zweien bis dreien auf einem dünnen Stiele; die verſchiedenen Geſchlechter wachſen auf verſchiedenen Bäumen, und zwar ſcheint es, als ob die fruchtbringenden weiblichen ſeltener als die männlichen ſind, etwa im Verhältniß von eins zu ſechs. Die Frucht, anfangs ein kleiner, röthlicher Knopf, entwickelt ſich allmählich zur Geſtalt und Größe einer kleinen Pfirſiche, iſt jedoch etwas länglicher und an Farbe heller und glänzender als dieſe. Wenn ſie ſich der Reife nähert, ſpaltet ſich ihre einen halben Zoll dicke, fleiſchige Hülle ringsum in der Richtung einer ſchon vorher ſichtbaren Querfurche und läßt eine ſchön braunſchwarze, glänzende Nuß durchſcheinen, umhüllt von einem prächtigen, karminfarbenen Netze, der ſogenannten Macis (fälſchlich Muskatblüte genannt), eine würzige Maſſe, welche nach dem Trockenen eine mehr gelbliche Farbe annimmt und bei uns in Apotheken und Küchen Verwendung findet. Die eigentliche Muskatnuß, der Kern der jetzt entblößten, glänzendbraunen Nuß, wird ſo feſt von einer harten Schale umſchloſſen, daß ſie im friſchen Zuſtande unbeſchädigt nicht erlangt, ſondern erſt nach dem Trockenen in der Sonne und am Feuer, wenn ſie ſo weit zuſammengeſchrumpft iſt, daß ſie in der Schale klappert, gewonnen werden kann. Die herausgenommenen Kerne werden dreimal in Seewaſſer und Kalk eingeweicht und zu Haufen aufgeſchichtet, wobei ſie ſich ſtark erhitzen und ihre Keimkraft verlieren; ſie halten nun ihren würzhaften Geſchmack beſſer und werden endlich, in trocknen Kalk gepackt, verſendet.

Man unterſcheidet Royal- und grüne Muskatnüſſe. Die erſteren, größeren haben eine Macis, welche die Nuß überragt, während dieſe bei den letzteren nur bis zur Mitte derſelben reicht. Gute Muskatnüſſe ſollen groß, rund, ſchwer, von hellgrauer Farbe und im Durchſchnitte fein marmorirt ſein. Sie enthalten ungefähr $^1/_{32}$ ihres Gewichtes von einem flüchtigen Oele, welches ihnen ihre würzhaften Eigenſchaften verleiht, und $^1/_5$ bis $^1/_3$ von einem gelben, fetten, doch ebenfalls wohlriechenden Oele.

Anfangs verurſachte der Anbau der Muskatnuß außerhalb der Molukken viele Schwierigkeiten, weil man nicht wußte, daß beide Geſchlechter auf verſchiedene Bäume vertheilt ſind. Als man dies nach längerer Zeit erkannt, pflanzte man, der Befruchtung wegen, einige männliche Bäume mit unter die weiblichen, ein Verfahren, durch welches man natürlich viel Raum verlor. Endlich entdeckte Hubert, ein einſichtiger Pflanzer auf Bourbon, durch viele Verſuche, daß man auf männliche Pflanzen auch weibliche Zweige pfropfen könne und umgekehrt. Von nun an pfropfte man allen weiblichen Bäumen ein einziges männliches Reis auf; den männlichen Bäumen aber ſchnitt man ſämmtliche Zweige ab bis auf einen, welcher zur Befruchtung dienen ſollte, und erſetzte ſie durch weibliche. Hierdurch wurde der Ertrag einer Muskatpflanzung viel ſicherer und reichlicher. —

Von den bisher erwähnten Pflanzen liefern nur zwei, die Kokospalme und der Gewürznelkenbaum, werthvolle Handelsgegenſtände; es bleiben jedoch noch zwei, allerdings weniger ſtattliche, darum aber nicht minder wichtige Gewächſe zu erwähnen übrig, der Seſam und der rothe oder Guineapfeffer. Von letzterem finden ſich großartige Pflanzungen in dem ſteinigen Inneren der Inſel, wo man kaum vermuten kann, daß irgend eine Pflanze Wurzel zu ſchlagen und fortzukommen vermag. Der hier auf kleinen, faſt verkümmerten Sträuchern erwachſene Pfeffer ſcheint von beſſerer Beſchaffenheit zu ſein, als der von den großen, üppigen Büſchen, welche man häufig an der Küſte und in der Nähe der Häuſer antrifft. Die Pfefferpflanze, Capsicum annuum L., eine Solanee oder nachtſchattenartige Pflanze, ſtammt aus den heißen Gegenden, iſt aber ſeit drei Jahrhunderten auch bei uns ſo eingebürgert, daß ſie, wenigſtens während des Sommers, in freier Luft aushält. Die Blätter ſind lang, ſchmal und von dunkelgrüner Farbe, die Blüten klein und weiß. Die rothen und gelben Schoten, Pilpili der Suaheli, ſind von wechſelnder Geſtalt, einige lang, andere kurz, rund oder herzförmig und werden im Lande allgemein zum Würzen der Speiſen gebraucht, in viel größerer Menge aber nach Europa ausgeführt.

Bei der großen Schärfe des rothen Pfeffers iſt es gefährlich, ſich da aufzuhalten, wo er vor der Verſchiffung getrocknet wird; denn leicht geräth ein Stäubchen davon in die Augen und verurſacht hier die heftigſten Schmerzen. Auch durch die Kleider dringt der feine, ſcharfe Staub und ruft an den empfindlichſten Stellen ein unerträgliches Jucken hervor. Selbſt die dickhäutigen Neger, welche mit dem Trocknen und Verladen des Pfeffers beſchäftigt ſind, müſſen ſich nach geſchehener Arbeit gründlich durch ein Seebad reinigen, falls ſie die Nacht über Ruhe haben wollen.

Simſim oder Seſam, von den Suaheli Mafuta, d. i. Fett oder Oel genannt, wird in ſehr beträchtlicher Menge von Sanſibar ausgeführt, und zwar theils der in den feuchten Thälern und Ebenen der Inſel ſelbſt gebaute, theils der von der Küſte herbeigebrachte. Dieſe, nach Herodot ſchon ſeit den älteſten Zeiten benutzte, wichtige Oelpflanze ſoll urſprünglich auf Ceylon und an der Malebarküſte heimiſch geweſen ſein, iſt aber gegenwärtig über alle heißen Erdſtriche verbreitet, gedeiht in dem fernen Japan, in Oberegypten, in Senaar, in Abeſſynien, Dongola, und wurde durch die Neger, welche ſeine Samen leidenſchaftlich lieben, auch nach Amerika gebracht.

Der Seſam, Sesamum indicum oder orientale L., gehört zur Familie der Bignoniaceen, welche den lippenblütigen Pflanzen und den Verbenen nahe ſteht. Sein vierkantiger, krautartiger Stengel wird etwa zwei Fuß hoch und ſendet einige ſeitliche Zweige aus, an denen ſich kleine, bräunlichweiße, zu einer loſen Traube vereinigte Blüten entwickeln. Die ſenfkorngroßen, als rother und weißer Simſim unterſchiedenen Samen werden, gut getrocknet und in ſpitze Mattenſäcke verpackt, an trockenen Stellen des Schiffes verladen, da ſie durch Feuchtigkeit verderben. Das durch Preſſen aus ihnen gewonnene Oel ſchmeckt anfangs unangenehm, bekommt aber ſpäter einen vortrefflichen, ſüßen Geſchmack; es eignet ſich zu derſelben Verwendung, wie das feinſte Olivenöl, hat vor dieſem noch den Vorzug, daß es nicht ranzig wird. Die Samen werden häufig geröſtet und mit Waſſer gemiſcht als eine Art Pudding gegeſſen; ihr Geſchmack ſoll erwärmend ſein wie der von ſchwachem Senfe.

Es finden ſich auf Sanſibar noch mancherlei Gewächſe, welche anderwärts von großer Wichtigkeit ſind, und auch hier einer gewinnbringenden Ausbeutung fähig ſein würden, wären die Araber weniger träge und unwiſſend, und hätten die Europäer ebenſoviel gewerblichen als kaufmänniſchen Unternehmungsgeiſt. Unter dieſen Pflanzen der Zukunft ſteht das Zuckerrohr, Saccharum officinale L., obenan. Es wird faſt nur zur Leckerei gebaut: die Neger lieben leidenſchaftlich den ſüßen Saft, welchen ſie beim Auskauen des geſchälten Rohres ſaugen. Im Inneren der Inſel, auf den Grundſtücken reicher Beſitzer, gibt es zwar einzelne, größere Pflanzungen von Zuckerrohr; man preßt auch hier und da den Saft mittelſt einer einfachen Maſchine aus, verarbeitet ihn aber nur für den Selbſtgebrauch zu einem dünnen Sirop, nicht aber zu feſtem, verkäuflichen Zucker. Ein in früheren Jahren angeſtellter Verſuch eines Franzoſen von Réunion, feſten Zucker von den Pflanzungen des Sultahns zu gewinnen, ſcheiterte. Der Sultahn lieferte nämlich das Zuckerrohr und die nöthigen Arbeitskräfte; der Franzoſe ſollte die Verarbeitung beſorgen, hatte aber nur ſchlechte Maſchinen und geringe Geldmittel zur Verfügung, ſo daß er nach einigen Jahren das Unternehmen wieder aufgeben mußte. Trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, daß ein geſchickter Mann mit genügendem Kapitale vortreffliche Geſchäfte mit der Zuckergewinnung machen würde; denn das hieſige Zuckerrohr iſt von ausgezeichneter Güte, erreicht eine bedeutende Höhe ſtrotzt von Saft und gelangt bereits in neun Monaten zur Reife, während an anderen Orten dazu fünfzehn Monate und noch länger erforderlich ſind; endlich iſt der Boden noch nicht ausgeſaugt, wie in anderen Zuckerländern: kurz, alle Bedingniſſe zum Gedeihen dieſer Induſtrie ſind vorhanden. In neueſter Zeit hat denn auch ein Engländer den alten Verſuch wiederholt und in ſo weit Erfolg gehabt, daß er bereits kleine Mengen Zuckers auf den Markt bringen konnte.

Auch der Indigo, Indigofera tinctoria und Anil L., eine Schmetterlingsblumenpflanze, wächſt häufig und zwar wild auf der Inſel. Vor vielen Jahren hatte der Sultahn Seid Said daraus unter dem Beiſtande eines Franzoſen Indigofarbe gewinnen wollen; die Pflanzung gelang, die Ernte war reich, lieferte aber nicht ein Loth des edlen Stoffes; denn der fremde Schwindler verſtand ſich ebenſowenig auf die Indigobereitung als der Sultahn ſelber. Seitdem hat man ſich nie wieder mit der Erzeugung des koſtbaren Farbeſtoffes beſchäftigt, obgleich ſicherlich die darauf verwendete Mühe ſich reichlich lohnen würde.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Kaffee. Ein engliſches Haus hatte Kaffeeſamen von Bourbon und Mekka kommen laſſen und ausgedehnte Pflanzungen angelegt, war aber genöthigt, die Geſchäfte auf Sanſibar aufzugeben, ehe ein entſcheidendes Ergebniß erzielt worden war. So wird es wol noch lange dauern, bis wieder einmal ein ähnlicher Verſuch gemacht wird, zumal es ſcheint, als ob der Kaffee auf den trockenen Hügeln der Küſte beſſer fortkommen müßte als auf der feuchten und niedrig gelegenen Inſel.

Die Baumwollſtaude gedeiht gleichfalls, namentlich auf hoch gelegenen und etwas trockenen Orten; ihre Wolle ſoll indeſſen kurz und wenig fein ſein, auch der häufig und unregelmäßig fallende Regen der Güte des Produktes ſchaden oder doch die Ernte unſicher machen.

Vierter Abſchnitt.

Ein Blick auf die Thierwelt der Inſel.

Korallenthiere. — Thierleben auf einer Koralleninſel. — Heuſchrecken- und Einſiedlerkrebſe. — Verdienſte der „lächerlichen“ Krabben. — Inſektenarmut. — Der Rieſentauſendfuß. — Gefährliche Hundertfüße. — Salz- und Süßwaſſerfiſche. — Lurche. — Der Waran. — Unſere Kenntniß der Vogelwelt. — Raub-, Sperr-, Sing- und Klettervögel. — Wildtauben und Hühner. — Sumpf- und Schwimmvögel. — Affen. — Komba. — Flederthiere. — Raubthiere. — Nager: Hamſterratte. — Wiederkäuer: Zwergantilopen. — Wildſchwein. — Ein Gaſt vom Feſtlande. — Hausthiere.

Erſt wenn der glücklich heimgekommene Reiſende an die Bearbeitung ſeiner Beobachtungen und Erinnerungen geht, wird er ſich bewußt, daß er die Gelegenheit zu beobachten und zu ſammeln nur dürftig benutzte. Zahlreiche Lücken ſeines Wiſſens, entſtanden in Folge von Unachtſamkeit oder Mangel an Erfahrung, rufen ein Gefühl der Reue, zugleich aber den Wunſch in ihm hervor, das Land, in welchem er beobachtete und ſammelte, noch einmal zu beſuchen, um frühere Nachläſſigkeit wieder gut zu machen, begangene Fehler zu vermeiden. Glücklich Derjenige, welchem ein gütiges Geſchick Dies ermöglichet!

Auch wir haben ſchwere Unterlaſſungsſünden zu beklagen; denn wir müſſen geſtehen, daß unſere Sammlungen mangelhaft, unſere Beobachtungen ungenügend ſind: und nur der Gedanke, daß wir die Erfahrung, welche wir durch Verarbeitung des vorliegenden Stoffes inzwiſchen geſammelt, vormals noch nicht beſaßen, daß wir nicht recht wußten, worauf es eigentlich ankommt bei dem Beobachten und Sammeln, läßt uns auf Entſchuldigung hoffen und uns einigermaßen Beruhigung finden.

Ganz beſonders haben wir die Thierkunde vernachläſſiget; wir haben, wie wir offen geſtehen müſſen, den vorhandenen Reichthum nur in geringem Maße ausgebeutet. Dies erkennen wir jetzt lebhafter als je; denn ohne die Gefälligkeit erfahrener Freunde würde es uns ganz unmöglich geweſen ſein, auch das oberflächlichſte Bild der Thierwelt Sanſibars zu entwerfen: ein ſolches Bild aber iſt bei einer Inſel, welche Thieren ihr Daſein verdankt, geradezu unerläßlich, und deshalb haben wir, wohl oder übel, den Verſuch gewagt, dort und hier zu Lande Erfahrenes zuſammenzuſtellen.

Das Thierleben verbirgt ſich, ſo zu ſagen, dem Auge des Laien; von der Fülle und dem Reichthume an Thieren, wie man Beides in einem Tropenlande zu finden erwartet, gewahrt er wenig; das Eiland erſcheint ihm öde und todt. Trotzdem erfährt man, daß Dies in Wahrheit nicht der Fall; denn wenn auch die höhere Thierwelt in jeder Hinſicht weit hinter der des benachbarten Feſtlandes zurückſteht: Heimatsrecht hat auch ſie ſich auf der Inſel erworben; ja, wie es ſcheint, gehören dieſer einzelne Thiere ausſchließlich an, da ſie bis jetzt nur noch auf den benachbarten, zu der Hauptinſel gehörigen Eilanden gefunden wurden.

Ungleich bedeutſamer als die höhere, ſtellt ſich die niedere Halbſcheid des Thierreichs dar. Der Laie bekommt zwar nur den allergeringſten Theil der wirbelloſen Thiere zu Geſicht, kann jedoch einzelne von ihnen nicht überſehen, weil die Spuren ihres Vorhandenſeins ihm überall in die Augen ſpringen: Sanſibar iſt eine Koralleninſel, welche von riffbauenden Polypen dem Meere abgewonnen wurde; und wenn auch diejenigen, welche die Grundpfeiler aufgethürmt, ſchon längſt vernichtet und untergegangen ſind, ſo arbeitet das geſchäftige Heer ringsum im Meere doch heutigen Tages noch unermüdlich, als wolle es die Gruppe der Inſeln nach und nach zu einem einzigen Eilande geſtalten.

Unſere Korallen — Meermädchen in wörtlicher Ueberſetzung des dichteriſchen Namens, welchen die Alten ihnen verliehen — ſind nicht diejenigen, mit denen ſich die Sage ſo vielfach beſchäftigte, von denen uns Ovid in ſeinen Metamorphoſen erzählt, daß Perſeus ſie, die früheren Meerespflanzen, durch das Haupt der von ihm getödteten Gorgo verſteinerte, und deren Verwandte fortan ebenfalls zu Stein werden ſollten, ſobald ſie mit der Luft in Berührung kommen*), nicht die Edelkorallen, welche unter Beſchwerden und Gefahren von dem Meeresgrunde heraufgeholt werden, ſondern Madreporen, Heteroporen und Milleporen, Aſträen und Mäandrinen oder Schwamm-, Kronen- und Punktkorallen, Stern- und Labyrinthkorallen und viele andere Arten, welche wir unter dem Namen Madreporen zuſammenfaſſen oder allgemein als Steinkorallen bezeichnen können. Ihre gewaltigen Steinbauten ragen hier und da mitten aus dem tiefen Meere hervor, umſäumen die Küſte als ſchäumende Riffe, treten im Inneren des Landes ſelbſt als ausgedehnte Felder zu Tage und machen wegen ihrer zahlloſen Spitzen und Zacken die Gegend für den Fußgänger faſt ebenſo unzugänglich, als diejenigen, welche noch überflutet werden, die Schiffahrt gefährden. Wie keine andere Thierklaſſe üben ſie noch jetzt einen gewaltigen, umgeſtaltenden Einfluß aus in gewiſſen Meeresgegenden, insbeſondere im ſtillen Weltmeere, wo ſie vor unſeren Augen eine Meerenge, die Torresſtraße, zubauen und ſo die beiden ungeheueren Inſeln Auſtralien und Neuſeeland miteinander verkitten.

Die Korallenthiere oder Polypen gedeihen nur in völlig klarem Waſſer; da, wo trübe Flüſſe ſich in das Meer ergießen, wo die Wogen Schlamm und Sand von dem Grunde aufwühlen, erſticken ſie unter dem niederſinkenden Schmuze, welchem ſie ſich, freier Bewegung ermangelnd, nicht entziehen können. Je nach ihrer Körperbeſchaffenheit und Lebensweiſe ſiedeln ſie ſich an verſchiedenen Stellen an: die riffbauenden Polypen außerhalb, wo ihnen das brandende Meer ihre Nahrung in Fülle zuſpült, die größeren, ſkelettloſen Fleiſchpolypen aber vorzugsweiſe in dem ruhigeren Waſſer abgeſchloſſener Buchten, in Kanälen und in Lücken und Höhlen der Riffe. Alle Polypen ſterben, wenn ſie für kurze Zeit außer Waſſer gerathen; ſie können daher in lebendem Zuſtande nur unterhalb der niedrigſten Flutmarke vorkommen. Dies gilt vorzüglich von den kleinen Baumeiſtern der Riffe, ſo daß alle ihre Gebilde, welche wir, wenn auch nur zeitweiſe, außerhalb

---

*) Ovid. Met. IV. 749. „Sic et curalium, quo primum contigit auras
Tempore durescit: mollis fuit herba sub undis.“
(So erſtarrt die Koralle noch jetzt in ſchneller Verwandlung
An der feindlichen Luft, das zarte Gebilde der Salzflut).

des Waſſers antreffen, untergegangenen Geſchlechtern angehören. Ebenſowenig vermögen aber dieſe Thierchen in allzugroßen Tiefen zu gedeihen: es iſt mit Beſtimmtheit nachgewieſen worden, daß ſie in mehr als 120 Fuß Tiefe nicht mehr leben, vermutlich weil dort der Luftgehalt des Waſſers in einer für ſie nachtheiligen Weiſe abnimmt. Riffe in größerer Tiefe müſſen alſo unzweifelhaft durch eine Senkung des Meeresbodens aus ihrer früheren Lage gerückt worden ſein.

Polypen hat man in allen Meeren der Erde bis nach den Polen hinauf gefunden, die riffebauenden Arten jedoch maſſenhaft nur in tropiſchen Meeren, deren Wärme niemals bis unter 16° R. herabſinkt, vor Allem aber in heißen Gegenden, wo ſich die Temperatur des Waſſers immer zwiſchen 22° und 24° hält. Da nun die lebenden Korallenthiere größtentheils mit den Baumeiſtern der tauſend und hunderttauſend Jahre alten Bildungen übereinſtimmen, welche bis hinauf nach den Polen gefunden werden, ſo liegt hierin der beſte Beweis, daß ehemals auch jene Meere eine bedeutend höhere Wärme beſaßen.

Bekanntlich unterſcheidet man hauptſächlich drei Arten von Korallenbauten: Saum-, Küſten- oder Strandriffe, welche ſich unmittelbar an das Ufer des Feſtlandes oder der Inſeln anſchließen, und dieſem einen mehr oder minder breiten, bis mehrere Stunden weit in die See hineinlaufenden Rand zufügen; Damm-, Wall- oder Kanalriffe, welche durch einen Meeresarm von dem Lande getrennt ſind und ſich entweder weithin in gleicher Richtung mit demſelben ziehen oder es, bei kleineren Inſeln, in einiger Entfernung ringförmig umſchließen, und Lagunenriffe oder Atolls, welche mit keinem über das Meer emporſteigenden Lande in Beziehung ſtehen, ſondern in einfacher, kreis- oder länglichrunder Form einen einer Untiefe des Seebodens entſprechenden Theil des Meeres umziehen.

An der Oſtküſte von Afrika, woſelbſt, nach den zehn bis zwanzig Fuß hohen Korallenfelſen zu ſchließen, eine beträchtliche Hebung des Landes ſtattgefunden haben muß, kommen nur die beiden erſten Arten vor. Bei Küſtenfahrten hat man hier öfters Gelegenheit, die untermeeriſchen Korallenbänke zu bewundern, welche, obwol ſechzig, achtzig bis hundert Fuß unter Waſſer liegend, doch ſo klar und deutlich zu erkennen ſind, daß man ſie mit den Händen greifen zu können meint. Ein feenhafter Garten mit den herrlichſten Geſträuchen, Bäumchen und Blumen von unbeſchreiblicher Zartheit und Farbenpracht breitet ſich da unten aus: — und alle dieſe Blumen leben, ſcheinen zu athmen und bewegen ſich, und zwiſchen ihnen tummeln ſich kleine, mit den herrlichſten Regenbogenfarben geſchmückte Fiſche, ſcheinbar ſpielend, in Wirklichkeit aber, um mit ſcharfem, hornartigen Kiefer die fleiſchigen Köpfe der zarten Gebilde abzunagen. Sendet man, um das ſeltene, ſchöne Schauſpiel ganz in der Nähe betrachten zu können, einen im Tauchen erfahrenen Fiſcher hinab, oder zieht man einen der ſchönſten Blumenſtöcke mit eiſernem Haken empor, ſo zeigt ſich dem erſtaunten Blicke nur ein grauer, mit ſchlüpfrigem Schleime überzogener Stein. Man glaubt, ſich mit dem Fangeiſen geirrt zu haben und macht noch einen Verſuch — er liefert wiederum daſſelbe Ergebniß: die Thierchen, welche ſo ſehr entzückten, haben ihre zierlichen Fangarme eingezogen, ſind in der feindlichen Luft zu einer dünnen Schleimhaut zuſammengeſunken, und die herrlichen Farben, welche der Lichtbrechung unter Waſſer und wol auch der Lebensthätigkeit ihren Urſprung verdankten, einem häßlichen, ſchmuzigen Graubraun gewichen. Man hat es mit Schönheiten zu thun, welche bei der leiſeſten Berührung, bei der geringſten Veränderung der Lebensverhältniſſe vergehen, welche ſogar ſchon in einem weniger ſalzhaltigen Waſſer raſch verenden.

Auch die über die Meeresoberfläche erhobenen, abgeſtorbenen Korallengebilde verdienen eine genauere Betrachtung, da ſie durchaus nicht ſo öde ſind, als der Anſchein vermuten läßt. Wiederholt haben wir uns das Vergnügen gemacht, zur Ebbezeit eine der kleinen, mit flachen Riffen umſäumten Inſeln zu beſuchen, welche den Hafen von Sanſibar umſchließen. Die kleinſte derſelben, Kibandigo, von den Europäern „Blumenkorb“ genannt, fällt ſchon vom Lande aus durch ihre ſonderbare, in dieſer Gegend übrigens nicht ſeltene Geſtalt auf: in Pilzform erhebt ſich der faſt kreisrunde Felſen aus dem Meere, unten dünn, nach oben zu in ſanfter, einwärts gehender Krümmung allmählich breiter werdend, die Oberfläche dicht mit überhängendem Geſträuche bewachſen, ſo daß der Vergleich mit einem Blumenkorbe ſich Jedem aufdrängt. Die Luft iſt ſtill, das Meer ruhig; von ſchwarzen Ruderern vorwärts getrieben, nähert man ſich ſchnell dem Ziele. Schon lange, bevor man den Strand erreicht, verfärbt ſich das tiefe Blau des Meeres in ein anfangs dunkles, dann immer heller werdendes Grün; noch in ziemlich weiter Entfernung von der Inſel ſtößt das Boot auf den Grund — es hat den Rand des nur von geringer Waſſerhöhe bedeckten Saumriffes erreicht. Hier heißt es ausſteigen und ſich den Negern übergeben, welche, nachdem ſie das Fahrzeug ſicher verankert, ihre Fahrgäſte auf eine trockene Stelle des Landes tragen und trotz der ſchweren Laſt die furchtbaren Zacken des Geſteines mit nackten Füßen ſo ruhig und ſicher überſchreiten, als ob ſie kein Gefühl beſäßen.

Schon das halbtrockene Steinfeld bietet des Anziehenden viel. In den zahlreichen, ſtehen gebliebenen Salzwaſſerlachen wimmelt es von den wunderbarſten Thierformen, bunten Seeroſen, ungeſtalten Holothurien oder Seewalzen, langarmigen Haarſternen, von denen einige Arten bei der Berührung einen brennenden Schmerz verurſachen, Seeigeln, Seeraupen und anderen tropiſchen Meerthieren, welche einzeln aufzuzählen es uns an Raum gebricht. Wer jemals eines der neueren, großartigen Seewaſſeraquarien geſehen hat, wird es begreiflich finden, wenn man Stunden mit der Beobachtung des Lebens und Treibens ſolcher Geſchöpfe verbringt, daß der volle Eifer des Sammlers ſich bald bemerklich macht. Das Sammeln ſelbſt iſt jedoch nicht ſo leicht; denn alle dieſe Thiere ſitzen zwiſchen engen Ritzen und in tiefen Löchern und ſtrecken nur ihre empfindſamen Organe hervor; bei der geringſten Gefahr aber ziehen ſie ſich zurück und heften ſich dort ſo feſt an, daß man ſie zerreißen würde, wenn man ſie gewaltſam loslöſen wollte. Auch die häufig ſich hierher verirrenden Papageifiſche, ſo genannt wegen der Bildung ihrer Schnauzen und vielleicht auch wegen der Pracht ihrer Farben, entziehen ſich aller Verfolgung; ſobald man ſich ihnen mit der Hand oder mit einem Netze naht, verſchwinden ſie zwiſchen den zackigen Aeſten der Korallen, welche ſie gewandt umſchwärmen. Der Sammler hat es übrigens nicht nöthig, ſich ſelbſt mit dem Fange zu bemühen, da er in der Stadt bei einem jungen Indier Alles vorräthig findet, was er wünſcht, oder es doch nach vorheriger Beſtellung ſchnell von ihm erlangt.

Leichter wird es, ſich durch eigene Thätigkeit eine reichhaltige Sammlung von Weichthieren aller Klaſſen zu erwerben; denn der berühmte Reichthum des indiſchen Weltmeeres zeigt ſich auch in der Nähe der Inſel. Sie wäre ein Ort für den Forſcher, welcher das in ſo vieler Hinſicht noch unbekannte Leben dieſer Thiere zu beobachten wünſcht; es würde ihm niemals an Stoff mangeln. Selbſt das Innere der Steine, welche man losbricht oder vom Boden aufließt, iſt belebt; in jedem Brocken faſt findet wenigſtens der Laie ihm fremde, neue Geſchöpfe. Kleine, eigenthümliche Krabben, mit hartem, glänzend gefärbtem Panzer — Trapezien und Porzellaniden — verſchiedene Bohrmuſcheln, unter ihnen auch die nach ihrer Geſtalt ſogenannten Meeresdatteln — Lithodomus — ſitzen in Menge in theils ſelbſt gebohrten, theils vorhanden geweſenen Löchern und Höhlen, halb und ganz eingeſchloſſen, ſo daß man kaum begreifen kann, auf welche Weiſe dieſe Thiere ihre Nahrung erlangen.

An und auf den Koralleninſeln tummeln ſich verſchiedenartige Krebsthiere, die einen im freien Waſſer, die anderen in Muſchelſchalen, deren Höhlung ihren weichen Schwanz aufnehmen mußte, dieſe zwiſchen, jene in dem Geſtein ſelbſt, d. h. in den Zellen, Höhlen und Löchern deſſelben. Eine namhafte Anzahl von ihnen gehört zu den ſcheerenloſen, genannt Languſten oder Heuſchreckenkrebſe, Kruſter, welche die verſchiedenen Geſtalten der Geradflügler oft auf das Täuſchendſte nachahmen, unter denen man die Formen des wandelnden Blattes, der Mantis oder Gottesanbeterin, der Grille und der Heuſchrecke wiederfindet. Die Grillenkrebſe (Scyllarus) und die echten Heuſchreckenkrebſe (Palinurus) fallen auf durch Geſtalt und Größe: erſtere durch ihre Breite und Häßlichkeit, letztere durch Schönheit der Farben und durch ihre walzrunden Geißeln oder Fühler, welche den fußlangen Körper oft noch an Länge übertreffen. Sie werden von den Fiſchern am häufigſten zum Verkaufe gebracht, weil ſie von Fremden und Einheimiſchen in mannigfacher Zubereitung gern genoſſen werden.

Mehr als alle übrigen nehmen die Einſiedlerkrebſe die Aufmerkſamkeit des Laien in Anſpruch, obwol er ganz ähnliche und genau ebenſo lebende Thiere auch in der Flutmarke ſeiner heimiſchen Meere hätte beobachten können. Bekanntlich ſuchen dieſe Krebſe ihren ungepanzerten und in Folge deſſen ſehr weichen und empfindlichen Hinterleib vor Verletzung zu ſchützen, indem ſie ihn in ein Muſchelgehäuſe verbergen, welches ſie dann, wie der frühere Beſitzer, auf Schritt und Tritt mit ſich umherſchleppen und nur von Zeit zu Zeit mit einem anderen vertauſchen, wenn ſie ſich zu enge fühlen in dem alten. Greift man ein ſolches, von dem fremden Gaſte belebtes Gehäus an, ſo ziehen ſich die gepanzerten Spinnenfüße mit größter Schnelligkeit in daſſelbe zurück und zeigen nur noch die eine, große Scheere, welche genau wie ein Deckel auf die Mündung paßt, und einen kleinen Theil des Kopfes. Unter den größeren Arten der Weichſchwänze iſt der gemeine Beutelkrebs, Beurskrab der Holländer, Birgus latro F., der berühmteſte, weil er die am Strande herabgefallenen Kokosnüſſe öffnet und das darin enthaltene Fleiſch verzehrt. Dies hat man nun allerdings vielfach beſtritten; die Thatſache unterliegt jedoch keinem Zweifel. Bemerken wollen wir übrigens, daß wir den Beutelkrebs in Sanſibar ſelbſt bisher nicht vorgefunden, ſondern nur auf den Komoren beobachtet haben.

Unter den Krabben, Kruſter mit verkümmertem, gegen die Unterſeite des Bruſtſtückes eingeſchlagenen und dort in einer Vertiefung ruhenden Hinterleibe, machen auf unſerer Inſel die etwa handgroßen Grapſiden ſich zuerſt bemerklich. Mit ſpinnengleicher Leichtigkeit und Behendigkeit klettern ſie in ſeitlicher Richtung an den ſenkrechten Felswänden umher, ein ſonderbares, klapperndes Geräuſch verurſachend, und nur mit Mühe gelingt es, der ſchnellen Thiere habhaft zu werden. Sie ſind ziemlich flach gebaut und noch einmal ſo breit als lang, zu beiden Seiten ihres Rückenſchildes mit langen, dornenartigen Ausläufern bewaffnet, und haben einwärts gekrümmte, in eine ſcharfe Spitze auslaufende Füße, welche durch Bau und Stellung für das Felsklettern ganz vorzüglich geeignet ſind.

Eine Eigenthümlichkeit der meiſten Landkrabben, welche auf Denjenigen, welcher ſie zum erſten Male ſieht, einen höchſt lächerlichen Eindruck macht, iſt das Seitwärtslaufen: daher denn auch der Sippenname Gelasimus, die Lächerlichen. Zu ihnen gehören die Arten, welche die Lagune in der Naſimoja bevölkern und dort durch ihre Bewegungen wie durch ihre prächtigen Farben den Neuling unwiderſtehlich anziehen. Eine ihrer Scheeren iſt unförmig groß, die andere verſchwindend klein, die größte Ausdehnung des gepanzerten Körpers die der Breite. In dieſer Richtung laufen ſie, und zwar mit bewundernswerther Schnelligkeit, doch nur ſo lange ſie ſich nicht bedroht glauben; denn in ſolchem Falle ſchlüpfen ſie wie der Blitz in ihre feuchten Löcher, mit Scheeren, Kiefern oder Kiemen ein eigenthümliches Geräuſch, wie von im Waſſer platzenden Luftblaſen, verurſachend.

Alle Krabben, beſonders aber die ſchlamm- und ſandliebenden „Lächerlichen", ſind ausgezeichnete Aasvertilger und verdienſtvolle Diener der Sicherheitspolizei. Sie entfleiſchen ein offen daliegendes oder in den Sand vergrabenes Thier viel ſchneller, als es bei uns die fleißigen Ameiſen thun. In der Naſimoja bietet ſich öfters Gelegenheit, Dies zu beobachten. Die Suaheli ſind faul und gleichgiltig wie auch die Araber: ein geſtürztes Kameel, ein verendetes Pferd, ein verreckter Eſel wird von der Stadt aus höchſtens bis zum Strande geſchleppt und dort der Verweſung anheimgegeben. Die von dem Aaſe ausgehenden Peſtgerüche drohen wenigſtens die luſtwandelten Waſungu zu verſcheuchen; der verweſende Leib erfüllt mit Grauen: aber ehe einige Tage verſtrichen, iſt der Weg wieder frei, und nur die glatt genagten Knochen liegen noch auf dem ſumpfigen Boden, Dank der fleißigen Arbeit der Krabben, denen, obſchon die halbwilden Hunde die gröbere Abdeckerarbeit verrichteten, doch das Meiſte zu thun blieb.

Wer ſich beim Beſuche einer Koralleninſel nicht der Forſchung widmen will, kann ſich durch Sammeln für die Küche verdient machen, d. h. von den hier überaus zahlreichen, zwar kleinen, aber höchſt ſchmackhaften Auſtern ſo viele einheimſen, als ihn eben gelüſtet; und wer noch beſſerer Jagd obliegen will, findet in den Zwergantilopen ein verlockendes Wild. Doch der Jäger thut wohl, der Warnung der Kundigen zu achten. Schon Mancher iſt erſt nach unendlicher Mühe, mit zerſchundener Haut und ohne Stiefeln und Kleider wieder aus dem Dickichte herausgekommen, in welches er den Antilopen zu Gefallen eindrang; denn rauh wie der Boden ſind auch die Pflanzen, welche er trägt: die unbarmherzigen Dornen zerreißen den feſteſten Segeltuchanzug. Kleiderlos war der Unglückliche dann genöthigt, auf der Inſel auszuharren, bis ihm die Dämmerung geſtattete, ohne Verletzung des Schamgefühls ſich wieder in der Stadt zu zeigen.

So ſieht es im Allgemeinen auf allen Koralleninſeln Oſtafrikas aus: die kleineren, ſteinigen ſind faſt ausſchließlich von Thieren des Meeres bewohnt; die größeren, welche ſich dann ſchon von Weitem durch die Alles überragenden Kokospalmen verrathen, dienen oft Kalkbrennern und Fiſchern zum Aufenthalte und beherbergen außer einigen Hausthieren auch nicht ſelten größere Thiere des Feſtlandes.

Das Meer um Sanſibar iſt reich, unendlich reich, das Land hingegen ſehr arm an Thieren. Demjenigen, welcher ſich mit Sammeln von Käfern und Schmetterlingen beſchäftigte, leuchtet dieſe Wahrheit am erſten ein: von den wunderbaren Geſtalten, welche die Tropengegenden Amerikas und Aſiens erzeugen, bemerkt man auf Sanſibar wenig oder Nichts. Gewiß wird man bei Jahre lang fortgeſetzter, aufmerkſamer Beobachtung der Kerbthierwelt auch hier noch manches Schöne und Neue finden; im Allgemeinen aber iſt die Ausſicht auf eine reiche Ernte nicht eben groß. Die Inſel iſt zu klein und bietet in ihrer Pflanzendecke zu wenig Mannigfaltigkeit, als daß man hier eine große Fülle der doch hauptſächlich von Pflanzen lebenden Kerfe erwarten könnte. Wir ſprechen hierbei nur von Artenarmut, nicht jedoch von Inſektenmangel; denn einzelne Arten, vorzüglich von Gerad- und Hautflüglern, kommen in Alles erdrückender Anzahl vor.

Als beſonders wichtig haben wir nur eine Honigbiene von etwas kleinerer Geſtalt als die europäiſche zu erwähnen, welche Honig von grünlicher Farbe und ſehr würzigem Geſchmacke liefert. Ausführlicheres hierüber werden wir ſpäter mitzutheilen haben, da die Bienenzucht oder vielmehr Honiggewinnung hauptſächlich auf dem Feſtlande betrieben wird. Auch über die Spinnen, welche von den an der Küſte lebenden nicht verſchieden ſind, ſoll weiter unten berichtet werden.

Eine ziemlich vollſtändige Sammlung der auf Sanſibar vorkommenden Kerbthiere iſt von Cooke, einem jungen Amerikaner, angelegt worden, welcher von dem Boſtoner Muſeum des Sammelns wegen auf einige Jahre hierher geſchickt worden war. Weil Cooke ſich ſo eingehend mit der Fauna Sanſibars beſchäftigt hatte, unterließen wir es leider, ſelbſt eine Sammlung anzulegen; wir waren damals der irrigen Anſicht, der Hauptzweck unſeres Sammelns müſſe ſein, neue Arten zu finden: Dies aber ſchien uns bei dem bereits ſo lange thätigen Sammeleifer jenes Herrn unmöglich zu ſein. Seitdem haben wir uns vergeblich bemüht, von Cooke oder von dem Boſtoner Muſeum, welches die geſammelten Thiere beſitzt, wenigſtens ein Verzeichniß derſelben zu erhalten: man hat uns nicht einmal einer Antwort gewürdigt. So ſind wir leider außer Stande, hierüber Etwas zu berichten. Hoffentlich wird durch den Eifer eines ſpäteren Forſchers und Sammlers die Gefälligkeit, welche man uns „drüben“ verweigerte, bald überflüſſig gemacht werden.

Die Klaſſe der Tauſendfüßer oder Myriopoden bietet uns auf Sanſibar einige ſehr auffällige Formen. Ein Spiroſtreptus, unſerem heimiſchen Julus, dem gemeinen Viel- oder Tauſendfuße nicht unähnlich, erreicht Rieſengröße: er wird mehr als ſieben Zoll lang und über fingerdick. Die allgemeine Körperfärbung dieſes Thieres iſt ein glänzendes Dunkelbraun; nur beim Biegen und Wenden des Körpers kommt eine mehr röthlichgelbe Schicht der Ringe zu Vorſchein. Die Zahl der Körperringe beträgt über ſechzig, die der Fußpaare über einhundert und funfzehn. Wenn dieſer „Wurm“ langſam auf dem Graſe oder auf den Büſchen umherkriecht, meint man wirklich tauſend durcheinander krabbelnde Füße zu gewahren. Der Rieſentauſendfuß iſt übrigens ein ſehr harmloſes Thier, welches wahrſcheinlich nur von Pflanzen und deren faulenden Ueberreſten lebt und niemals auch nur den Verſuch macht, einem Menſchen Etwas zu Leide zu thun. Gleichwol würde man, bei unſerer angeborenen oder anerzogenen Scheu vor allem Kriechenden und Vielfüßigen, das friedliche Thier mit ſeinen zahlloſen, ſpitzigen Füßen höchſt ungern über die Haut laufen laſſen. Wenn es berührt wird, rollt es ſich zuſammen und verharrt in dieſer Stellung mit ſolcher Kraft, daß es nur mit Anwendung beträchtlicher Gewalt wieder geſtreckt werden kann. Sein Körper iſt wie der aller Verwandten mit einem harten und feſten Panzer überzogen, welcher nur durch derben Druck der Finger zerquetſcht werden kann. Beim Aufbewahren in Weingeiſt wird er ſpröde; der Inhalt des Leibes löſt ſich mit tiefrother Farbe, und der faſt leer übrigbleibende Panzer zerbricht, ſobald man ihn zu biegen verſucht. Das beſte Mittel, einen Julus in natürlicher Geſtalt für die Sammlung zuzubereiten, beſteht darin, daß man ihn in ein Stück Schilf oder Bambusrohr laufen läßt und darin durch Hitze tödtet. Läßt man ihn in einem langen und weiten Gefäße ſterben, ſo rollt er ſich zu einer ſchneckenförmigen Scheibe zuſammen, welche man nicht öffnen kann, ohne ſie zu zerbrechen.

Die einzigen gefährlichen Myriopoden ſind die Skolopendren, Centipeden oder Hundertfüße, welche an jedem Körperringe nur ein einziges Fußpaar haben. Die im Sanſibargebiete vorkommenden Arten ſind den unſerigen ähnlich, jedoch um Vieles größer. Von den Negern werden ſie mit Recht mehr gefürchtet, als die kleinen Skorpione des Landes. Wir ſelbſt haben ein Beiſpiel von der Wirkung ihres Biſſes geſehen: ein Franzoſe wurde des Nachts und zwar am Bord eines Kriegsſchiffes in die Wange gebiſſen und fand, als er ſich nach dem Feinde umſah, in ſeinem Bette einen Hundertfuß. Das Geſicht ſchwoll in Kurzem ſo heftig an, daß die Augen kaum mehr zu ſehen waren, und als ſich die Geſchwulſt wieder verloren, fielen die Barthaare auf einer großen Stelle ringsum vollſtändig aus.

Ueber Das, was der Wiſſenſchaft von den Fiſchen Sanſibars zu kennen wichtig iſt, ſind wir, Dank dem Forſchungseifer des Oberſt Playfair, geweſenen engliſchen Konſuls und politiſchen Agenten am Hofe Seid Madjids, genau unterrichtet. Playfair ſammelte im Verlaufe weniger Jahre 500 verſchiedene Fiſcharten, und von dieſen etwa ſechs Siebentel (428 Arten) in Sanſibar ſelbſt, die übrigen auf den Seſchellen Komoren, Tſchagosinſeln, in Moſambik und Aden. Unter Sanſibar verſteht gedachter Forſcher nun allerdings ſämmtliche Beſitzungen des Sultahns von Sanſibar, alſo denjenigen Theil der Küſte, welcher zwiſchen Mukdiſcha (5) unter 2° nördlicher Breite und Kap Delgado unter 10° 40′ ſüdlicher Breite liegt; alle hier vorkommenden Arten dürfen aber dreiſt auch als Bewohner der See in unmittelbarer Nähe der Inſel Sanſibar ſelbſt angeſehen werden, weil von den 428 Arten 300 auch in anderen Theilen des indiſchen Weltmeeres gefunden worden ſind. Die Ausſonderung aller nur an der Küſte geſammelten Arten ergibt in der That 395 für den Hafen oder das Fiſchereigebiet von Sanſibar allein. Außerdem wurden hiervon 192 Arten auch im rothen Meere, 108 in der Nähe der verſchiedenen Inſeln längs der Oſtküſte von Afrika, ſieben in den Kapgewäſſern, fünfundzwanzig im atlantiſchen Weltmeere und drei im mittelländiſchen Meere beobachtet.

Eine genaue Aufzählung der Fiſche Sanſibars würde bei dem gegenwärtigen Stande unſerer Kenntniß nichts Anderes ſein, als eine Wiedergabe der wiſſenſchaftlichen Namen; es muß deshalb genügen, wenn wir hier blos zwei der wichtigſten Familien erwähnen. Die reichhaltige Familie der Barſche (Percidae) wird vertreten durch ſiebenundvierzig Arten, und die der Lippfiſche (Labridae), zu denen die uns bereits bekannten Papageifiſche (Scarus) gehören, durch fünfundſiebzig Arten, die Meiſten mit wohlſchmeckendem Fleiſche. Die große Anzahl der Lippfiſche, und der durch neunundzwanzig Arten vertretene Haftkiefer (Plectognathi), iſt beſonders auffällig, da von den übrigen zweiundfunfzig erwähnten Fiſchfamilien nur noch zwei bis vierundzwanzig Arten enthalten, ſieben zehn bis zwanzig, die übrigen aber unter zehn Arten; ſie findet ihre Erklärung in der Beſchaffenheit des Meeresbodens und der Küſten, iſt eine Folge des Vorherrſchens der Korallengebilde, an welche vorzugsweiſe beide Familien gebunden ſind.

Nach dem oben Geſagten erſcheint es erklärlich, daß die ſüßen Gewäſſer dem Forſcher ſo gut als keine Ausbeute gewähren, dieſer vielmehr ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit faſt ausſchließlich dem Meere zuwenden muß. In der That hat man im Süßwaſſer bis jetzt nur drei Fiſcharten gefunden: den Clarias gariepinus oder mosambicus Ptrs. — aus der vorzugsweiſe tropiſche Flußfiſche enthaltenden Familie der Welſe — welcher auch in den ſüßen Gewäſſern bis herab nach dem Kaplande vorkommt; den Gobius giuris, eine Meergrundel, ein bis Indien in ſüßem und brackiſchem Waſſer häufiger Fiſch, und den Fundulus orthonotus (Cyprinodon orthonotum Ptrs.), einen Karpfenfiſch, in den Brunnen Sanſibars lebend, und bisher auch an der Küſte bis Kilimane herab und auf den Seſchellen gefunden. Letzterer iſt ein nur zwei bis vier Zoll langes Thierchen, welches ganz beſonders dadurch merkwürdig iſt, daß Playfair unter vielen Hunderten der von ihm unterſuchten Exemplare bei den von Sanſibar und von dem Panganifluſſe kommenden niemals ein Weibchen, bei denen von den Seſchellen aber kein Männchen gefunden hat.

Die Klaſſe der Lurche ſcheint auf unſerem Eilande außerordentlich ſchwach vertreten zu ſein, wobei freilich bemerkt werden muß, daß dieſen Thieren bisher ſchwerlich die nöthige Aufmerkſamkeit gewidmet worden ſein dürfte. Wir haben nur zweier Fröſche, welche von uns auf Sanſibar geſammelt worden, Erwähnung zu thun. Beide bewohnen die kleinen Lachen und Sümpfe, an einzelnen Stellen in namhafter Anzahl, machen ſich aber weit weniger bemerklich als ihre deutſchen Verwandten; wenigſtens erinnern wir uns nicht, jemals von ihnen Concerte, wie unſere gemeinen Fröſche und Unken ſie uns geben, vernommen zu haben.

Ungleich öfter bemerkt auch Derjenige, welcher nicht auf Jagd und Fang dieſer Wirbelthiere ausgeht, ein oder das andere Kriechthier. Man hört viel von Schlangen erzählen und vernimmt, wie bei uns zu Lande, Schauergeſchichten von den giftigen Arten der Ordnung; es fragt ſich jedoch noch ſehr, ob wirklich giftige Schlangen auf der Inſel ſelbſt gefunden werden: denn gerade das als beſonders gefährlich verſchrieene Kriechthier, der Kiumabuzi oder Ziegenbeißer, iſt gar keine Schlange, ſondern eine Echſe. Die Eingeborenen unterſcheiden eine große Schlange, eine grüne Schlange und eine weiße Schlange mit rothem Rücken, fürchten aber nur den eben genannten Kiumabuzi, einen vollkommen unſchuldigen Seitenfaltler. Eidechſen ſind zahlreich und eigentlich überall zu finden, da ſie in einzelnen Arten auch das Innere der Stadt bewohnen, ja ſelbſt die Häuſer bevölkern. Hier, im Palaſte des Sultahns wie in der Hütte des Negers, bemerkt man namentlich einen der von allen Unkundigen mit Abſcheu betrachteten Gecko oder Haftzeher — doch wir werden auf dieſe ſo häßliche und doch ſo anziehende Echſe zurückzukommen haben.

Zu den erſten Thierbekanntſchaften, welche der Fremde macht, gehört die eines großen Waran, welcher ſich überall auf der Inſel, ſowie längs der ganzen Küſte findet und gewöhnlich als mit dem Nilwaran gleichartig angeſehen wird, von dieſem aber verſchieden ſein dürfte, da ſeine Lebensweiſe eine andere zu ſein ſcheint. Nach Peters Unterſuchungen unterſcheidet er ſich von der eben erwähnten Art nicht allein durch die glänzendere Färbung, ſondern auch dadurch, daß bei ihm die Nackenſchuppen ein wenig größer ſind als die Rückenſchuppen, während bei dem Nilwaran das Gegentheil ſtattfindet. Somit ſcheint der alte Sparrmann, welcher das Thier als Kapwaran (Varanus capensis) der wiſſenſchaftlichen Welt bekannt machte, vollkommen in ſeinem Rechte geweſen zu ſein.

Ueber das Freileben gedachter Schuppenechſe erfährt man wenig, weil ſie in Folge vielfacher Nachſtellung abſeiten der Eingeborenen bei Ankunft eines Menſchen eiligſt zu entfliehen und ſich ihrem Schlupfwinkel, einer paſſenden Höhlung unter dem Gewurzel alter Bäume oder einem ſchwer zugänglichen Dickichte, zuzuwenden pflegt. Mit hochgehobenem Kopfe, den ſchlanken Leib ziemlich aufrecht getragen, einen Fuß im raſchen Wechſel nach dem anderen fürder ſetzend, eilt ſie unter ſchlängelnder Bewegung ihres Leibes ſo ſchnell dahin, daß man kaum im Stande iſt, ſie einzuholen. Der einzige Nutzen, den der Waran hier bringt, iſt wol der, daß er ſich hin und wieder für einige Peſa an Seeleute oder die in Sanſibar anſäſſigen Europäer verkaufen läßt.

Livingſtone erzählt von großen Leguanen, deren Fleiſch von den Eingeborenen Südafrikas hochgeſchätzt wird, und Schweinfurth erfuhr, daß die Bewohner von Galabat dieſen Thieren eifrig nachſtellen, die Gefangenen todtſchlagen, häuten, das Fleiſch auf Kohlen braten und als ein köſtliches Gericht verzehren; in Sanſibar hingegen gelten ſie den Mahammedanern, ſo wenig ſtrenggläubig dieſe ſonſt ſind, als ein mehr oder weniger unreines Thier, welches ſie niemals als Wildpret für ihre Küche zu gewinnen ſuchen würden. Selbſt unbekehrte Neger legen den größten Abſcheu an den Tag, wenn man ihnen zumutet, Etwas von einer Schuppenechſe zu genießen. Hiervon erlebten wir ſelbſt ein Beiſpiel. Auf der zweiten Dſchaggareiſe, in Aruſcha, dem erſten Orte im Lande der Wamaſäi, hatte Koralli, der Diener Deckens, ein Weibchen deſſelben Warans mit einem Schrotſchuſſe erlegt. Das Thier war trächtig und hatte gegen zwanzig hühnereigroße, längliche, weichſchalige, weiße Eier im Leibe, welche von uns ausgeblaſen und mit Salz und Butter gekocht wurden. Wie bei den Eiern aller Kriechthiere überhaupt, gerann auch bei dieſen das Eiweiß durch das Kochen nicht; dem Wohlgeſchmack unſeres Eierkuchens geſchah hierdurch jedoch kein Abbruch. Was davon nach dem Koſten übrig geblieben war, bot ich den Trägern an, in der Abſicht, ihre einfache Bohnenkoſt dadurch zu würzen; aber Niemand wollte von ſolcher Speiſe wiſſen, Niemand einen Biſſen genießen. Sogar die ſonſt keineswegs wähleriſchen Wanika, welche das übelriechende Fleiſch der Raubvögel eſſen, den ſtinkenden Leib eines Geiers nicht verſchmähen, die halbverfaulten Speiſereſte aus Gedärmen der Ochſen und das geronnene Blut derſelben verſchlingen, ſie, welche von den mahammedaniſchen Suaheli Schweine genannt und wie Schweine verachtet werden, ſelbſt ſie ekelten ſich vor dem reinlichen Gerichte. So groß iſt auch hier die Macht des Vorurtheils, daß es ſogar den Sieg über die Freßgier davon trägt.

Gewöhnlich bringt man die Gefangenen in eigenthümlicher Weiſe gefeſſelt zur Stadt: ihrer ganzen Länge nach auf einem Stocke feſt gebunden, ſo daß nur der Schwanz und der Kopf befreit bleibt. Man hat aber auch alle Urſache, ſich vorzuſehen; denn der Waran ziſcht nicht nur wütend nach Schlangenart, wenn man ihm, dem ſchmählich gefeſſelten Kinde der Dickichte und Klüfte, zu nah kommt, ſondern beißt auch tüchtig. Das beſtändig wechſelnde Hervorſchießen und Wiedereinziehen der langen, tiefgegabelten Zunge, welches an das verſchrieene Züngeln der Schlangen erinnert, ängſtigt indeß den Eingeborenen nicht, welcher ſehr gut weiß, daß nicht die Spitzen der taſtenden Zunge, ſondern die zahnbeſetzten Kinnladen und die mit kräftigen Nägeln bewehrten Zehen die Waffen des Thieres ſind. Obgleich nun aber auch der Eingeborene den Waran hinlänglich kennt — in ein freundſchaftliches Verhältniß zu ihm tritt er nie, es findet ſich nicht einmal Jemand, welcher, wie der egyptiſche Schlangenbeſchwörer mit den Verwandten des Thieres, ſich mit ſeiner Zähmung befaßte, um ihn zu allerlei Gaukeleien zu benutzen oder wenigſtens der ſchauluſtigen Menge zu zeigen.

Schildkröten ſcheinen gänzlich zu fehlen; jedenfalls weiß man von der Elephantenſchildkröte, welche auf anderen Inſeln Oſtafrikas vorkommt, Nichts zu erzählen.

Mehr als jede andere Klaſſe macht ſich die der Vögel bemerklich. Die Anzahl der auf der Inſel ſelbſt ſeßhaften Arten ſcheint zwar nicht beſonders groß zu ſein; Zug- und Wanderſchaft aber führen von dem benachbarten Feſtlande beſtändig einzelne Arten herüber, und unter ihnen mehrere, welche auch wol für längere Zeit hier ihren Aufenthalt nehmen. Namentlich die Küſten ſind immer reich belebt; ja, einzelne Stellen derſelben wimmeln zuweilen von Sumpfvögeln, welche zum Theil auch die Jagdluſt der Europäer erregen. Im Inneren der Inſel fehlt es ebenfalls nicht an jagbarem Geflügel; keiner der Eingeborenen aber betreibt das edle Waidwerk, und von den Europäern legt ſich auch nur der Eine oder der Andere zuweilen die Laſt auf, mit dem Jagdgewehre über der Schulter einen Theil der Inſel zu durchſtreifen. Am häufigſten noch jagt man am Seeſtrande auf Regenpfeifer, Strand- und Waſſerläufer, welche unter dem Namen von Bekaſſinen im buchſtäblichen Sinne des Wortes in einen Topf geworfen werden. Dieſe Trägheit der Eingeborenen und Eingewanderten läßt es begreiflich erſcheinen, daß wir auch über die Vögel der Inſel noch keineswegs genau unterrichtet ſind. Cooke hatte zwar auch eifrig Vögel geſammelt, dieſe aber ebenfalls an das Muſeum zu Boſton geſendet und dadurch der Wiſſenſchaft geradezu entzogen, da wir nach dem bereits Mitgetheilten uns kaum der Hoffnung hingeben dürfen, in den nächſten Jahren Etwas über die dort aufgeſpeicherten Schätze zu erfahren. Glücklicher Weiſe hat Cooke in Kirk, dem langjährigen Begleiter Livingſtones und jetzt Arzt des britiſchen Konſulats in Sanſibar, einen mindeſtens eben ſo eifrigen Nachfolger gefunden. Dieſer iſt einſichtig genug geweſen, alle von ihm bisher erlegten Vögel zur Beſtimmung an das Muſeum zu Bremen zu ſenden, deſſen Vorſtand Hartlaub bekanntlich als der ausgezeichnetſte Kenner der afrikaniſchen Vogelwelt gilt und in Finſch einen vorzüglichen Mitarbeiter ſich herangebildet hat; genannten Herren verdanken wir die ſyſtematiſche Ueberſicht aller bisher auf Sanſibar und in Oſtafrika überhaupt erlegten und beobachteten Vögel, welche im wiſſenſchaftlichen Theil ihre Stelle finden wird, während es hier genügen mag, wenn wir die Vogelwelt der Inſel in den gröbſten Umriſſen darzuſtellen verſuchen.

Die Ordnung der Raubvögel iſt, wie ſich erwarten läßt, ſchwach vertreten. Höchſt ſelten ſtreift einmal einer der größeren Geier auf die Inſel herüber, gemeiniglich aber flüchtig über ſie hinweg, da auf dem wohlbebauten, dicht bevölkerten Eilande für größere Viehheerden kein Raum, und dementſprechend auch für Geier kein Futter zu finden iſt. Nicht einmal der in ganz Afrika ſo häufige Schmuzgeier (Neophron percnopterus L.), welcher im Nordoſten Afrikas im Menſchenkothe ſeine hauptſächlichſte Speiſe findet und beiſpielsweiſe die Bewohner Charthums förmlich umlagert, um das ihm von dieſen Dargebrachte ſofort aufzuzehren, nicht einmal er gehört zu den regelmäßigen Erſcheinungen, eher noch zu den Seltenheiten der Inſel. Worin der Grund des Nichterſcheinens des Schmuzgeiers liegt, dürfte übrigens ſchwer zu ſagen ſein, da es doch gewagt wäre, zu behaupten, daß die Neger Sanſibars reinlicher als andere Afrikaner ſeien, man alſo nicht wohl ſagen kann, daß der Menſch dem aufräumenden Vogel keine Beſchäftigung gäbe. Die Gewohnheit der Neger, ihre Bedürfniſſe auf den regelmäßig von der Flut überſpülten Stellen des Strandes abzumachen, mag übrigens wol dazu beitragen, dem Schmuzgeier ſeinen Erwerb zu ſchmälern.

Oefter, obſchon auch nicht in großer Menge, bemerkt man den ebenfalls über einen großen Theil Afrikas und Südaſiens verbreiteten Schmarotzermilan (Milvus parasiticus Daud.), Mewe der Suaheli, einen allen Afrikanern als unverſchämter Bettler bekannten Raubvögel, welcher überall die Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken weiß; ihn aber ſparen wir uns für ſpäter auf, weil er an anderen Orten unſeres Reiſegebietes ungleich häufiger auftritt als auf der Inſel.

Ein höchſt anmutiges Mitglied der Ordnung bemerkt man, wenn man die tiefer im Inneren liegenden Pflanzungen betritt: den Gleitaar, wie Brehm ihn genannt hat (Elanus melanopterus Daud.), einen über ganz Afrika und einen großen Theil Aſiens verbreiteten, den Weihen ähnelnden Raubvogel, welcher ſich gerade in den Gärten oder gartenartigen Fruchtbaumpflanzungen am liebſten anſiedelt und die Aufmerkſamkeit auch des Laien auf ſich zu lenken weiß, da er ſich ebenſoſehr durch ſeine harmloſe Zuthulichkeit, als durch die ſonderbare Art ſeines Fluges auszeichnet. Wenn er gebäumt hat, geſtattet er dem Beſucher, bis auf wenige Schritte ſich zu nähern, und da er ſich des allgemeinen Schutzes erfreut, denkt er auch dann noch nicht ſogleich an das Wegfliegen, ſondern richtet ſeine blutrothen Augen mit einer wirklich vertrauensvollen Neugier auf den unter ihm ſtehenden Menſchen, als ob er in dieſem einen ſeiner beſten Freunde ſähe. Erhebt er ſich endlich, ſo fliegt er eigenthümlich ſchwebend und gleitend mit hoch emporgehobenen Flügelſpitzen dahin. Jede ſeiner Bewegungen, jede Schwenkung iſt ebenſo anmutend wie die Sanftheit ſeiner Farben, unter denen ein blendendes Atlasweiß und ein zartes Aſchgrau vorherrſchen. Durch eifrige Verfolgung der auch hier verhaßten Mäuſe und ähnlicher Säugethiere macht er ſich ſehr verdient, und wenn auch ſein Wirken von den Suaheli wenig gewürdigt wird, ſo läßt man ihn doch andererſeits gern gewähren und geſtattet ihm, ſeinen Horſt in den Wipfeln der Nelken- und Orangenbäume anzulegen. Von anderen Falken bemerkt man wenig; wer jedoch zu ſuchen weiß, wird den anmutigſten von allen, den Rothhals (Falco ruficollis Sws.) gewißlich finden. Dieſer wirklich reizende Vogel ſcheint überall in Afrika vorzukommen, wo die Dulebpalme gedeiht. Auf den breiten Fächerblättern des königlichen Baumes ſteht ſein Horſt, nicht ſelten dicht neben dem Neſte einer Taube, mit welcher der räuberiſche Nachbar im beſten Einverſtändniſſe lebt; zu der Krone der Palme kehrt er immer und immer wieder zurück, gleichſam, als ob ſein Jugendleben auf der luftigen Höhe des ſtolzen Baumes einen unauslöſchlichen Eindruck in ihm hinterlaſſen habe. Der Reiſende, welcher ihn kennen lernte, vermag es zuletzt gar nicht, ihn ohne ſeine Palme ſich zu denken.

Mit Ausnahme des kleinen, überall vorkommenden Steinkauzes (Athene spec.?), welcher Höhlen in ſenkrecht abfallenden Felſenwänden oder Baumlöcher zu ſeiner Herberge wählt, ſich jedoch ſchon vor Sonnenuntergang außerhalb dieſer Schlupfwinkel ſehen und gleichzeitig vernehmen läßt, gewahrt man ſelten eine Eule, obgleich man annehmen darf, daß die Familie der Nachtraubvögel durch mehrere Arten vertreten ſein wird. —

Die Ordnung der Sperrvögel fehlt auch auf unſerer Inſel nicht. Die Häuſer haben ihre Schwalben — welche Art der Familie vermögen wir leider nicht zu ſagen — und einzeln ſtehende Palmen werden umſchwärmt von dem Zwergſegler (Cypselus parvus Licht.), welcher, nach Brehm's Beobachtungen, die Blattriefen benutzt, um ſein leichtes, aus Baumwollfaſern zuſammengefilztes, mit Speichel gefeſtigtes Neſt hier anzuhängen. Eine oder die andere der ſüdafrikaniſchen Nachtſchwalben (Caprimulgus) mögen wol auch bis auf die Inſel ſtreichen; doch erinnern wir uns nicht, jemals eine ſolche geſehen zu haben. —

Ziemlich reichhaltig tritt die Ordnung der Singvögel auf. In den Mtamafeldern gewahrt man oft ein reizendes Schauſpiel. Zur Zeit, wann die dicken Stengel dieſes Getreides noch im vollen Safte ſtehen und eben erſt Blütentrauben angeſetzt haben, ſieht man auf dieſen plötzlich ein kleines, prachtvolles, feuerroth und ſchwarz gefärbtes Vögelchen erſcheinen, um von dem hohen Sitze herunter ein zwar höchſt einfaches, aber ungemein fröhliches Gezwitſcher in die Welt zu ſchicken, ſich mit ſonderbaren Geberden brüſten und wichtig machen, ſodann aber wieder in das grüne Dickicht unter ihm hinabtauchen und darin verſchwinden. Hierdurch auf die Bewohnerſchaft eines ſolchen Feldes aufmerkſam geworden, bemerkt man, daß faſt in jeder Minute hier oder da ein ſolches Vögelchen in der eben angegebenen Weiſe erſcheint und wieder verſchwindet, ja, daß zuweilen ein großer Theil des Feldes wie mit Opferflämmchen ſich ſchmückt. Die betreffenden Vögel (Euplectes flammiceps Sws.) gehören zu den Finken im weiteren, zu den Webervögeln im engeren Sinne und ſind Verwandte des in Mittelafrika hauſenden Feuerfinken, welchen wir gegenwärtig bei jedem größeren Thierhändler in Europa lebend kaufen können. Verwandte von ihm, echte Webervögel, insbeſondere eine Art (Hyphantornis aureoflavus Sm.) meiden das Feld und ſiedeln ſich dafür im Walde, am liebſten auf einzeln ſtehenden Bäumen am Saume deſſelben an, ſchon von Weitem durch die flaſchenförmigen Neſter, welche ſie zu Dutzenden an einem und demſelben Baume anbringen, ſich verrathend. Außerdem machen ſich mehrere kleine Finken, der Familie der Prachtfinken (Amadinae) angehörig, überall bemerklich, insbeſondere der Halsbandfink (Amadina fasciata Gml.), das Elſtervögelchen (Spermestes cucullata Sws.) und ein Verwandter von ihm (Spermestes fringilloides Lafresn.). Auch ein Sperling (Passer diffusus Sm.) iſt vorhanden. Mehrere von dieſen Finken ſingen recht leidlich; weit beſſere Sänger aber, als ſie es ſind, lernt man kennen in einem Droßling (Ixos nigricans Vieill.), deſſen Schlag an den unſerer Droſſeln erinnert, und in einem Honigſauger (Nectarinia gutturalis L.), deſſen Geſang in ebenſo hohem Grade anmutet wie die Pracht ſeines in den lebhafteſten Metallfarben prangenden Gefieders, die Zierlichkeit der Bewegungen und die Harmloſigkeit ſeines Weſens. Mehrere Würgerarten (Dryoscopus affinis Gray, orientalis Gray, sublacteus Cass.) geben dem Walde außerdem Stimme und Klang; einige von ihnen laſſen auch recht ſonderbare Töne vernehmen. —

Aus der Ordnung der Klettervögel müſſen wir zunächſt eines Papageien (Phaeocephalus fuscicapillus Verr.) Erwähnung thun, welcher auf der Inſel gefunden, von uns ſelbſt jedoch nicht beobachtet wurde; außerdem aber haben wir zu gedenken des ſchimmernden Goldkukuks (Chrysococcyx cupreus Bodd.), welchem man hier und da in den Pflanzungen begegnet, und des ſonderbaren Sporenkukuks (Centropus senegalensis L.), welcher ſich namentlich in niederen Gebüſchen zu ſchaffen macht, unbekümmert, ob dieſelben die Wohnungen des Menſchen umgeben oder fern ab von allem Verkehre ſtehen, da er ſich wenigſtens um den Eingeborenen nicht im Geringſten kümmert, ſich vielmehr dieſem mit wahrer Dummdreiſtigkeit aufdrängt. Auch Spechte fehlen der Inſel nicht, da es nicht an Bäumen mangelt, die ihnen erwünſchtes Obdach gewähren. Bis jetzt hat man allerdings nur eine Art (Dendrobates Hartlaubi Malh.) auf Sanſibar gefunden; höchſt wahrſcheinlich aber kommen auch noch andere von den kleinen, ſüdafrikaniſchen Baumſpechten auf Sanſibar vor. —

Sehr häufig begegnet man einer oder der anderen Wildtaube. Eine weitverbreitete Fruchttaube (Treron Delalandei Bp.) belebt truppweiſe die dichten Baumwipfel; zwei verſchiedenartige Turteltauben (Turtur semitorquatus Rüpp. und T. albiventris Gray) bewohnen alle Waldungen und Gebüſche der ganzen Inſel, die reizenden, durch ihren pfeilſchnellen, zierlichen Flug auffallenden, oft zahm gehaltenen Papageitauben (Oena capensis L.) Wälder und Gärten, Hecken und Gebüſche, ſelbſt inmitten der Stadt gelegene.

Die Inſel iſt arm an Hühnern; doch fehlen dieſe ihr wenigſtens nicht gänzlich. Als das hervorragendſte derſelben gilt mit Recht das Perlhuhn, und zwar das geſchopfte, welches von Hartlaub als eigene Art unterſchieden und Pucharan zu Ehren Numida Pucherani benannt wurde. Möglich, daß daſſelbe erſt von dem benachbarten Feſtlande herübergebracht wurde und auf der Inſel verwilderte, ebenſo wie das gemeine Perlhuhn auf Kuba und anderen Antillen; möglich, daß es zu den Urvögeln des Eilandes gehört: jedenfalls iſt es gegenwärtig an geeigneten Orten durchaus nicht ſelten und belebt die niederen Gebüſche in anmutiger Weiſe. Das prachtvolle Königs- oder Geierperlhuhn (Acryllium vulturinum Gray), das hervorragendſte Mitglied der Familie und eines der ſchönſten Hühner überhaupt, fehlt der Inſel, da es bekanntlich nur in einem ſehr beſchränkten Striche der Oſtküſte zwiſchen dem zweiten und vierten Grade ſüdlicher Breite gefunden wird, gelangt aber zuweilen mit den von Lamu anſegelnden Schiffen lebend nach Sanſibar. Auf dieſem Wege wurde das zweite Stück, welches jemals nach Europa gelangte, von Decken erworben und glücklich lebend nach Deutſchland gebracht. Ein Frankolinhuhn, von Hartlaub zu Ehren des eifrigen Kirk benamſet (Francolinus Kirki Hartl.) iſt, wenn auch nicht der Inſel eigenthümlich, ſo doch vorzugsweiſe auf ihr heimiſch und ein beliebtes Wild derjenigen Europäer, welche ihre Jagdzüge wirklich bis auf das Innere ausdehnen. —

In der Ordnung der Stelz- oder Sumpfvögel begegnen wir auf Sanſibar manch' lieben Bekannten. Daß der Allerweltsvogel Steinwälzer (Strepsilas interpres L.) auch hier nicht fehlt, überraſcht Denjenigen nicht, welcher weiß, daß er buchſtäblich alle Erdtheile bewohnt, von einer Küſte zur anderen ſich verbreitet, daß er, wie Hartlaub treffend ſagt, die fünf Erdtheile, den Polarkreis und den Gleicher kennt, ja, der einzige iſt, deſſen Vorkommen im ganzen, vollen Sinne ein „kosmopolitiſches" genannt werden darf: daß aber der Kibitzregenpfeifer (Squatarola helvetica L.) gelegentlich ſeines Zuges ſich auch bis hierher verirrt, daß der kleine Sandregenpfeifer (Charadrius hiaticula Bchst.) auch hier unter dem Strandgewimmel ſich findet, befremdet doch. Aehnlich verhält es ſich mit den Waſſerläufern. Der Flußläufer (Actitis hipoleucus L.) bekundet auch hier, wie zu erwarten, ſein Weltbürgerthum; neben ihm aber kommen noch manche Verwandte vor, von deren Landſtreicherei wol nur die wenigſten Forſcher Europas eine Ahnung haben, ſo der Glut (Totanus glottis L.), der rothe Sumpfläufer (Limosa rufa Bchst.), der mittlere Brachvogel (Numenius phaeopus L.) und andere. Unter den größeren Stelzvögeln fallen namentlich einige Reiher auf, insbeſondere Ardea gularis Bosk., sive schistacea Ehrbg., ein Vogel, welcher, mehr als jeder andere ſeines Geſchlechts, der See angehört und in ſehr bedeutenden Geſellſchaften auf ſeichten Stellen, oft in unmittelbarer Nähe der Stadt, dem Fiſchfange obliegt. Seltener bemerkt man den allerliebſten Kuhreiher (Ardeola bubulcus Sav.), vielleicht ſchon deshalb, weil die Inſel zu arm iſt an ſeinen liebſten Gefährten, großen Säugethieren nämlich; noch ſeltener trifft der Nichtvogelkundige mit dem verſteckt lebenden Rallenreiher (Ardeola comata Pall.) und Zwergreiher (Ardeola pusilla Vieill.) zuſammen, obgleich beide wahrſcheinlich in namhafter Menge das dichte Gebüſch am Seegeſtade bewohnen mögen. —

Mit Ausnahme der Seeſchwalben und einer einzigen in der ganzen Südſee häufigen Möve (Larus pomare Bruch?) bemerkt man wenige Schwimmvögel. Dies aber findet auch in der Waſſerarmut der Inſel ſelbſt genügende Erklärung. Als auffallend dürfen wir hervorheben, daß Flamings nach einſtimmiger Verſicherung aller Europäer in der Nähe Sanſibars zu den Seltenheiten gehören, obgleich rings um die Inſel ſich viele ſeichte Stellen im Meere finden, wie dies die ebenſo ſonderbar geſtalteten als farbenſchönen Stelzſchwäne ſo ſehr lieben.

Mit den eigentlichen Weltmeervögeln, welche gerade in der Südſee in beſonderer Anzahl auftreteten, trifft man nur auf länger währenden Seereiſen oder mindeſtens auf größeren Ausflügen zu Boote zuſammen; denn die Inſel ſelbſt berühren dieſe Ruheloſen auf ihren unſteten Wanderzügen wol nur ſehr ausnahmsweiſe.

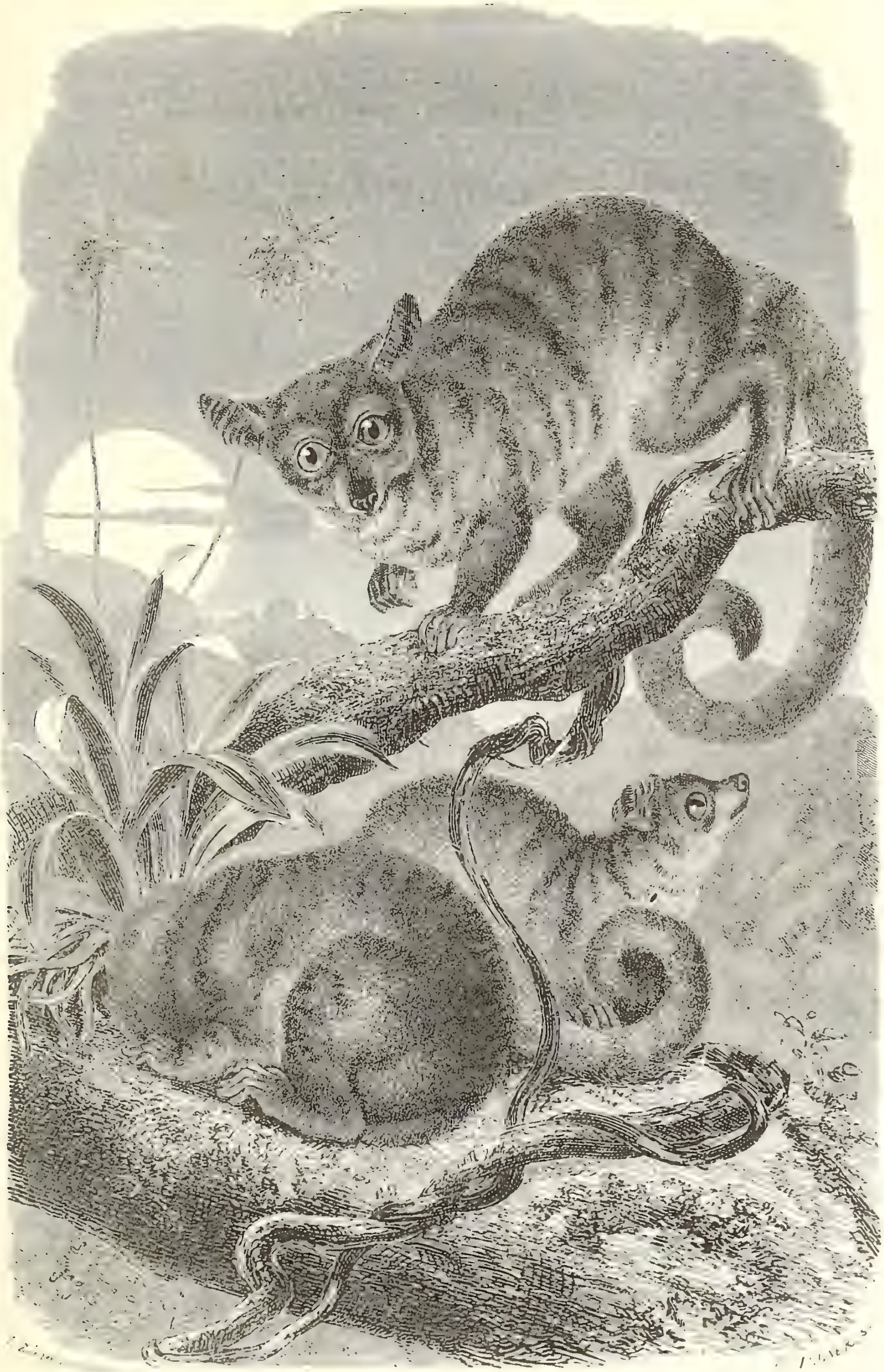
Ueber die Säugethiere der Inſel erfährt man von den Eingeborenen mehr, als man durch eigene Anſchauung kennen lernt; die Angaben der Suaheli ſind jedoch ſo mangelhaft und verworren, daß auch hinſichtlich der Kunde dieſer Thiere noch ſehr viel zu lernen übrig bleibt. Einzelne freilich kommen faſt jedem Europäer zu Geſicht, weil ſie oft gefangen und zum Verkauf in die Stadt gebracht werden. Dies gilt insbeſondere für den Affen und den Halbaffen der Inſel, ein unſerem Eilande eigenthümliches, der ausführlicheren Schilderung und Beachtung würdiges Thier. Jablonski behauptet, daß zwei verſchiedenartige Meerkatzen auf der Inſel leben, wir haben jedoch nur von einer einzigen (Cercopithecus griseoviridis?) ſichere Kunde erlangt. Den Aufenthaltsort dieſes Affen, des Kima der Suaheli, bilden die der Bebauung unfähigen oder ſie nicht lohnenden Buſchdickichte des Inneren, von denen aus er allerdings regelmäßige Raubzüge nach den angrenzenden Pflanzungen ausführt, namentlich nach ſolchen, wo die auch von ihm gewürdigten Mango, Bananen und Guyaven angebaut werden. Bei der Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes und dem Reichthume an Früchten, welche Sanſibar ſo vortheilhaft auszeichnen, fällt der durch die Affen verurſachte Schaden nicht in das Gewicht, und ſie erfreuen ſich deshalb einer Duldung von Seiten der Suaheli, welche ſie in anderen Gegenden nicht genießen. Von den Verwünſchungen, die man anderorts ihnen ſpendet, vernimmt man auf Sanſibar Nichts: wenn ein Suaheli von dem Affen ſpricht, hebt er gewöhnlich nur das Neckiſche und Erheiternde ſeines Weſens hervor, ohne der Uebergriffe, welche dieſer ſich zu Schulden kommen läßt, zu gedenken. Jung eingefangene Meerkatzen werden von den Eingeborenen oft in Gefangenſchaft gehalten, entgehen aber dem, wie es ſcheint, unvermeidlichen Schickſale nicht, bald Ueberdruß zu erregen, und werden dann, ſo gut es eben gehen will, an die Schiffer losgeſchlagen und von dieſen mit nach Europa genommen. —

Der Halbaffe Sanſibars, ein Galago, wurde von Coquerel als eigene Art, Otolemur agisymbanus, ja ſogar als Vertreter einer beſonderen Sippe aufgeſtellt, unterſcheidet ſich von ſeinen Verwandten jedoch ſo wenig, daß man ſchwerlich einen Verſtoß gegen die Wiſſenſchaftlichkeit begeht, wenn man ihn mit dieſen in einer und derſelben Gruppe vereinigt. Seine Merkmale läßt unſer vortreffliches, von Zimmermann nach dem lebenden Thiere gezeichnetes Bild leichter erkennen, als eine in Worten gegebene Beſchreibung (6); wir können daher an dieſer Stelle über ſie hinweggehen. Umſomehr erſcheint uns eine

Lebensſchilderung des anziehenden Thieres gerechtfertigt, ſo wenig wir auch zur Zeit noch über das Treiben deſſelben in der Freiheit wiſſen.

Viele Naturforſcher reihen die Halbaffen und ſomit auch die Galagos mit den Affen in eine Ordnung ein; genaue Beobachtungen jener Thiere und ihres Lebens aber widerſprechen Dem auf das Entſchiedenſte. Die Halbaffen haben, ſtreng genommen, nur eine ſehr oberflächliche Aehnlichkeit mit den Affen. Alle Mitglieder dieſer Gruppe, welche wir mit vollſtem Rechte als Ordnung betrachten dürfen, ſind Nachtthiere, obſchon einzelne von ihnen auch angeſichts der Sonne ſich ermuntern und ihren Geſchäften obliegen oder ihren Vergnügungen nachgehen. Für die Galagos gilt Dies nicht: ſie ſind Nachtthiere im eigentlichen Sinne des Wortes, Weſen, für welche der Mond die Sonne, Geſchöpfe, an denen die eine Hälfte des Tages ſpurlos vorüber geht, welche, ſchläfriger als die Schlafmäuſe, während jener Stunden in ſich zuſammengerollt in irgend einem geeigneten Schlupfwinkel liegen und, falls ihnen verwehrt, einen ſolchen aufzuſuchen, ſich durch das ängſtliche Verbergen ihres Kopfes vor dem ihnen verhaßten Sonnenlichte zu ſchützen, ja ſich durch Zuſammenrollen ihrer Ohren ſogar vor jedem Geräuſche zu ſichern beſtrebt ſind. Werden ſie durch irgend einen Gegner gewaltſam aus ihrem tiefen Schlafe geweckt, ſo ſtarren ſie anfänglich wie träumend in's Weite, kommen nur ganz allmählich aus ihrer Schlaftrunkenheit zu ſich und bekunden ſodann durch abwehrendes Weſen, wie unangenehm ihnen die Störung war. Ganz anders zeigen ſich dieſelben Thiere nach Sonnenuntergang. Sobald die Dämmerung über den Wald hereinbricht, erwacht der Galago, wahrſcheinlich in Folge der ihm fühlbar werdenden abendlichen Kühle, biegt den bisher über dem Kopfe zuſammengewickelten Schwanz zurück, öffnet die Augen und entknittert die häutigen, bisher zu einem wohlſchließenden Deckel des Gehörganges eingerollten oder richtiger zuſammengeſchrumpften Ohren, putzt und leckt ſich, verläßt die Schlupfhöhle und beginnt nunmehr ſein geſpenſtiſches Treiben — bei Lichte betrachtet ein Räuberleben im vollſten Sinne des Wortes, in welchem ſich unerſättlicher Blutdurſt mit einer bei ſo hochſtehenden Handthieren ungewöhnlichen Mordluſt paart. Wehe jetzt dem ſchlummernden Vogel, wehe der Brut im Neſte, und ob auch die treue Mutter ſie beſchütze; wehe dem ſchwächeren Säugethiere, wenn das große, im Dunklen leuchtende Auge des Galago auf ihn fällt! Ein Sprung, ein Griff mit der geſchickten, langfingerigen Hand, ein Biß in den Schädel, ein letztes Aufzucken — und das Opfer hat geendet. Begabt wie irgend ein anderes Raubthier, fernſichtig wie ein Luchs, feinhörig wie eine Fledermaus, ſcharfſpürig wie ein Fuchs, zwar nicht beſonders verſtändig, wol aber liſtig, die Gewandtheit des Affen mit der einer Schlafmaus vereinend, die Unfehlbarkeit des Angriffes durch Dreiſtigkeit noch vermehrend: wird der Galago in Wirklichkeit zu einem furchtbaren Feinde des Kleingethiers und unterſcheidet ſich hierdurch, namentlich aber durch ſeine ſo ausgeprägte Raubſucht ſehr weſentlich von allen Ordnungsverwandten.

In Vorſtehendem iſt faſt alles über das Freileben des Galago bis jetzt bekannt Gewordene enthalten; es wird auch nicht leicht ſein, Ausführlicheres zu erfahren, da Beobachtung des Treibens und Gebarens dieſer Thiere während der Nachtzeit große Schwierigkeiten hat, wenn nicht gar unmöglich iſt. So mangelt uns genaue Kunde über die Zeit und die Art und Weiſe der Fortpflanzung; denn nur das Eine können wir ſagen, daß die Galagos, wie faſt alle übrigen Handthiere, auch blos ein einziges Junges zur Welt bringen. Nicht ſelten nämlich wird auf Sanſibar ein gefangenes Galago-Weibchen mit dieſem einen Jungen zum Verkauf ausgeboten. Letzteres hängt, wie es bei allen Affen, Halbaffen und Fledermäuſen die Regel, an der Bruſt und an dem Bauche der Mutter, mit ſeinen vier Händchen feſt eingeklammert in das wollige Fließ der Erzeugerin, ſo feſt, daß dieſe mit ihm alle Bewegungen ausführen kann, daß man es kaum von dem Leibe der Mutter zu trennen vermag.



Der Komba oder Galago Sanſibar's.

Ungeachtet ſeiner Gier nach dem warmen Blute höherer Wirbelthiere iſt der Galago oder Komba der Suaheli ſüßeren Genüſſen nicht abhold, ja im Gegentheile denſelben in einer Weiſe zugethan, für welche nur noch die Lebenskunde der Affen und einzelner Nagethiere anderweitige Belege gibt. Die im Inneren Afrikas lebenden Arten ſeiner Familie werden, nach Brehms Erfahrungen, von den Sudahneſen nur nach längerer Mühe gefangen, indem die behenden Leute Bäume erſteigen, auf welchen ſie eines der ſchlafenden Thiere gewahrten, durch heftiges Schütteln der Aeſte, auf denen ſich die Galagos zu flüchten ſuchten, letztere verwirren, bis ſie in ſonderbarer Furcht ſich feſt anklammern und ruhig ergreifen laſſen: auf Sanſibar hat man ein weit einfacheres Mittel, ſich des Komba zu bemächtigen; man fängt ihn, ohne auf ihn Jagd zu machen: ſeine Leckerheit wird ihm zum Verderben. Wenn der Palmenwein in der oben beſchriebenen Weiſe abgezapft wird, ſtellt ſich gar nicht ſelten der Galago als ungebetener Gaſt zu dem ihm in hohem Grade behagenden Schmauſe ein, ſchlürft von dem ſüßen Labetranke und erprobt auch an ſich die Wahrheit, daß zu viel des Geiſtes den Geiſt umnebelt. Denn nicht allein ſüß iſt die wunderſame Flüſſigkeit, welche dem Palmenhaupte entſtrömt, ſondern auch berauſchend und zwar umſomehr, je länger ſie mit der Luft in Berührung war: der durſtige Zecher verliert die Beſinnung, ſtürzt von der für ihn ſicheren Höhe des Baumes herab auf den Boden und bleibt liegen, vom ſchweren Rauſche bemeiſtert. Hier findet ihn am Morgen der Neger, welcher ausgeſandt wurde, den ausgefloſſenen Palmenwein zu holen, lieſt den regungsloſen Träumer vom Boden auf, birgt ihn zunächſt in einem einfachen Käfige oder feſſelt ihn mit einem um die Weichen geſchlungenen Stricke, bringt ihn nach der Stadt und bietet ihn hier einem der auf ſolcherlei Thiere erpichten Waſungu zum Kaufe an, nöthigenfalls ihn von einem Hauſe zum anderen oder ſelbſt auf eines der im Hafen liegenden Schiffe tragend.

Mit nicht geringer Verwunderung und entſchiedenem Mißbehagen ſieht ſich das Kind des Waldes beim Erwachen im Käfige oder doch gefeſſelt, mindeſtens eingeſchloſſen im beengenden Raume. Für die Freundlichkeit, mit welcher der Pfleger ihm entgegen kommt, zeigt er nicht das geringſte Verſtändniß, vielmehr nur Widerwillen, Unluſt und Bosheit; ſein ſchwaches Gehirn vermag ſich in die veränderten Umſtände nicht ſobald zu fügen. Er vergilt die ihm gewährte Liebe mit Haß, thut, als ob es willentlich geſchähe, regelmäßig das Gegentheil von Dem, was ſein Gebieter beabſichtigte, verſchmäht Speiſe und Trank und regt ſich nur, wenn es gilt, die Zähne zu zeigen.

Mißmutig entſchließt ſich zuletzt der mit den Sitten und Gewohnheiten des Komba nicht vertraute Europäer, das widerhaarige Geſchöpf ſich ſelbſt zu überlaſſen, nachdem er ihm vorher im Käfige noch ein behagliches Lager zurecht gemacht, vielleicht erhoffend, daß Schlaf und Ruhe den Gefangenen milder ſtimmen, ihn ſeinen Groll vergeſſen laſſen werde. Beim Morgenbeſuche, welchen der Gebieter ſeinem Pfleglinge macht, ſieht er zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung die Thüre des behaglich eingerichteten Käfigs offen, das Lager leer, den Flüchtling aber im Inneren des bisher zwei Feuerfinken zum Aufenthalte dienenden Gebauers in ſich ſelbſt zuſammengerollt liegen. Im erſten Augenblicke vermag er nicht zu begreifen, was den Komba bewogen haben kann, aus ſeinem geräumigen, wohnlich eingerichteten Hauſe zu entrinnen, ſich an der glatten Wand mit Mühe emporzuſchwingen, in den engen, unbehaglichen Käfig einzuzwängen und zum Befreier der früheren Bewohner aufzuwerfen; als er aber vergeblich nach dieſen ſich umſchaut, alle Winkel und Ecken des Raumes durchmuſtert und doch keines der rothen, lebendigen Flämmchen wahrnimmt, dämmert in ihm eine Ahnung der Wahrheit auf. Haſtig nimmt er den Käfig mit dem Komba von der Wand herab und — auf dem Boden deſſelben liegen einige Ueberreſte der prächtigen Sänger. Ergrimmt greift er nach dem Raubmörder, um ihn zu züchtigen; der Komba aber, dem jegliches Schuldbewußtſein fehlt, rächt mit einem wohlangebrachten Biſſe die ihm zugedachte Unbill und enthüllt ſomit ſeinem Pfleger eine dieſem noch unbekannte Seite ſeines Weſens.

Doch der Galago iſt ein viel zu anziehendes Geſchöpf, als daß der Zorn eines Thierfreundes lange anhalten könnte. Der Verluſt der Singvögel wird verſchmerzt, der Komba dafür gewonnen. Allgemach befreundet ſich der Störriſche mit ſeinem Wohlthäter. Als entſchiedener Freund berauſchender Getränke meidet er das Waſſer, auch wenn man ihn, in der Abſicht ſeinen Trotz zu brechen, längere Zeit durſten ließ: das ihm endlich vorgeſetzte Schälchen Sorbet aber iſt doch gar zu verlockend, als daß er es unberührt ſtehen laſſen ſollte. Bis auf die Neige ſchlürft er es, ſein Behagen durch Laute bekundend, welche an das Schnurren der Katzen erinnern, und dankbar gleichſam leckt er auch noch den mit der ſüßen Flüſſigkeit befeuchteten Finger ab. Nachdem einmal das Eis gebrochen, hält es nicht ſchwer, ihn weiter zu zähmen. Bald nimmt er in Milch geweichtes Weißbrod zu ſich; nach kurzer Zeit findet er bereits an gezuckertem Thee und Kaffee Gefallen; ſchließlich gewöhnt er ſich ſo an dieſe Getränke, daß er nie verabſäumt, zur Theeſtunde freiwillig ſich einzuſtellen. Bezüglich der feſten Nahrung beharrt er treuer bei ſeinen alten Gewohnheiten. Fleiſch bleibt unter allen Umſtänden ſeine Lieblingskoſt, obſchon er ſich herbei läßt, an einer Banane zu knabbern, eine Mango auszuſaugen, eine ähnliche Frucht zu genießen. Doch geſchieht Dies vielleicht nur deshalb, weil die ſüße Frucht ihm, ſo zu ſagen, mehr als geronnenes Getränk, denn als Nahrung vorkommen mag. Fleiſch der verſchiedenſten Wirbelthiere, vor Allem aber Kerbthiere, bleiben ſeine Hauptnahrung, und erſt nach längerer Gefangenſchaft entſchließt er ſich, auch gekochtes Fleiſch als genießbar zu betrachten.

Im Verlaufe der Zeit vergilt er die ihm gewidmete Sorgfalt durch gute Dienſte. In dem Raume, welcher einen Komba beherberget, endet alle Gemütlichkeit des Lebens einer Maus; in dem Zimmer oder auf dem Schiffe, welches ihn beherberget, ſtellt er den ſo läſtigen, großen Schaben mit unermüdlichem Eifer nach. Uns erſcheinen dieſe Kerfe ekelhaft, dem Komba als köſtliche Leckerei. Unhörbar dahinſchreitend nahet er ſich der von ihm erſpäheten Schabe, die ſpinnengleichen Finger weit geſpreizt; plötzlich greift er zu, zerdrückt in demſelben Augenblicke die erpackte Beute und führt ſie unmittelbar darauf behaglich ſchmatzend zum Munde. Mit Vergnügen erinnern wir uns einer Beobachtung, welche wir während einer langweiligen Seefahrt anſtellten. Die Menge der unſer Schiff bevölkernden Schaben machte es nothwendig, von Zeit zu Zeit unſere Kleiderkiſten zu unterſuchen. Der von den Schmarotzern herrührende Geſtank, welcher uns beim Oeffnen der Kiſte entgegendrang, lockte unſeren zahmen Galago herbei. Trotz der ihm ungelegenen Tageszeit muſterte er mit größter Aufmerkſamkeit den Inhalt der Kiſte, bewies uns auch bald, daß er ſehr wohl wußte, warum er gekommen; denn er hatte jetzt vollauf zu thun, um das von uns aufgerührte, wimmelnde Heer zu Paaren zu treiben. Mit überraſchender Geſchicklichkeit fuhr er blitzſchnell bald nach dieſer, bald nach jener Stelle, hier eine ausgebildete Schabe, dort eine Puppe ergreifend, und während er mit der einen Hand die eben gepackte am kauenden Munde feſthielt, war die andere beſchäftigt, neues Wild zu erjagen. So ſpähete, lauſchte, ſchaffte und ſchmauſte er, bis wir unſere Arbeit beendigt.

Ein wirklich gezähmter Galago iſt weit liebenswürdiger und anmutender als ein Affe. Störungen ſeines Tagesſchlafes berühren natürlich auch den frömmſten höchſt unangenehm; Abends aber, nachdem er ſich vollſtändig ermuntert, beweiſt er ſeinem Gebieter eine große Anhänglichkeit und warme Zuneigung, obſchon er hierin hinter ſeinen Ordnungsverwandten, den Makis, noch zurückſteht. Aber er geſtattet, daß man ihn angreift, gibt ſich mit Vergnügen den ihm erwieſenen Schmeicheleien hin und denkt gar nicht mehr daran, von ſeinem ſcharfen Gebiſſe Gebrauch zu machen. Mit Seinesgleichen verträgt er ſich vom Anfange an vortrefflich; auch an andere Hausthiere gewöhnt er ſich. Wenn er erſt gelernt hat, verſchiedenerlei Nahrung zu ſich zu nehmen, hält es nicht ſchwer, ihn nach Europa zu bringen. In der neueſten Zeit iſt Dies wiederholt gelungen, und die herüber gekommenen Halbaffen haben bei ſorgfältiger Pflege ſich Jahre lang erhalten, jedoch, ſo viel uns bekannt, noch niemals fortgepflanzt. —

Fledermäuſe, namentlich Hufeiſennaſen, ſind nicht ſelten auf Sanſibar; über die Anzahl der vorkommenden Arten aber hat man bis jetzt noch keinen Ueberblick gewinnen können. Es erſcheint uns ſehr wahrſcheinlich, daß die Arten des nahen Feſtlandes auch auf der Inſel gefunden werden, da andererorts nachgewieſen iſt, daß ſie weit größere Ausflüge unternehmen; doch läßt ſich die Richtigkeit dieſer Vermutung einſtweilen noch nicht auf Grund wiſſenſchaftlicher Beobachtungen erweiſen. Wir geſtehen ein, daß wir nicht im Stande ſind, die in unſerem Gebiete ſtändig lebenden Arten aufzuzählen. —

Ungeachtet der geringen Größe des Eilandes leben hier mehrere Raubthiere und unter ihnen einzelne, welche ebenſoviel Schaden anrichten als unſer Luchs und ſeine Verwandten, von den Eingeborenen deshalb auch über alles Maß gefürchtet werden. Unter dem Namen Panther verſtehen die auf Sanſibar lebenden Franzoſen, unter der beſſer gewählten Benennung Tigerkatze die Deutſchen, unter Tſchui die Suaheli den Serwal (Felis Serval Schreb.), jene hochbeinige Katze von Luchsgröße und achtunggebietender Stärke, welche, wie bekannt, in ganz Afrika gefunden wird. Das Raubthier bewohnt hauptſächlich jene Buſchdickichte im Inneren und im Oſten der Inſel, unternimmt jedoch von hier aus nicht ſelten Streifzüge in die bebaueten und dichter bevölkerten Gegenden, nach Katzenart den Menſchen vorſichtig ausweichend, kleinere Heerdenthiere, namentlich Ziegen, dagegen gefährdend. Auch von ihm wird ab und zu ein Stück in Fallen, deren Bau uns unbekannt geblieben, gefangen und dann nach der Stadt gebracht, in der Hoffnung, für den unſchädlich gemachten Räuber auch noch ein Stück Geld zu erzielen. Selbſt der Sultahn läßt ſich herbei, einen Tſchui zu kaufen und ihm das Gnadenbrod zu geben, weil es ja überhaupt unter den Vornehmen jener Länder üblich iſt, größere Katzen, gewiſſermaßen als Sinnbild der Macht und Herrſchaft, zur Schau zu ſtellen. Deſſen ungeachtet hält es nicht ſchwer, ein ſolches Thier von dem Herrſcher zum Geſchenke zu erhalten, da die arabiſche Sitte es faſt unmöglich macht, einer Bitte, welche erfüllt werden kann, die Gewähr zu verſagen. Jung aufgezogene Serwals werden, wie alle Wildkatzen, außerordentlich zahm, vorausgeſetzt natürlich, daß man ſie entſprechend behandelt; alt eingefangene dagegen behalten die volle Unbändigkeit ihres Geſchlechtes, toben wie unſinnig im Käfig umher, fauchen und ziſchen, ſobald ſie einen Menſchen gewahren und ſind jederzeit gerüſtet, im gelegenen Augenblicke ihm einen wohlgezielten Prankenſchlag beizubringen.

Wir meinen, auch von Wildhunden, welche Sanſibar bewohnen, gehört zu haben, vermuten aber, daß man unter ihnen nicht eine oſtafrikaniſche Schakalart, ſondern nur verwilderte Haushunde verſteht, über welche wir weiter unten Einiges mitzutheilen haben werden. Mit Hamburger Schiffen ſind allerdings von Sanſibar aus mehrere Schakalarten und unter ihnen der in allen Sammlungen noch ſehr ſeltene Canis adustus Sundev. lebend nach Europa gelangt; es fragt ſich jedoch, ob dieſelben nicht vielleicht auf dem gegenüber liegenden Feſtlande gefangen wurden. — Hyänen fehlen der Inſel gänzlich.

Genauer als über die bisher genannten Raubthiere ſind wir über die Schleichkatzen unterrichtet. Von ihnen leben mehrere Arten auf Sanſibar: Zibetkatzen, Genetten und Manguſten. Unter den erſteren ſteht die Ziwette (Viverra civetta Buff.), Ngaua der Suaheli, obenan, ein Thier, von deſſen Bedeutung man ſich bei uns zu Lande kaum eine richtige Vorſtellung macht, weil man nur in wenigen Sammlungen wirklich ausgewachſene Stücke zu Geſicht bekommt. Solche übertreffen, ungeachtet ihres niedrigen Baues, unſeren Fuchs bedeutend an Größe und ſtehen ihm, was beſonders hervorgehoben zu werden verdient, kaum an Raubgier und Mordluſt nach. Im Allgemeinen wählt ſich das begabte, d. h. in hohem Grade behende und gewandte Thier ſeine Beute unter den Lurchen, Vögeln und Säugern des Waldes; gar nicht ſelten aber bricht es nach Marderart in die Stallungen ein und richtet dann unter den Hühnern entſetzliche Verheerungen an. Wie alle ſeine Verwandten genießt es neben thieriſchen auch pflanzliche Stoffe, insbeſondere Früchte aller Art; der Schaden aber, welchen es hierdurch den Suaheli verurſacht, wird von dieſen kaum beachtet. Gelegentlich fängt ſich die Ziwette in den ihr oder dem Serwal geſtellten Fallen, wird dann gebunden und geknebelt nach der Stadt gebracht und dort zum Verkaufe ausgeboten. Alt eingefangene Thiere dieſer Art geberden ſich anfänglich als ob ſie raſend wären, gerathen bei der Annäherung eines ihnen noch unbekannten Weſens in die unſinnigſte Wut — vielleicht nur ein Zeugniß ihres Entſetzens über die ihnen ungewohnten Verhältniſſe — und entfalten dabei eine Kraft, Beweglichkeit und Gelenkigkeit, welche noch weit mehr in Erſtaunen ſetzt, als ihre unbändige Wildheit. Jeder Muskel ihres Leibes ſcheint angeſpannt, jedes Glied in Thätigkeit geſetzt zu werden, in der Abſicht, ſich aus dem Kerker zu befreien; Sprünge werden ausgeführt, welche man ſelbſt einem ſo gewandten Geſchöpfe nicht zutrauen möchte, alle Theile des Käfigs im buchſtäblichen Sinne des Wortes von ihr begangen, da ſie nicht blos auf dem Boden des Raumes umherraſt, ſondern auch an den Wänden emporklettert und ſelbſt die Decke benutzt, um ſich einen Anſtoß zu neuen Sätzen zu geben. Dabei glühen ihre Augen, bewegen ſich die Ohren nach vorn und hinten, ſchnüffelt die Naſe haſtig nach allen Seiten, werden die Zähne gefletſcht, die Haare geſträubt, daß das Thier wie ein Kehrbeſen ausſieht; dabei faucht und knurrt es abwechſelnd und verbreitet einen Zibetgeruch, daß man es in der Nähe kaum aushalten kann, daß im wahren Sinne des Wortes ein ganzes Haus davon erfüllt und verpeſtet wird. Denn ſo angenehm auch der Geruch des Zibet iſt, ſo läßt er ſich doch nur in höchſt geringen Mengen ertragen; im Uebermaße genoſſen und uns aufgedränget wird er, wie jeder andere Geruch, unausſtehlich. Bekanntlich iſt gerade die Ziwette diejenige Art, welche man zur Gewinnung des Zibet im Käfige hält; in Sanſibar jedoch ſcheint man auf den ſehr koſtbaren Stoff keinen Werth zu legen, oder die nicht ganz einfache Pflege des Thieres und die Art und Weiſe der Gewinnung dieſer Abſonderung ſeiner Afterdrüſen nicht zu kennen.

Der kleine, anmutige Verwandte der Ziwette, die Genette oder Ginſterkatze (Viverra Genetta L.), von den Suaheli Fungo genannt, lebt ebenfalls auf der Inſel, treibt aber als echte Schleichkatze ihr Weſen ſo im Verborgenen, daß man von ihrem Vorhandenſein wenig bemerkt. Ihre Thätigkeit beginnt erſt mit dem Dunkel der Nacht und richtet ſich vorzugsweiſe auf kleine und niedere Wirbelthiere, iſt alſo eher eine dem Menſchen nützliche als ſchadenbringende. Fängt ſich eine Ginſterkatze in den aufgeſtellten Fallen, ſo erleidet auch ſie das Schickſal aller in die Gewalt der Suaheli gerathenen Thiere.

Oefter noch als Ziwette und Ginſterkatze bekommt man eine Zebramanguſte (Herpestes fasciatus Desm.) zu kaufen. Dieſes wegen der eigenthümlichen Laute, welche es hervorbringt, Gutſchiro genannte Thier, lebt ganz in derſelben Weiſe wie ſein Verwandter, das egyptiſche Ichneumon, d. h. ſtellt den Eiern der Hühner nach und plündert die Neſter des Federviehes, oft in wirklich unverſchämter Weiſe. In der Gefangenſchaft wird der Gutſchiro ſogleich zutraulich, verzehrt ihm angebotene Eier mit der größten Unbefangenheit, ſie mit den Vorderfüßen faſſend, heftig rückwärts unter dem Körper hinweg gegen einen harten Körper ſchleudernd und den Inhalt der zerbrochenen Schale mit behaglichem „tſchirr, tſchirr“ aufleckend. Wegen ſeiner poſſirlichen Beweglichkeit hält man ihn oft in Gefangenſchaft, aber nur im Freien, auf umſchloſſenen Höfen; denn der ſtarke von ihm ausgehende Moſchusgeruch macht eine Zimmerhaft unthunlich.

Ihm nahe ſteht das Tſchetſche — wahrſcheinlich ebenfalls eine Manguſte — unterſcheidet ſich jedoch durch gleichmäßig braune Färbung und weit geringere Größe von jener. Bisher iſt es noch nicht gelungen, daſſelbe lebend nach Europa überzuführen, und leider auch verabſäumt worden, von ihm an Ort und Stelle eine genaue Beſchreibung zu nehmen, eine Beſtimmung des Thieres alſo unmöglich. Erwähnen wollen wir noch, daß der Name Tſchetſche auch im Aethiopiſchen vorkommt, da man in Habeſch mit ihm ein marderähnliches Thier, den Bandiltis (Rhabdogale mustelina Wagn.), bezeichnet; auf letzteres aber paßt die Schilderung des auf Sanſibar lebenden Tſchetſche durchaus nicht. —

Aus der Ordnung der Nager kennen wir nur wenige Arten, welche unſerem Gebiete angehören. Am bemerklichſten von allen macht ſich die Hamſterratte (Cricetomys Gambianus Wath.), ein Nager, welcher wirklich zwiſchen Hamſter und Ratte die Mitte hält und, wie es ſcheint, über ganz Mittelafrika verbreitet lebt, da man ihn in Senegambien ebenſogut gefunden hat wie in Moſambik. Das Thier gehört in die Familie der Mäuſe, erreicht aber eine für dieſe rieſenhafte Größe; ſeine Leibeslänge beträgt 12 bis 16 Zoll, die Schwanzlänge ungefähr ebenſoviel. Wie andere Mäuſe lebt es ebenſowol in Häuſern als im Freien, hier in tiefen, ſelbſtgegrabenen Höhlen, dort nach Rattenart in allerlei paſſenden Schlupfwinkeln, und wie andere Mäuſe macht es ſich dem Menſchen, in deſſen Hauſe es eindrang, überaus verhaßt. Die europäiſchen Kaufleute Sanſibars halten unſere Hamſterratte, den Buku der Suaheli, für eines der ſchädlichſten Thiere der Inſel, haben auch, von ihrem Standpunkte aus, nicht Unrecht; denn kein anderes freilebendes Geſchöpf macht ihnen ſoviel zu ſchaffen als dieſer Nager. Seine beliebten Aufenthaltsorte ſind die großen Lagerräume, welche bekanntlich allen Hausmäuſen erwünſchte Zufluchtsorte in Menge gewähren. Hier nun ſiedelt die Hamſterratte ſich in irgend einer Höhlung an, erweitert dieſelbe oft zu einem tiefen Baue und plündert von ihm aus die Waarenballen. Keine Umhüllung ſchützt vor ihren gewaltigen Zähnen: ſie zernagt die Bretter der Kiſten mit derſelben Leichtigkeit wie die Matten und Säcke. Und ſie begnügt ſich keinesweges mit Angriffen auf genießbare Dinge, ſondern bethätigt ihre Diebsgelüſte auch an Waaren, welche für ſie ganz unbrauchbar ſind: ſo ſchleppt ſie beiſpielsweiſe den Kopal, welchen ſie doch gewiß nicht verzehrt, oft pfundweiſe in ihre Höhlen. Das Schlimmſte iſt, daß man dem großen und wehrhaften Thiere kaum zu ſteuern vermag. Katzen, welche andere Mäuſe in Schach zu halten wiſſen, erweiſen ſich ihm gegenüber unbrauchbar, weil ſie bei einem verſuchten Kampfe unbedingt den Kürzeren ziehen würden; Fallen und Gifte helfen wie immer nur anfänglich und wenig; es bleibt alſo nur das eine Mittel übrig, die nach Entleerung der Waarenhäuſer gefundenen Gänge durch Einſtampfen von Glasſcherben zu verſtopfen und ſo wenigſtens für kurze Zeit dem aufdringlichen Geſchöpfe den Zugang zu wehren. Leider vermögen wir im Uebrigen nichts Beſtimmtes über die Lebensweiſe des Thieres anzugeben, doch ſcheint es, als ob dieſelbe im Weſentlichen mit der unſerer Hausratte übereinſtimme.

Die Hamſterratte iſt übrigens keinesweges die einzige ihrer Familie, welche ſich auf Sanſibar angeſiedelt; vor ihr machte ſich bereits die Dachratte (Mus alexandrinus Geoffr.) heimiſch, und durch die Schiffe wurde neuerdings auch die Wanderratte (Mus decumanus Pall.) eingeführt. Beide treiben es hier wie überall, wo ſie ſich eingeniſtet. Sie plündern und brandſchatzen alle erdenklichen Vorräthe, zernagen Kiſten und Kaſten und machen ſich ſo verhaßt als möglich. In Sanſibar kommt noch ein Umſtand hinzu, welcher die Ratten zuweilen als wahre Landplage, weil nicht allein ſchädlich, ſondern ſogar gefährlich, erſcheinen läßt. Wahrhaft fürchterlich machen ſich die unliebſamen Thiere, wenn die in den Waarenhäuſern gelagerten Oelfrüchte in die Schiffe verladen und ſie zum Auswandern gezwungen worden ſind. Von wütendem Hunger geplagt drängen ſie ſich, an den Simſen der Häuſer emporklimmend, von einem Gebäude zum anderen vorſchreitend, jede Oeffnung benutzend, in das Innere der Wohnungen, verführen hier Nachts einen unerträglichen Lärm, benagen mit ſcharfem Zahne auch die aus dem härteſten Holze gefertigten Geſchränke und anderweitigen Geräthe, freſſen und verſchleppen alles Genießbare, welches ſie finden, wiſſen ſich auch zu den ſorgfältig verſchloſſenen Schlafzimmern einen Zugang zu bahnen, werfen, wenn der von ihrem Lärmen erwachte Schläfer Licht anzündet und ſich anſchickt, ſie zu vertreiben, Lampen und Gefäße um und treiben ihre Unverſchämtheit ſoweit, daß ſie ſogar den ſchlafenden Menſchen anfallen, d. h. wenigſtens beginnen, ſeine Finger oder Zehenſpitzen zu benagen, ſelbſt wenn Füße und Hände unter Decken geſchützt zu ſein ſcheinen. Dieſe Angabe iſt buchſtäblich wahr; denn wir ſelbſt ſind mehr als einmal, nachdem wir die Zudringlichen wiederholt vertrieben hatten, am Morgen durch den Schmerz an unſeren Fingern belehrt worden, daß wir von ihnen benagt worden waren. Auch dieſen Ratten ſteht der Menſch rathlos gegenüber.

In dem dichten Buſchwerke der Inſel finden ſich, jedoch nicht häufig, Haſen, Sungura der Suaheli — welche Art der Familie, vermögen wir freilich nicht zu ſagen. Man bekommt übrigens nur ſelten eines dieſer Thiere zu Geſicht, da eigentlich nirgends Jagd auf ſie gemacht wird.

Auch Stachelſchweine ſcheinen vorzukommen, da die Nordſpitze der Inſel den Namen Ras Nungwi oder Vorgebirge der Stachelſchweine führt; man will jedoch Nichts von ihrem Vorhandenſein wiſſen. Daß gedachte Thiere am gegenüberliegenden Feſtlande nicht eben ſelten ſind, unterliegt keinem Zweifel, da die Europäer Sanſibars wiederholt lebende Stachelſchweine (Hystrix cristata L.) nach Europa geſandt haben. —

Die kleinen Antilopen, deren wir bereits gedachten, bewohnen alle größeren, zuſammenhängenden Buſchdickichte der Hauptinſel, häufiger noch aber die benachbarten, kleinen, dichtbewachſenen Koralleneilande, welche ſich auch aus dem Grunde vorzüglich zum Aufenthaltsorte ſo zwerghafter Wiederkäuer eignen, weil ſie unbebaut und unbewohnt ſind, und ihre auf Stellen hin undurchdringlichen Dickichte gerade ihnen die trefflichſten Zufluchtsorte gewähren. Soviel bis jetzt bekannt, leben drei verſchiedene Arten dieſer überaus anziehenden Geſchöpfe auf unſerer Inſelgruppe, eine, wie es ſcheint, ihr eigenthümliche Art, das Moſchusböckchen (Nesotragus moschatus Düb.), das über einen Theil Oſtafrikas verbreitete Blauböckchen (Nanotragus pygmaeus Pall.) und eine Verwandte, welche wir bisher noch nicht beſtimmen konnten.

Hinſichtlich der Lebensweiſe ſcheinen ſich alle Arten dieſer Zwergantilopen ſehr zu ähneln. Sie halten ſich, im Gegenſatze zu den größeren Mitgliedern ihrer Familie, welche regelmäßige Trupps und Rudel bilden, paarweiſe zuſammen, und nur während der Brunſtzeit geſchieht es, daß zwei oder mehrere Pärchen auf kurze Zeit ſich vereinigen, um den Böcken Gelegenheit zu den auch bei ihnen ſehr beliebten und wenigſtens ſehr ernſthaft gemeinten Kämpfen in Sachen der Minne Gelegenheit zu geben. Jedes Pärchen bewohnt ein Gebiet von geringem Durchmeſſer und ſcheint an ihm mit bemerkenswerther Zähigkeit feſtzuhalten, d. h. ungezwungen weder die Grenzen deſſelben zu überſchreiten, noch das Eindringen einer anderen Familie zu geſtatten. Ein dichter, laubiger Buſch inmitten dieſes Gebietes wird zum eigentlichen Wohnſitze erwählt, von welchem aus unſere Antilopen ihre kurzen Streifzüge unternehmen. Ein ſolcher Buſch muß den Anforderungen der Thiere in jeder Hinſicht entſprechen, da man in ihm das eine Pärchen jederzeit finden und bemerken wird, daß ihn ein anderes in Beſitz nimmt, wenn man das eine erlegte. Unweit dieſes Buſches ſieht man, wie Brehm beobachtete, flach ausgeſchlagene Keſſel, dazu beſtimmt, die Loſung aufzunehmen; ſie aber liegen ſtets in einer beſtimmten Entfernung von dem Lagerbuſche, vielleicht deshalb, weil der von ihrer Loſung ausgehende Geruch den feinſinnigen Geſchöpfen ſonſt läſtig werden könnte.

Uebertages ruht das Pärchen, ſo lange es ungeſtört bleibt, nach Art anderer Wiederkäuer gelagert, behaglich wiederkäuend auf einer grasfreien Stelle des gedachten Buſches;

gegen Sonnenuntergang wird es rege und tritt nun unter Führung des Bockes hervor, überzeugt ſich durch Gehör und Geäuge von ſeiner Sicherheit und beginnt dann ſich zu äßen, mit ſorgſamer Auswahl die zarteſten und leckerſten Blätter ſich pflückend, an jungen Schößlingen des Gebüſches auch rindend. Feinblätterige Mimoſenarten werden jeder anderen Aeßung vorgezogen, Gräſer faſt gänzlich verſchmäht: Gefangene, denen man nur die letzteren zur Nahrung reicht, gehen ſchon nach wenigen Tagen ein. Da man ſie noch in der Frühe in Bewegung ſieht, läßt ſich annehmen, daß ſie bis zum Morgen umherſtreifen.

Die Zeit, in welcher die Zwergböckchen Sanſibars auf die Brunſt treten, wiſſen wir nicht; es iſt uns blos erzählt worden, daß man zuweilen zwei Böckchen der niedlichen Geſchöpfe mit großer Wut und Ausdauer zuſammen kämpfen ſieht. Das Kälbchen wird im Februar, alſo kurz vor Beginn der Regenzeit geſetzt und, was beachtenswerth, von beiden Eltern begleitet, gegen ſchwächere Feinde auch mutig vertheidigt. Herr Ruete, welcher ſich auf Sanſibar eifrig mit der Thierkunde beſchäftigte, viele Zwergantilopen in Gefangenſchaft hielt und von tragenden, eingefangenen Ricken wiederholt Junge bekam, beobachtete, daß das Kälbchen etwa zwei Monate lang das Geſäuge nimmt, jedoch ſchon viel früher beginnt, zarte Blätter zu äßen. Einen reizenderen Wiederkäuer als ein derartiges Kälbchen kann man ſich unmöglich denken. Die Länge des Thierchens beträgt bei ſeiner Geburt nur ſechs bis ſieben Zoll, die Höhe am Widerriſt wenig über vier Zoll; die Läufe haben die Stärke eines Bleiſtiftes. Aber dieſer Zwerg ſchaut vom erſten Tage ſeines Lebens an munter und verſtändig in die Welt, weiß ſeine zarten Glieder trefflich zu gebrauchen und entzückt Jedermann durch die Zierlichkeit ſeines Baues, die Anmut ſeiner Bewegung und die wunderbare Schönheit ſeines herrlichen Auges. Bei ſorgſamer Pflege der Mutter hält es nicht ſchwer, eine junge Zwergantilope groß zu ziehen, während Dies, wenn das Kälbchen der Ricke frühzeitig entriſſen wurde, kaum möglich iſt. Derartige Thierchen, welche von Jugend auf an die Geſellſchaft des Menſchen gewöhnt werden, gewinnen bald eine außerordentliche Zuneigung zu ihrem Pfleger, folgen ihm wie ein wohlgezogenes Hündchen durch das Haus, begleiten ihn auf Spaziergängen außerhalb deſſelben, nehmen Schmeicheleien und Liebkoſungen des Gebieters mit wahrem Behagen entgegen und erwerben ſich ſo die wärmſte Liebe auch des gegen Thiere gleichgiltigſten Menſchen.

Leider verurſacht der Verſand dieſer gebrechlichen Geſchöpfe faſt unüberwindliche Schwierigkeit: von zehn Stücken, welche lebend auf Sanſibar eingeſchifft werden, gelangen im günſtigſten Falle drei nach Europa, weil man ihnen während der Reiſe doch nicht diejenige Nahrung reichen kann, welche ſie beanſpruchen. Haben ſie dagegen erſt die Seereiſe glücklich überſtanden, ſo halten ſie ſich verhältnißmäßig leicht in Gefangenſchaft, weil es auf feſtem Lande möglich iſt, ihnen doch wenigſtens ein Erſatzfutter zu reichen. Von einzelnen wiſſen wir, daß ſie mehrere Jahre in europäiſchen Thiergärten ausgehalten haben.

Von den Suaheli werden die Zwergantilopen wenig oder nicht behelligt. Es würde nicht ſchwer ſein, die Thierchen in geſchickt geſtellten, großen Netzen zu fangen, da ſie ſich leicht treiben laſſen; derartige Anſtalten aber trifft der Eingeborene ſelten, vielleicht ſchon deshalb nicht, weil der Sultahn Vergnügen an den niedlichen Geſchöpfen finden und ſie gegen Verfolgung ſchützen ſoll. Damit ſteht nicht im Widerſpruche, daß er die Europäer, welche ſich einzelne Stücke fangen laſſen wollen, durchaus nicht hindert, zumal wenn es ſich darum handelt, ſolche lebend nach Europa zu ſenden. Die jagdluſtigen Offiziere der hier zeitweilig ankernden Kriegsſchiffe veranſtalten mitunter ein Treibjagen, mehr um ihre Jägergeſchicklichkeit zu erproben, als ſich in den Beſitz des Wildprets zu ſetzen. Letzteres entſpricht nämlich keinesweges der Zartheit des Baues unſerer Antilopen, ſondern iſt auffallend hart und zäh und beſitzt außerdem einen uns anwidernden Moſchusgeruch, welcher ſich auch beim Braten nicht verliert. —

Zahlreicher als den Suaheli erwünſcht, finden ſich Vielhufer auf der Inſel, Wildſchweine nämlich, welche ebenfalls in den oftgenannten Buſchdickichten und Einöden des Inneren ihr Lager aufſchlagen und von hier aus ihre nächtlichen Streifzüge nach den Feldern antreten. Der Schaden, welchen ſie anrichten, läßt alle Rückſichtnahme auf Gebote des Glaubens ſchwinden und bewegt ſelbſt die gleichmütigen Suaheli zu eifriger Verfolgung. Daß die Schweine, den Geſetzen des Profeten gemäß, unreine Thiere ſind, würde man ihnen vielleicht verzeihen: — daß ſie das Beſitzthum der Gläubigen in empfindlichſter Weiſe ſchädigen, verzeiht man ihnen nicht. Die Jagd geſchieht faſt nur in hellen Mondſcheinnächten, aber in altritterlicher Weiſe. Mehrere mit Speren bewaffnete Suaheli begeben ſich in die Jagdgründe, ſuchen mit Hilfe ihrer Hunde die Wühler auf, laſſen ſie durch die unanſehnlichen Kläffer feſtmachen und eilen dann herbei, um ſie abzufangen. Solche Jagd erfordert, obgleich die dortigen Wildſchweine den unſeren an Größe und Stärke merklich nachſtehen, immerhin Mannesmut und Gewandtheit; denn der in Wut geſetzte Borſtenträger weiß ſich ſeiner Haut zu wehren und ſein ſehr anſehnliches Gewehr mit Geſchick und Nachdruck zu gebrauchen: gar mancher Hund fällt ihm zum Opfer und mancher Suaheli geräth durch ihn in wirkliche Gefahr. Das Wildpret der erlegten Thiere wird von den Gläubigen ſelbſtverſtändlich nicht angerührt, ſondern nur den Hunden vorgeworfen. Vor der Ankunft Deckens betheiligten ſich die Europäer wenig oder nicht an dieſer anziehenden Jagd; einige Mitglieder der letzten Forſchungsreiſe aber betrieben ſie zur Freude der Pflanzer mit Eifer, und ihnen danken wir es auch, daß Peters die Art dieſer Wildſchweine als Choeropotamus africanus Schreb. beſtimmen konnte.

Wir haben noch ein derſelben Ordnung angehöriges Thier an dieſer Stelle zu erwähnen, ſo unglaublich es auch dem einen oder dem anderen unſerer Leſer erſcheinen mag: das Nilpferd nämlich. Obgleich die waſſerarme Inſel Sanſibar, wie bereits erwähnt, vier bis fünf deutſche Meilen vom Feſtlande entfernt iſt, geſchieht es doch zuweilen, ja, wie es ſcheint, gar nicht ſelten, daß von hier aus Nilpferde herüber ſchwimmen, den breiten Meeresarm furchtlos überſetzend. Den auf Sanſibar lebenden Europäern war ſchon wiederholt verſichert worden, daß man Nilpferde im Meere hatte ſchwimmen ſehen, und dieſe Behauptung mußte als glaublich erſcheinen, da ſie auch von gebildeten Seeleuten beſtätigt wurde; ſie ſollte aber eine jeden Zweifel ausſchließende Bekräftigung erhalten. Vor einigen Jahren geſchah es, daß ſich ein Nilpferd in den unweit der Stadt ausgeſtellten Fiſchnetzen verwickelte und ſie zum Entſetzen der Fiſcher bei ſeinen behufs der Befreiung gemachten Anſtrengungen zerriß und zerfetzte. Ein ähnlicher Fall ereignete ſich ſpäter zum zweiten Male. Wir laſſen es, wie billig, dahin geſtellt, ob jenes der Gefahr glücklich entronnene Ungethüm den Rückweg nach dem Feſtlande wieder fand und ſpäter, bewogen durch die Erinnerung an die lachenden Gefilde der Inſel, denen es ſo nahe geweſen, ſich wiederum aufmachte, um den damals vereitelten Einfall mit mehr Erfolg auszuführen, oder ob es ein anderes Nilpferd war, welches ſich veranlaßt fühlte, denſelben Ausflug zu unternehmen: ſoviel aber ſteht feſt, daß um das Jahr 1864, zum großen Entſetzen der Suaheli, einer dieſer gefräßigen „Plumpen“ wirklich, und zwar diesmal in einer Bucht nah der Nordſpitze der Inſel landete und in der Pflanzung eines engliſchen Hauſes nach ſeiner Weiſe ſich gütlich that. Leider gelang es den Beſitzern beſagter Pflanzung nicht, ihre Rache an dem Unholde zu üben: er hatte ſich bereits in ihm paſſendere Gegenden zurückgezogen, als die Anſtalten zu ſeiner Jagd beendigt waren.

Als Seitenſtück zu dieſem merkwürdigen Beſuche eines ſo weit von der Küſte abgelegenen Eilandes mag die Thatſache erwähnt ſein, daß Nilpferde ſich auf der zwei Grade ſüdlich in derſelben Entfernung von der Küſte gelegenen Inſel Mafia erſt in unſerer Zeit angeſiedelt, wirklich heimiſch gemacht und zu einer anſehnlichen Heerde vermehrt haben.

Die eigenthümlichen Verhältniſſe der Inſel machen es erklärlich, daß verhältnißmäßig wenige Hausthiere gehalten werden. Sanſibar iſt kein Weideland, ſondern ein blühender Garten: es wird dort alſo eigentlich keine Viehzucht getrieben, vielmehr der Bedarf an Hausthieren durch Einfuhr von dem Feſtlande Afrikas, bezüglich von Indien und Hadramaut aus gedeckt; Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung ſind auch nicht dazu angethan, die Thiere in dem Umfange wie anderwärts als Gehilfen des Menſchen auszunutzen: man hält es für gewinnbringender, anſtatt ihrer Sklaven arbeiten zu laſſen. So wird es verſtändlich, daß die Anzahl der auf Sanſibar lebenden Hausthiere im Vergleiche zur Größe der Inſel eine überraſchend geringe iſt.

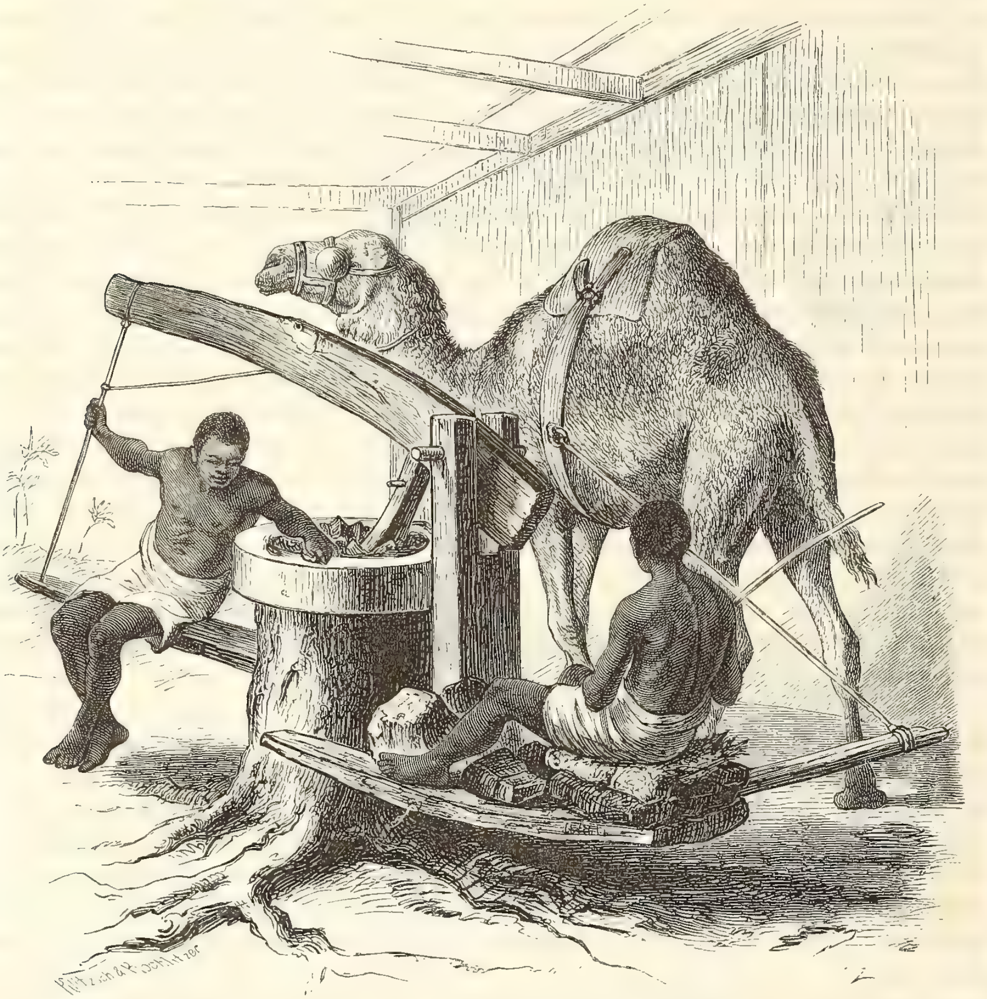
Um mit den eigentlichen Hausfreunden und Hausarbeitern des Menſchen zu beginnen, nennen wir zunächſt Katzen und Hunde, obgleich ſich über beide nur herzlich wenig ſagen läßt. Erſtere werden durchaus nicht ſo häufig gehalten, als man nach der Menge der läſtigen Ratten glauben ſollte, ſei es nun, daß die Suaheli als wahre Muslimin gegen das Unabwendbare nicht anzukämpfen verſuchen, oder daß ſeit der Einführung jener Nager zu kurze Zeit vergangen iſt, als daß man ſchon auf ernſtliche Abhilfe hätte denken können. Bisweilen ſieht man indeß hie und da außer einigen dürrleibigen Hiezen, welche gewiß keine guten Mäuſefänger ſind, eine perſiſche Katze, deren wundervoll dichter und weicher Pelz die Bewunderung aller Kenner erregt. Um ſo häufiger ſind die Hunde, kleine, unanſehnliche, braungelbe Köter, welche eher verwilderten Hausthieren oder halb gezähmten Schakals als unſeren treuen und gelehrigen Hausfreunden ähneln. Schon ihre matte, kläffende Stimme läßt erkennen, daß man es nicht mit einem, dem gebildeten Hunde Europas gleichſtehenden Thiere zu thun hat. Zwei Haupteigenſchaften des Haushundes verleugnen ſie jedoch nicht: die Wachſamkeit und die Tapferkeit. Leider werden die treuen Hüter der Schamba ſchlecht gehalten, d. h. mehr als kärglich gefüttert; ſie kommen daher Nachts regelmäßig an gewiſſe Orte, auf denen ſie Aas und Abfälle wittern, und ſättigen ſich an dem eklen Mahle; ja, ſie ſtreifen bis in die Stadt hinein und verführen hier, wenn ſie ſich um einen glücklich gefundenen Knochen ſtreiten, einen höchſt ärgerlichen Lärmen. Wehe ihnen, wenn ſie ſich die Häuſer, vor welchen ſie ihren Unfug treiben, nicht genau anſehen! Denn, gewahrt ſie ein Mſungu, ſo macht er ſich kein Gewiſſen daraus, ſich durch einen Schrotſchuß Ruhe zu verſchaffen.

Bis jetzt haben die Europäer, und beſonders die Reiſenden, noch keinen Verſuch gemacht, die eingeborenen Hunde zu ihrem Dienſte heranzuziehen. Und doch würde ihnen ein ſolcher Verſuch vorausſichtlich viel Nutzen gewähren. Die mit großen Koſten und mit Mühe hergebrachten europäiſchen Hunde entarten bei dem ungewohnten Klima, verlieren ihre Abrichtung, werden träge und unbrauchbar und verurſachen ihrem Herrn nur Mühe und Aerger. Wie wir bereits geſehen, ſind ſchon die Schambahunde reiner Raſſe bei anſtrengenden Jagden recht brauchbar; aus einer Kreuzung mit europäiſchen Hunden hervorgehende Thiere zeichnen ſich aber nicht blos durch Mut und Tapferkeit, ſondern auch durch Schönheit, Größe und Kraft aus.

Pferde und Eſel, die hier üblichen Reitthiere, ſind eingeführt worden: erſtere und die außerordentlich großen, ſchönen, weißen Maskateſel aus Omahn in Südarabien, die kleinen grauen Eſel angeblich aus dem im Inneren Afrikas gelegenen Uniameſi, dem Lande des Mondes — daher wol auch der allgemein übliche Name, Uniameſieſel. Nur höchſt ſelten werden dieſe, ungeachtet ihrer geringen Größe kräftigen und lebhaften Thiere zum Tragen von Laſten benutzt: — man findet eben das ſtörrige Thier unbequemer als den willigen und nicht viel höher im Preiſe ſtehenden Menſchen.

Iſt nun ſchon die Verwendung der Einhufer als Saumthiere nicht häufig, ſo iſt die Benutzung der Hausthiere zum Ziehen durchaus unbräuchlich. Es gibt auf der Inſel weder

Ochſen- noch Pferdewagen; der ſchlechte Zuſtand der Wege auf dem Lande und deren Enge in der Stadt macht auch den Gebrauch von ſolchen ſchon von vornherein zur Unmöglichkeit: daß man aber, um Menſchenarbeit zu erſparen und größere Laſten auf einmal fortzubringen erſt Straßen anlegen ſolle, kann man von Mahammedanern doch nicht gut verlangen. Einige Male iſt jedoch ſelbſt in Sanſibar ein Wagen in Wirkſamkeit geſehen worden. Der Zollhauspächter hatte ihn von Indien oder von Europa ſenden laſſen und fuhr nun einige hundert Schritt weit durch die breiteſten Straßen, mehr um die allgemeine Bewunderung zu erregen als die Bequemlichkeit eines ſolchen Fortbewegungsmittels zu genießen; auch hatte er nicht Pferde, welche er ja erſt dazu hätte abrichten und mit koſtſpieligem Geſchirre verſehen müſſen, ſondern einfach einige ſeiner — Sklaven vorgeſpannt.



Das einzige Thier, deſſen Kräfte man hier und zwar oft in unverantwortlicher Weiſe in Anſpruch nimmt, iſt das Kamel, gleichfalls ein Fremdling im Lande, da man es von den jenſeits der Linie gelegenen Ländern herabbringt. Wie bei uns alte, blinde Pferde, ſpannt man dort das Dromedar vor ein Göpelwerk und läßt es Stunde um Stunde im engen Kreiſe ſich bewegen, unbekümmert um Bau und Eigenſchaften des Thieres, welche wol Aufbürden des Sattels, nicht aber Auflegen des Joches rechtfertigen, ohne Rückſicht auf die angeborene ſchlechte Laune des „Wüſtenſchiffes“, welche durch ſolches Verkennen ſeiner Beſtimmung nur noch geſteigert werden muß. Man hört denn auch in der That das Geklapper einer Mühle, ſieht aber kein Mehl: — knarrend und quiekend dreht ſich die Maſchine, in welche Simſim oder Kopra zur Oelgewinnung geſchüttet worden; aber nur gering iſt ihre Ergiebigkeit, obgleich ein ſo mächtiges Thier und mehrere Menſchen dabei beſchäftigt ſind. Schlecht behandelt und ſchlecht genährt, in ungewohntem Klima mit ungewohnter Arbeit beſchäftigt, gehen die Kamele binnen kurzer Zeit zu Grunde. Viele von ihnen ſieht man, mit Beulen und Wunden bedeckt, ſich mühſam einherſchleppen und bald darauf an einer gelegenen oder ungelegenen Stelle verenden, eine Peſt für empfindliche Wanderer, eine willkommene Beute für die hungerigen Hunde der Schambas, die gefräßigen Krabben und anderes Gethier.

Eine viel wichtigere Rolle als die bisher erwähnten Hausthiere ſpielen die hohlhörnigen Wiederkäuer, die wegen Milch- und Fleiſchertrag auch den Suaheli unentbehrlichen Ziegen, Schafe und Rinder. Die hier gewählte Reihenfolge entſpricht nicht nur der Wiſſenſchaft, ſondern ſtellt auch vollſtändig die Stufenleiter der feinſchmeckenden Araber dar. Als das Werthvollſte und Geſundeſte gilt ihnen Ziegenfleiſch und zwar beſonders das von recht ſtattlichen, vollſtändig ausgewachſenen Böcken. Wie hoch ſie Ziegenfleiſch ſtellen, kann man am beſten daraus erkennen, daß ſie einen ſchönen, großen Bock faſt mit demſelben Preiſe bezahlen wie einen mäßig großen Ochſen. Gehen hierin die Einwohner Sanſibars etwas zu weit, ſo ſind wir Europäer, die wir das Fleiſch der Ziegen von Grund unſeres Herzens verachten, ebenſoweit von der goldenen Mittelſtraße entfernt: wer „im Buſch“ gelebt hat, weiß, daß junge Ziegen und auch wol Böckchen einen ſchmackhaften Braten und eine ganz vorzügliche Suppe liefern, wenn ſchon nicht zu läugnen, daß die, gewiſſen Organen am nächſten liegenden Theile zu Zeiten einen unſere Naſe wenig behaglichen Duft verbreiten. Wer nöthigt aber einen reiſenden Mſungu, das Schlechteſte zu eſſen? Sind dazu nicht die ihn begleitenden Neger da; hat er nicht die Freiheit, Zunge, Gehirn, Herz, Leber, Lende, Vorderbeinchen und wonach ihm ſonſt gelüſtet, ſich auszuwählen? Demungeachtet wird ein Neuangekommener, ein „Grüner“ jedenfalls das Fleiſch der fettſteißigen Schafe vorziehen. Es iſt in der That vortrefflich, und wer ein ſaftiges, duftendes „mutton steak“ vor ſich ſtehen hat, wird ſich gewiß nicht durch die alberne Warnung der Eingeborenen, daß ſolches Fleiſch der Geſundheit ſchädlich ſei, von dem lockenden Genuſſe abſchrecken laſſen. Das Ausſehen dieſer Fettſchwänze iſt fremdartig, abgeſehen von dem unförmlich dicken, beinahe von Fette triefenden Schwanze; denn ſie haben keine Wolle, ſondern kurze, glatte Haare wie die Ziegen, und wie dieſe auf dem Felle größere, dunkele Flecken.

Eigenthümlich erſcheint uns auch das hieſige Rindvieh, insbeſondere wegen eines ähnlichen Fettpolſters, nur daß dieſes auf dem Rücken, am Widerriſte aufgerichtet ſitzt. Man ſieht nur Zebuvieh, wie es ſchon vor langen Zeiten von Indien her eingeführt worden iſt. Die Inſel Sanſibar erzeugt bei weitem nicht ſo viele Rinder, als ſie bedarf; ja, die ſchlechte Behandlung derſelben und der kurze Zeitraum, welcher zwiſchen ihrer Ankunft im Lande und ihrem Ende liegt, macht es ſogar wahrſcheinlich, daß hier überhaupt nur in wenigen Fällen Kälber geworfen und aufgezogen werden. Man füttert nämlich, obwol es einzelne Beſitzer gibt, welche ihr Vieh zur Weide auf die Schamba, treiben oder Gras zur Stallfütterung kaufen, im Allgemeinen das Vieh nur ſelten und kärglich und überläßt es ihm, ſich ſeine Nahrung auf der Straße oder am Strande zuſammen zu ſuchen; ſelbſt die für ihre Kühe begeiſterten Banianen erheben ſich hierin nicht über die gleichgiltigen Eingeborenen. Es kann alſo nicht befremden, daß der Ertrag an Milch ein ſehr unbeträchtlicher, und daß bei dem ſtarken Verbrauche derſelben der Preis ſehr hoch iſt: eine Weinflaſche voll Milch koſtet für gewöhnlich zwei Groſchen und wol noch einmal ſoviel, wenn Kriegsſchiffe im Hafen liegen. Der Einfluß einer ſo ſchlechten Fütterungsweiſe würde ſich natürlich auch auf das Schlachtvieh erſtrecken, wenn dieſes nicht in den meiſten Fällen kurz nach der Einfuhr, von der gegenüberliegenden Küſte oder von Madagaskar her, vor das Meſſer gebracht würde. Rindfleiſch, welches namentlich auch von Europäern in größter Menge verbraucht wird, iſt gewöhnlich gut und öfters auch zart, obſchon man eine ſolche Feinheit, wie ſie ausgewählte Stücke vom Fleiſche europäiſcher Maſtochſen zeigen, nicht erwarten darf. Von beſonderer Güte, vorzüglich wenn er kalt gegeſſen wird, iſt der Höcker der Zebus; wer einmal auf dieſe Leckerei aufmerkſam geworden, wird ſich dieſelbe ſo oft als möglich zu verſchaffen ſuchen.

Eine höchſt unbedeutende Rolle ſpielt das Hausgeflügel. Tauben ſcheint man nicht zu achten, da man ſelbſt die trefflichen Wildtauben, welche hier ſo zahlreich in allen Größen und Schattirungen vorkommen, nicht für die Tafel erlegt, und Enten ſind ziemlich ſelten, ſo daß eigentlich nur die Hühner einer Erwähnung verdienen, da ſie es ſind, welche durch ihr Fleiſch und ihre Eier den Speiſezettel des Landes einigermaßen beeinflußen. Sie erreichen nicht die Größe der europäiſchen und legen auch bedeutend kleinere Eier, werden aber aller Orten gehalten und gepflegt. Ueberall wohin man kommt, in einzelnen Hütten wie in Dörfern, und wäre es auch noch ſo weit im Inneren des Feſtlandes, hört man das Krähen des Hahnes, gleichſam zum Beweiſe, daß man ſich unter Menſchen befindet, welche annähernd gleiche Bedürfniſſe mit uns haben; überall kann man Hühner und Eier zu kaufen bekommen. Trotzdem ſind erſtere nicht beſonders häufig und in Anbetracht der Verhältniſſe ziemlich theuer: wenn man bedenkt, daß man hier eigentlich auf dem Lande lebt, in dem erzeugnißreichen Oſtafrika, wird man den Preis von einem Thaler für acht bis zwölf Hühner oder für hundert Eier immerhin nicht unbeträchtlich nennen können. Ausgehende Schiffe verſehen ſich gerade mit Hühnern ſehr reichlich. Man hebt ſie oft möglichſt lange auf, um noch weit ab vom Lande eine erfriſchende Abwechſelung in das Einerlei von Salzfleiſch und Speck bringen zu können, thut jedoch nicht wohl daran, weil die Thiere von Tag zu Tage mehr abmagern und diejenigen, welche man nach vier bis ſechs Wochen ſchlachtet, buchſtäblich nur noch aus Knochen, Haut und Federn beſtehen. Woher dieſe Verkümmerung der Sanſibarhühner an Bord von Schiffen rührt, vermögen wir nicht zu ſagen; ſie erſcheint uns aber um ſo auffallender, als doch europäiſches Geflügel ſich bei Schiffskoſt nicht ſo gar übel befindet.

Fünfter Abſchnitt.

Die Bevölkerung.

Die Neger Oſt-Afrikas. — Fremde Einwirkungen. — Zahl und Vertheilung der Einwohner. — Sklavenhandel. Geſellſchaftliche Stellung der Sklaven. — Die arbeitenden Klaſſen und ihre Beſchäftigung. Tracht und Sinnesart. — Madagaſſen und Komorianer. — Wohlhabende: Araber und Suaheli. Kleidung, Lebensweiſe, Gewohnheiten. Feſte und Zeitrechnung. — Suri, Kuli und Beludſchen. — Hindi und Banianen, die Juden Oſt-Afrikas. Tracht und Sitten. Bajaderentanz. — Portugieſen aus Goa. — Die Waſungu. Häusliche Einrichtung, Lebensweiſe, Geſelligkeit. Stellung im Lande. Verkehr mit dem Herrſcherhauſe. Ein verwirklichtes Märchen aus „Tauſend und eine Nacht".

Neger oder Mohren ſind wollhaarige Afrikaner mit ſammetartig ſchwarzer Haut, langem, an den Seiten flachgedrückten Schädel, vorſtehenden Kinnladen, wulſtigen Lippen und platter, aufgeworfener Naſe. Dieſe echten Neger, wie wir ſie aus den Jahrtauſende alten Abbildungen in egyptiſchen Gräbern, als Sklaven in Amerika oder als Begleiter wandernder Thierbuden kennen, bewohnen nur einen kleinen Theil Afrikas, nämlich die Weſtküſte bis zu dem Meerbuſen von Guinea herab, und den Sudahn bis öſtlich nach Kordofahn. Vor ihnen zeichnen ſich die Oſtafrikaner durch Körperbau und Geſichtsbildung, ſowie durch geiſtige Fähigkeiten weſentlich aus, können mithin nicht eigentlich als Neger bezeichnet werden, noch weniger aber, wie man neuerdings gethan, als Negroiden oder Negerähnliche, weil hierdurch der Anſchein entſtehen würde, als ob ſie eine Jenen untergeordnete Raſſe ſeien. Sie ſind keine Schwarzen, weil ihre Hautfarbe vom Chokoladen- und Kaſtanienbraun bis zur dunkelen Milchkaffeefarbe ſchwankt, können aber auch nicht mit dem Worte Braune bezeichnet werden, welches menſchenfreundliche chriſtliche Sendboten in Südafrika angewendet haben, weil man gewohnt iſt, ſich unter einem Braunen ein Roß, nicht aber einen Menſchen vorzuſtellen. Wenn wir trotzdem von Negern Oſtafrikas ſprechen, geſchieht es, weil bisher noch keine beſſere Bezeichnung bekannt iſt, und nur in dem allgemeinſten Sinne des Wortes, welcher alle dunkelfarbigen Bewohner Afrikas und wol auch Auſtraliens umfaßt.

Der ſprachlichen Verwandtſchaft nach gehören die Oſtafrikaner zu der großen ſüdafrikaniſchen, kongokaffriſchen oder zangiſchen Familie, welche alle Stämme ſüdlich von zwei Grad nördlicher Breite umfaßt, mit Ausnahme der Buſchmänner und Hottentotten im Südweſten, und der Somali, Galla, Maſſai und Wakuafi im Nordoſten. Trotz der weiten

Ausdehnung dieſer Familie über ein ungeheueres Gebiet von dreißig Graden der Breite und ebenſovielen der Länge, beſitzen die Sprachen ihrer Angehörigen eine ſolche Aehnlichkeit, daß man Ortsnamen im Inneren Südafrikas ſowie ſolche von der Küſte ebenſo leicht durch die Sprache des Kaffernlandes als durch die von Benguela erklären kann, und daß Neger von Kongo ſich denen von Moſambik verſtändlich machen, ja nach Verlauf von wenigen Wochen geläufig mit ihnen ſprechen können. Die Thatſache, daß eine Sprache ungebildeter Naturmenſchen ſich einer größeren Verbreitung zu rühmen hat, als die meiſten der europäiſchen Sprachen, erregte, als ſie zuerſt bekannt wurde, daß größte Aufſehen unter den Gelehrten, umſomehr als man bisher geglaubt, daß nirgends das Sprachengewirr ſo groß ſei als gerade in Afrika. Zur ungläubigen Verwunderung ſteigerte ſich dieſes Aufſehen, als man von eifrigen Forſchern vernahm, daß jene Sprache auch durch Schönheit und Reichthum der Formen die unſerigen übertreffe, ja der hochberühmten griechiſchen nahe ſtehe.

Die ausgebildetſte unter den ſüdafrikaniſchen Sprachen oder, wenn man will, Mundarten, iſt die der Suaheli, der Bewohner der oſtafrikaniſchen Küſte und Inſeln von der Linie bis herab zum zehnten Grade ſüdlicher Breite. Nächſt dem geweckten Geiſte des Volkes verdankt ſie ihre Vorzüge hauptſächlich dem lebhaften Verkehr, in welchem daſſelbe von jeher mit anderen Kulturvölkern, namentlich mit Arabern und Perſern geſtanden hat.

Obſchon die Araber die Oſtküſte Afrikas bereits ſeit den älteſten Zeiten kannten, begann ihre eigentliche Einwanderung doch erſt im zehnten Jahrhunderte nach Chriſtus. Durch in Mekka ausgebrochene Streitigkeiten vertrieben, zogen ſie damals in Menge ſüdwärts und gründeten die Städte Mukdiſcha, Brawa, Malindi, Mombas und Kiloa, welche bald zu anſehnlicher Blüte gelangten und dadurch neue Anſiedler aus Arabien und ſogar aus Schiras anzogen.

Um das Jahr 1500 beſuchten auch die Portugieſen auf ihren Fahrten nach Indien dieſe Städte, verkehrten anfangs friedlich, ſetzten ſich aber bald in ihnen feſt und bemächtigten ſich endlich der ganzen Küſte und der dazu gehörigen Inſeln. Unter ihrer fluchwürdigen Herrſchaft ging das Land, wie alle ihre Siedelungen, ſchnellem Verfalle entgegen; ſie ſaugten es aus, ohne Etwas dafür zu leiſten; ſie vermochten ihm nicht einmal Schutz zu gewähren, weil das Mutterland viel zu klein war, um ſo ausgedehnte Beſitzungen mit Menſchen verſorgen zu können. Die durch mühelos zuſammengeraffte Reichthümer verderbten portugieſiſchen Kaufleute, Beamten und Soldaten ließen ſich im Gefühle ihrer Ueberlegenheit zahlloſe Ungerechtigkeiten und Grauſamkeiten zu Schulden kommen und machten ſich in kurzer Zeit überall gehaßt und verabſcheut. Doch ihre Stunde ſchlug auch hier: die hartbedrängten Völker rafften ſich auf und vertrieben mit Hilfe der Araber aus Omahn die verhaßten Fremdlinge für immer (Ende des ſiebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts). Die Spuren ihrer Anweſenheit finden ſich in der Sprache und in zahlreichen, großartigen Baureſten.

Jetzt trat Afrikas Oſtküſte wieder in regeren Verkehr mit Arabien, von jenem minder begünſtigten Lande, in vortheilhaftem Austauſche gegen Sklaven und reichlich vorhandene Erzeugniſſe der Pflanzenwelt, körperlich und geiſtig höher ſtehende Bürger empfangend. Freilich verlor ſie dabei endlich ihre Unabhängigkeit, gerieth zu Anfange dieſes Jahrhunderts unter die Herrſchaft von Omahn, doch nicht völlig zum Unheile; denn die Fremdherrſchaft, ſo wenig ſie auch den Aufſchwung des reichen Landes begünſtigte, machte doch wenigſtens den unaufhörlichen Bürgerkriegen, welche die Kraft des Landes verzehrten, ein Ende.

Durch die beinahe tauſendjährige Vermiſchung der Araber mit den Negerſtämmen der Küſte ſowie durch das Jahrhunderte lang fortgeſetzte Einführen von Sklaven aus faſt allen Stämmen Oſtafrikas, beſonders vom Süden her, entſtand allmählich eine Einwohnerſchaft von ſo bunter Miſchung, daß zuletzt eine ſtrenge Unterſcheidung der verſchiedenen Beſtandtheile nicht feſt gehalten werden konnte, zumal die fernhergebrachten Neger in kurzer Zeit Sprache und Sitten der hieſigen annahmen, Urſprung und Heimat vergaßen und ſich endlich gleichfalls Suaheli nannten, als ob ihre Vorfahren ſchon ſeit langer Zeit im Lande gewohnt hätten. Unter den Suaheli findet man demgemäß alle Schattirungen der Hautfarbe und alle Zwiſchenſtufen der Körperbeſchaffenheit, von den Urbewohnern an bis zu den eingewanderten Arabern; und wie man unter dieſen ſelten einen Reinblütigen antrifft, ſo gibt es auch unter den ſeit Menſchenaltern anſäſſigen Negern nur wenige unvermiſchte Familien. Aber nicht nur in der Körperbeſchaffenheit, auch in der Sprache, in dem geſammten Weſen und Sein des Einzelnen wie des ganzen Volkes ſind die Spuren dieſer Miſchung deutlich zu bemerken. Der Einfluß der höheren Raſſe auf die niedriger ſtehende iſt indeſſen, wie man auch anderorts bemerkt hat, nicht in jeder Beziehung ein günſtiger geweſen: das Suahelivolk iſt noch nicht gleichartig genug, um ſchon die guten Eigenſchaften eines echten Miſchvolkes zeigen zu können, welches durch jahrhundertelanges Beſtehen ohne weiteren Zufluß von fremdem Blute völlig verſchmolzen.

Im Allgemeinen haben die Suaheli einen kräftig und ſchön gebauten, mehr beleibten als mageren Körper mit hochgewölbter Bruſt, und angenehme, oft ſogar hübſche Geſichtsbildung. Als die Reinſten unter ihnen, als Ureinwohner, darf man wol die im Inneren der Inſel ſitzenden, dunkleren Mukadim — wörtlich: Leute der Arbeit — bezeichnen; hierfür ſpricht auch der Umſtand, daß dieſe zu den arabiſchen Eroberern und Herren in einem merklichen Abhängigkeitsverhältniſſe ſtehen. —

Man ſchätzt die Einwohnerzahl der Inſel Sanſibar ſehr verſchieden; indeſſen kommen die meiſten der neueren Angaben auf 200- bis 250,000 hinaus. Daraus berechnet ſich eine Bevölkerung von 6880 bis 8600 auf die deutſche Geviertmeile — deren die Inſel 29 enthält — eine noch beträchtlichere aber, wenn man die unbewohnten, nicht bebauungsfähigen Gebiete der Inſel im Betrage von über einem Drittel der ganzen Oberfläche außer Rechnung läßt. Eine ſo überaus große Dichtigkeit der Bevölkerung kann nicht überraſchen, wenn man bedenkt, daß die Inſel faſt gartenartig angebaut iſt, mit Früchten, welche, wie wir geſehen, einen viel reichlicheren Ertrag geben als unſere beſten Nährpflanzen, und zwar zwei bis drei Mal im Jahre. Hierzu kommt noch ein anderer, nicht minder gewichtiger Umſtand: während der europäiſche Ackerbauer von der Beſorgung ſeines Feldes und ſeiner Wirthſchaft vollſtändig in Anſpruch genommen wird, findet der hieſige noch Zeit genug für lohnende Nebenbeſchäftigung. Seine geringen Tagesbedürfniſſe kann er mit einem Groſchen unſeres Geldes befriedigen, während die Anforderungen, welche das Leben an jenen ſtellt, ſo groß ſind, daß er im Allgemeinen nur wenig mehr verdient, als er braucht. Deshalb kann der Neger Sanſibars ſich bei wenig Nebenarbeit von einem ſehr kleinen Felde ernähren, und es kann hier auf einer Geviertmeile Landes eine weit größere Menſchenmenge leben als in unſerem gemäßigten Klima, auf unſerem weniger ergiebigen Boden.

Die Suaheli wohnen entweder in einzelnen Hütten inmitten ihrer eigenen Pflanzungen, oder als Sklaven der großen Grundbeſitzer in der Nähe von deren Landſitzen, oder auch in Häuſergruppen, welche man mit dem Namen „Dorf“ bezeichnen darf. Nach den werthvollen Mittheilungen, welche wir Jablonski und Grandidier verdanken, zählt man etwa fünfunddreißig ſolcher Ortſchaften; doch iſt dieſe Angabe gewiß nicht erſchöpfend, da es viele Theile der Inſel gibt, welche noch von keinem Europäer beſucht wurden. Die einzige Stadt, eine Stadt im wahren Sinne des Wortes, iſt Sanſibar, von den Eingeborenen gewöhnlich „Mdſchi“ oder „die Stadt“ genannt, in derſelben Weiſe wie auch die alte Roma „Urbs“ hieß. Sie iſt der bedeutendſte Bevölkerungsmittelpunkt Oſtafrikas, da ſie gegen 40,000 Einwohner zählt, zur Zeit des Nordoſtmonſuns aber, wann die Hunderte von Fahrzeugen aus dem Norden herab kommen, ſogar noch 10,000 mehr. Eine genaue Feſtſtellung der Bevölkerungsmenge iſt unmöglich, ſelbſt eine Schätzung in hohem Grade unſicher, weil es an jedem Anhalte mangelt; weiß doch ein arabiſcher Großer nicht einmal, wie viele Leute in ſeinem eigenen Hauſe wohnen: ſeine Sklaven ſtrömen ab und zu, bleiben bald in der Stadt, bald auf dem Lande, je nachdem ihre Beſchäftigung das Eine oder das Andere erfordert. Einer wirklichen Zählung, wenn eine ſolche beabſichtigt wäre, würde ſich wahrſcheinlich auch das Volksgefühl widerſetzen, weil es darin eine frevelhafte Neugier erblickt — eine im Weſentlichen altteſtamentliche Anſchauung. Sowie der glückliche Spieler ſich hütet, die gewonnenen Summen nachzuzählen, ſo nennt auch der Araber nur ungern die Zahl ſeiner Sklaven und ſeiner Frauen.

Den herrſchende Theil der Einwohnerſchaft bilden die Araber, den thätigſten und vermögendſten die eingewanderten Indier, den zahlreichſten die Neger.

Etwa zwei Drittel bis drei Viertel der Geſammtbevölkerung machen die Sklaven aus, und zwar, gleich unſerem Bauern- und Mittelſtande, entſchieden den nützlichſten und wichtigſten Theil derſelben. Sie ſind für Sanſibar geradezu unentbehrlich: ſie beſtellen die Felder, pflücken die Gewürznelken, bedienen die reichen Araber und freien Suaheli; denn dieſe, auch wenn ſie nur geringes Beſitzthum haben, arbeiten unter keinen Umſtänden ſelbſt. Doch nur ſoweit das Land unter der Herrſchaft der Araber und unter dem Einfluſſe des Islahm ſteht, iſt die Sklaverei eingeführt; den heidniſchen Wanika bei Mombas und den Volksſtämmen im Inneren des Feſtlandes iſt ſie größtentheils noch fremd: ſie oder ihre Frauen verrichten ſelbſt die nöthigen Feld- und Hausarbeiten.

Schon ſeit den älteſten Zeiten bezog Arabien alljährlich viele tauſend Sklaven von Oſtafrika. Auch jetzt noch wird dieſe Ausfuhr ſehr ſchwunghaft betrieben, obgleich der Sklavenhandel nach außerhalb des Sanſibargebietes verboten iſt; der innerhalb deſſelben beſtehende freilich hat um ſo größere Bedeutung. Als Hauptausfuhrort der ſchwarzen Waare darf Kiloa bezeichnet werden: von den 19,000 Sklaven, welche im Jahre 1859 zur Verzollung nach Sanſibar gebracht wurden, ſtammten 15,000 von dorther.

Dieſer ſchmachvolle Menſchenhandel und die damit verbundenen Kriege und Raubzüge entvölkern nicht nur die unglücklichen Länder im Inneren mit entſetzlicher Schnelligkeit, ſondern rufen auch außerdem dort die traurigſten Zuſtände hervor. Der unumſchränkte Negerfürſt, welcher Geld braucht, ſchleppt ſeine Unterthanen ohne Bedenken von dem häuslichen Heerde, ſpürt, wenn er ſich überhaupt noch um einen Vorwand kümmert, Verbrechen an Unſchuldigen auf, um ſie mit Verkauf beſtrafen zu können, überzieht den friedlichen Nachbar mit Krieg, um aus deſſen Volke den Bedarf ſeines Handelsfreundes zu decken: Sicherheit des Lebens und Eigenthums ſind unbekannt. Wenn man ſich erinnert, welche Verwilderung und Entſittlichung in dem chriſtlichen Europa früher nach jedem, wenn auch nur kurze Zeit andauernden Kriege eintrat, wird man ermeſſen können, wie verderblich ein in derſelben Weiſe Jahrzehnte und Jahrhunderte lang fortgeſetztes Raubweſen auf die ungebildeten und heidniſchen Negerſtämme Afrikas einwirken muß, und ſich nicht mehr wundern, wenn ſo ſchwer heimgeſuchte Völker alljährlich eher verthieren als ſich vermenſchlichen.

Nicht geringere Gräuel als die Beſchaffung von Sklaven hat deren Weiterbeförderung im Gefolge. Der Händler, welcher das „Ebenholz“ aufkaufte, kennt während der Reiſe nur eine Sorge: möglichſt ſchnell mit möglichſt viel ſeiner Waare die Küſte zu erreichen. Ohne Erbarmen läßt er den unglücklichen Gebrechlichen, welcher ſich nicht mehr weiter ſchleppen kann, in der troſtloſen, ſonnenverbrannten Wüſte zurück, um nicht den ganzen Zug aufzuhalten, und erſt, wenn er die Gewißheit hat, nun bald und glücklich anzukommen, geſtattet er, gleichſam als ob auch er eine Regung von Menſchlichkeit empfände, daß einige der Allerſchwächſten von ihren ſtärkeren Leidensgefährten getragen werden.

Der Anblick einer ſolchen Sklavenkarawane empört den geſitteten und fühlenden Menſchen auf das Aeußerſte. Wandelnden Gerippen gleich kommen die Unglücklichen einhergewankt, Kinder, Männer und Frauen im bunten Durcheinander, oft ohne die nothdürftigſte Bedeckung der Blöße. Der Ausdruck der ſchmuzigen Geſichter mit den tiefen, eingeſunkenen Augenhöhlen, den vorſtehenden Backenknochen, dem Gepräge des Hungers und Elendes iſt ein wahrhaft entſetzlicher. Eine fahlgraue Haut bedeckt in zahlloſen Falten die eben noch durch Sehnen zuſammengehaltenen Knochen; Kniee und Ellenbogen erſcheinen als die ſtärkſten Theile an Beinen und Armen; der leere Bauch wird durch einen jähen Abfall von dem doppelt ſo dicken Bruſtkaſten geſchieden. Männer ſieht man, deren Schenkel ſo dünn ſind wie die Arme eines Kindes, Frauen, denen der vertrocknete Buſen widerwärtig gleich leeren Taſchen über die fingerhoch hervortretenden Rippen herabhängt; ſchwangere Weiber haben wir geſehen, welche, halbtodt vor Erſchöpfung, in wagerechter Lage auf den Köpfen zweier Männer getragen wurden und ſo erſchreckend mager waren, daß wir die Umriſſe des in ihrem Leibe noch lebenden Kindes deutlich an den ſcharfen Ecken und Erhöhungen der kleinen Glieder zu erkennen vermochten.

Kommen die Unglücklichen endlich im Hafen an, ſo werden ſie zu Hunderten in enge Fahrzeuge gepackt und nach dem Hauptmarkte, eben nach Sanſibar, gebracht. Wohl ihnen, wenn günſtige Winde die Reiſe beſchleunigen, wehe, wenn dieſe ſich ungewöhnlich verzögert! Das Elend erreicht dann ſeine volle Höhe. Nicht Hunger und Durſt allein — von einer Verſorgung iſt ja zumeiſt keine Rede — auch nicht die äußerſte Unreinlichkeit quält ſie auf das Empfindlichſte, wol aber die ſchreckliche Ungewißheit um das bevorſtehende Schickſal. Die Aermſten glauben, vielleicht durch grauſame Scherze früherer Landsleute getäuſcht, ſie ſollen in Sanſibar geſchlachtet werden, und einige der Kräftigſten verſuchen in ihrer Angſt, dem gräßlichen Schickſale durch Schwimmen zu entgehen — vergeblich, man fängt ſie mit Booten wieder ein. Doch zur Ehre des braunen Sklavenhändlers ſei es geſagt: kein Schlag beſtraft ſie für den Fluchtverſuch. Wir haben dies ſelbſt mit Erſtaunen geſehen, als wir einſt bei den Sinda-Inſeln zwiſchen zweien ſolcher Schiffen Nachts vor Anker lagen. Nach Dem, was wir von Weißen wußten, erwarteten wir mit Bangen, das Klatſchen der Peitſche, die Weherufe der Unglücklichen zu hören — aber Nichts geſchah; man war zufrieden, die Werthſtücke wieder erlangt zu haben, und übte weder Rache, noch ſtellte man ein abſchreckendes Beiſpiel auf.

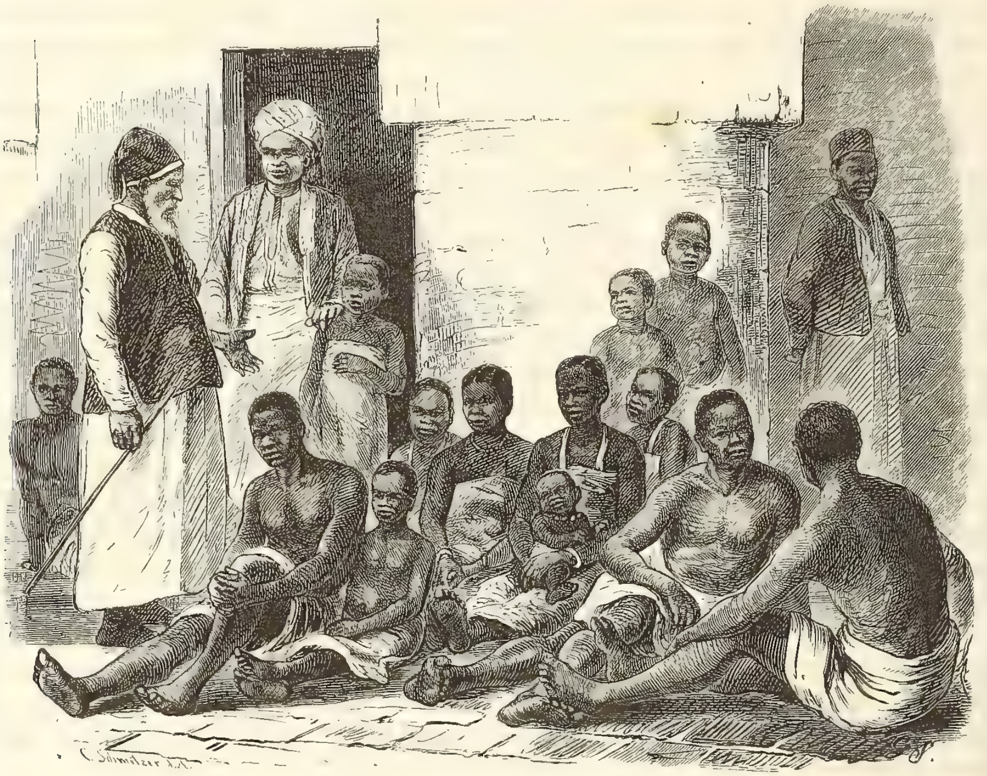
In Sanſibar werden die Sklaven vorerſt nach dem Zollhauſe gebracht, weil hier für jeden von ihnen eine Abgabe (zwei Thaler) erlegt werden muß. Auch dieſer Zoll gibt Anlaß zu neuer Scheußlichkeit: Diejenigen, welche ſo ſchwach ſind, daß ſie vorausſichtlich in den nächſten Tagen ſterben müſſen, werden der Erſparniß halber bisweilen ohne Umſtände über Bord geworfen.

Aber auch ihre Leiden haben ein Ende. Die Halbverhungerten werden in das Haus des Großhändlers gebracht und dort gepflegt und ausgefüttert, damit ſie bei der Ausſtellung zum Verkaufe ein ſtattliches Aeußere zeigen. Es iſt wunderbar, wie ſchnell dieſe abgezehrten und ausgemergelten Geſchöpfe bei reichlicher Nahrung und voller Ruhe ſich erholen; ſchon nach wenigen Wochen ſehen ſie dick und wohlgenährt aus und beginnen wieder ſorglos zu ſcherzen und zu lachen! Sie fühlen, wie von ſchwerer Krankheit Geneſende, nur noch das Behagen des täglichen Gedeihens und ſcheinen die Erinnerung des früheren Elendes völlig verloren zu haben.

Auch auf dem Markte iſt die Behandlung der Sklaven eine menſchliche; man gewahrt hier keine empörenden Scenen, wie man ſie wol erwartet hätte. Allerdings veranlaßt der Käufer mannigfache Proben, um ſich von der Kraft und der Geſchicklichkeit der Waare zu überzeugen, jedoch in ſchonender Weiſe. Wol unterſucht er das ſchön geputzte Mädchen, welches er zu ſeiner Suria (Kebsweib) erheben will, genau auf ihre körperlichen Eigenſchaften, aber im Inneren eines Hauſes und ohne die Schicklichkeit zu verletzen.

In den meiſten Fällen iſt der Verkäufer der Sklaven ein Anderer als der Händler, welcher ſie aus dem Inneren brachte: eigentlich nur ein Mäkler, welcher, außer den Koſten für Verpflegung, für ſeine Bemühungen einen Antheil an dem Erlöſe erhält, etwa zwei und ein halb vom Hundert. Hübſche Mädchen führt er bereits am Morgen in ihrem ſchönſten Putze durch die Stadt, um die Aufmerkſamkeit der Käufer auf ſie zu lenken und ſie womöglich ſchon unterweges loszuſchlagen.

Die Sklavenpreiſe ſchwanken zu verſchiedenen Zeiten zwiſchen weiten Grenzen. Kinder kann man für fünf bis zehn Thaler kaufen, gewandte Burſchen und Männer für zehn bis vierzig; Frauen unterliegen als Gegenſtand der Liebhaberei keiner beſtimmten Taxe: der Kenner bezahlt für eine Dirne, welche nach unſerem Ermeſſen kaum dreißig Thaler werth iſt, vielleicht neunzig bis hundert Thaler, und feinere Waare, die Abyſchia- und Gallamädchen, welche übrigens nicht zum öffentlichen Markte gebracht werden, erzielt ſogar oft Preiſe von mehreren Hunderten.

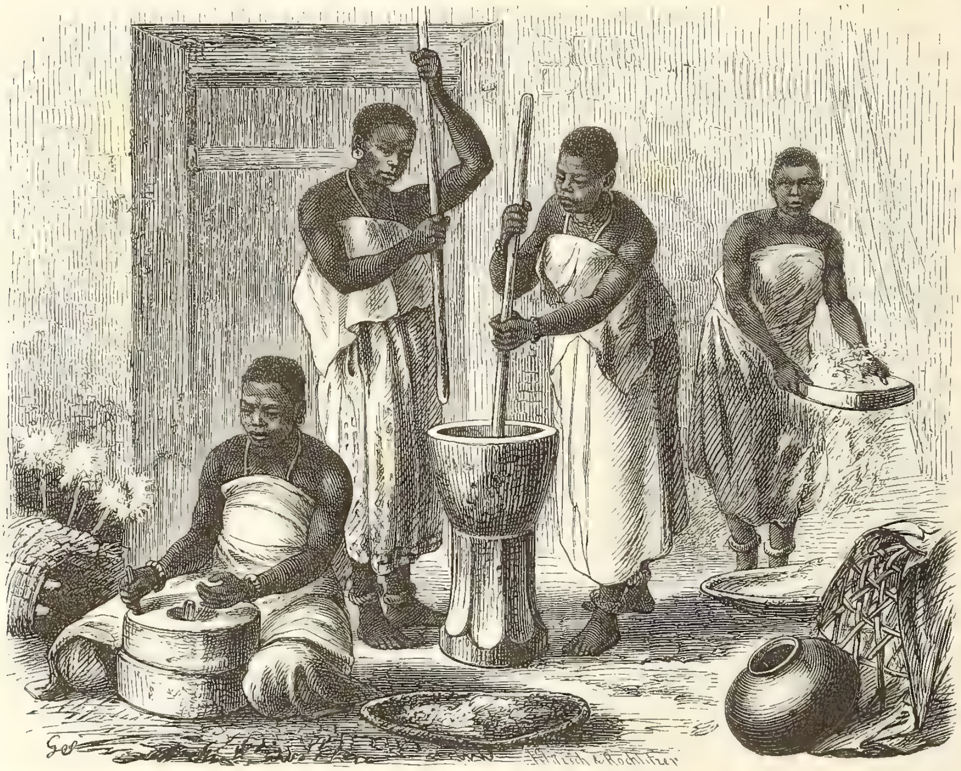


Von ihren Herren werden die Sklaven durchaus gut behandelt. Die beſchämende Thatſache, daß der ſogenannte geſittete Menſch und Chriſt ein viel grauſamerer Herr iſt als der wegen ſeiner niedrigen Bildung oft bedauerte Muslim, bewährt ſich auch hier. Der weiße Sklavenbeſitzer in Amerika ſcheut ſich nicht, die zarteſten Familienbande gewaltſam zu zerreißen, wenn es ihm Vortheil bringt; er mißhandelt ſeine Untergebenen um der geringſten Vergehen willen in der grauſamſten Weiſe und läßt ſich nicht einmal durch Sparſamkeitsrückſichten abhalten, ſeinen mit achthundert bis tauſend Dollars bezahlten Mann zu verſtümmeln, oder ſeinen Tod zu veranlaſſen, wenn er dadurch ſeinem irgendwie erregten Rachedurſte Befriedigung verſchaffen kann. Sogar der Nachkomme des Negers iſt dort ein verachteter Paria; ſelbſt im dritten und vierten Geſchlechte, wenn kaum noch ein Tropfen ſchwarzen Blutes in ihm rollt, gilt er nicht für ebenbürtig; er wird verachtet, und ob er auch durch Weiße der Haut, Schönheit der Geſichts- und Körperbildung und geiſtige Regſamkeit den gelblichbleichen, faulen Kreolen beſchäme. Und nicht blos die Härte des Einzelnen drückt ihn, auch das Geſetz iſt ihm feind; denn ein milder Herr darf es nicht wagen, dem Sklaven, welchem er wohl will, die Freiheit zu ſchenken. Dies iſt noch heutigen Tages der Fall: trotz des ruhmreichen Krieges ſpielt der Neger in den Vereinigten Staaten noch immer eine elende Rolle, ja gerade in denjenigen Theilen derſelben, wo man für ſeine Befreiung gekämpft hat, die erbärmlichſte.

Ganz anders verhält es ſich in Oſtafrika. Dem Muſelmanne — Araber oder Suaheli — verbieten Religion, Bequemlichkeit und Vortheil, einen Sklaven übermäßig anzuſtrengen oder zu mißhandeln: hier kommt es ſogar öfters vor, daß der einem Europäer verdingte Sklave dieſem wegen empfangener Schläge entläuft und zu ſeinem Herrn zurückkehrt, welcher ihn weder ſchimpft, noch ſchlägt, noch verächtlich behandelt. Es nehmen hier die Sklaven auch ſchon aus dem Grunde eine beſſere geſellſchaftliche Stellung ein, weil ſie ihren Herren an Bildung nicht weit nachſtehen: ſie werden gewiſſermaßen als Glieder der Familie betrachtet. Niemals wol verweigert man ihnen die Erlaubniß zu Heirathen, da es ja im Vortheile des Beſitzers liegt, daß ſein Hausſtand durch Kindererzeugung einen Zuwachs von Sklaven erhalte. Solchen Ehen entſproſſene Kinder werden gut gehalten, vielleicht ſogar in die Schule geſchickt, wenn ſie Fähigkeiten zeigen; den hübſcheren unter den Mädchen aber ſteht das angenehmſte Loos bevor: ſie werden ſpäter zu Gattinnen und Gebieterinnen der früheren Herren erhoben. Ebenſo überläßt man dem Sklaven bis zu einem gewiſſen Grade die freie Wahl ſeiner Beſchäftigung und verhindert einen beſonders Begabten nicht, ſich emporzuarbeiten: man kennt den Raſſen- und Standesſtolz nicht in dem Maße, wie bei uns, freut ſich im Gegentheile, wenn ein fähiger Mann mehr als ein gewöhnlicher Handarbeiter einbringt. In ſolchem Falle verdient und erſpart ſich ein Sklave bisweilen ſoviel, um ſich ein kleines Beſitzthum kaufen und ſelbſt Sklaven halten zu können; Einzelne ſchwingen ſich ſogar bis zu hohen Stellungen im Staate empor. Erlangung der unbeeinträchtigten Freiheit endlich iſt keine Seltenheit: gar mancher fromme Muſelmann gibt einige ſeiner Sklaven los, um ſich möglichſt ſichere Anſprüche auf die Freuden des Paradieſes zu erwerben, und die Freigelaſſenen treten ſofort in die Klaſſe der Freien ein, ohne daß ihnen oder wenigſtens ihren Nachkommen ein weiterer Makel anhaftet.

Was fehlt alſo dem oſtafrikaniſchen Sklaven zu ſeinem Glücke? Er iſt der Tyrannei ſeines Sultahns oder der Aelteſten ſeines Stammes entronnen und frei geworden, freier in der That als Mancher, welcher frei genannt wird; aus ſeinem armſeligen Dorfe iſt er nach derjenigen Stadt gekommen, welche ihm als der Inbegriff aller Vollkommenheiten erſcheint; er hat Genüſſe kennen gelernt, von denen er früher Nichts wußte, hat Gelegenheit erhalten, die Welt zu ſehen und ſeinen Geſichtskreis zu erweitern, wird außerdem noch Mahammedaner — ein ſeinen Stolz ungemein kitzelnder Gedanke: denn Muſelmann oder Araber zu ſein, war bald das Ziel ſeines höchſten Ehrgeizes geworden! Allem Anſcheine nach hat er einen glänzenden Tauſch gemacht. In der That ſehnt ſich auch Keiner der Geraubten und Verkauften wieder nach der Heimat zurück; vielleicht ſchon im zarten Alter hierher gekommen, haben ſie die letzten Erinnerungen an Verwandtſchaft und Vaterland gar ſchnell verloren.

Damit, daß er die im Inneren bewegungslos und in dumpfer Barbarei verharrenden Völkerſtämme in Berührung mit der Küſte bringt und ihnen die Möglichkeit des Vorwärtskommens bietet, könnte man den hieſigen Sklavenhandel wol beſchönigen; wer aber würde die vorausgegangenen Gräuel mit dieſem Nutzen zu entſchuldigen wagen? Ließen ſich ſolche, vielleicht nur ſcheinbaren Erfolge nicht auf andere, menſchwürdigere Weiſe erreichen, und hat denn irgend Jemand das Recht, Leute gewaltſam in andere Lagen, wenn auch glücklichere, zu verſetzen? Für denkende und fühlende Menſchen unterliegt es keinem Zweifel, daß der Sklavenhandel nimmermehr gebilliget werden kann. Nicht einmal die hieſigen Mahammedaner vertheidigen ihn, betrachten ihn vielmehr als ehrloſes Gewerbe. —



England hat ſich ſeit Jahrzehenden die größte Mühe gegeben, den Sklavenhandel durch Verträge mit dem Sultahn und durch Ueberwachung der Küſte möglichſt zu beſchränken; ihn vollkommen auszurotten wird jedoch nicht gelingen; denn immer werden noch Hunderte der damit beſchäftigten Fahrzeuge den jagdmachenden Kreuzern entrinnen. Bei ſchärferer Ueberwachung würde ſich der Aufwand in das Unendliche ſteigern, der Menſchenhandel aber beſten Falles nur auf die Küſte beſchränkt werden. Das Uebel iſt bei der Wurzel anzufaſſen, dann wird es von ſelbſt verſchwinden: man muß im Inneren Afrikas andere Zuſtände ſchaffen! Wenn die Leute dort ihre Arbeiter ſelbſt brauchen, werden ſie, wie Decken auf ſeiner Niaſſareiſe erfuhr, für die größten Summen keine Sklaven verkaufen. Ein anderes, vielleicht minder ſchwieriges aber auch nicht ſo durchgreifendes Mittel zur Erreichung deſſelben Zweckes würde die Verringerung des Bedarfes an Sklaven ſein. Wenn man erwägt, welche Arbeitsverſchwendung dadurch verurſacht wird, daß jeder Haushalt den ihm zur

Nahrung nöthigen Reis und Mtama von ſeinen eigenen Leuten enthülſen und mahlen läßt — eine Arbeit, welche von Arabien bis herab nach Madagaskar, gering gerechnet, gegen eine Million Menſchen beſchäftigt —: muß es einleuchten, daß man durch Einführung von Getreideſchälmaſchinen die günſtigſten Erfolge in dieſer Beziehung zu erzielen vermöchte. Bei zweckmäßigen Handelsverbindungen — der Reis in Madagaskar iſt viermal billiger als in Sanſibar — würde man das enthülſte Korn ebenſo billig anbieten können, als das ungereinigte jetzt von den Arabern verkauft wird, und dadurch mehr zur Beſchränkung und Unterdrückung des Sklavenhandels beitragen als die ſo koſtſpielige Kriegsſchiffpolizei, welche übrigens durch übertriebenen oder auf Irrwegen geleiteten Eifer nicht ſelten dem geſunden Handel mehr ſchadet als dem verbotenen. —

Die Sklaven werden entweder von ihren eigenen Herren verwendet oder zu den verſchiedenartigſten Geſchäften an Andere vermiethet. Im erſten Falle erhalten ſie als Hausſklaven Nahrung, Wohnung und Kleidung und wol auch noch ein Taſchengeld, als Schambaſklaven aber Nahrung, Wohnung und zwei freie Tage in der Woche, Dienstag und Freitag, an denen ſie das ihnen Fehlende durch Arbeit oder durch Verkauf von Marktwaaren verdienen dürfen.

Bei den Miethſklaven, welche zumeiſt kleinen Kapitaliſten angehören, denen ſie durch ihren Verdienſt ein bequemes, faules Leben ermöglichen, hört der Unterſchied zwiſchen Freien und Sklaven beinah auf; denn auch die ärmeren, freien Leute müſſen in ähnlicher Weiſe Arbeit ſuchen, wenn ſie nicht etwa ein kleines Grundſtück beſitzen, von welchem ſie ſich nähren. Wir werden daher in der Folge beide Klaſſen zuſammenfaſſen als arme und arbeitſame Leute, gegenüber den wohlhabenden und unthätigen.

Einige der Miethsarbeiter verdingen ſich für drei bis fünf Thaler monatliches Gehalt als Diener und Aufwärter in den Häuſern der Waſungu; andere arbeiten für zwölf bis ſechzehn Peſa täglich auf Handels- und Kriegsſchiffen, wo ſie den Matroſen während des Aufenthaltes im Hafen den beſchwerlichſten Theil ihrer Obliegenheiten abnehmen; die meiſten aber finden bei dem Häuſerbaue und bei europäiſchen Kaufleuten Beſchäftigung. Hier empfängt Jeder, gleichviel ob Burſch oder Mädchen, ob fünfundzwanzig oder nur fünf Jahre alt, acht Peſa täglichen Lohnes, etwa zwei und zwei drittel Groſchen unſeres Geldes. Sklaven müſſen davon fünf Peſa ihrem Herrn abgeben, aber auch der Reſt genügt ihnen reichlich für die Beſchaffung ihrer Bedürfniſſe. Aufſeher und Fundi oder Meiſter werden ſelbſtverſtändlich beſſer, ſelbſt drei- bis viermal ſo hoch bezahlt.

Da, wo es Arbeit gibt, erſcheinen früh vor ſechs Uhr Scharen von arbeitsluſtigen, meiſt jungen Leuten, unter denen der Aufſeher die nöthige Anzahl ausſucht und einzeln einläßt; Jedem wird darauf ſeine Arbeit zugetheilt, Trocknen von Pfeffer und Nelken, Zupfen und Stäuben von Orſeille, Putzen und Sortiren von Kopal, Tragen von Kalk, Steinen und Waſſer und dergleichen mehr, Geſchäfte ſo einfacher Art, daß ſelbſt der Ungeübte keiner beſonderen Schulung bedarf.

Eine derjenigen Arbeiten, welche durch ihre Sonderbarkeit und durch die Lebendigkeit des dabei ſich bietenden Bildes unſere Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch nimmt, iſt das Stampfen der flachen Dächer. Wenn in Sanſibar ein Haus bis zu entſprechender Höhe gediehen, läßt der Fundi ſtarke Blöcke aus dem rothen Holze des Manglebaumes dicht nebeneinander quer über die hohlen Räume der Gemächer legen, hierauf grobe Steine als Unterlage für Kokoto (kleinere Steine von Nußgröße) ſchütten und das Ganze mit ſandhaltigem Mörtel bedecken, endlich auch noch eine Schicht reinen, mit nur wenig Sand vermengten Kalkes auftragen, um dem Ganzen ein beſſeres Anſehen zu geben. Nunmehr hat die Arbeit der Maurer ein Ende, und die der ungelernten Jungen und Mädchen beginnt. Manneslange, unten mit einem handgroßen, flachen Klotze verſehene Stangen in der Hand tragend, kommen ſie luſtig herbei und ſtampfen damit, unter ſtetem Geſange auf und ab gehend, den feuchten Kalk, bis derſelbe feſt und trocken geworden. Bis zum Geſichte ſpritzt der weiße Schlamm empor, oben nur in einzelnen Punkten auftretend, nach unten zu allmählich das Dunkel der Haut ganz und gar verdeckend: — ein überaus lächerlicher Anblick, welcher, im Vereine mit den Geberden einiger Spaßmacher, den Trübſinnigſten erheitern würde. Dieſe Arbeit iſt übrigens unangenehmer und beſchwerlicher, als es den Anſchein hat, weil der feuchte Aetzkalk mit der Länge der Zeit Fußſohlen und Zehen anfrißt und ſchmerzhaftes Brennen verurſacht. Bei der ſtarken Sonnenhitze und der verhältnißmäßig trockenen Luft währt das Stampfen gewöhnlich drei Tage lang; ebenſo lange ertönen auch die gellenden Geſänge der vergnügten Geſellſchaft. —

Als Hauptbeſchäftigung der Suaheli muß der Ackerbau angeſehen werden. Wenn man nur die Einfachheit der Werkzeuge und der damit verrichteten Arbeit in Betracht zieht, wird man ihn auf niedere Stufe ſtellen müſſen, auf deſto höhere aber, wenn man bedenkt, daß er ſich in höchſt bemerkenswerther Weiſe faſt der ganzen, bebauungsfähigen Oberfläche der Inſel bemächtigt hat. Daß bei größerer Einſicht und Strebſamkeit unter ſo günſtigen Verhältniſſen eine noch größere Ausdehnung deſſelben und vor Allem auch eine beträchtlichere Mannigfaltigkeit der Produkte zu ermöglichen wäre, kann freilich nicht geleugnet werden.

Sehr unbedeutend dagegen iſt die Viehzucht, falls man überhaupt von Züchtung ſprechen darf, da faſt alles im Lande gebrauchte Vieh von auswärts eingeführt wird.

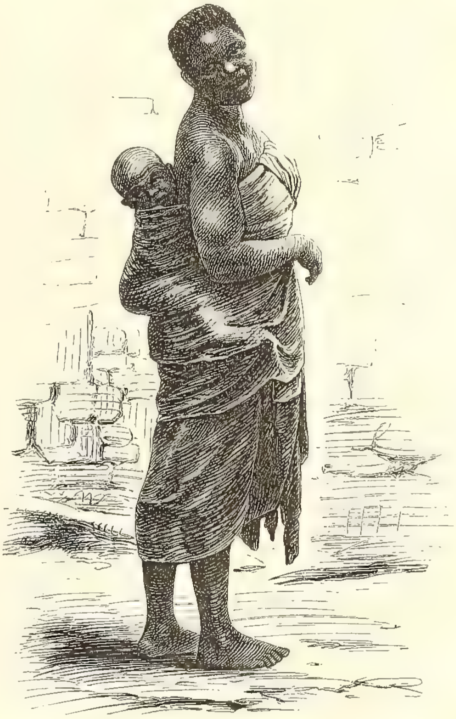
Höhere Bedeutung hat die Fiſcherei, eine der Neigung der ſeefahrenden Suaheli ſo ſehr entſprechende Beſchäftigung. Dem Fiſchfang im Großen liegen Männer ob, auf den zur Ebbezeit unbedeckten Korallenriffen; im Kleinen betreiben ihn Frauen am Strande. Vier bis ſechs der Fiſcherinnen vereinigen ſich zu einer Geſellſchaft; einige von ihnen halten nahe der Oberfläche des Waſſers ein großes Tuch, andere gehen zur Seite und vor dem Tuche her und ſcheuchen die Fiſche in daſſelbe, indem ſie unter Lärmen und Plätſchern einen immer engeren Kreis ſchließen. Die Beute wird in einen bereit ſtehenden Korb ausgeleert und, wenn eine genügende Menge erlangt, in der Stadt verkauft. Auf dieſe Art können in einigen Stunden leicht zwanzig bis dreißig Pfund zollanger Fiſchchen gefangen werden.

Von Gewerbsthätigkeiten iſt nur die Weberei erwähnenswerth. Wie faſt alle Geſchäfte wird auch ſie im Freien oder unter dem luftigen Vorbau des Hauſes ausgeführt. Hier ſitzt der Arbeiter auf ebener Erde vor den zwiſchen Stäben aufgeſpannten Fäden und webt mit dem Schiffchen luſtig darauf los. Es werden nur gröbere Stoffe gefertigt, und auch dieſe von Jahr zu Jahr durch die Einfuhr europäiſcher und amerikaniſcher Baumwollenzeuge immer mehr verdrängt.

Alle eingeborenen Handwerker arbeiten mit ſehr rohen Werkzeugen, trotzdem aber nicht ohne Geſchick und bemerkenswerthe Ausdauer; Sinn für Ebenmaß und Regelmäßigkeit ſcheint ihnen jedoch abzugehen. Dagegen zeigen die Frauen viel Geſchmack und Geſchick, namentlich bei dem Flechten von Matten und Strohmützen, eine Beſchäftigung, welche durch ganz Afrika ebenſo beliebt und allgemein iſt wie bei uns das Sticken und Stricken, und wegen Feinheit der Arbeit und anſprechender Zuſammenſtellung der Farben alle Anerkennung verdient. Ohne Zweifel würde dieſer Erwerbszweig leicht weiter ausgebildet werden können, wenn man gangbare Muſter aus Europa einführen und ihn ſo in richtige Bahnen lenken wollte; vermutlich würde er dann große Wichtigkeit erlangen und nicht unweſentlich dazu beitragen, der freien Arbeit auch hier ein lohnendes Feld zu gewinnen. —

Die Leute der Arbeit leben nach unſeren Begriffen ärmlich, ihren Anſprüchen gemäß vortrefflich. Als tägliches Brod dient ihnen gekochter Reis, den Aermeren auch Mtama und Mhogo, als Zukoſt Pāpa oder getrockneter Haifiſch, ſeltener Fleiſch, und außerdem allerlei Obſt. In der Zubereitung der Nahrung und der Art und Weiſe des Eſſens ſtimmen ſie mit den Arabern überein; gleich dieſen beobachten ſie ſtreng die mahammedaniſchen Speiſegeſetze. Gegohrene Getränke wie Tembo — Palmwein — und Pombe — Durrhabier — trinken ſie gern, doch nicht ſo unmäßig wie einige der heidniſchen Küſtenſtämme.

Ihre Tracht iſt höchſt einfach. Ein um die Lenden geſchlungener Schurz von weißem Baumwollenzeuge, Schuka genannt, genügt für Kinder und Männer, während erwachſene Mädchen und Frauen ſich in ein doppelt ſo langes Stück Zeug hüllen, welches von der Bruſt bis zu den Knöcheln reicht. Feſttags kleiden ſich Alle wie wohlhabende Leute oder wie die Hausſklaven der Reichen: Männer ziehen dann ein blendend weißes, langes Hemd und eine bunte, ärmelloſe Tuchjacke an, bedecken den Kopf mit einer geſtickten, weißen Baumwollenmütze oder mit einem türkiſchen Feß und tragen wol auch Sandalen und ein Spazierſtöckchen, oder Schwert und Sper; Frauen aber legen, wenn ſie ſich putzen wollen, ein zweites, einfarbiges, gefranſtes Baumwollentuch über die eine Schulter und ein drittes dunkelblaues, deſſen zwei Zipfel bis auf die Erde herabhangen, auf den Kopf, behängen ſich Fuß- und Handgelenke mit metallenen Ringen und den Hals mit Perlſchnüren, bringen an Naſe und Ohren, wo nur ein Platz dazu iſt, allerlei Zierrathen an, flechten ſich duftige Jasminblüten oder bunte Glasperlen in die Haare und ſchminken ſich, wie wir es weiter unten auch von den Araberinnen kennen lernen werden. Die bei ihnen gebräuchlichen Haartrachten geben an Abenteuerlichkeit und Mannigfaltigkeit den bei uns üblichen nicht viel nach. Am gewöhnlichſten ſieht man die Haare am Vorderkopfe zu zwei hohen Hörnern vereinigt, oder auch in acht bis zehn und noch mehr Scheitel getheilt, welche ſich, zwiſchen ſchmalen Reihen von kleinen Zöpfchen, von Stirn und Ohren bis zum Hinterkopfe hinabziehen. Die Pflege der Haare beanſprucht ſehr viel Zeit; ſogar das Auflöſen der zahlloſen Zöpfchen iſt nicht ganz leicht, preßt auch der unter den Händen ihrer Freundin befindlichen Dulderin manche Thräne aus, daher man die Haartracht meiſt wochenlang unverändert läßt. Haare an anderen Stellen des Körpers werden nach mahammedaniſcher Sitte nicht geduldet. —



Die Neger Sanſibars ſind ſorglos und fröhlich, unbeſtändig und harmlos wie Kinder. Sie ſind ſchwatzhaft, lieben Muſik und Tanz und verbringen damit bei Mondenſchein ganze Nächte. Sonderbare Gegenſätze vereinigen ſich in ihnen: in hohem Grade leckerhaft und gefräßig, ertragen ſie erforderlichen Falles auch lange Zeit hindurch harte Entbehrungen; von Natur träge, raffen ſie ſich oft zu ungewöhnlichen Leiſtungen auf, wenn ſie von der Noth getrieben oder in geeigneter Weiſe dazu aufgefordert werden, vorzüglich wenn man ihnen ſelbſt mit gutem Beiſpiele vorangeht; zu lärmendem Streite, Zank und Gebelfer geneigt, ſind ſie doch im Ganzen friedfertig und durchaus nicht gewaltthätig; und ſo ſehr ſie auch gelegentlich mit Mut prahlen und ſolchen durch kriegeriſche Geberden darzuthun ſich bemühen, zeigen ſie ſich doch zumeiſt feig und entlaufen der Gefahr, anſtatt ſich ihr zu ſtellen. Für gute Behandlung ſind ſie empfänglich, auch dankbar für erwieſene Wohlthaten, werden dagegen durch Härte und hochmütiges Benehmen ſcheu oder ſogar rachſüchtig und hinterliſtig. Von Wahrhaftigkeit haben die Meiſten keinen rechten Begriff, ſondern ſagen dem Fragenden gewöhnlich Das, was er nach ihrer Meinung gern hören will oder was ihnen ſelbſt Vortheil bringt. In großen Dingen zumeiſt ehrlich, üben ſie doch oft kleine Diebereien aus, wenn auch gewiß nicht häufiger als Leute aus den niederen Klaſſen unſerer Geſellſchaft.

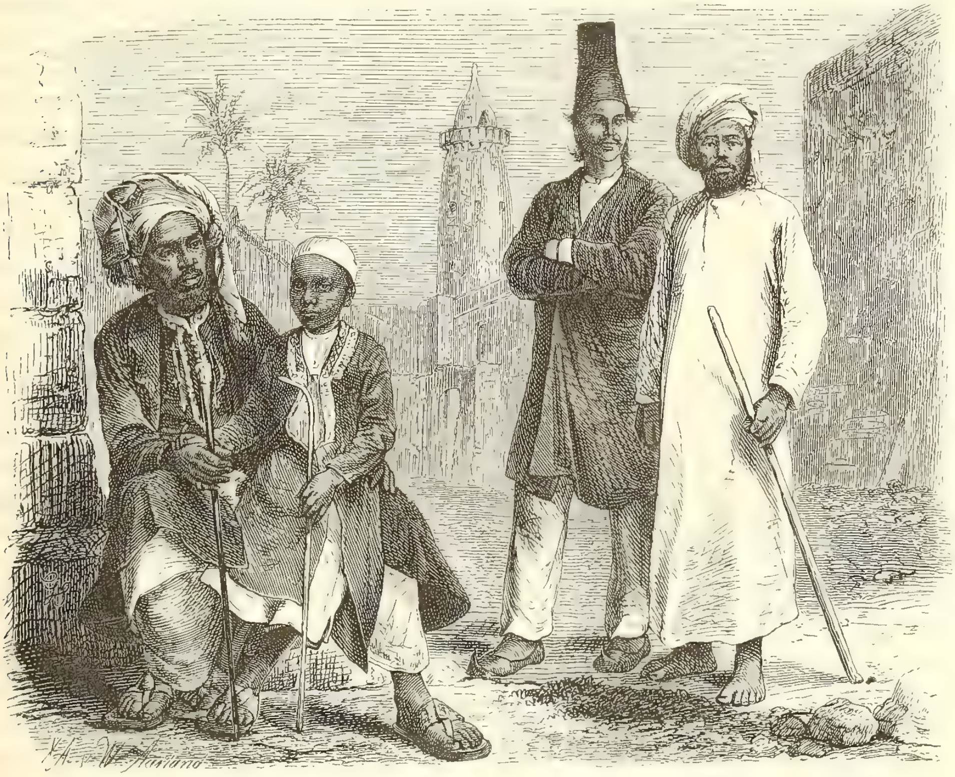
Im Umgange unter ſich beobachten die Neger eine gewiſſe Förmlichkeit und Würde, welche ſie den Arabern abgelernt haben; auch die ärmſten Leute, die niedrigſten Sklaven, behandeln ſich gegenſeitig als vornehme Herren.

Mit der Sittlichkeit iſt es ſchlecht beſtellt; ſchon die mahammedaniſche Vielweiberei und die leichte Möglichkeit einer Scheidung wirken hierauf ungünſtig ein. Mancher urtheilt hart über den etwas freien Umgang der Geſchlechter in warmen Ländern, würde ſich aber ſicherlich anders ausdrücken, wenn er den richtigen Maßſtab anlegen wollte. Als ſeltenes Beiſpiel von Gerechtigkeit im Urtheilen führen wir den Ausſpruch einer aufgeklärten engliſchen Dame, Lady Duff Gordon an, welche nach ihrem Aufenthalte in der Kapkolonie ſchrieb: „Die Negerinnen müſſen den Weißen als ein ſo hoch über ihnen ſtehendes Weſen betrachten, daß ſie es ſich nur zur Ehre rechnen dürfen, mit einem derſelben näheren Umgang zu haben oder gar ein Kind mit ihm zu erzeugen.“ Wenn auch in Sanſibar der letztere Fall unſeres Wiſſens nicht vorkommt (die Erklärung hierfür dürfte in phyſiſchen Urſachen zu ſuchen ſein), ſo iſt doch der Umgang zwiſchen Schwarz und Weiß und zwiſchen Schwarz und Schwarz freier, als es in Ordnung zu ſein ſcheint. Zur Entſchuldigung muß man bedenken, daß die Negerinnen ohne Familie und ohne Aufſicht vollſtändig ſich ſelbſt überlaſſen ſind, daß ihnen ihr nebenbei betriebenes, einträgliches und leichtes Gewerbe von Niemandem zum Schimpfe angerechnet wird, und daß ſogar eine außereheliche Mutterſchaft für ſie nicht entehrend iſt. Wie würde es unter denſelben Verhältniſſen mit der Sittlichkeit der Europäerinnen ſtehen?

Wie überall bei Naturvölkern werden auch hier die Kinder wenig überwacht und bemuttert, vielmehr ſchon im früheſten Alter ſich ſelbſt überlaſſen, und erlangen dadurch eine Frühreife und Selbſtſtändigkeit, welche man in Europa ſelten findet. So baden z. B. in Mombas kleine Knaben und Mädchen ganz allein und ohne Aufſicht im Meere, ſpringen ohne Furcht von den Korallenfelſen herab in die brauſende Flut, plätſchern luſtig darin umher und klettern endlich an einer flachen Stelle wieder an das Land, um ihr Spiel von Neuem zu beginnen. Ebenſo treten dieſe Kinder auch im Umgange mit Erwachſenen mit einer Feſtigkeit auf, welche uns Achtung abnöthigt: es gelingt ſelten, ſie einzuſchüchtern oder ihnen einen anvertrauten Gegenſtand abzunehmen. Ganz beſonders bemerkenswerth aber iſt die Geſchicklichkeit und Selbſtſtändigkeit, mit welcher kleine Burſche von kaum fünf Jahren ihr Brod verdienen: den Bauch mit faſt fauſtgroßen Nabelſchnurreſten weit herausgedrückt, die Schultern zurückgebogen, auf dem wolligen Kopfe einen nicht ganz leichten Korb voll Steine und dergleichen tragend, kommen ſie ſchnell und munter einhergetrabt und ſehen dazu ſo verſtändig aus wie irgend ein Erwachſener. Ueber dieſen ſchnell erreichten Grad der Reife kommen aber die Neger auch ſpäter nicht weit hinaus: aus ihrem ganzen Weſen und Gebaren merkt man das Kind heraus, ſelbſt wenn bereits der Abend des Lebens naht.

Dies gibt ſich auch deutlich im Geſichte zu erkennen; denn nur ſelten gewahrt man kräftige, männliche Züge, daher man zwanzig- bis dreißigjährige Burſchen mit vollem Rechte immer noch „Jungen" nennt. —

Der einheimiſchen Negerbevölkerung ſchließt ſich eine Anzahl von zeitweilig anweſenden oder feſt angeſiedelten **Madagaſſen** und **Komorianern** an; durch häufigen Verkehr mit dem Mutterlande und durch Abſonderung von den Anderen wiſſen ſie ſich vor dem Aufgehen in der großen Maſſe der Einwohnerſchaft zu bewahren. Die **Komorianer**, von der Inſel **Angaſija** oder **Groß-Komoro** ſtammend, mögen etwa 4000 Köpfe zählen. Sie ſtehen unter ihrem eigenen Haupte, haben eigene Gerichtsbarkeit und wohnen größtentheils in einem beſonderen Stadtviertel. Durch hellere Hautfarbe und etwas abweichende Sprache zeichnen ſie ſich vor den ungemiſchten Suaheli aus; wegen ihrer Ehrlichkeit und Treue werden ſie gern von Europäern in Dienſt genommen.



Araber. Perſer. Komorianer.

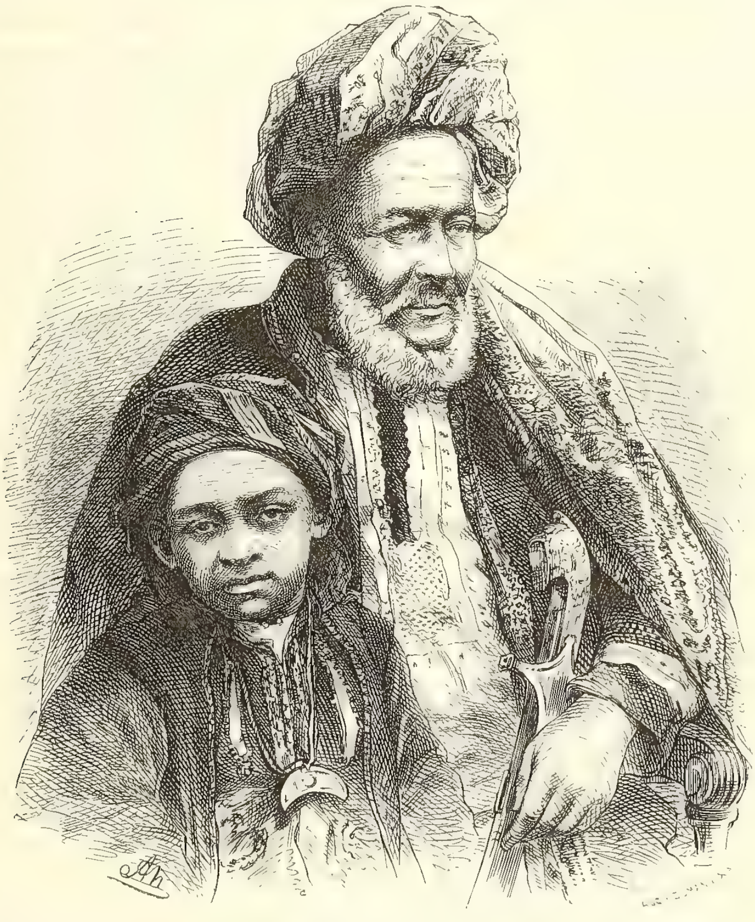
Die nicht von dem Ertrage ihrer Arbeit lebenden, **wohlhabenden Suaheli**, zu denen ſchon Diejenigen gehören, welche Nichts als vier bis fünf Sklaven beſitzen, können mit den **Arabern** zuſammengefaßt werden, da dieſe ſich im Aeußeren, in Kleidung und Lebensweiſe nicht weſentlich von jenen unterſcheiden, vielmehr mit ihnen durch eine ununterbrochene Reihe von Uebergängen verbunden ſind. Unſere nach Photographien gefertigten Abbildungen überheben uns der Verpflichtung, Tracht und Aeußeres dieſer Leute mit großer Ausführlichkeit zu beſchreiben, zumal derartige Schilderungen, welche hauptſächlich für den wiſſenſchaftlichen Ethnographen wichtig ſind, bereits von **Quaas** in der jenen zugänglichen „Zeitſchrift für allgemeine Erdkunde" veröffentlicht wurden. Es genüge, hier zu bemerken, daß die **Tracht** der Sanſibar-Araber und Suaheli im Allgemeinen der gewöhnlichen, morgenländiſchen gleicht: ein buntfarbiger Turban, ein bis auf die Knöchel herabreichendes, weißes Hemd, über den Hüften mit einem Shawl umwunden, darunter der gewöhnliche Negerſchurz — Schuka —, darüber eine kurze Tuchjacke und bei den Vornehmeren ein langer Tuchrock oder ein weiter Kaftan bilden, nebſt ein Paar dicken mit Holzſtiften zuſammengenagelten ledernen Sandalen, die einzelnen Stücke der Bekleidung. Hierzu gehört noch die als Schmuck zu betrachtende, unerläßliche Bewaffnung: ein krummer Dolch im Gürtel und ein gerades oder krummes, in der Hand getragenes Schwert, weniger durch Güte der Klinge als durch koſtſpielige Verzierung der Scheide und des Gehänges ausgezeichnet.

Frauen tragen, wie die Männer, ein langes aber buntes Hemd von geſtreifter Seide, ſeltener von Baumwollenzeug, und enge, bis auf die Knöchel reichende Höschen von demſelben Stoffe. Kopf und Oberkörper hüllen ſie beim Ausgehen in ein großes Tuch von dunkeler Farbe und bedecken das Geſicht bis zum Munde herab durch eine goldgeſtickte, helmviſirähnliche Maske, ohne es jedoch neugierigen Blicken dadurch ganz zu verhüllen. Wie den Männern Waffenſchmuck, ſo iſt ihnen Tand von Gold und Silber unentbehrlich: Reiche ſchmücken ſich mit Ohrgehängen, Halsketten, Arm- und Fußringen von oft bedeutendem Werthe, und Aermere ſuchen es ihnen wenigſtens in der Menge dieſer Zierathen gleichzuthun, wenn dieſe auch nur aus einer ſilberweißen Zinnmiſchung beſtehen ſollten. Den höchſtgeſtellten Damen, wie den Prinzeſſinnen des Herrſcherhauſes, gebietet ihr Stand, ſich nie zu zeigen, ohne mit Halsketten, Ohrringen und dergleichen überladen zu ſein; letztere ſind in Folge ihrer Größe und Metallſtärke oft pfundſchwer und ziehen die Ohrläppchen nicht ſelten blutig. Die armen, geplagten Standesperſonen wollen und dürfen aber trotzdem den läſtigen Schmuck nicht eine Stunde lang ablegen und vermögen ihre Schmerzen nur dadurch zu lindern, daß ſie am Tage, ſo oft es irgend angeht, die Hände an den Kopf ſtemmen und auf ihnen den größten Theil der goldenen Laſt ruhen laſſen, in der Nacht aber das ſchwere Haupt zwiſchen zwei Kiſſen legen, um es nicht an neuen Stellen wund zu drücken.

Araberinnen und Suahelifrauen lieben ſtark duftende Stoffe ungemein, durchräuchern und ſalben deshalb auch Kleider, Haare und Haut, ſchwängern ſogar das Waſchwaſſer mit Wohlgerüchen. Wohlhabende verwenden vorzugsweiſe das koſtbare Roſen- und Sandelholzöl, auch kölniſches Waſſer, Arme hingegen weniger theuere, bisweilen ſogar übelriechende Miſchungen. Von ſonſtigen Putzkünſten iſt noch in Gebrauch das Rothfärben der Nägel mit Henna und das Schwarzſchminken der Brauen und Lidränder, wodurch das Feuer der Augen weſentlich gehoben wird. Die Haartracht vornehmer Damen entzieht ſich forſchenden Blicken durch Schleier und Kopfbedeckung; es iſt jedoch nicht unbekannt, daß einzelne Frauen gleich den Männern den Kopf gänzlich kahl raſiren. An anderen Stellen des Körpers entfernen ſie die Haare, wie ſchon angedeutet, mit äußerſter Sorgfalt, entweder durch das Meſſer oder durch ſchwefelalkalihaltige Aetzmittel, und befördern hierdurch die in warmen Ländern mehr als anderswo gebotene Reinlichkeit.

Die Wohnungen ſind von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit, ſowol was die Bauart als auch was die innere Einrichtung betrifft. Es gibt Leute, welche ſich auf der Straße mit Turban, Tuchtalar und ſchönen Waffen brüſten, in ihrer fenſterloſen Hütte aber nur das allernothdürftigſte Geräth, Kitanda, einige Matten, Koch- und Waſſergefäße beſitzen; ja, wir kennen Statthalter des Sultahns, allerdings nicht auf der Inſel ſelbſt, welche nur ein aus Lehm gebautes Haus ihr eigen nennen. Reiche Grundbeſitzer wechſeln ihren Aufenthalt je nach der Jahreszeit: zum Beginne der heißen Zeit, etwa Anfang November, wann die Nelken zur Ernte reif ſind, ziehen ſie mit Weib und Kind und Sklaven hinaus auf die kühle, duftige Schamba und kommen von dort monatlich nur einige Male nach der Stadt, um die nothwendigſten Geſchäfte zu beſorgen; beim Herannahen der Regenzeit, im März und April, kehren ſie dann mit dem geſammten Gefolge wieder nach den Stadthäuſern zurück, welche ihnen gegen Wind und Wetter mehr Schutz gewähren, als die leichteren Wohnungen dort, und ſuchen ſich hier durch erhöhten, geſelligen Verkehr für die in den letzten Monaten fühlbar gewordene Langeweile des ländlichen Aufenthaltes zu entſchädigen.

Als Muſter einer ſchön und behaglich eingerichteten, arabiſchen Wohnung kann das in Dunga, nahezu in der Mitte der Inſel gelegene Landhaus des Sherīf (7) Muniemku, des Sultahn der Mukadīm († am 25. Juni 1865) gelten. Wol jeder Mſungu, welcher bis zum Jahre 1865 Sanſibar bewohnt oder beſucht hat, kennt den ehrwürdigen und freundlichen „Beſitzer der Größe“ (Muniemku), hat ſein würdevolles Benehmen und ſeine herzliche Gaſtfreundſchaft ſchätzen gelernt. Der Schmuck ſeines Hauſes legt Zeugniß ab von der Achtung und Erkenntlichkeit, welche ihm alle ſeine Beſucher zollten: er entließ ſie reich beſchenkt, und ſie brachten ihm zum Danke allerlei Gaben aus ihrer Heimat dar, hauptſächlich ſchöne Waffen und koſtbare Geſchirre. Dunga blüht wie eine Oaſe in der ſteinigen Wüſte des Inneren der Inſel. In einem Walde von Gewürznelkenſträuchern und allerlei Fruchtbäumen verſteckt, umgeben von Saatgefilden und Hütten und Gärtchen der Sklaven, liegt Muniemkus Haus, ein zweiſtöckiger Steinbau, an äußerem Glanze zwar nicht den ſtädtiſchen Paläſten vergleichbar, deshalb jedoch nicht minder ſehenswerth, ja, vielleicht anziehender als jene alle.



Nach mehrſtündigem Ritte auf ſchlechten, oft ſehr holperigen Wegen gelangt man an den weiten, von einer hohen Mauer umſchloſſenen Hof des angeſehenſten der Lehensleute Seid Madjids. Reichgekleidete Diener eilen geſchäftig herbei, um Reiteſel und Pferde der Beſucher unterzubringen und dieſe ſelbſt herein zu führen. Scharen von Schambaſklaven tummeln ſich hier, emſig beſchäftigt, die in geflochtenen Körben herbeigebrachten, grünen Gewürznelken auf Matten auszubreiten und zu trocknen — man glaubt, das Gehöft eines geſchäftigen Kaufmannes betreten zu haben. Doch gewahrt man rechter Hand in dem Hintergrunde des abgeſchloſſenen Platzes auch einen Ziergarten mit ausländiſchen Blumen und Sträuchern, welcher errathen läßt, daß der Beſitzer nicht blos Geld zu erwerben weiß, ſondern auch Geſchmack an einem angenehmen Lebensgenuſſe findet. Muniemku kommt mit ſeinem Söhnchen bis vor die Thüre des Hauſes den Gäſten entgegen, geleitet ſie nach kurzer, aber herzlicher Begrüßung in die zu ihrer Aufnahme beſtimmten, oberen Prunkgemächer und überläßt ſie hier als feinfühlender Wirth ganz ihrer Bequemlichkeit, ohne ſie durch ſeine Gegenwart oder durch lange Unterhaltung von dem Genuſſe der erſehnten Ruhe abzuhalten. Für die Bedürfniſſe der Müden iſt vortrefflich geſorgt. Längs der Fenſterſeite des großen Saales, welcher die ganze Vorderwand des Hauſes einnimmt, liegen weiche, ſechs bis acht Fuß breite, ſeidene Polſter in langer Reihe; nicht minder ſchöne, walzenförmige Kiſſen bieten ſich dem Oberkörper des behaglich Ausgeſtreckten als ſchwellende Unterlage dar. Wer auf ſolchem Diwahn geruht hat, wird gerne zugeſtehen, daß er viel bequemer iſt als unſere Stühle und Sofas; nur Diejenigen, denen das Bücken und Aufſtehen ſchwer wird, ziehen vielleicht europäiſche Geräthſchaften vor. Auch ſolche Gäſte ſuchen nicht vergebens: ſie finden rechter Hand zwei prächtige Himmelbetten aufgeſchlagen.

Inzwiſchen iſt der die Lebensgeiſter weckende Kahaua (Kaffee) erſchienen und von Allen mit Behagen geſchlürft worden. Nun erſt findet man Muße, die weitere Einrichtung zu muſtern. Große, wohlverglaſte Fenſter erhellen das Gemach; jeder der Pfeiler zwiſchen ihnen wird durch einen breitrahmigen, franzöſiſchen Spiegel faſt verdeckt. Die Wände ſind mit goldverzierten Säbeln und Gewehren der neueſten wie der älteſten Form und Erfindung behängt. Linker Hand ſtehen Tiſche mit koſtbarem, europäiſchen Porzellan. Im unteren Geſchoſſe wohnt Muniemku ſelbſt in faſt kahl zu nennenden Räumen. Nur wenige perſiſche Teppiche und ſchön gearbeitete Matten zieren Wände, Fußboden und gemauerte Sitze; an Stühlen und ſonſtigem Hausgeräthe dünkt uns ſogar Mangel zu ſein: der Araber bedarf nicht Deſſen, was wir vermiſſen.

Von der Thätigkeit, von der täglichen Beſchäftigung der Araber und wohlhabenderen Suaheli läßt ſich wenig ſagen, da mit geringer Ausnahme Alle Müßiggänger und Tagediebe ſind. Ihre Zeit vergeht mit Eſſen, Rauchen, Beten, Beſuche machen und Schwatzen; denn nur die Wenigſten von ihnen haben als Kaufleute oder Beamte beſtimmte Berufsarbeiten. Eher noch kann man den Frauen eine gewiſſe Geſchäftigkeit nachrühmen, da ſie zur Vertreibung der Langeweile Stickereien und Flechtarbeiten fertigen und ſich ſogar ein wenig mit Zubereitung der Mahlzeiten, beſonders der beliebten gebackenen Leckereien abgeben.

In der Lebensweiſe ſtimmen die Vornehmen, wenigſtens in den hauptſächlichſten Punkten, mit den Geringen überein. Araber und Neger bedienen ſich zum Eſſen nur der Finger; der Gebrauch von Meſſern, Gabeln und Löffeln iſt ihnen fremd. Dieſe Sitte begreift ſich leicht, da alle Speiſen in ſolcher Form auf die Tafel kommen, daß ſie ohne Weiteres mit den Fingern genoſſen werden können. Reis, die Hauptſpeiſe, iſt zu einer lockeren Maſſe, Wali, gekocht, welche ſich leicht zu kugeligen Biſſen formen läßt; Fleiſch wird ſchon vor dem Schmoren in handliche Würfel zerſchnitten; flüſſige Speiſen aber, wie unſere Suppen, erſcheinen nur ſelten und werden dann aus flachen Schalen geſchlürft. So unappetitlich uns anfangs dieſe Art des Eſſens erſcheinen mag, ſie iſt es nicht: denn Jeder der aus einer Schüſſel Zulangenden reiniget ſich vor und nach Tiſche die Hände. Man muß den Arabern zugeſtehen, daß ſie in der Geſchicklichkeit im Gebrauche ihrer Finger dem mit Meſſern und Gabeln hantierenden Europäer durchaus nicht nachſtehen, wenn ſie auch die Meiſterſchaft der mit Stäbchen eſſenden Chineſen und Japaneſen nicht erreichen.

Der nur mit Kopra oder mit Kokosnußöl geſchmalzte und mit Fleiſch- oder Currypfefferbrühe übergoſſene Reis (8) hat einen vorzüglichen Wohlgeſchmack. Wir haben dieſen wali na tschusi öfters bei unſeren arabiſchen Gaſtfreunden genoſſen und können verſichern, daß wir ihn auch in Europa tagtäglich mit Vergnügen auf der Tafel ſehen würden, ohne ſeiner überdrüſſig zu werden.

Große Gaſtereien finden bei den Arabern nur gelegentlich wichtiger Feierlichkeiten ſtatt; doch kommt es auch zu gewöhnlichen Zeiten vor, daß man, etwa zu Ehren eines Fremden, die Speiſen mit beſonderer Sorgfalt und in größerer Mannigfaltigkeit bereitet und ihnen noch eine Menge ſonderbar geformten, übermäßig fetten Backwerkes zufügt. Dem Europäer gegenüber ſpricht ſich die Gaſtlichkeit der Leute in angenehmer Weiſe aus. Man ſucht ihm möglichſt wenig läſtig zu fallen und nimmt Rückſicht auf fremde Gewohnheiten, d. h. ſetzt Wein, Thee und Kaffee zur Auswahl auf die Tafel und deckt oft in einem beſonderen Gemache, wahrſcheinlich um nicht durch das Eſſen mit den Fingern Ekel zu verurſachen.

Als Tafelgetränk dient Waſſer, bei reicheren Leuten und bei feſtlichen Gelegenheiten wol auch Scherbēt oder Sorbet, d. i. verdünnter, ſüßer Fruchtſaft. Nach dem Eſſen wird der auch zu anderen Tageszeiten beliebte, ſtarke Kaffee aus kleinen Taſſen genoſſen. Neuerdings hat man auch angefangen, dem Thee Geſchmack abzugewinnen.

Narkotiſche Genüſſe, als Tabakrauchen, -ſchnupfen und -kauen, ſind in Sanſibar zwar in Aufnahme, aber es gilt nicht für anſtändig oder eines vornehmen Mannes würdig, einer dieſer Gewohnheiten zu huldigen. Der Sultahn enthält ſich, ſoviel uns bekannt, derſelben gänzlich. Am gebräuchlichſten findet man in allen Ständen, ſogar auch bei Frauen, das Betelkauen, dieſes bei Arabern, Perſern, Indiern und Negern ſo beliebte Genußmittel. Dadurch, daß es die Abſonderung des Speichels befördert, ſoll es erfriſchend wirken und die Verdauung in Ordnung halten; auch wird behauptet, daß es zur Verhütung von Dyſenterie und Rheumatismus gute Dienſte leiſte; mit Tambu — ſo nennt der Suaheli den zum Kauen vorbereiteten Biſſen — im Munde ſoll man endlich Hunger und Durſt leicht ertragen können: zur Zeit des Ramadahn, wann der Mahammedaner den ganzen Tag über bis Sonnenuntergang weder Speiſe noch Trank genießen darf, mag das ſcharfe Kaumittel allerdings faſt unentbehrlich ſein, um die religiöſe Selbſtquälerei des Faſtens einigermaßen erträglich zu machen. Vor anderen ähnlichen Gewohnheiten, wie Schnupfen und Rauchen, hat das Tambukauen jedenfalls den Vorzug, daß es nicht auch die Sinne Anderer beleidigt, ſondern nur dem Kauenden ſelbſt ſchadet, indem es Speichel, Lippen und Zähne roth färbt, auf letztere wol auch zerſtörend wirkt. Außerdem übertrifft es an Billigkeit alle anderen Genüſſe; denn eines Pfennigs Werth von dem edlen Kraute gewährt viele Stunden lang Vergnügen. Wie unſerem Raucher die Cigarrentaſche, ſo iſt dem Betelkauer ſein Kipatu oder Kedjaluba unentbehrlich, eine längliche, metallene Doſe, in welcher er die Kauerforderniſſe aufbewahrt. Sie birgt etwas Tambu — Blätter des Betelpfefferſtrauches Piper Betle L., — Popo — die taubeneigroße Nuß der Arekapalme — gebrannten Kalk und Tabak, von welchen drei letzten Beſtandtheilen man beim Gebrauche ein wenig in die Hälfte eines Tambublattes wickelt. Wenn der Suaheli dieſe kleine Doſe zur Hand nimmt, bietet er ihren Inhalt, wie es der gebildete Mann Europas mit ſeiner Schnupftabaksdoſe thut, nach allen Seiten hin ſeiner Umgebung an. Tambu von Frauen angeboten iſt mehr noch als ein Zeichen der Höflichkeit: es wird als verblümte Liebeserklärung betrachtet.

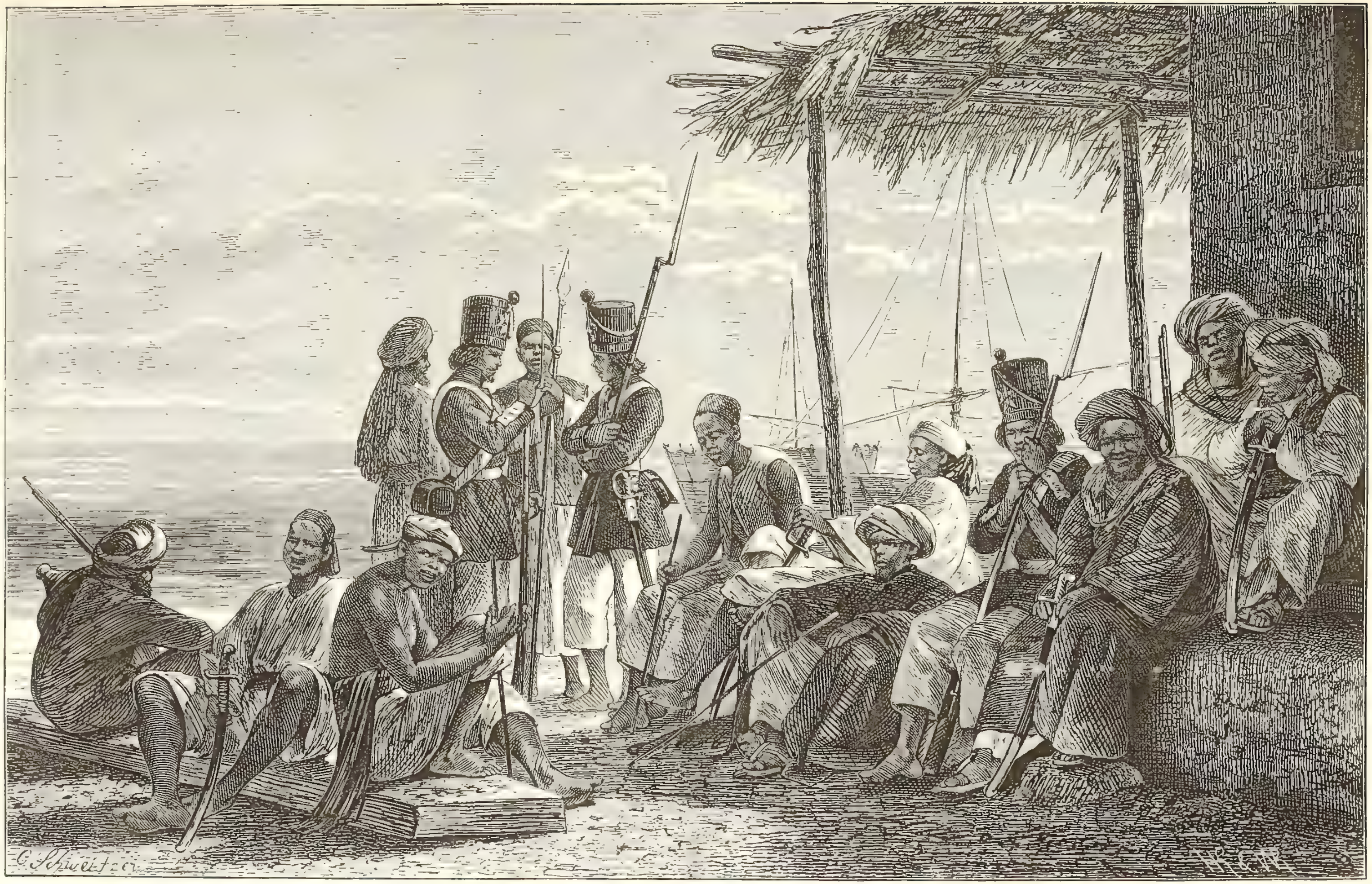
In der Kunſt und Leidenſchaft des Rauchens können Suaheli und Araber Sanſibars ſich nicht mit Türken und Vollblut-Arabern vergleichen. Ihre Pfeifen ſind erbärmlich gegen die, welche man unter jenen Völkern ſelbſt bei Aermeren antrifft. Auch die ungeſchickte Art und Weiſe ihres Rauchens läßt erkennen, daß dieſer Genuß ihnen kein wahres Bedürfniß, ſondern mehr eine von Arabien her eingeführte oder durch die gleichfalls rauchenden Neger vererbte Gewohnheit iſt. In Gegenwart von Perſonen höheren Standes oder gar vor dem Sultahn und den Prinzen ſeines Hauſes darf übrigens keinesfalls geraucht werden.

Faſt noch weniger iſt das Schnupfen — nanuka tombako, Tabak riechen — eingebürgert, und auf rohe, den Negern Innerafrikas abgelernte Weiſe wird es ausgeübt. Eine Priſe iſt unbekannt, von einer feinen Müllerdoſe weiß Niemand. Aus einem enghalſigen Büchschen oder Fläſchchen ſchüttet man eine kleine Menge des fein gepulverten und nicht weiter zubereiteten Tabaks auf den Rücken der Hand und ſaugt den Staub durch einen kräftigen Athemzug in die Naſe. Bald nach dem Genuſſe beginnen die armen Pfuſcher dort zu nießen — ein unverzeihlicher Fehler in den Augen eines Schnupfkünſtlers Europas. —

Ein großer Theil des Tages wird von gegenſeitigem Beſuchen in Anſpruch genommen. Der Beſuchende tritt, falls keine Sklaven an der Thüre ſitzen und die Meldung beſorgen, mit dem Rufe „hodi! hodi!“ ein, welcher die Aufmerkſamkeit erregen und die Frauen vor Ueberraſchungen bewahren ſoll, begrüßt ſeinen Freund mit „jambo“ was der Andere mit „jambo sana“ (der Zuſtand iſt ſehr oder gut) erwiedert, oder grüßt mit dem rein arabiſchen „salām aleïkum“ (Friede ſei mit euch) und zur Erwiederung „aleïkum essalām.“ Obgleich der Eintretende den Hausherrn mit dem Worte „sterahe“ zum Sitzenbleiben nöthiget, geht dieſer doch entgegen, ſchüttelt ihm die Hand und bleibt noch eine Weile bei ihm ſtehen, bis ſich endlich Beide ſetzen. Das Geſpräch, bei welchem ſich auch Araber oft der Suaheliſprache bedienen, beſteht im Austauſche von Höflichkeitsformeln und Neuigkeiten und wird zumeiſt mit großer Förmlichkeit, mit einer gewiſſen, den Arabern eigenen Würde geführt; jedoch haben wir auch gebildete und hochſtehende Leute kennen gelernt, welche bei dem geſelligen Verkehre eine faſt europäiſche Ungezwungenheit beobachteten und über Alles gewandt und gemütlich ſchwatzten und ſcherzten. Zum Abſchiede lautet der Gruß „kuaheri, kuaheri sana“ oder „kuaheri ku onana“ (lebe wohl, lebe recht wohl, oder lebe wohl, auf Wiederſehen). So grüßen ſich Gleichgeſtellte; Sklaven und Niedrigſtehende gebrauchen ihren Herren oder Vornehmeren gegenüber ſtatt Jambo das Wort Schikamu — verkürzt aus naschika mgu oder mgono, d. i. ich ergreife den Fuß oder die Hand, ähnlich dem ſüddeutſchen „ich küſſe die Hand“.

Zu Beſuchen eignet ſich vorzugsweiſe die kühlere Zeit des Tages von vier bis ſechs Uhr Nachmittags und der Abend nach dem letzten Gebete in der Moſchee; doch werden, wenn Langeweile drückt oder Geſchäfte es fordern, auch andere Tagesſtunden hierzu benutzt: vielleicht gilt es ſogar für höflich, ſich eines Beſuches wegen den brennenden Sonnenſtralen auszuſetzen; wenigſtens werden die Staatsbeſuche immer nur zur Mittagszeit empfangen und erwiedert. So erſcheinen zur öffentlichen Audienz oder Baraſa täglich die vornehmſten Einwohner der Stadt zwiſchen zehn und zwölf Uhr im Hauſe des Sultahns. (Wie das türkiſche Wort Diwahn bedeutet auch Baraſa urſprünglich einen Sitz, und zwar die Bank vor dem Hauſe, auf welcher Beſuche entgegen genommen werden; bildlich wird es dann für Empfangsraum und für feierliche Beſuche überhaupt angewendet).

Auf dieſem wichtigen Gange ſind die arabiſchen Großen, wie die römiſchen Patrizier bei ihren öffentlichen Ausgängen von den Klienten, von ihren Mfuaſi oder Nachläufern begleitet, einem Gefolge, aus deſſen Größe man auf den Rang und Reichthum des Begleiteten



Niederes Gefolge des Sultahns.

ſchließen kann. Es beſteht zumeiſt aus Solchen, welche in irgend einer Abhängigkeit zu letzterem ſtehen, ſei es nun, daß ſie Wohlthaten empfangen haben oder ganz von ihm erhalten werden, oder auch, daß ſie ſelbſt oder ihre Vorfahren zu den von ihm freigelaſſenen Sklaven gehören. Mit würdevollen Schritten bewegt ſich der Schweif durch die Straßen: voran der Herr mit einigen Freunden oder anderen Vornehmen, hinterher der Troß der Abhängigen, in genauer Beobachtung der Rangordnung mit den gering gekleideten, dunkelfarbigen Freigelaſſenen ſchließend.

Ein verſchiedenes Gefolge iſt dasjenige, welches die Frauen bei ihren abendlichen Ausgängen um ſich haben. Mehrere von ihnen vereinigen ſich mit Freundinnen und Dienerinnen zu einem mehr oder minder langen, ſchweigſamen Zuge, welchem vor- und nachleuchtende Diener den Weg ebenen, d. h. als Wache dienen, daß kein unerlaubter Verkehr mit fremden Männern eingeleitet werde. Jedoch auch hier iſt es, wie in der Naſimoja und auf den Dächern, abweichend von den ſtrengeren Sitten des Morgenlandes, nicht unmöglich, ein heimliches „Jambo Bibi“ (guten Tag, Herrin) anzubringen. Iſt die Gegrüßte noch jung, ſo wird ſie ſich enger in ihren Shawl wickeln, den Kopf mit ihren Freundinnen zuſammenſtecken und leiſe kichern; iſt ſie alt, ſo lüftet ſie vielleicht, in richtiger Erwägung, daß man eine junge Dame zu grüßen vermeint, ihren Schleier auf einen Augenblick und flüſtert mit ſonderbarer Offenherzigkeit: „mimi mse“ (ich bin ja alt)! —

Während alſo vornehme Damen Nichts von den Freiheiten genießen, deren ſich die Negerinnen erfreuen, ſind die Männer durch keine Schranken gehemmt, auch nicht gewillt, ſich ſolche ſelbſt zu ſetzen. Schon in dem Alter, in welchem unſere Knaben die Schule verlaſſen, beginnt der halberwachſene Suaheli ſeine Liebſchaften, oder kauft ſich eine Sklavin zu ſeinem ausſchließlichen Gebrauche; wenige Jahre darauf, wenn er die Freiheit zur Genüge genoſſen, verheirathet er ſich mit einem ebenfalls erſt der Kindheit entwachſenen Mädchen. Doch dieſe Ehe hindert ihn keinesweges, ſich in Beſitz alles Deſſen zu ſetzen, was ihm außerdem gefällt: weder Geſetz noch Sitte verwehren ihm, ſich ſoviel Surias zu halten, als ihm ſeine Mittel erlauben, oder der einen rechtmäßigen Gattin noch drei andere zuzufügen. Von letzterer Erlaubniß machen indeß Wenige Gebrauch (denn auch hier beſchränkt der Geldbeutel die Vielweiberei), und wol nur der Sultahn beſitzt einen Harehm im eigentlichen Sinne des Wortes: — Harehm-, Marſtall- und Soldatenhalten, gehört eben auch hier, wie in der Türkei und anderswo, zu den Kennzeichen der Herrſcherwürde. Es würde falſch ſein, wollte man glauben, daß ein Harehm immer die geſetzlich erlaubte Zahl von vier rechtmäßigen Gattinnen enthalte: im Gegentheil, ſoviel uns bekannt, iſt der des jetzigen Herrſchers ausſchließlich mit Surias von Abyſſinien, Georgien und anderen Orten bevölkert; ja, der Sultahn ſelbſt und alle anderen Prinzen des Hauſes ſind ſämmtlich in ſolcher Halbehe erzeugte Kinder.

Selbſtverſtändlich iſt es unmöglich, ſich eine genaue Kenntniß von den Einrichtungen eines „thätigen“ Harehm zu verſchaffen; von der Bauart eines dazu beſtimmten Hauſes jedoch wiſſen wir zu erzählen.

Einige Seemeilen nördlich von der Stadt liegt hart am Strande, an einer Biegung deſſelben ein großes, weißes Haus, genannt Bet el Ras, das Haus an der Ecke oder Landſpitze. Es war von dem alten Seid Said erbaut worden, ſollte dieſem nach einem unruhigen und thatenreichen Leben als ein der Ruhe und Behaglichkeit gewidmeter Aufenthaltsort dienen, ſein Landhaus und Harehm werden. Nähert man ſich vom Strande her, ſo gewahrt man nur die hohen Umfaſſungsmauern; erſt weiter abwärts, von See aus, kommt auch das ſtattliche Gebäude zum Vorſchein. Ein geräumiger Hof umſchließt es; auf der einen Seite führt eine breite, ſteinerne Freitreppe mit ſtattlichem Portale wol zwanzig Fuß hoch empor nach den bewohnten Räumlichkeiten. Das Haus ſelbſt wird durch einen langen, inneren Hof in zwei Flügel getheilt. In gleicher Höhe mit dem äußeren Hofe liegend und von hoher Galerie umſchloſſen, gleicht dieſer einer Arena, in welcher Thierkämpfe abgehalten werden ſollen; doch führen die kleinen Thüren da unten nicht in Käfige von Löwen und Panthern, ſondern nur in Speicher, Sklavenwohnungen, Viehſtälle und Rumpelkammern. Von dem breiten, luftigen Gange aus, welchen eine Reihe arabiſcher Spitzbogen und Säulen abgrenzt, überblickt man, wie in einem Gefängniſſe für Einzelhaft, eine große Anzahl ſtarker Thüren; hier wie dort ſind alle Thüren, wir wiſſen nicht, ob von dem jetzigen Beſitzer oder von Seid Said herrührend, mit laufenden Nummern verſehen. Letztere Möglichkeit dürfte nicht ſo gar unwahrſcheinlich ſein; denn der alte Sultahn, deſſen Gedächtniß durch die Anforderungen, welche das Leben an ihn geſtellt, ſicherlich etwas gelitten, konnte, bei der beträchtlichen Anzahl ſeiner Frauen oder vielmehr Surias, unmöglich die Namen Aller merken. Treten wir ein in die Gemächer: kein Eunuche wehrt uns, wir dürfen aber auch keine ſchönen Frauen vorzufinden hoffen. Die Zelle iſt weder allzu eng, noch finſter, und doch bringt ſie einen traurigen Eindruck hervor. Durch die ſpärlichen Fenſteröffnungen blickend, gewahrt das Auge nichts Lebendiges: auf der einen Seite wogt die blaue Flut, auf der anderen wiegen ſich die Wipfel der naheſtehenden Gewürznelkenbäume und Kokospalmen, den Strand verbirgt die nahe, hohe Mauer. Hier ſollten die armen Frauen eingeſchloſſen werden: ihre einzige Unterhaltung Sticken und Flechten, Ränkeſpinnen und Geſpräche, wie ſie eine erhitzte Einbildungskraft eingibt, ihre einzige Pflicht, das Beſtreben ihrem Gebieter zu gefallen, ihre einzige Abwechſelung ein abendlicher Spaziergang auf dem hochummauerten Dache oder, bei ſchlechtem Wetter, in dem Säulengange! Schon waren alle die Schönen angeſchafft — da ſtarb Seid Said, bevor ſeine allumfaſſende Liebe ſich in dieſem, ihrem neueſten Tempel bethätigen konnte. Jetzt wohnt ein Fremder in den weiten Hallen des Harehm, auf dem Dache welket Kopra, das Eigenthum eines ungläubigen Kaufmannes, und im Hofe ertönen die luſtigen Geſänge der arbeitenden Schwarzen! Welche rechtſchaffene, chriſtliche Ehefrau würde nicht hierin das Walten einer rächenden und gerechten Vorſehung erblicken? Und doch hat ſie Unrecht: die Araberin lebt glücklich und zufrieden im Harehm; hier aufgewachſen, kennt ſie die Freiheit nicht und beneidet ihre europäiſchen Schweſtern nicht um ſolche.

Ein Familienleben in unſerem Sinne iſt nach Dieſem bei den höheren Ständen undenkbar, wenigſtens was den Verkehr zwiſchen Mann und Frau betrifft. Das Verhältniß Beider beruht auf Mißtrauen anſtatt auf gegenſeitigem Zutrauen; die Weiber, als die Unterdrückten und Rechtsloſen, halten gegen die geſtrengen Eheherren zuſammen, und die Männer wieder, denen die Geſetze Alles geſtatten, führen lieber ein öffentliches Leben unter ſich. Bei ärmeren Leuten findet man aber trotzdem einzelne muſterhafte Ehen.

Kinder und Eltern ſtehen faſt allgemein in innigem Verhältniſſe zu einander; jene zeigen dieſen Liebe und Ehrerbietung und bewahren auch in ſpäteren Jahren eine große Anhänglichkeit, vorzüglich an die Mutter. Dies zeigt ſich u. A. auch darin, daß der Ausruf „Mama, Mama“ ſowol bei Freude als bei Schreck ſehr häufig gebraucht wird, und Erwachſene ſich des Namens ihrer Mutter bei kräftigen Betheuerungen in derſelben Weiſe bedienen, wie wir „bei Gott“ oder die Araber „bei ihrem Barte“ ſchwören. —

In den Gebräuchen bei der Verehelichung unterſcheiden ſich die Einwohner Sanſibars nicht weſentlich von den Mahammedanern anderer Länder, ja, es laſſen hierin ſich ſogar Anklänge an chriſtliche Gebräuche finden. Nach Guillain verläuft die wichtige Angelegenheit etwa in folgender Weiſe. Der Ehe geht immer eine Verlobung voraus, ein Eheverſprechen. Oftmals wird dieſes ſchon in der früheſten Jugend der beiden für einander beſtimmten Leute von den Eltern verabredet; in den meiſten Fällen aber hat der junge Mann ſelbſt die Einwilligung zur Heirath nachzuſuchen. Er thut Dies bei dem Vater des

Mädchens, lebt dieſer nicht mehr, bei dem Großvater, oder endlich, wenn keine anderen Angehörigen da ſind, bei den oberſten Behörden der Stadt. Hat er eine zuſtimmende Antwort erhalten, ſo findet bei dem zukünftigen Schwiegervater ein Verlobungsſchmaus im engeren Kreiſe ſtatt.

War das Mädchen männlichen Blicken ſchon vorher verborgen, ſo iſt ſie jetzt ihrem Bräutigam noch weniger ſichtbar: dieſer darf ſie wol beſuchen, erhält aber keinen Zutritt zu ihr und muß, wenn keiner ihrer ſchützenden Verwandten anweſend, ſogar im Vorhofe des Hauſes warten und von hier aus die Braut von ſeiner Gegenwart benachrichtigen. Darauf erhält er von ihr als einzige Entſchädigung für ſeine Bemühung einen Biſſen Tambu. Verlobungen ſind dort wie hier nicht unauflösbar; doch ſucht man gewöhnlich einen paſſenden Vorwand, um ſich mit Anſtand des Verſprechens entledigen zu können.

Die Verehelichung erfolgt zu gelegener Zeit. Als geeignetſte Tage betrachtet man den Juma oder Freitag (den Sonntag der Muslimin), und vorzugsweiſe den erſten Freitag nach dem Ramadahn und den Tag der Mekkapilgerſchaft. Gewöhnlich werden die Mädchen im dreizehnten oder vierzehnten Jahre, kurz nach eingetretener Reife verheirathet; doch hindert Nichts, dies früher zu thun und ſelbſt Kinder mit einander zu vermählen. Sklavinnen dürfen nur, wenn ſie mannbar ſind, verehelicht werden; auch tritt der Mann nicht eher in den thatſächlichen Beſitz einer ſolchen Gattin ein, als bis nach vollzogener Trauung die Natur wenigſtens einmal den Beweis der wirklichen Reife des Mädchens geliefert hat.

Bekanntermaßen iſt es bei den Mahammedanern der Bräutigam, welcher die Mitgift gibt, und zwar nicht der Braut, ſondern dem Vater derſelben — ein Geſchäft, welches einem Handel oder Kaufe nicht unähnlich ſieht; außerdem muß er noch die Hälfte der Hochzeitskoſten tragen, unter denen Geſchenke für die Neuvermählte und der Aufwand für die folgenden Schmauſereien zu verſtehen ſind. Iſt der Bräutigam arm und kann die erforderlichen Summen nicht auf einmal bezahlen, ſo verzögert ſich hierdurch die Trauung; denn dieſe Gebühren werden nicht geborgt, müſſen vielmehr vollſtändig erlegt ſein, ehe der Gegenwerth ausgehändigt wird. Sind endlich alle Hinderniſſe aus dem Wege geräumt, ſo verſammeln ſich am beſtimmten Tage die männlichen Verwandten des Bräutigams in dem Hauſe der Zukünftigen, wo die verbindende Feierlichkeit ſtattfindet, falls Dies nicht ausnahmsweiſe in der Moſchee geſchehen ſoll; denn auch in Sanſibar iſt dieſer Akt, wie in den aufgeklärteren der europäiſchen Staaten, ein rein bürgerlicher und wird in Folge deſſen nicht vor dem Geiſtlichen, ſondern vor dem Kadi oder Richter vollzogen. Dieſer nimmt Kenntniß von den Abſichten des jungen Mannes, ermahnt ihn, ſeine Frau zu deren Zufriedenheit zu behandeln, und — hierbei überſchreitet er die Rechte, welche ihm der Korahn gibt — ihr treu zu ſein. Darauf fragt er den Vater oder Großvater der Braut, ob er damit einverſtanden, oder wendet ſich auch an ſie ſelbſt, wenn ſie allein ſteht in der Welt. Endlich läßt er ſich von anweſenden Frauen bezeugen, daß die auch für ihn verhüllte Braut die Rechte, fragt letztere überflüſſiger Weiſe (ihre Angehörigen können ſie ja wider ihren Willen verheirathen), ob ſie mit dem Antrage ihres Zukünftigen zufrieden ſei, und ſchließt die Ehe.

Nun wird der junge Gatte in ein dunkeles Zimmer geführt, wo ſich ſeine Gemahlin in der Mitte anderer Frauen und immer noch verſchleiert und eingehüllt befindet. Von ihren Freundinnen auf den rechten Weg geleitet, legt er ſeine rechte Hand auf das Haupt der Geliebten und ſagt Gebete und Anrufungen Allahs her, um die Verbindung zu weihen und Segen für ſie zu erflehen. Hiermit muß er ſich vor der Hand begnügen; denn die Gattin wird von Beſuchen in Anſpruch genommen, und er ſelbſt hat den Tag ſeinen Gäſten zu widmen. An den nun folgenden Feſtlichkeiten, welche, je nach dem Reichthume und der

Freigebigkeit des Brautvaters, mehrere Tage lang andauern und in Tafelfreuden, Tänzen und religiöſen Geſängen beſtehen, nehmen beide Geſchlechter geſondert Theil. Hierbei wird der Armen nicht vergeſſen; was dieſe erhalten, iſt ſogar in den meiſten Fällen beträchtlicher, als was die Gäſte während der langen Dauer des Feſtes zu verzehren vermögen, obgleich jeder Dazukommende das Recht hat, als Gaſt daran Theil zu nehmen.

Endlich, wenn die Hochzeit der Gäſte zu Ende, iſt es dem lange hingehaltenen Bräutigam geſtattet, die ſeinige zu feiern und in ſeine jüngſt erworbenen Rechte einzutreten. Niemand ſtört ihn mehr; ſogar der Vater entfernt ſich vom Hauſe und kehrt erſt nach ſieben Tagen wieder zurück, während welcher Zeit jedoch der junge Ehemann ſeine Angehörigen und Freunde noch auf eigene Koſten bewirthen muß. Erweiſt ſich die junge Frau als Jungfrau, ſo ſchenkt der glückliche Gatte ihr eine Morgengabe, Djeſiha, und den anweſenden Frauen ein hochzeitliches Tuch, wofür dieſe das Lob der jungen Vermählten ſingen. Mit einem gleichen Geſchenke belohnt auch der Vater nach ſeiner Rückkehr die tugendhafte Tochter und weiſt ihr zugleich eine eigene Hütte zur Wohnung an. Ebenſo beſtreitet er auch bis zur Geburt des erſten Kindes ihren Unterhalt.

Man wird ſich nicht wundern dürfen, wenn Frauen da, wo ihre Einwilligung zur Schließung einer Ehe nicht erforderlich iſt, wo ſie gewiſſermaßen käuflich erworben werden, nicht dieſelbe Stellung einnehmen wie in denjenigen Ländern, wo ſie außer ihrer Perſon noch ihre häuslichen Tugenden und ihr Vermögen mit in die eheliche Gemeinſchaft bringen und dadurch als gleichſtehende Genoſſin des Mannes auftreten. Sie gelten dort als Eigenthum, deſſen man ſich mit Leichtigkeit wieder entledigen kann; und als höchſte Tugend wird an ihnen nicht Sittſamkeit und Treue geſchätzt — bei Abſperrung und Ueberwachung, welche den Widerſpruchsgeiſt ſo ſehr herausfordern, kann hiervon keine Rede ſein — ſondern Fruchtbarkeit. Weil hierauf ſo hoher Werth gelegt wird, ſchenkt auch der Araber ſeiner zur Suria erhobenen Sklavin die Freiheit, wenn ſie ihn mit einem Nachkommen beſchenkt hat — ein ſchöner und edler Gebrauch: der Vater kann und darf in der Mutter ſeines Kindes keine Sklavin ſehen. —

Insgemein ſind die Ehen in Sanſibar wenig fruchtbar, demgemäß zahlreiche Familien eine Ausnahme. Zwillinge kommen ſelten vor und werden, wenn auch nicht mit Freuden begrüßt, ſo doch wie andere Kinder aufgenommen.

Nach dem dritten Monate der Schwangerſchaft verlaſſen die Frauen das Haus nicht mehr, daher die allen Fremden auffällige Erſcheinung, daß man niemals ein Weib in geſegneten Umſtänden ſieht. Zur Hilfleiſtung beim Gebären werden alte Weiber herbeigerufen, welche ſich durch ihre Gegenwart und durch ungeſchicktes Kneten mit der Hand möglichſt unnütz machen, dafür aber einen bis anderthalben Thaler Geld und die Kleider der Mutter erhalten. Während dieſe ihres Stündleins harret, ſteht der Gatte vor der Thür und wartet, bis ihm eine Botſchaft über das Geſchehene zukommt, weniger geſpannt zu erfahren, ob Alles glücklich abgelaufen — denn das Gegentheil iſt ein ſeltener Fall — als zu wiſſen, ob das Neugeborene, wie er im Stillen hofft, ein Knabe ſei.

Kurz nachdem das Kindlein das Lebenslicht erblickt, wäſcht man es mit ſüßem Waſſer, ſchneidet die Nabelſchnur mit einem dünnen Meſſer ab und verbindet den Reſt derſelben mit einem Faden. Darauf ſtreicht man dem Kleinen etwas Kuhmilch, gemiſcht mit Manjano (ein ſafranähnlicher Stoff, welcher u. A. zum Gelbfärben der Stirnhaare verwendet wird) an den Mund und legt ihn an die Bruſt der Mutter. Nur in ſeltenen Fällen vertraut man den Säugling einer Amme an oder füttert ihn, falls eine ſolche nicht zu haben iſt, mit durch Zucker verſüßter Kuhmilch auf. Nach einem Jahre beginnt die Entwöhnung mit einer Speiſe aus gekochtem Reis, Milch und Zucker; im dritten Lebensjahre wird die gewöhnliche Nahrung Erwachſener ohne Bedenken dargereicht.

Bald nach der Geburt gibt der Vater dem Kinde einen Namen. Eine beſondere Feierlichkeit iſt jedoch damit nicht verknüpft; auch die kommenden Geburtstage werden nicht gefeiert; ja, es ſcheint, als ob die Eltern nicht einmal genau das Alter oder den Tag der Geburt ihrer Kinder merkten. Jener Name iſt ein Kindername, dient nur bis zur Beſchneidung des Knaben oder bis zur Mannbarerklärung des Mädchens, bei welcher Gelegenheit der Name für Lebenszeit gegeben wird. In der Bildung desſelben gleichen ſich alle Muslimin: ſie verbinden, da für ſie nicht die Familie, ſondern nur der Vater Wichtigkeit hat, den Rufnamen des Kindes, welcher immer nur aus einem Worte beſteht, durch Vermittelung eines dazwiſchen geſetzten Ben (Sohn) oder Binta, Bente (Tochter) mit dem Namen des Vaters und, wenn es verlangt wird, auch des Großvaters u. ſ. f. bis zum Stammvater des Geſchlechts: daher die oft ellenlange Wortbildung.

Knaben bleiben bis zum ſiebenten Jahre im Hahrem, unter Obhut der Frauen, von denen ſie anſcheinend mit großer Liebe und Zärtlichkeit behandelt werden. Man putzt ſie auf alle erdenkliche Weiſe heraus, ſo daß das Beſtreben der Mütter, durch ihre Kinder zu gefallen, nicht verkannt werden kann. Ganz beſonders liebt man es, die Kleinen an Augen, Stirn und Wangen mit ſchwarzer Schminke von Ruß und Oel zu bemalen; ein wenig davon ſteht dem allerliebſten, gelblichen, runden Geſichtchen auch ſehr gut, ein Zuviel entſtellt ſie aber in abſcheulicher Weiſe. Vielleicht haben dieſe Striche und Linien noch einen anderen, geheimen Zweck — ſie ſollen die Lieblinge vor dem böſen Blicke bewahren.

Als wichtigſter, feierlichſter Tag im Leben des jungen Muslim muß die Beſchneidung betrachtet werden. Was die Bedeutung derſelben anlangt, läßt ſie ſich wol am beſten mit der Einſegnung junger Chriſten vergleichen: durch ſie tritt der Knabe in die Reihe der „Erwachſenen“, erhält den Namen, welchem er als Mann dereinſt Achtung verſchaffen ſoll. Selbſt Arme feiern dieſen Tag mit einem mehrtägigen Feſte, bei welchem außer Schmauſereien und Speiſevertheilungen vorzüglich Gebete eine große Rolle ſpielen. Im Jahre 1863 oder 1864 hatten wir Gelegenheit, einen Akt der Feierlichkeiten bei der Beſchneidung der zwei jüngſten Brüder des Sultahns zu beobachten. Es war am Napoleonstage. Wir gingen ſpät in der Nacht von dem Feſteſſen des franzöſiſchen Konſuls nach Hauſe und kamen an dem freien Platze vor dem Hauſe des Sultahns vorüber. Im fahlen Lichte einer großen Anzahl Laternen knieeten hier bärtige und unbärtige Geſtalten in langen Reihen und murmelten in geſangähnlichen Weiſen die vorgeſchriebenen Gebete, ſich bald erhebend, bald auf die Erde niederbeugend, die Arme über die Bruſt kreuzend oder weit ausbreitend. Bei unſerer Weinlaune brachte das fremdartige Schauſpiel anfangs zwar einen lächerlichen Eindruck auf uns hervor; zuletzt aber verfehlte der außerordentliche Ernſt der andächtigen Gläubigen ſeine Wirkung nicht: wir mußten geſtehen, daß ſolche nächtliche Maſſengebete etwas ungemein Erhebendes und Erregendes, faſt Geiſterhaftes haben.

Nach der Beſchneidung werden die ſiebenjährigen Knaben in die Schule geſchickt, um ein wenig leſen, ſchreiben und rechnen zu lernen. Sind ſie dann im dreizehnten oder vierzehnten Jahre mannbar geworden, ſo beginnen ſie ein dem Genuſſe gewidmetes Leben, wie wir es ſchon vorher andeuteten. —

Mädchen werden bei den Suaheli nicht beſchnitten. Auch ihre ſpätere Erziehung vollendet ſich in anderer Weiſe. Nachdem im zwölften oder dreizehnten Jahre der Eintritt der Reife ſich bekundet hat, werden ſie von einer alten Frau gewaſchen, mit ſchönen Kleidern und Zierrathen behangen und, feſtlich geſchmückt und bemalt, in der Stadt umher geführt, um die Glückwünſche und kleinen Geſchenke ihrer Bekannten zu empfangen. Nunmehr beginnt eine eigenthümliche Abrichtung. Eine alte, wohlerfahrene Frau übernimmt die Mädchen gegen eine Entſchädigung von zehn Thalern und unterrichtet ſie im weiteſten

Sinne des Wortes in Allem, was einer guten Haus- und Ehefrau zu wiſſen und zu verſtehen nöthig (9). Dazu gehört beſonders das Kochen und das Kneten, welches Letztere bei den Männern ſehr beliebt iſt zur Linderung und Entfernung von Rheumatismus oder Steifigkeit der Glieder. Während der vierzigtägigen Dauer dieſer Abrichtung, welche wiederum mit einer Feſtlichkeit ſchließt, darf die Schülerin durchaus nicht ſprechen, auch auf keine Anrede antworten; nur in dem einen Falle iſt es ihr geſtattet, einige Worte zu erwiedern, wenn der Fragende, der Sitte kundig, ihr zuvor einige Peſa gegeben. Nach den Angaben unſeres erfahrenen Suahelilehrers Hamadi ben Osman, welchem wir folgen, findet dieſe Schulung übrigens nur bei den Suaheli, nicht auch bei Arabern und Hindi, Komorianern und anderen Mahammedanern ſtatt, denen ſonſt die anderen, erwähnten Sitten gemeinſam ſind. —

Beachtungswerth ſind noch die auf Tod und Begräbniß bezüglichen Gebräuche, weil ſie in einigen Beziehungen an die bei uns üblichen erinnern. Wenn Jemand geſtorben iſt, ſchicken (nach Guillain) die Angehörigen eine Botſchaft zu Freunden und Verwandten; dieſe kommen hierauf in das Haus, um ihr Beileid auszuſprechen. In ihrer Gegenwart wird — falls ſie noch rechtzeitig erſcheinen — der Leichnam gewaſchen: jeder von ihnen gießt ein wenig Waſſer auf, um dem Verſchiedenen noch eine Ehre zu erweiſen und einer frommen Verpflichtung nachzukommen. Handelt es ſich um eine Frau, ſo darf der hinterbliebene Gatte deren Körper hierbei nicht berühren — dies würde eine Entweihung ſein — ſondern muß ſich darauf beſchränken, durch Waſſergießen dabei thätig zu ſein. Schon ehe der Sterbende ſeinen letzten Seufzer aushauchte, hatte man auf dieſe Reinigung Bedacht: man gab ihm einen Löffel Honig in den Mund, um die Abſonderungen der Eingeweide zu erleichtern. Nach der Waſchung wird der Körper in ein blendendweißes, vorher in der Moſchee geweihetes, je nach Rang und Vermögen des Verſtorbenen mehr oder weniger koſtbares Lailach eingehüllt. Hierauf ſtellt man die Leiche bis zur Beerdigung in ein beſonderes Gemach. Bisweilen legt man wohlriechende Subſtanzen in das Leichentuch; eine eigentliche Einbalſamirung aber iſt nicht gebräuchlich. Ebenſo wendet man, wenigſtens bei Männern, keinen Sarg an.

Zur feſtgeſetzten und vorher angeſagten Stunde erſcheinen die nächſten Verwandten, um den Todten zur letzten Ruhe zu geleiten. Eigenhändig tragen ſie ihn zunächſt nach der Moſchee, wo man die üblichen Gebete ſpricht und ſich mit Kaffee erfriſcht, welchen die Familie dorthin bringen ließ. Darauf wendet der Zug, an welchem niemals Frauen oder auch nur Sklavinnen Theil nehmen, ſich ſchweigſam nach dem Kirchhof und legt den Leichnam, den Kopf nach Oſten und das Geſicht nach Mekka gewandt, in die Grube; währenddem wird vom Imahm der Moſchee oder von dem Gelehrteſten der Verſammlung nochmals ein Gebet geſprochen. Iſt die ſterbliche Hülle des Verſchiedenen mit Erde bedeckt, ſo ſagt der Mueddīn das mahammedaniſche Glaubensbekenntniß her, wendet ſich mit erhobener Stimme gewiſſermaßen an die entſchwundene Seele und legt ihr, gleichſam in Vertretung des höchſten Richters, diejenigen Fragen vor, welche ſie oben zu beantworten haben wird.

Einige Tage nach der Beerdigung findet eine neue Feierlichkeit, das Halīl der Araber oder Mbŭe der Suaheli ſtatt: man ſtreut nämlich eine Anzahl kleiner Steine, welche vorher geweiht und mit einer wohlriechenden, teigartigen Miſchung umhüllt worden, unter Herſagung von Gebeten auf das Grab. Vermutlich ſollen die Steinchen Roſenkranzperlen vorſtellen; wenigſtens legte man in früheren Zeiten, wie erzählt wird, den Roſenkranz des Verſtorbenen auf das Grab, um es gegen Entweihung zu ſchützen.

Wie ſchon beiläufig erwähnt, beſtatten die mehrſten und angeſehenſten der Einwohner ihre Todten im eigenen Gehöfte. Die Grabmäler ſind zumeiſt von der einfachſten Art; Verſchwendung und Luxus hierin würde wenig mit dem Charakter des Arabers übereinſtimmen.

Es kann nach dem oben über Lebensweiſe und Erziehung Mitgetheilten nicht befremden, daß die Bewohner Sanſibars ſich nicht durch hohe Bildung auszeichnen; vielmehr muß es auffällig erſcheinen, daß Alle gut zu rechnen verſtehen, und daß verhältnißmäßig Viele von ihnen Gedrucktes und Geſchriebenes leſen, auch einen einfachen Brief ſelbſt abfaſſen können; doch ſolche Künſte ſind zu den Geſchäften des Handels — beinahe den einzigen, welchen die Suaheli mit Luſt und Eifer obliegen — unentbehrlich. Zum Schreiben bedient man ſich häufig der Suaheliſprache und arabiſcher Schriftzüge, ſo unpaſſend dieſe auch zur Bezeichnung einer an Selbſtlautern ſo reichen Sprache ſein mögen. Kenntniß mehrerer Sprachen findet man nicht ſelten, und werden ſolche, wie man auch anderorts beobachtet hat, von Arabern und deren Stammverwandten mit ſpielender Leichtigkeit erlernt. Einzelne Leute, beſonders unter den Scharafu (Mehrheit von Scherīf), ſind wirklich geiſtreich zu nennen, beſitzen Scharfſinn und Witz und verſtehen eine anziehende Unterhaltung zu führen. Angeſehene Männer laſſen ſich durchgängig gern von Europa und den dortigen Zuſtänden, namentlich aber von neuen Erfindungen und Maſchinen erzählen, gehen ſelbſt auf Geſpräche über Religion mit großer Unbefangenheit und Vorurtheilsloſigkeit ein.

Trauriger ſieht es mit der Sittlichkeit im weiteren Sinne des Wortes aus. Bei Leuten, welche jede perſönliche Anſtrengung ſcheuen und ſchmarotzend von dem Ertrage der Arbeit Anderer leben, würde man gewiſſe Tugenden vergeblich ſuchen. Eine dem Europäer unbegreifliche Gleichgiltigkeit und Gleichmütigkeit, eine Trägheit, welche jeden Fortſchritt hemmt, und Mangel an Reinlichkeit ſind allgemein; Lüge und Betrug, wenigſtens Bedenkenloſigkeit in der Wahl der Mittel, welche zu Gewinn verhelfen können, kommen faſt bei jedem Geſchäfte in widerwärtiger Weiſe zum Vorſcheine.

So wenig aber auch von den Tugenden der Suaheli und der entarteten Araber Sanſibars zu rühmen: eine, ihre Gaſtfreundſchaft, verdient die vollſte Anerkennung, wennſchon ſich nicht leugnen läßt, daß ſich Ausnahmen hiervon finden, daß Mancher, während er ſüß lächelnd dem Gaſte ſeine Gaben reicht, nur auf gewinnbringende Vergeltung ſinnt. Unter den echten Mahammedanern von altem Schrot und Korn, welche die edle Tugend ihrer Vorfahren in ausgedehnteſter Weiſe übten, iſt vor Allen der wackere Muniemku zu nennen. Europäer, welche ihn beſuchten, auch ſolche, welche ihm ganz unbekannt waren, wurden auf die gaſtlichſte und feinſte Weiſe beherbergt und bewirthet, auch nie anders als mit einem Geſchenke von Ziegen, Hühnern u. dgl. entlaſſen. Und nicht nur für ſeine Perſon handelte er ſo: ein Wort von ihm veranlaßte auch alle ſeine Unterthanen zu gleicher Freigebigkeit. So wurde im Jahre 1863 der franzöſiſche Reiſende Grandidier, als er mit Empfehlungsbriefen Muniemkus das Innere der Inſel durchwanderte, nebſt allen ſeinen Leuten von den Vorſtehern der Dörfer nicht nur unentgeltlich unterhalten, ſondern außerdem ſo reichlich beſchenkt, daß er bei ſeiner Rückkehr noch eine Heerde von Ziegen und Hühnern und mehrere Säcke voll Reis und Mtama mitbrachte, ſo ſehr ſich auch ſeine zahlreiche Begleitung bemüht hatte, die Vorräthe zu verringern.

In Folge des häufigen und innigen Verkehres mit Heiden und anderen Ungläubigen ſind die hieſigen Mahammedaner durchaus nicht glaubenswütig, obſchon ſie mit Strenge auf die Erfüllung der äußerlichen Vorſchriften des Profeten halten. Ihre Gebete verrichten ſie mit größter Regelmäßigkeit, und eine Uebertretung der Speiſegeſetze laſſen ſie ſich wol nie zu Schulden kommen; ſelbſt der niedrigſte Sklave würde ſich weigern, von einem nicht regelrecht geſchlachteten, d. h. nach Abſchneiden der Kehle vollſtändig verbluteten Stück Vieh zu eſſen. Weniger genau nimmt man es mit dem Genuſſe geiſtiger Getränke; man trinkt gern Alles, was gut und kräftig ſchmeckt, zumal des Abends, in der Einſamkeit des ſtillen Kämmerleins, und weiß das Gewiſſen leicht zu beſchwichtigen, indem man das Verbotene mit dem Namen Daua oder Arzenei belegt. —

Die religiöſen Feſtlichkeiten der Muslimīn Sanſibars unterſcheiden ſich nicht weſentlich von den anderswo üblichen; das wichtigſte derſelben, Aid el Kebir oder großes Feſt, der große Beiram der Türken, wird zur Erinnerung an das Opfer Abrahams und gleichzeitig an die Hedſchira, die Flucht Mahammeds gefeiert, vom zehnten bis zwölften Tage des Monats Dulhedſcha, welcher im Jahre 1862 mit unſerem Juni begann; es fällt alſo nahezu mit dem Ende des mahammedaniſchen Jahres zuſammen.

Das andere Hauptfeſt ſchließt ſich an den Ramadahn (im Jahre 1862 mit dem zweiten März beginnend), den Monat der Enthaltſamkeit an, deſſen Anfang und Ende Gelegenheit zu mehr oder minder lärmenden Feierlichkeiten gibt. Einen oder zwei Tage nach dem Neumonde, welcher der Feſtzeit vorangeht, ſtehen die Gläubigen in größerer Anzahl als gewöhnlich am Strande und auf ſonſtigen Plätzen, welche einen freien Blick gewähren, und beobachten mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit das Erſcheinen des erſten, leichten Schimmers eines weißen, ſichelförmigen Streifens, welcher dem europäiſchen Auge noch ganz unkenntlich iſt — des jungen Mondes. Sobald er bemerkt worden, knattern zahlloſe Flintenſchüſſe in ununterbrochener Folge; alle Flaggen der Stadt und des Hafens werden gehißt; von der Flotte des Sultahns, ſowie von den gerade anweſenden Kriegsſchiffen der Engländer und Franzoſen ertönt ein donnernder Gruß von einundzwanzig Kanonenſchüſſen. Am letzten Abende der entbehrungsreichen Zeit ſchauen die ſchmachtenden Muslimīn mit faſt noch größerer Andacht zum Himmel empor, um den bleichen Schein zu gewahren, welcher ſie von ihren Leiden erlöſen ſoll, und wiederum wird er mit Freude und Jubel, mit Feuerwerk und mit Kanonen- und Flintenſchüſſen begrüßt. Die Feier dieſes Aid es Serir oder kleinen Feſtes, auch Aid el Fedjer oder Feſt des Frühſtückes genannt, weil es das Ende des Faſtens bezeichnet — der kleine Beiram der Türken — geſchieht hauptſächlich durch Gebete und dauert nur einen Tag, obwol die Freude und das Schmauſen der Einzelnen noch geraume Zeit währen mag.

Außerdem feiern die Suaheli, aber nur dieſe, das neue Jahr der perſiſchen Zeitrechnung, Neruſſi (auch siku ja muaka, Tag des Jahres genannt), welches nach Burton zwiſchen den Jahren 1829 und 1879 auf den 28. oder 29. Auguſt fällt.

Auch die Zeiteintheilung der Suaheli weicht von der gewöhnlichen, mahammedaniſchen etwas ab. Ackerbauer und Seeleute, denen es auf eine genaue Einhaltung der Jahreszeiten ankommen muß, bedienen ſich nämlich nicht der ſonſt gebräuchlichen Mondesmonate — weil dieſe ein Jahr von nur etwa 354 Tagen ergeben, alſo nach kurzer Zeit die größte Verwirrung hervorbringen müſſen — ſondern zählen die einzelnen Tage bis zu 365 von ihrem Neruſſi an, der Zeit, zu welcher am Eingange des rothen Meeres die Sonne im Zenithe ſteht. So rechnen ſie z. B. die kleine Regenzeit oder Vuli vom zwanzigſten bis etwa zum fünfzigſten, und die große Regenzeit oder Maſika von dem zweihundertſten bis zweihundert und vierzigſten Tage nach Neruſſi.

Von arabiſchen Monatsnamen hat man nur Redjabu, Schabani und Ramadani entlehnt. Die anderen Monate nennt man Fungua und zählt ſie von Fungua moſi, der erſten, bis zur Fungua kenda, der neunten, eine Bezeichnung, welche an unſere lateiniſchen Namen September, Oktober u. ſ. w. erinnert. Die dem arabiſchen Schawahl entſprechende Fungua moſi begann im Jahre 1862 mit dem erſten April; wie alle anderen auf das Mondesjahr begründeten Zeiten weicht ſie alljährlich um etwa elf Tage gegen unſere Rechnung zurück.

In eigenthümlicher und zweckmäßiger Weiſe wird das Jahr nach demjenigen Tage der Woche benannt, an welchem es beginnt, z. B. Jahr des Montags, Jahr des Dienstags u. ſ. w., eine Bezeichnung, welche, bei Annahme von 365 Tagen, in jedem folgenden Jahre von dem nächſtfolgenden Wochentage entlehnt werden muß.

Erſter Wochentag iſt der Freitag, Djuma oder Tag, d. i. großer Tag genannt. Von hier ab zählt aber, abweichend von dem Gebrauche der nach jüdiſcher Weiſe rechnenden Araber, der Sonnabend nicht als Sabt oder ſiebenter Tag, ſondern als erſter Tag, Djuma moſi, Sonntag als zweiter oder Djuma ja pili u. ſ. f. bis zum fünften Tage; beim Donnerstag oder ſechſten Tage kehrt man wieder zur arabiſchen Bezeichnung zurück: man nennt ihn Alhamiſi, d. i. nochmals „fünfter Tag".

Die zwölf Tagesſtunden werden nicht von Mittag an gerechnet, ſondern vom Untergange bis zum Aufgange der Sonne und ebenſo bis wieder zum Sonnenuntergange. Zur Bezeichnung der Tageszeiten bedient man ſich jedoch zumeiſt der verunſtalteten Namen der arabiſchen Gebetſtunden: Alfájiri, Zeit des Sonnenaufganges; Aſuhuri, Mittag; Alaſiri, Nachmittag oder die Zeit um halb vier Uhr; Makaribi, Zeit des Sonnenunterganges und Eſcha, eine halbe Stunde darnach. Außerdem gebraucht man noch die Ausdrücke Jioni, Abends oder gegen Abend, und Aſubui, am Morgen. Will man eine ſehr frühe Morgenſtunde bezeichnen, ſo geſchieht dies durch ſonderbare, ausdrucksvolle Betonung letzteren Wortes.

Von den anſäſſigen Arabern müſſen die nur zeitweilig anweſenden Suri und Hammali unterſchieden werden. Erſtere kommen alljährlich zu einigen Tauſenden mit dem Nordoſtmonſune von der Küſte von Omahn herab und treiben ſich bis zum Beginne des Südweſts theils in Sanſibar ſelbſt, theils auf Küſtenfahrten zwiſchen hier und Madagaskar umher. Schon eine flüchtige Muſterung dieſer ungebändigten Söhne des Nordens verräth, welchen Geiſtes Kind ſie ſind: der unangenehme, ſtechende Blick, die wild um das Haupt hängenden, ſchwarzen Locken, das ſtolze, faſt unverſchämte Gebaren und dabei die unreinliche Kleidung — außer der unentbehrlichen Bewaffnung mit Schwert, Lanze und Schild, hauptſächlich aus Lendentuch, ſchmuziggelbem Hemde und Turban beſtehend — alles Dies iſt wenig geeignet, ihnen Zutrauen zu erwecken. Sie ſind in der That unruhige, ſtreitſüchtige, faule und diebiſche Geſellen, welche friedliche Leute unabläſſig in Angſt und Sorge verſetzen; ſo lange ſie in der Stadt weilen, hört man fortwährend von Brandſtiftungen, Verwundungen und Todtſchlägen, und erſt nach ihrer Abreiſe tritt wieder Sicherheit und Ordnung ein.

Ein Gegenſtück zu ihnen bilden die Hammali oder Kulis, d. i. Laſtträger von Hadramaut oder Scheher in Südarabien, eine wegen ihrer unermüdlichen Arbeitſamkeit geradezu unentbehrliche Menſchenklaſſe. Durch ihre Vermittelung allein werden die Waaren zwiſchen Schiffen und Magazinen der Kaufleute hin und her befördert; deshalb ſieht man ſie auch überall in der Nähe des Strandes, in der Geſchäftsgegend der Stadt, vom frühen Morgen bis zum Abende beſchäftigt. Wenn man auch behauptet, ob mit Recht oder Unrecht wagen wir nicht zu entſcheiden, daß ihre Kraftleiſtungen denen europäiſcher Arbeiter bedeutend nachſtehen, iſt doch ſoviel gewiß, daß Kulis fleißiger, kräftiger und zuverläſſiger ſind als Neger. Uebrigens ſtehen ſich die Leute nicht ſchlecht, da ihr täglicher Verdienſt wol ſechzehn bis zwanzig Peſa beträgt. Zur Zeit des Nordoſtmonſunes haben ſie am nothwendigſten zu thun; im Südweſt und zur Regenzeit können ſie ſich von ihren Anſtrengungen etwas erholen. Aber auch dann raſtet ihre Betriebſamkeit nicht, ſie beſchäftigen ſich zu dieſer Zeit mit Verarbeitung von Maſchpatta — bandartige Streifen eines von der Küſte kommenden Flechtwerkes — zu Matten und Säcken, welche von den Kaufleuten in ſehr beträchtlicher Menge verbraucht werden. Die hier beſchäftigten Kuli, etwa zwei- bis dreihundert Mann, ſollen in mehrere Abtheilungen unter einige Hauptleute oder Unternehmer vertheilt ſein, bei welchen auch die Arbeiter beſtellt und die Löhne bezahlt werden. —

Erwähnen wir nun noch die Beludſchen und einige Türken, Albaneſen und Perſer, ſo haben wir alle den Arabern verwandte Fremdlinge aufgezählt. Die Perſer, welche im Gefolge des Sultahns oder als Kanoniere und Feuerwerker angeſtellt ſind, fallen durch ihre Kleidung beſonders auf; ſie tragen ein kurzes, braunes, um den Leib mit einem Gürtel zuſammengehaltenes Hemd, weite Hoſen, geſchnäbelte, indiſche Schuhe und eine hohe, in eine ſchräg auflaufende Schneide endigende Lammfellmütze.

Zahlreicher als dieſe ſind die Beludſchen, die regelmäßigen Soldaten des Sultahns, wenn man hier überhaupt von ſolchen ſprechen kann. Seit den Dienſten, welche ſie zu Anfange dieſes Jahrhunderts dem Vater Seid Madjids bei ſeinen Kriegen in Arabien geleiſtet, ſind ſie fortwährend in guter Aufnahme geblieben. Etwa 1400 an Zahl, bilden ſie die Beſatzungen der Kaſtelle von Sanſibar, Mombas u. a. O. Sie wohnen, da ſie zumeiſt in Ehe leben, mit Weib und Kind in dem Inneren jener Feſtungen, ohne ſich jedoch völlig eingewöhnen zu können; denn ſie alle ſehnen ſich nach ihrer ſchönen Heimat zurück und verachten Land und Volk von Grund ihres Herzens. Wie die Suri, ſind ſie unruhige und unzuverläſſige Leute, wol geſchickte Schützen, nicht aber tapfere Soldaten; um den Befehlen Seid Madjids an der Küſte Nachdruck zu geben, mögen ſie jedoch gut genug ſein. Sie kleiden ſich ziemlich nach Belieben und führen als Waffen lange, arabiſche oder perſiſche Luntenflinten, Dolche, Säbel und große, ſchöngeglättete Schilde aus durchſcheinender Flußpferdhaut. Ihr Sold beträgt nach den verſchiedenen Angaben zwei bis fünf Thaler monatlich, der ihrer Dſchemmedari oder Hauptleute etwa ebenſoviele Thaler, als jeder Leute unter ſich hat. Kein Beludſche aber kommt hiermit aus. Alle betteln auf die zudringlichſte Weiſe, laſſen ſich auch gelegentlich gewaltthätige Erpreſſungen zu Schulden kommen.

Was in Europa die Juden, im Morgenlande die Griechen, im Oſten des indiſchen Meeres und in Kalifornien die Chineſen, ſind an der Oſtküſte Afrikas die Indier: unermüdlich thätige, unter Umſtänden mit dem kleinſten Gewinne vorlieb nehmende Schacherer, ſchlaue, geſchickte und zähe Geſchäftsleute, welche durch Sparſamkeit und Bedürfnißloſigkeit das im Umlaufe begriffene Geld an ſich ziehen und feſthalten, wie ein Schwamm das Waſſer. Durch ihre Hand geht aller Handel. Sie kaufen die Ladungen der Schiffe auf, um ſie weiter zu vertreiben, nicht nur an die eingeborene Bevölkerung, ſondern auch an die Europäer ſelbſt, da in Folge eines Uebereinkommens keiner der Letzteren die eingeführten Waaren an Andere unmittelbar verkauft, und wenn es auch nur eine Kiſte Lichte wäre.

Im Sanſibargebiete mögen ſich wol fünf- bis ſechstauſend der indiſchen Unterthanen Englands aufhalten, eine Anzahl, welche alljährlich noch zunimmt. Sie ſtammen hauptſächlich aus Katſch an der Mündung des Indus und von der Malabarküſte. Die Einen, Muſelmänner, bringen ihre Frauen mit und laſſen ſich oft dauernd nieder; die Anderen, Buddhiſten, richten ſich nicht ſo behaglich ein und ziehen ſich, ſobald ſie eine genügende Summe verdient haben, nach ihrer Heimat zurück, um dort im Schoſe der Familie davon zu zehren.

Jene, in Sanſibar Hindi genannt, ähneln im Aeußeren ſowie in der Lebensweiſe einigermaßen den Arabern. Wie dieſe zeigen ſie die verſchiedenſten Schattirungen der Hautfarbe, von Weizengelb bis Bräunlich, wie dieſe hüllen ſie ſich, außer dem unvermeidlichen Lendenſchurze, in ein langes, weites Hemd; aber abweichend von ihnen tragen ſie einen breiten, weißen Shawl um den Leib, einen anderen Shawl von gleicher Farbe auf der Schulter, und auf dem Haupte einen hellfarbigen, meiſt weißen, roth karrirten Turban oder eine dicke, cylinderförmige, perſiſche Mütze. Waffen führen ſie als friedliche Kaufleute nicht, von Schmuckſachen nur Ohrringe oder höchſtens eine Halskette. Umſomehr lieben ihre kleinen, bleichen Frauen den Schmuck, kleiden ſich in buntſeidene, meiſt rothe Gewänder und Höschen und behängen ſich, noch verſchwenderiſcher als Araberinnen, an Hals, Naſe, Ohren, Händen und Füßen mit metallenen Ketten, Ringen, Spangen und Stiftchen, verſchleiern ſich aber nicht wie jene. Mit Ausnahme der großen Feſttage ſieht man dieſe ſtillen und häuslichen Weſen faſt nie auf der Straße, ſondern immer nur auf dem Flur ihrer engen Läden kauernd ſitzen. Bei ſolchen Feſten wandern auch die Männer in großer Anzahl nach ihrem Tempel in der Naſimoja. Was ſie dort vornehmen, wiſſen wir nicht; nur ſoviel iſt ſicher, daß ſie in ihren religiöſen Gebräuchen etwas von den Arabern abweichen; wenigſtens veranſtalten ſie, im Gegenſatze zu jenen, bei Hochzeiten und anderen feſtlichen Gelegenheiten öffentliche Umzüge unter Geſang und Trommelſchlag, wobei die Knaben Tänze und Waffenſpiele zum Beſten geben. —

Weit verſchieden von den Hindi ſind die nicht mahammedaniſchen Indier, welche der Sekte der Battias angehören, hier aber ſtets mit dem Spottnamen Banianen, d. i. Krämer, bezeichnet werden. Im Staate Sanſibars nehmen ſie die wichtigſten Stellen ein, da ſie die Zolleinnehmer des Sultahns ſind. Ihr Oberſter, Ludda Damha, muß in Betracht der Geldmittel, über welche er gebietet, als die einflußreichſte Perſönlichkeit nach dem Sultahn bezeichnet werden. Alle Banianen in den Zollhäuſern zu Sanſibar und an der Küſte ſind ſeine Bedienſteten und nicht etwa Beamte des Herrſchers. Die Anderen betreiben hauptſächlich Großhandel, nähren ſich aber auch als Goldſchmiede, Uhrmacher, Barbiere u. dgl. m. und ſind faſt ausnahmslos thätige und geſchickte Leute.

Die Banianen haben einen wohlgebauten, kräftigen Körper und angenehme, ausdrucksvolle Geſichtszüge, auf denen ſich ein allen Pflanzeneſſern eigener Zug von Gutmütigkeit ausſpricht; ſelbſt ihr grimmiger Schnurrbart vermag dieſen Eindruck nicht zu ändern. In ſonderbarem Gegenſatze zu ihrer ſonſtigen Wohlgeſtalt ſteht die ſichelförmige Krümmung ihrer Beine, welche daher kommen mag, daß die kleinen Kinder von ihren Müttern auf dem Rücken getragen werden und ſich hier mit Beinen und Händen feſtklammern müſſen. Dieſe Verbiegung fällt beſonders dann auf, wenn am frühen Morgen Jung und Alt ſich an den Strand begeben, um Waſchungen, religiöſe und andere Geſchäfte zu verrichten; denn zu dieſer Zeit tragen ſie, außer einer kleinen, rothen, tütenförmigen Mütze, welche kaum genügt, die Fülle des prächtigen, rabenſchwarzen Haares zu verbergen, nur ein weiß geweſenes Tuch um Lenden und die eine Schulter geſchlungen.

Sind ſie von dieſem Ausgange nach Hauſe zurückgekehrt, ſo nehmen ſie auch das Mützchen ab, ſodaß der Schmuck ihres Hauptes in ſtattlichem Strähne wol bis in die Gürtelgegend herabfällt, von der glänzend weizengelben Haut ſcharf ſich abhebend. Und doch iſt es nur die Hälfte der Haare, welche dieſen dichten Schopf bildet; diejenigen am vorderen Theile des Kopfes, von der Stirn an bis etwa zum Scheitel, werden den Vorſchriften des Glaubens gemäß glatt abgeſchoren. In ſolcher Haustracht ſitzt der Banian am Morgen in ſeinem Kramladen, putzt ſich die Zähne mit ſeiner einfachen Zahnbürſte — einem beim Gebrauche ſich zerfaſernden Wurzelſtück — bringt ſeine Bücher in Ordnung oder bedient die ſpärlichen Käufer. Anders zeigt er ſich, wenn er ſein feſtliches Gewand angelegt hat: ein blendend weißes, bis zu den Knöcheln herabreichendes, aber enges Hemd vom feinſten Leinen- oder Baumwollenſtoffe, mit Aermeln, welche urſprünglich zwei- bis dreimal ſo lang ſind als die Arme ſelbſt, aber bei dem Gebrauche ſoweit zuſammengeſchoben werden, daß ſie nur noch bis an die Handgelenke reichen, und ſomit zu beſonderer Zierde des Staatsanzuges zahlloſe, kleine Falten und Erhöhungen bilden. Dann werden die Haare zu einem Knoten geſchlungen und mit einer turbanähnlichen, aus zwanzig bis dreißig Ellen bunten, golddurchwirkten Stoffes gewickelten Mütze vollſtändig bedeckt. Bei den verſchiedenen Kaſtenabtheilungen unterſcheidet ſich dieſe Kopfbedeckung in Stoff und Form. Da ſie ſchwierig anzuordnen iſt, läßt man ſie allmonatlich nur ein- bis zweimal durch eigene Turbanwickeler wieder zurecht legen. Auch die Füße haben jetzt ihre Bekleidung, dickſohlige, aus weichem, rothen Leder mit ſchmalen Riemchen zuſammengenähete Schuhe, welche nach vorn zu in eine zollhoch emporſtehende Spitze auslaufen; bei Beſuchen aber werden dieſe, der Sitte aller Morgenländer gemäß, abgelegt und vor der Thüre des Zimmers ſtehen gelaſſen. Im Uebrigen meiden die Banianen jeden Schmuck; nur Kinder und junge Männer tragen um den Hals einen goldenen Reifen von großem Umfange, welcher, im Nacken offen und auf der Bruſt von größerer Breite, einigen Formen der Spangen aus den Gräbern der Bronzezeit ſehr ähnlich iſt.

Ungehindert durch Staatsvorſchriften oder durch den Glaubenseifer Einzelner üben die friedlichen Indier ihre verbotreiche Religion aus, gerathen indeſſen häufig durch Unachtſamkeit und böswillige Scherze Anderer in große Verlegenheit, weil ſie ſich der umſtändlichſten Reinigung unterwerfen müſſen, wenn irgend etwas Unreines ſie berührt hat. An Stelle ihrer Frauen, welche ſie, wie bereits erwähnt, in der Heimat zurücklaſſen, behelfen ſie ſich mit den unebenbürtigen Töchtern des Landes, ohne jedoch mit dieſen erzeugte Kinder als unebenbürtig zu betrachten; ſie nehmen ſich derſelben im Gegentheile beſtens an und laſſen ihnen ſogar eine angemeſſene Erziehung angedeihen.

Von ihren Frauen trennen ſie ſich — von ihren geliebten, heiligen Kühen trennen ſie ſich nicht. Dieſe müſſen mit ihnen unter demſelben Dache wohnen und haben ſich einer wahrhaft zärtlichen Behandlung zu erfreuen. Kein Banian, auch der habſüchtigſte nicht, würde ſelbſt gegen großen Gewinn ſeine Kuh verkaufen, wenn er wüßte, daß ihr irgend ein Leids geſchehen könnte.

Wie bekannt, iſt es allen Buddhiſten auf das Strengſte verboten, mittelbar oder unmittelbar etwas Lebendes zu vernichten. Dieſe Furcht vor Mord geht ſoweit, daß man ſelbſt läſtige Schmarotzerinſekten nicht zerdrückt, ſondern ſie behutſam ins Freie trägt: nicht einmal gefährliche Thiere tödtet man, ſondern weiß ſie auf irgend eine andere Art unſchädlich zu machen. Vor Jahren fand ſich im Zollhauſe eine große Schlange, welche die Beſucher in hohem Grade ängſtigte. Die frommen Leute vernichteten ſie weder ſelbſt noch durch Andere, ſondern vermauerten ihre Schlupfwinkel. Somit war der Gegenſtand ihrer Furcht beſeitigt, ohne daß ſie, ſpitzfindig genug, ihr Gewiſſen beunruhigt hätten.

Selbſtverſtändlich genießen die Banianen ausſchließlich pflanzliche Koſt. Gleich den Engländern leben ſie überall, wohin ſie kommen, genau ebenſo wie in ihrer Heimat und bringen Alles, was ihnen dazu nöthig, mit ſich in die Fremde. Da ſie nie auf Tellern eſſen, ſondern auf den handgroßen Blättern des heiligen, indiſchen Feigenbaumes, des ſogenannten Banianenbaumes, mußten ſie auch dieſen nach ihrem neuen Wohnorte verpflanzen, um für jedes Gericht ein neues Blatt brechen zu können. Auf die eigenthümlichſte Weiſe bereiten ſie ihre Speiſen zu, genießen ſie auch nie in Gegenwart Fremder; ſogar beim Kochen derſelben darf ihnen kein Ungläubiger zuſehen. Hierdurch gerathen ſie auf Seereiſen oft in Bedrängniß; denn ſie müſſen, wenn nicht etwa die ganze Mannſchaft aus Glaubensgenoſſen beſteht, entweder faſten oder ſich an einſamen Punkten an Land ſetzen laſſen. Bei ſolcher Gelegenheit ſoll es einmal vorgekommen ſein, daß man den armen Sonderling abzuholen vergaß und er auf einſamer Sandbank elendiglich verhungerte. Zum Andenken an die traurige Geſchichte heißt der Ort noch jetzt bei den Schiffern ´fungu ja Baniani: Baniansſand. Waſſer und Milch, ihr ausſchließliches Getränk, wird von Jedem aus einem beſonderen, kupfernen Becher genoſſen, welcher ſorgfältig vor Entweihung bewahrt wird.

Todte verbrennt man im Freien, am Strande ſüdlich von der Stadt in der Nähe einer Schamba der franzöſiſchen Miſſion, und wirft die Aſche in das Meer. —

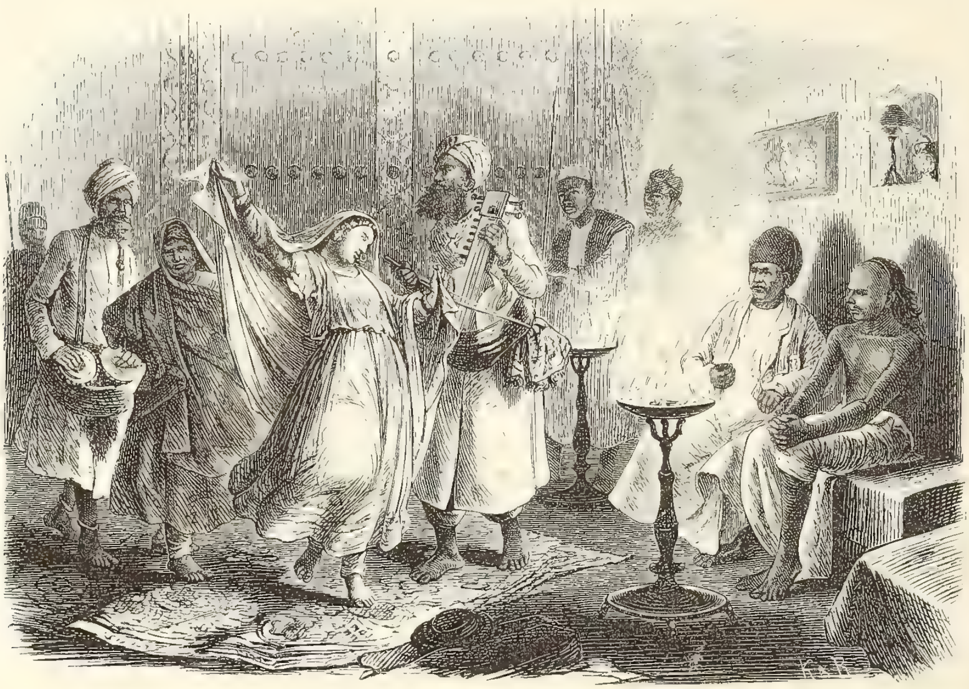
Trotz ihres Reichthums nimmt dieſe Klaſſe von Indiern keine beſonders geachtete Stellung ein, vermutlich weil man ihnen ihren Gewinn mißgönnt; oft genug werden ſie ſogar wegen ihrer Feigheit und ihrer ſonderbaren Gebräuche von unartigen Leuten geneckt und verſpottet. Für gewöhnlich leben ſie einfach, da es ihnen darauf ankommt, möglichſt bald ſoviel Geld zu verdienen, als ſie zu einem angenehmen Leben in der Heimat für erforderlich halten; bei feſtlichen Gelegenheiten jedoch, beſonders zu ihrem größten Feſte, dem Neujahr, erlauben ſie ſich ganz ungewöhnliche Verſchwendung, laſſen das Haus von oben bis unten reinigen und weiß anſtreichen, ſchmücken den Laden und die daneben befindliche Stube aufs Beſte und beleuchten alle Räume glänzend durch einen oder mehrere große, meſſingene Leuchter, deren jeder zwanzig bis dreißig Flammen ſpeiſt. Auf der Straße aber miſcht ſich ein Ziſchen und Knattern von Schwärmern und Flintenſchüſſen mit dem Geſchrei und Jauchzen der umherwogenden Menge, welche die Geizigen als Spender der Freude ſehen will. Am freigebigſten zeigt ſich heut der Zollhauspächter Ludda. Er gibt des Abends ein großes Feſt mit Tanz und Muſik und ladet hierzu ſeine Geſchäftsfreunde ein und unter dieſen auch die Waſungu. Dieſe unerhörte Verſchwendung iſt jedoch nur ſcheinbar, die außergewöhnliche Ausgabe eine geringe, ihm ſicheren Gewinn bringende. Vor Beginn des Feſtes nämlich erſcheinen die mit Ludda in Verbindung ſtehenden Banianen und bieten ihm ein Geldgeſchenk dar, um ihre Dankbarkeit zu bezeigen, daß er ihnen in dem, mit heutigem Tage verfloſſenen Handelsjahre ein Konto offen gehalten, und um ihn zu bewegen, daß er dies für das folgende Jahr wiederum thue. Schweigend treten ſie ein, und mit lächelnder Miene legen ſie ihre Gabe, welche ſich bei den Reicheren bis auf dreißig Thaler beläuft, in einen hierzu beſtimmten Kaſten; ſchweigend und mit feierlicher Miene empfängt Ludda, welcher nebſt ſeinen Söhnen auf einem perſiſchen Teppiche ſitzt, die Spende, zeichnet die Höhe derſelben in ſeinem Buche ſorgfältig auf und eröffnet ſomit das neue Konto. Obgleich die Beſucher ſich nur einen Augenblick, „um die Ruhe nicht mitzunehmen", niederſetzen und ſich darnach ſogleich wieder entfernen, wird doch das Zimmer mehrere Stunden lang nicht leer: es mag alſo eine beträchtliche Summe einkommen, und die Koſten des Feſtes, ſo hoch man ſie auch veranſchlagen mag, ſind jedenfalls im Voraus ſchon gedeckt. Unſereinem würde Das genügen — dem Banian nicht; er weiß es ſo einzurichten, daß die Tageseinnahme ungekürzt in ſeinen Säckel fließt, läßt ſeine Gäſte das Schauſpiel ſelbſt bezahlen. Nicht einmal die Waſungu entgehen einer Steuer; mit Schmeicheln und Streichen des Bartes wird ſie von den gewandten Tänzerinnen eingetrieben. Und hat Einer, der Sitte unkundig, ſich nicht mit Gelde verſehen, ſo ſchießt ihm der freigebige Wirth bereitwillig die nöthigen Dollars bis auf den nächſten Tag vor.

Wir haben mehrere Male einem ſolchen Natſch oder Bajaderentanze beigewohnt, glauben jedoch nicht beſſer thun zu können, als wenn wir die ebenſo lebensvolle als treue Schilderung, welche Quaas in einer früheren Beſchreibung von Sanſibar veröffentlichte, im Weſentlichen wiedergeben.

„Nach Beendigung des oben erwähnten, gewinnreichen Aktes führt Ludda uns in einen „großen, von vielflammigen Leuchtern erhellten Saal. Bunte Strohmatten bedecken Wand „und Fußboden; zu rechter Hand ſtehen Stühle für die Europäer, zur linken liegen perſiſche „Teppiche für andere Beſucher. Nach und nach füllt ſich das Gemach: gemeſſenen Schrittes „treten Banianen, Hindi und Suaheli herein, reichen dem Hausherrn die Hand und ſetzen „ſich mit verſchränkten Beinen auf den angewieſenen Platz".

„In einer Ecke kauern die Spieler, zwei Muſiker und zwei Tänzerinnen, von denen die „eine, alt und häßlich, gleichſam den Schatten zu dem Vollmondslichte der Schönheit ihrer „jungen Gefährtin darſtellt. Vor den Augen der Geſellſchaft vertauſchen ſie ihre Alltags„kleider mit feſtlichen Gewändern; die Inſtrumente werden geſtimmt, und der Tanz beginnt. „Nach dem Takte der einförmigen Muſik, begleitet von dem Klirren ſilberner Ketten, „welche oberhalb der Knöchel mehrmals um die Beine geſchlungen ſind, bewegt er ſich bald

„langſamer, bald ſchneller. Hierzu ſingen die Tänzerinnen nach fremdartigen Weiſen Lieder, „deren Inhalt, der Bedeutung des Tanzes entſprechend, wahrſcheinlich von Liebesabenteuern „handelt, wenden ſich dabei häufig an einzelne der Zuſchauer und ſingen ihnen, freundlich „lächelnd, einige Verſe ins Geſicht, oder führen Pantomimen auf, laſſen z. B. einen Drachen „ſteigen und holen ihn wieder ein, und begleiten ihr ausdrucksvolles Geberdenſpiel mit zierlichen „Drehungen und Schwenkungen des Körpers und anmutigen Bewegungen der Arme. Ein „großer, rother Shawl von ſchwerem Seidenzeuge mit golddurchwirkter Borte ſpielt hierbei „eine Hauptrolle, trägt weſentlich dazu bei, die Spannung und Theilnahme der Zuſchauer „zu erhöhen; er iſt in fortwährender Bewegung, liegt bald in zierlichen Falten über die „Schultern und umhüllt bald wie ein Schleier die ganze Geſtalt“.



„Ebenſo unterhaltend ſind auch die beiden Muſiker. Der Eine, in der That ein Rieſe, „ſcheint durch Muſik und Geberden das Ganze zu leiten, fällt bisweilen einhelfend oder „ergänzend in den Geſang der Mädchen ein, geht, als ob er an den Rockſchoß der ſchönen „Tänzerin geheftet ſei, ihr vor- und rückwärts auf Schritt und Tritt nach und klimpert mit ernſthafteſter Miene auf ſeiner ſonderbar geformten Laute. Der Andere bearbeitet die beiden kleinen Trommeln, welche mit einem langen, weißen Tuche vor ſeinem „Bauche befeſtigt ſind, in höchſt ſpaßhafter Weiſe, für gewöhnlich mit den Knöcheln ſeiner „gelben Finger, bei Kraftſtellen aber mit dem Ballen der Hand, unter ſchwärmeriſcher „Verdrehung der Augen. Er hat ſich die dunkelfarbige Tänzerin zum Leitſtern auserwählt „und gibt in der Beharrlichkeit, in ihrem Kielwaſſer zu ſegeln, ſeinem Kameraden Nichts „nach. Alles hält ſich jedoch in den Grenzen des Anſtandes: man gewahrt Nichts, was „unſerer Vorſtellung von einem Bajaderentanze entſpricht. So dauert der Tanz mit kurzen „Unterbrechungen lange fort. Immer mehr füllt ſich der Saal: Araber, Hindi, Banianen „ſitzen bunt durcheinander, und an der Thür ſtehen Neger Kopf an Kopf gedrängt; denn heute „iſt Niemandem der Eintritt verwehrt. Der Raum für die handelnden Perſonen wird immer „enger, und trotz der offenen Fenſter entſteht eine beinahe unerträgliche Hitze, welche wir

„durch kleine Fächer, die man uns beim Beginne der Unterhaltung zur Verfügung geſtellt, „vergebens zu mildern ſuchen. Unter dieſen Umſtänden haben wir bald des Vergnügens „genug und entfernen uns dankſagend, es Anderen überlaſſend, die ganze Nacht hindurch „das Schauſpiel zu bewundern“.

Solche Tänzergeſellſchaften kommen auf ihren Geſchäftsreiſen von Bombai herab, halten ſich einige Monate in Sanſibar auf und beglücken in der übrigen Zeit des Jahres die größeren Küſtenorte mit ihren Beſuchen. Nach einigen Jahren kehren ſie mit recht anſehnlichen Erſparniſſen in ihre Heimat zurück, obgleich ſie nicht überall ſo reichlich bezahlt wurden als am großen Feſte in dem Hauſe des Reichſten der Banianen, vor welchem jeder der Geladenen ſich freigebig zeigen will.

Einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung bilden die Waſungu — Mehrheit von Mſungu (10) — die Fremden europäiſchen Urſprunges. Hierzu rechnen wir nur die in Europa oder Amerika geborenen und dort heimiſchen Weißen, nicht auch die Portugieſen aus Goa, kleine, dunkelfarbige, ſchwarzhaarige Kreolen, welche weder bei Eingeborenen noch bei Stammesverwandten in beſonderer Achtung ſtehen, ja von den letzteren kaum für ebenbürtig angeſehen werden. Sie liefern einen neuen Beweis für die alte Wahrnehmung, daß in warmen Ländern ungebildete, arme Europäer, welche nicht in regem Verkehre mit der Heimat bleiben, ſchon nach einigen Geſchlechtern von der hohen Stufe herabſteigen, auf welcher ſie ſich vorher befanden. Weder im Aeußeren noch in Anbetracht ihrer geiſtigen Fähigkeiten ſtehen ſie hoch über den Indiern, ihren neuen Landsleuten, und Viele unter ihnen würden wol von keinem der Verhältniſſe Unkundigen für Abkömmlinge von Europäern gehalten werden. Die Wohlhabenderen verkaufen in kleinen Läden geiſtige Getränke, europäiſche Leckereien und Kurzwaaren, Andere dienen als Aufwärter und Köche in den Haushaltungen der Waſungu, und wieder Andere betreiben das Schneiderhandwerk; Keiner aber bleibt länger in der Fremde, als bis er ſoviel Geld verdient hat, um zu Hauſe, im portugieſiſchen Indien, davon leben zu können. —

Es waren die Amerikaner, welche unter allen Waſungu zuerſt feſten Fuß auf Sanſibar faßten, nachdem ſie durch Verträge mit Seid Said im Jahre 1835 Begünſtigungen erlangt hatten; ihnen folgten Engländer, Hamburger und Franzoſen. Anfangs ließen ſich nur Handlungshäuſer nieder, und mit dieſen einige Küper, Schiffszimmerleute und ſonſtige, dem Kaufmann unentbehrliche Handwerker; ſpäter wurden Konſulate errichtet, endlich kamen auch Miſſionen dazu. Gegenwärtig mag die Zahl der zeitweilig anſäſſigen Waſungu etwa fünfzig betragen. Sie bilden eine außerordentlich ſchwankende Einwohnerſchaft; denn die Meiſten von ihnen bleiben nur wenige Jahre im Lande und verlaſſen es dann für immer; Einige kehren zwar, nach einer Erholungsreiſe in die Heimat, wieder zurück, werden aber gleichfalls ſchon nach wenigen Jahren durch Andere erſetzt. Doch wenn auch die Perſonen wechſeln, die Intereſſen, welche ſie vertreten, bleiben, und dadurch wird es möglich, einen für längere Zeit giltigen Ueberblick über die Vertheilung unſerer Landsleute nach Beruf und Abſtammung zu geben.

England und Frankreich unterhalten auf Sanſibar Konſulate mit beſoldeten Beamten, denen je ein Arzt beigegeben iſt; Hamburg und Amerika werden durch Kaufleute vertreten. Wie überall in ähnlichen Staaten iſt der Einfluß der Konſuln ein ſehr bedeutender. Selbſtverſtändlich können Handelskonſuln, welche vorerſt die Intereſſen ihrer Häuſer wahren müſſen, nicht mit derſelben Entſchiedenheit auftreten, wie unabhängige Regierungsbeamte, welche überdies noch in den ab und zu erſcheinenden Kriegsſchiffen ihrer Nation einen mächtigen Rückhalt haben; dafür aber haben ſie vor Jenen eine genauere Kenntniß der Verhältniſſe voraus und wiſſen oft durch geſchickte Benutzung derſelben viel durchzuſetzen.

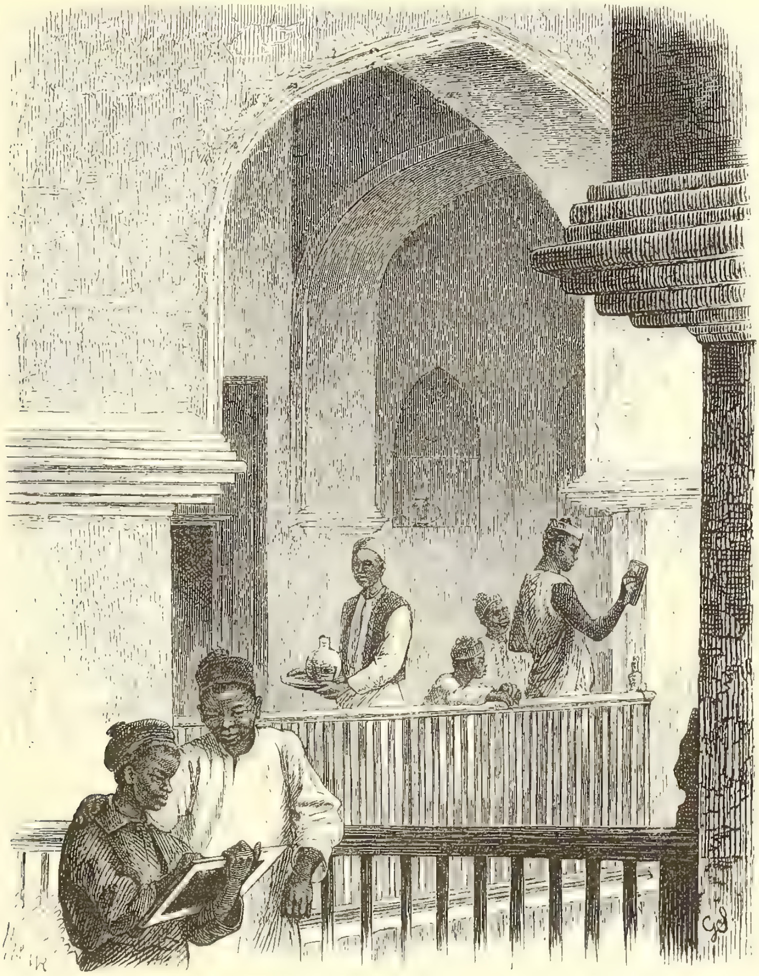
Unter den Miſſionen iſt die franzöſiſche die älteſte; ſie wurde im Jahre 1860 oder 1861 von einer katholiſchen Geſellſchaft zu Bourbon durch Abbé Fava gegründet und 1863 von einer anderen übernommen. Zwei Geiſtliche, zwei Brüder und eine Mutter mit ſechs filles de Marie als Krankenpflegerinnen beſorgen die umfangreichen Geſchäfte derſelben, unterrichten zwanzig bis dreißig auf dem Sklavenmarkte gekaufte (11) oder ſonſt aus der Verwahrloſung gerettete Kinder in Religion, Schreiben, Leſen, Rechnen und beſchäftigen ſie mit Gartenbau und Handarbeiten. Tochteranſtalten ſind ein Krankenhaus und eine mechaniſche Werkſtätte, beide von größter Wichtigkeit für dieſelbe, weil ſie nicht unweſentlich zum Unterhalte der hauptſächlich auf milde Gaben angewieſenen Miſſion beitragen — zugleich aber auch von hohem Nutzen für die Stadt und die im Hafen verkehrenden Schiffe, weil ſie Kranken die unſchätzbare Wohlthat einer trefflichen Pflege gewähren und für Alle, welche in Verlegenheit gerathen, die Ausbeſſerung von Maſchinen und die Anfertigung kleiner Gegenſtände von Metall übernehmen. Schon längſt beabſichtigte dieſe Miſſion, ſich bei Bagomoio, Sanſibar gegenüber, feſtzuſetzen und ſo auch der Küſte die Segnungen ihrer Wirkſamkeit zu Gute kommen zu laſſen; es ſcheint jedoch, da ſie es bisher noch nicht gethan, daß die aus den oben erwähnten Quellen fließenden Mittel nicht ſo bedeutend ſind, als es zum Nutzen der dortigen Bevölkerung zu wünſchen wäre.

Die engliſche Miſſion wurde im Jahre 1864 von Biſchof Tozer und Kaplan Stere mit ſechs hübſchen Negerknaben eröffnet, welche ihnen vom Sultahn für ihre Verſuche zur Verfügung geſtellt worden waren. Später, als der Biſchof ſeine Schweſter herbeigezogen, begann er auch Mädchen in die Anſtalt aufzunehmen. Auch dieſe Miſſion, welche noch mit der gründlichen Bewältigung ſprachlicher und anderer Schwierigkeiten beſchäftigt iſt, hat die Abſicht, ſich ſpäter an der Küſte niederzulaſſen.

In Sanſibar findet die Thätigkeit der Sendboten des Glaubens ſehr günſtiges Feld, wenn ſie die praktiſche Seite ihres Berufes, Kampf gegen Unwiſſenheit und Linderung menſchlichen Elendes, als die Hauptſache betrachtet, und nicht dieſe über der an und für ſich wenig bedeutenden, äußeren Bekehrung vernachläſſiget. Wohlhabende und gebildete Araber und Indier benutzen gern die ihnen gebotene Gelegenheit, ihren Kindern durch die Miſſionsſchulen eine beſſere Bildung zukommen zu laſſen, als es durch die alten, unwiſſenden Ulemas möglich. —

Wechſelnder als die Zahl der Konſulate und Miſſionen iſt diejenige der Kaufhäuſer. Vor etwa fünf Jahren waren zwei deutſche, zwei franzöſiſche, ein engliſches und zwei amerikaniſche Geſchäfte hier vertreten; jetzt iſt eines der deutſchen und franzöſiſchen und das engliſche in Wegfall gekommen. Dies will nicht etwa ſoviel ſagen, als ob der Handel abgenommen habe, ſondern nur, daß die Vertheilung der Waaren an die verſchiedenen Nationen eine andere geworden, und der Gewinn der Einzelnen ein reicherer, wenn auch nur für kurze Zeit; denn während wir Dies ſchreiben, ſind wieder neue Unternehmungen im Gange. Eines der älteſten hieſigen Häuſer iſt das von O'Swald in Hamburg, der Nachfolger eines anderen, welches durch Karl Ritters Bemerkungen über den großen Handelswerth der auch in Sanſibar vorkommenden Kaurimuſchel auf die Oſtküſte Afrikas aufmerkſam gemacht wurde. Dieſes Haus, in welchem von der Decken mit ſeinen Begleitern jahrelang die gaſtfreundlichſte Aufnahme gefunden, hat es verſtanden, alle Wechſelfälle glücklich zu überſtehen, durch welche Andere zu Grunde gerichtet oder veranlaßt wurden, ihre Thätigkeit anderswohin zu wenden.

Kaum einer der Waſungu baut ſich ein eigenes Haus; wol aber wiſſen ſie die von den Arabern gemietheten, großen Steingebäude durch mancherlei Aenderungen zu recht freundlichen und angenehmen Aufenthaltsorten umzugeſtalten. Ein ſolches Haus enthält zumeiſt zwei Stockwerke, ungerechnet das flache Dach, auf welchem der Flaggenmaſt und eine kleine Breterhütte zum Auslugen ſtehen. Im Erdgeſchoſſe befinden ſich Schreibſtube, Lagerräume und Wohnungen für die Diener, im erſten Stocke Speiſeſaal, Wohn-, Schlaf- und Spielzimmer, Vorrathskammer u. A. m. Durch öfters erneuerte Tünchung von innen und außen, ſowie durch jährlich gewechſelte Mattenbekleidung des Fußbodens werden die Räume reinlich erhalten, durch Luken in der Höhe des Daches gelüftet; zahlreiche, durch Glas oder Läden verſchließbare Fenſteröffnungen verbreiten überall reichliches Licht, welches man durch Jalouſien oder Schilfvorhänge nach Belieben mildert. Die innere Einrichtung iſt an Kitandas, Schaukel- und Lehnſtühlen reich, im Uebrigen aber ziemlich einfach, weil alles Hausgeräth mit vielen Koſten von Europa oder Indien herbeigeſchafft werden muß.



Inneres des Hauſes der engliſchen Miſſion (Eckhaus in Schangani).

Umſo beſſer iſt für die Tafel geſorgt. Die Stadt liefert ihr zwar nur Fleiſch und Geflügel, Reis, Milch und Früchte; aber das Fehlende wird in größter Auswahl aus der Heimat geſendet. Man findet in einem hieſigen Haushalte Alles, was man bei uns in einem guten Gaſthofe verlangen kann: in den Vorrathskammern ſtehen Batterien von Flaſchen mit den verſchiedenartigſten Getränken, vom Himbeerſaft und Himbeereſſig an bis zum kräftigen Porter und Ale, vom Wachholderbranntweine bis zum Schaumweine; in Segeltuch eingenähete Würſte und Schinken reihen ſich an luftdichte Blech- und Glasbüchſen mit feinen Gemüſen und Leckereien, mit Spargel, jungen Erbſen, Morcheln, Trüffelwurſt, Gänſeleberpaſteten, getrockneten und in Zucker eingemachten Früchten und Gelées;

und, um den etwa verdorbenen Magen wieder herzuſtellen, fehlen auch die unentbehrlichſten Arzeneien, wie Bitterſalz, Kaſtoröl (Ricinusöl) und Chinin nicht.

Wenn Sanſibar hierin dem üppigen Indien nicht nachſteht, ſo kann es in Bezug auf den Luxus der Bedienung ſich nicht mit jenem Lande meſſen. Während dort jede Verrichtung einen eigens hierfür beſtimmten Mann verlangt, kommt man hier mit verhältnißmäßig wenigen Leuten aus. Unter den Unentbehrlichen iſt jedenfalls der braune, portugieſiſche Koch, welcher die Mahlzeiten auf das Feinſte zuzubereiten verſtehen muß, an erſter Stelle zu nennen. Ihm leiſten einige ſchwarze Gehilfen die nöthigen Handreichungen. Die Bedienung im Hauſe wird gleichfalls von Portugieſen, doch häufiger von hübſchen, ſchmuck gekleideten Komoroleuten beſorgt; nur bei den aus Indien kommenden Engländern (Konſul und Arzt) ſind auch indiſche Diener angeſtellt. Außerdem gibt es noch eine Schar Hilfsarbeiter ohne feſte Anſtellung: einen Dobi oder indiſchen Wäſcher, welcher an einigen Tümpeln in der Nähe der Stadt das ihm übergebene Weißzeug ſo lange zwiſchen zwei Steinen klopft, bis es vollſtändig rein geworden, Waſſermädchen, welche von denſelben Orten das zum Kochen und Trinken dienende Waſſer (12) herbeibringen, einen portugieſiſchen Hausſchneider ꝛc.

Auch das Geſchäftsperſonal iſt nicht ſehr zahlreich. Der Bana mkuba oder große Herr, der Erſte im Hauſe, hat gewöhnlich noch einen Gehilfen oder Stellvertreter zur Seite, den Bana Mdogo oder kleinen Herrn. Als Dolmetſcher, Vermittler und Oberaufſeher (Headman) dient ein bewährter Araber oder Komorianer, welchem ſeine Stellung vielfach Gelegenheit zu oft nicht unbedeutenden „Erſparniſſen“ gibt. Ihm ſind mehrere Unteraufſeher beigegeben, von denen die gewandteſten bisweilen als Agenten oder Aufkäufer in ziemlich ſelbſtſtändiger Stellung nach Madagaskar oder nach dem Norden geſchickt werden. Wichtigere Geſchäfte im Hauſe, bei denen Geſchicklichkeit und Ehrlichkeit in höherem Grade erforderlich, werden europäiſchen Küpern übertragen. —

Mit geringen Abweichungen verläuft der Tag im Leben des Mſungu etwa in folgender Weiſe. Des Morgens zeitiges Aufſtehen, um alle Geſchäfte, welche im Freien beſorgt werden müſſen, noch vor dem Eintritte der Hitze zu beenden; um acht oder neun Uhr Frühſtück; hierauf Kontorarbeiten und Abſchließen von Geſchäften mit Indiern und Arabern; Mittags Vereinigung im Speiſe- und Geſellſchaftszimmer zu dem ſogenannten Lunch, welcher einen kleinen Imbiß, ein Glas europäiſches Bier, etwas Obſt u. dergl. bietet; bis zum Mittagseſſen Plaudern und Leſen, da es für ernſtliche Arbeit jetzt zu warm iſt; um vier Uhr Dinner nach engliſcher Weiſe, eine gleich dem Frühſtücke ſehr kräftige und reichhaltige Mahlzeit; nach demſelben ein Spaziergang durch die Umgegend, weil um dieſe Zeit die Luft am kühlſten und das Straßenleben am lebhafteſten iſt.

Der Kaffee verſammelt die Geſellſchaft wieder auf dem Dache, als dem angenehmſten Aufenthaltsorte: der ſich erhebende Luftzug, die liebliche, wechſelvolle Ausſicht auf den inſelumſchloſſenen Hafen und den belebten Strand, wo ſich noch die letzten Geſchäfte des Tages vollziehen, das Alles trägt dazu bei, eine behagliche Stimmung hervorzurufen. Man ſpielt Schach, ſpricht von angekommenen und zu erwartenden Schiffen, muſtert den fernen Geſichtskreis mit dem Fernrohre nach auftauchenden Segeln und geht Wetten auf deren Nationalität ein, bis die zeitig hereinbrechende Dunkelheit mahnt, an die Geſchäfte des Abends zu denken, d. h. ſich durch Zurufe mit den nächſten Nachbarn zu verſtändigen, wo man ſich heute ſehen wird, falls der Abend nicht, wie gewöhnlich, ſchon im Voraus vergeben iſt.

An ſchönen, mondhellen Abenden wird wol auch der Thee noch auf dem Dache eingenommen; doch hält man es für räthlicher, ſich zeitig nach dem Zimmer zurückzuziehen, um ſich nicht durch unvorſichtiges Schwelgen in der köſtlichen Abendfriſche eine gefährliche Erkältung zuzuziehen: denn es wird kühl, wenn auch nicht meßbar durch das Thermometer, ſo doch fühlbar für die empfindliche Haut, und ein ſtarker, Alles durchdringender Thau fällt nieder. Kurze Zeit nachdem die Lampen angezündet, füllt ſich das Zimmer mit Gäſten. Jeder ſucht es ſich ſo behaglich als möglich zu machen. Man ſtreckt ſich bequem auf Sofas oder Schaukelſtühlen aus, raucht, lieſt und ſchwatzt bei erfriſchenden Getränken, lauſcht den Klängen einer großen Spieldoſe, ſpielt Whiſt oder geht nach dem Billardzimmer, um ſich vor dem Schlafengehen noch einige Bewegung zu verſchaffen. Schon nach neun Uhr trennt ſich die Geſellſchaft. Laternentragende Diener holen ihre Herren ab. Der „Boy“ geleitet die Müden auf das Schlafzimmer, macht nochmals Jagd auf die letzten der Mücken unter dem mit Gaze behangenen Betthimmel und wünſcht eine geruhſame Nacht. In leichten Beinkleidern, um Erkältungen vorzubeugen, legt man ſich unzugedeckt nieder und behält nur eine wollene Decke zur Seite, um der Kühle des Morgens begegnen zu können.

Eine der angenehmſten Abwechſelungen und Zerſtreuungen bilden die ſogenannten Schambatouren, Ausflüge im Boote oder zu Pferde und Eſel nach der eigenen Schamba oder nach der eines befreundeten Mſungu oder Arabers. Am heiterſten geht es immer dann zu, wenn die Geſellſchaft ſelbſt für ihre Beköſtigung Sorge trägt. Man lagert im Freien, während einige Diener die mitgenommenen Vorräthe für das Mahl zubereiten, und andere die Erzeugniſſe der Schamba und des Meeres (kleine, vortreffliche Auſtern ꝛc.) aus erſter Hand beſchaffen. Bei Spiel und Scherz, bei Ruhen und Umherſtreifen vergeht geſchwind der dem Frohſinn gewidmete Tag, bis die ſchrägeren Stralen der Sonne an die Nothwendigkeit der Heimkehr erinnern.

Auch Ausflüge nach dem Feſtlande, zumeiſt um Flußpferde zu ſehen und zu erlegen, ſind beliebt, werden aber ſeltener unternommen, weil die Mehrzahl der Waſungu ſich nur auf kürzere Zeit von der Stadt entfernen kann, Viele auch das regelmäßig nachfolgende, wenn auch leichte Küſtenfieber ſcheuen.

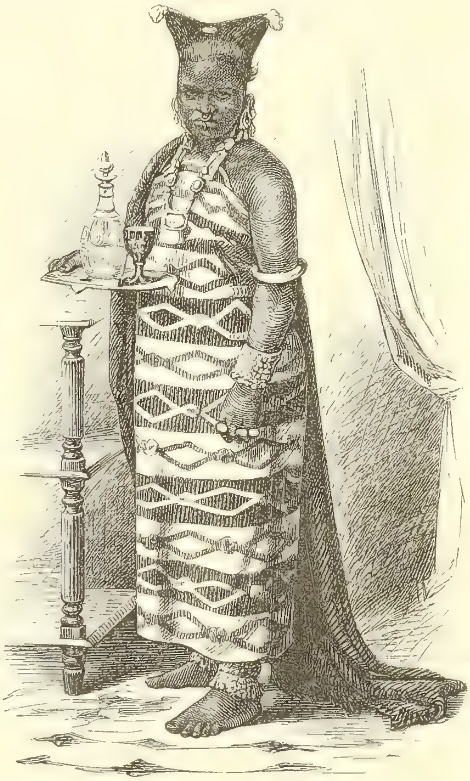
Vergnügungen wie Konzerte, Theater und was ſonſt die öffentlichen Orte in Europa bieten, fehlen vollſtändig in Sanſibar; dafür iſt die Geſelligkeit eine ſehr angenehme: man ſchließt ſich eng aneinander an und übt gegen Fremde eine nicht genug zu rühmende Gaſtfreundſchaft. Faſt regelmäßig ſind zu Frühſtück, Mittagsbrod und Abendunterhaltung einige Gäſte zugegen, am häufigſten Offiziere der ab- und zu kommenden Kriegsſchiffe, oder Kapitäne von Handelsſchiffen, ſeltener ein für kürzere Zeit anweſender Reiſender. Auch die Gegenwart einiger Damen, der Frauen des engliſchen Konſuls, des Arztes und Anderer, bringt Leben und Anmut in die hieſigen Kreiſe. Von ſeiner glänzendſten Seite zeigt ſich das Sanſibarleben bei den auch dort üblichen Feſteſſen. Jedes Haus — mit Ausnahme der Amerikaner, welche nur ſelten an „Dinnerparties“ theilnehmen — ſieht einige Male des Jahres größere Geſellſchaft bei ſich. Die Geladenen kleiden ſich dann mit beſonderer Sorgfalt und bringen die beſte Laune mit, ſodaß die Unterhaltung, bei gutem Mahle und trefflichen Weinen begonnen, bis zum ſpäten Abende in angenehmſter Weiſe dahin fließt. Den Schluß derſelben bildet gewöhnlich ein allgemeines Einundzwanzigſpiel, weil an dieſem auch Damen und des Spielens Unkundige Theil nehmen können.

Das größte Feſteſſen, welches alle Mitglieder der feinen Geſellſchaft vereinigt, gibt der franzöſiſche Konſul alljährlich am Napoleonstage. Hierzu werden die Köche und Aufwärter aller Häuſer dem Gaſtgeber zur Verfügung geſtellt, auch wird ihm wol mit Geſchirr und dergleichen ausgeholfen, damit er bei der großen Anzahl der Gäſte nicht in Verlegenheit gerathe. Die mit ſeltſamen Früchten und Blumen beſetzte Tafel, umgeben von einer ſtattlichen Reihe weither gekommener Menſchen, deren jedem ein afrikaniſcher, indiſcher oder portugieſiſcher Diener Luft zufächelt, bietet ein lebendiges, buntes Bild. Ebenſo bunt iſt auch die Unterhaltung; denn neben Deutſch, Franzöſiſch und Engliſch ertönt auch aller Orten das Suaheli, nicht nur als Vermittler zwiſchen Herren und Dienern, ſondern auch zwiſchen den wenigſprachigen Engländern und Franzoſen, deren Geſprächen ſich dann der Deutſche in gleicher Zunge anſchließt. —

Die Waſungu erfreuen ſich einer ſehr angeſehenen Stellung. Obgleich bei den Indiern und Arabern noch viele Vorurtheile gegen die weißen Fremdlinge herrſchen, hervorgerufen durch Eiferſucht auf deren Handel und fortſchreitenden Einfluß oder durch die Furcht, daß ihnen nach und nach auch der ſo einträgliche Zwiſchenhandel entriſſen werde, können doch gerade dieſe es nicht auf lange vergeſſen, daß ihr Daſein und ihr Auskommen hauptſächlich von eben dieſen Fremden abhängt. Erſt durch die Thätigkeit der Waſungu entwickelte ſich der Handel Sanſibars zu ſo bedeutender Blüte, und dieſem Handel verdankt der Sultahn den größten Theil ſeiner Einkünfte; wie begreiflich hält erdafür die Waſungu lieb und werth — wenigſtens äußerlich — und iſt ihnen gefällig, wo er irgend kann.

Jeder gebildete Europäer iſt hier zu Lande eine vornehme Perſon: in Folge deſſen erfordert es auch die Schicklichkeit, daß ein Neuankommender ſich in Begleitung ſeines Konſuls dem Sultahn vorſtelle. Zu ſolchem Beſuche werden Frack oder Uniform, hoher Hut und Handſchuhe hervorgeſucht, um dann wieder lange Zeit im Koffer zu ruhen, da die hieſige Geſellſchaft zu vernünftig denkt, als daß ſie ſich europäiſchen Zwang auferlegen ſollte, wenn ſie unter ſich iſt. Geleitet von eingeborenen Dienern, welche durch Vortragen von Säbeln (fasces ante consulem) den Weg frei machen, und von mächtigen, weiß überzogenen Regenſchirmen zum Schutze gegen die Sonne überdacht, wandeln die Herren in feierlichem Zuge durch die engen Gaſſen, dem Palaſte des Herrſchers zu. Hier ſind die Tags zuvor Gemeldeten bereits bemerkt worden; mit ſeltener Höflichkeit kommt ihnen der Sultahn bis an den Fuß der Freitreppe entgegen, bietet jedem Einzelnen die Hand und läßt ſie vor ſich in ſein Haus eintreten. In dem einfachen Audienzzimmer, in welchem die Einförmigkeit der kahlen, weiß getünchten Wände nur durch einige kleine, mit arabiſchen Spitzbogen gekrönte Niſchen unterbrochen wird, nehmen Alle auf einer langen Reihe geſchnitzter Stühle Platz, oben an Seid Madjid, dann die Beſucher, darauf die an einer ſpitzen Ecke vorn am Turban kenntlichen Prinzen des Hauſes und die erſten Diener des Staates. Der Fremde wird vorgeſtellt und erhält nach einigen höflichen Fragen über Landesvater und Vaterland und über die Zwecke ſeines Aufenthaltes die gnädigſten Zuſicherungen, daß der Sultahn ihn nach Kräften unterſtützen werde. Ein Dolmetſcher vermittelt die in arabiſcher Sprache geführte Unterhaltung; denn man verſteht wol Suaheli am Hofe, ſpricht es aber nie. Während deſſen reichen einzelne Diener Roſenſorbet in Gläſern und ſtarken Kaffee in außerordentlich kleinen, an Geſtalt unſeren Eierbechern ähnlichen Taſſen umher, welch letztere in zierlich gearbeiteten, ſilbernen Unterſetzern ſtehen. Nur die Beſuchenden werden bewirthet, und macht man ihren heimiſchen Sitten noch das Zugeſtändniß, daß man ihnen zum Kaffee einige Zuckerkriſtalle und Löffel zum Umrühren verabreicht — der Araber bedarf deſſen bekanntermaßen nicht. Nach zwanzig bis dreißig Minuten, wann die Herren ſich verabſchieden, begleitet der Sultahn ſie mit denſelben Höflichkeiten wieder bis auf die Straße, über das glückliche Ende der Förmlichkeit gewiß nicht minder erfreut als die Waſungu, welche mit ſchnelleren Schritten und weniger feierlich als vorher nach Hauſe eilen, um ſich des läſtigen Beſuchskleides zu entledigen. Einige Tage darauf ſtattet Seid Madjid dem Konſul ſeinen Gegenbeſuch ab.

Die geachtete Stellung der Europäer erklärt Freundſchaftsverhältniſſe und Gunſtbezeigungen, wie ſie ſonſt in mahammedaniſchen Staaten unmöglich erſcheinen. Nicht nur der Sultahn und die Würdenträger des Reiches verkehren und verkehrten mit den Waſungu, ſondern auch die Damen des Hofes, namentlich die beiden Schweſtern des Herrſchers, Prinzeſſin Holli und Prinzeſſin Salima. In früheren Zeiten war es Bibi Holli, die ältere der beiden Stiefſchweſtern, welche die Fremden augenſcheinlich begünſtigte und in unbefangenſter Weiſe mit ihnen verkehrte. Eine ſtattliche Sklavin, Simakaſi benamſet, war die Vermittlerin aller Botſchaften der Prinzeſſin, die Ueberbringerin ihrer Geſchenke an die Waſungu. Kaum ein Tag verging, ohne daß ein Befehl an dieſe Vertraute erging. Irgend eine Kleinigkeit, eine Stickerei, etwas Backwerk, auserleſene Früchte u. dergl. wurden von dem Harehm aus in dieſes oder jenes Haus gebracht und, wie ſich von ſelbſt verſteht, andere Gegenſtände zurückgetragen. Sehr gern nahm die Prinzeſſin ihrerſeits ein Werthzeichen der Ehrfurcht des einen oder anderen Mſungu entgegen, und ohne Bedenken geruhete ſie, die reichen Kaufleute mit Beſtellungen auf die allerverſchiedenartigſten Erzeugniſſe Europas zu betrauen — Beſtellungen, welche von den Waſungu getreulich ausgeführt wurden, obgleich jeder der Beehrten wußte, daß die hohe Dame Bezahlung des von ihr Geforderten und Empfangenen zu vergeſſen pflege. Sie, welche Tag für Tag gleichſam auf der Warte ſaß, um die ehrerbietigen Grüße der vorübergehenden Spaziergänger entgegen zu nehmen, ſie, welche dieſe Grüße ſo herablaſſend und huldvoll erwiederte, an jene Beſtellung zu erinnern, der Vergeßlichkeit zu bezüchtigen, wäre ebenſo unhöflich als unklug geweſen: man hätte ja die hohe Dame erzürnen, und ſich in den Ruf einer unedlen Knauſerei bringen können!



Bibi Holli erreichte die Jahre, von denen auch ſie ſagen mochte: ſie gefallen mir nicht. Kein ihrem Range ebenbürtiger Prinz hatte ſich gefunden, ſie zur Beherrſcherin ſeines Harehms zu erheben, und die Gefühle der Freundſchaft, welche einzelne Waſungu gegen ſie gehegt haben mochten, verwandelten ſich allgemach in ſolche der Ehrfurcht — mit einem Worte: Bibi Holli hörte auf, Löwin des Tags zu ſein, und kam um ſo ſchneller aus der Mode, als ein neuer Stern am Himmel Sanſibars aufgegangen war. Ihre Stiefſchweſter, die jüngere Bibi Salima, war inzwiſchen erblüht und hatte der ſtiefſchweſterlich gehaßten Nebenbuhlerin den Rang abgelaufen. Ihr neigten ſich vorzugsweiſe die neuangekommenen Waſungu zu, und ſie ließ ſich die Huldigungen derſelben gern gefallen. An mondhellen Abenden ſaß des Sultahns Schweſterlein hinter dem eiſernen Gitter ihres Fenſters und hörte mit Theilnahme den Waſungu auf dem Nachbardache zu, wenn dieſe erzählten von Uleia, dem fernen Europa, von den dortigen Sitten und Gebräuchen, von der Stellung der Frauen — welche nicht blos bildlich, ſondern in That und Wahrheit die Herrinnen ihrer Männer — von der Größe und Schönheit der Städte, von der Lieblichkeit des Landes, von tauſend Kleinigkeiten, welche ihr vorkommen mochten wie Märchenſagen; ſie lauſchte mit unverhehltem Vergnügen den fremden Liedern, welche ihr zu Gefallen mehrſtimmig vorgetragen wurden. Ihr klarer Verſtand ließ ſie das Schöne und Gute der europäiſchen Sitten bald erkennen; dieſe Erkenntniß aber rief in ihr eine Sehnſucht nach der Ferne wach, welche nur noch eines Anſtoßes bedurfte — um großes Aergerniß hervorzurufen. Der Mſungu, welcher das Nachbarhaus bewohnte, ein durch Feſtigkeit und Beſtimmtheit des

Charakters ausgezeichneter Mann, erwarb ſich nicht blos die Freundſchaft, ſondern die volle Liebe der Prinzeſſin, und ein Verhältniß entſpann ſich, würdig des arabiſchen Märchens, ein Roman, in welchem die Wirklichkeit die Dichtung überbietet: Bibi Salima wandte dem Fremden ihr Herz zu, und der deutſche Kaufmann freiete um die arabiſche Prinzeſſin.

Und wie es das Märchen uns ſchildert, ſo geſchah es hier in Wahrheit. Das munkelnde Gerücht wurde lauter und vernehmlicher, bis es die Ohren des Sultahns erreichte. Unglaublich ſchien ihm ſolch frevelnder Angriff auf die Ehre ſeines Hauſes, unbegreiflich die Kühnheit des Mannes, noch minder verſtändlich die Herablaſſung der hohen Dame. Und doch mußte Seid Madjid von der Schuld ſeiner Schweſter ſich überzeugt haben; denn urplötzlich wurde die Prinzeſſin in ihrem Hauſe verhaftet und eingekerkert. Hier ſaß die Arme einſam und verlaſſen, den Richterſpruch des von der unbeugſamen Sitte beeinflußten Bruders erwartend, ohne an die Möglichkeit einer Hilfe zu denken, ohne Errettung, Wiedervereinigung mit dem Geliebten zu erhoffen. Und doch ſollte ihr durch Dieſen Alles werden, was ſie erſehnte.

Im Hafen Sanſibars lag ein engliſches Kriegsſchiff. Der Kapitän deſſelben muß wol großherziger gedacht haben, als ſeine Landsleute in Indien und daheim, welche den deutſchen Kaufmann und die Prinzeſſin ſpäter ſo ſchmachvoll verläſterten und verleumdeten; denn er hatte Verſtändniß für das Anſinnen des deutſchen Kaufmannes und den Mut, ihm zu helfen. In ſpäter Stunde eines Abends ſtieß ein ſtark bemanntes Boot von jenem Kriegsſchiffe ab, näherte ſich lautlos dem Lande; bewaffnete Schiffer und Seeſoldaten ſtiegen aus, wandten ſich geraden Weges dem Kerker der Prinzeſſin zu, verſcheuchten die Wachen, erbrachen das Thor und entführten die geängſtigte Frau. Am anderen Morgen hatte das Kriegsſchiff die Gewäſſer Sanſibars verlaſſen. Wer durfte es wagen, ihm ſeine Beute ſtreitig zu machen?

Ein Schrei der Entrüſtung wurde laut in der Stadt Sanſibar. Die Araber ſannen auf Rache, und die fremden Handlungshäuſer ſahen ſich in ihren Grundveſten erſchüttert. Was konnte auch nicht geſchehen, wenn der unberechenbare Zorn des Sultahns nicht allein den Schuldigen, ſondern überhaupt alle Waſungu traf? Was ſollte aus dem gewinnreichen Eintauſche von Elfenbein, Gewürznäglein und Ochſenhäuten fernerhin werden? Der Verluſt ließ ſich kaum nach Tauſenden und Hunderttauſenden berechnen! Mancher ſah in der Liebe des Berufsgenoſſen ein todeswürdiges Verbrechen und fürchtete mehr als der Miſſethäter ſelbſt die zürnende Gerechtigkeit. Schlimmer aber verfuhr die eigentlich unbetheiligte indiſche und ſpäter auch die engliſche Preſſe. In dem fernen Lande fühlte ſich jeder Philiſter im Innerſten getroffen; viele der dortigen Biedermänner hätten lieber noch als der Sultahn den deutſchen „Dütenkrämer" (shop keeper), wie ſie ihn verächtlich nannten, am Galgen hängen oder auf dem Pfahle ſtecken ſehen. Der deutſche Kaufmann aber wappnete ſich auch dieſer ſchnöden Denkweiſe gegenüber mit derſelben unerſchütterlichen Ruhe, welche er in der ganzen Geſchichte an den Tag gelegt hat. Er wickelte ſeine Geſchäfte ab, reiſte dann nach Aden, traf hier mit der inzwiſchen zum Chriſtenthume übergetretenen Prinzeſſin zuſammen, ehelichte ſie und zog mit ihr nach der Heimat. Hier, in einer Handelsſtadt Deutſchlands, lebt gegenwärtig das glückliche Paar. Die Prinzeſſin hat ſich raſch in die neuen Verhältniſſe gefunden, und die Liebe, welche ſie von allen ihr Naheſtehenden genießt, läßt ſie lächeln über andersdenkende Kaufmannsfrauen, welche ihr nicht vergeſſen, daß ſie — doch eine Prinzeſſin iſt.

Sechster Abſchnitt.

Staatliche Verhältniſſe.

Die Imahme von Omahn und die Oſtküſte von Afrika. — Die Jarebiten. — Vertreibung der Portugieſen. — Die Dynaſtie des Abu Saidi. — Unabhängigkeitskämpfe von Mombas unter der Familie der Mſara. — Seid Said. — Mombas unter engliſchem Schutze. — Ende der Herrſchaft der Mſara. — Ueberſiedelung Seid Saids nach Sanſibar. — Theilung des Reichs. — Seid Madjid. — Grenzen der Herrſchaft. — Art der Verwaltung. — Einnahmen und Ausgaben. — Arabiſches Beamtenthum. — Macht zu Land und See. — Rechtszuſtände. — Gottesverehrung und Unterricht. — Der Handel, ein Erzeugniß der letzten Jahrzehende. — Münzen, Maße und Gewichte. — Vertheilung von Einfuhr und Ausfuhr. — Kriegsſchiffe im Hafen. — Poſtverbindung. — Sanſibar in ſeiner Wichtigkeit für Entdeckungsreiſende.

Ueber der früheſten Geſchichte Oſtafrikas (13) liegt ein ſagenhaftes Dunkel, aus welchem nur die glänzenden Namen Tyrus und Salomo hervorſchimmern. In ſpäteren Jahrhunderten tritt ſie in Beziehung zu den Weltreichen von Griechenland und Rom; dann führt ſie uns die den Erdkreis ſtürmenden Jünger Mahammeds vor, zeigt uns darauf die in entgegengeſetzter Richtung vordringenden Portugieſen in ihrer Größe wie in ihrem Verfalle und bleibt endlich keinem der großen Völker der Neuzeit fremd.

Die letztjährige Geſchichte dieſer Küſte iſt mit der Geſchichte von Omahn, dem nach Nordoſten gerichteten ſüdlichen Horne Arabiens, innig verknüpft, nicht nur durch friedliche Beziehungen zwiſchen den Bewohnern beider Länder, ſondern auch durch thätige Eingriffe der Imahme von Omahn in die Geſchicke Oſtafrikas und durch den gemeinſamen Urſprung beider Herrſcherhäuſer. So unerquicklich dieſe Geſchichte in ihren Einzelnheiten auch ſein mag, im Ganzen genommen iſt ſie höchſt anziehend und lehrreich. Sie führt uns ein tapferes Volk vor, welches mit Zähigkeit und Heldenmut Jahrhunderte lang gegen übermächtige Unterdrücker, die Portugieſen, ankämpfte, die errungene Unabhängigkeit durch Jahrzehende gegen die weit und breit gefürchteten Herrſcher von Maskat vertheidigte, endlich aber doch durch Uneinigkeit und innere Streitigkeiten ſeinen Untergang fand.

Bald nach ihrer Bekehrung zum Islahm ſchlugen die Bewohner von Omahn in Sachen des Glaubens ihren eigenen Weg ein, bildeten die Sekte der Chuaridſch (vom rechten Weg Abtretende). Ihre Herrſcher waren zugleich religiöſes Oberhaupt des Staates, in ähnlicher Weiſe, wie dies die Chalifen von Baghdad waren und es die Czaren von Rußland jetzt noch ſind. Dieſer oberſte, religiöſe Würdenträger führte den Titel Imahm (eigentlich Vorbeter): ein Name welcher uns in der Zuſammenſtellung Imahm von Maskat (nach der jetzigen Hauptſtadt des Omahngebietes) geläufig genug iſt.

Als der größte unter den Imahmen von Omahn gilt Naſſer ben Murdſchid aus der Familie der Jarebiten, einem Zweige des großen Henaui-Stammes. Er machte zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts den fortwährenden Unruhen und Kämpfen, unter denen das Land ſeit Jahrzehenden und Jahrhunderten litt, ein Ende, ſchaffte Raub, Gewaltthaten, Unglauben und Unterdrückung ab, oder, wie die Araber ſagten, „befahl das Gute und verbot das Böſe“, und gewann durch ſein entſchiedenes, zugleich aber freundliches Weſen die Herzen aller Einwohner. Nachdem er bis zum Jahre 1624 ganz Omahn unter ſeinem Scepter vereint, beſchäftigte er ſich ernſtlich mit dem Gedanken, auch die Portugieſen, deren Herrſchaft ſich bereits abwärts neigte, aus ſeiner Nachbarſchaft zu vertreiben. Im Jahre 1633 eröffnete er von ſeiner Hauptſtadt Naſua aus den Kampf gegen die verhaßten Fremden. Ueberall vertrieb er ſie aus den Seeſtädten jener Küſte; nur Sohar und Maskat vermochte er ihnen bis zu ſeinem Tode, im Jahre 1649, nicht zu entreißen.

Ihm folgte ſein Vetter Sultahn ben Sef, ein nicht minder tapferer und gewandter Herrſcher, welcher in Naſſers Sinne weiter wirkte und nicht nur 1658 die Portugieſen aus Maskat vertrieb, ſondern ſie mit Hilfe ſeiner großen Flotte ſogar in Indien und Afrika angriff. Auch Sultahns Arbeit blieb Stückwerk. Wol eroberte er gar manchen Küſtenplatz, doch fand er anderwärts auch hartnäckigen Widerſtand: erſt nach fünfjährigen Mühen gelang es ihm, der wichtigen Feſtung Mombas Herr zu werden, und ſchon nach kurzer Zeit verlor er ſie wieder an die Portugieſen.

Erſt Sef, dem Sohn und zweiten Nachfolger Sultahns, war es vergönnt, die Ungläubigen nachdrücklich auf das Haupt zu ſchlagen; die Bitten der Bewohner von Mombas boten ihm Gelegenheit dazu. Im Jahre 1698 ſandte er eine Flotte nach Oſtafrika, eroberte Mombas, gewann Sanſibar und Kiloa und drang vielleicht ſogar bis Moſambik vor. Alles jauchzte dem Sieger zu; des langen Druckes müde erhoben ſich die Eingeborenen und tödteten und vertrieben ihre weißen Peiniger allerwärts, ſo daß vom Kap Gardafui an, dem nordöſtlichen Horne des Somalilandes, bis nach dem Kap Delgado herab bald Keiner der Eindringlinge mehr zu blicken war.

Selbſtverſtändlich ſtand die Küſte von nun an unter dem Schutze der Fürſten von Omahn; doch war dieſes Abhängigkeitsverhältniß ein nur wenig drückendes, weil der arabiſche Oberherr in ſeinem Lande genug zu ſchaffen hatte, als daß er ſich viel mit den Angelegenheiten ſeiner fernſten Beſitzungen hätte befaſſen können. Dankbarkeit und eigener Vortheil hätten die befreiten Städte veranlaſſen müſſen, ſich eng an ihren Retter anzuſchließen; ſtatt deſſen aber ſuchten ſie die Beziehungen zu dieſem mehr und mehr zu lockern und machten ſich endlich, mit Ausnahme von Mombas, wo der arabiſche Statthalter ſich behauptete, gänzlich unabhängig. Ihre zunehmende Schwäche, noch vermehrt durch innere Zwiſtigkeiten, lockte in Kurzem die Portugieſen wieder herbei: dieſe bemächtigten ſich im Jahre 1728 der ganzen Küſte von Kiloa bis Patta, vor Allem auch der Stadt und Feſtung Mombas (zum letzten Male) und führten hier die Herrſchaft in derſelben rückſichtsloſen Weiſe wie vormals.

Aufs Neue wandten ſich jetzt die hartbedrückten Einwohner nach Maskat, um Hilfe gegen ihre Feinde zu finden — diesmal jedoch vergebens, ſei es nun, daß der damalige Imahm nicht helfen wollte, oder nicht helfen konnte. So ſahen ſie ſich alſo allein auf ihre ſchwachen Kräfte angewieſen; aber ſie verzweifelten darum nicht, ſondern griffen ihr Werk mutig an. Es gelang ihnen auch in der That, ſich der Fremden auf liſtige Weiſe zu entledigen; doch fühlten ſie ſich nicht ſtark genug, dieſe für immer fern zu halten, und trugen deshalb dem Imahm von Maskat die Oberherrſchaft an. Ihre Bitte wurde erfüllt; es erſchienen drei Schiffe mit Soldaten, nahmen Beſitz von Mombas und gewannen gegen 1740 von Neuem auch die übrigen Städte der Küſte.

So hatten die Jarebiten über ein Jahrhundert lang ruhmvoll gewaltet und nach Oſt und Süd die Grenzen des Reichs erweitert, als ihr Stern zu erbleichen begann. Die letzten von ihnen zeigten ſich als ſchwache Fürſten und unfähig, das Land gegen ſeine Feinde zu ſchützen. Da erſtand ein neuer Herrſcherſtamm aus der Familie des Abu Saidi und bemächtigte ſich der oberſten Gewalt — dem letzten der Jarebiten, Sultahn ben Murdſchid folgte zu Ende des Jahres 1744 nach mannigfachen Unruhen Achmed ben Said ben Achmed ben Abdallah ben Mahammed ben Mbarek el Abu Saidi, bisher Statthalter von Sohar. Mit ihm beginnt ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte Oſtafrikas: die Mombaſianer, welche man ihrer hervorragenden Tugenden wegen als Vertreter jener Küſtenvölker betrachten darf, haben ſich von nun an nicht mehr gegen die Portugieſen, ſondern gegen ihre Befreier in Maskat zu wehren gehabt.

Seit dem Jahre 1739 ruhte die Statthalterſchaft von Mombas in den Händen von Mahammed ben Osmahn aus der nachmals ſo mächtigen Familie der Mſara (Einzahl Mſurui). Als Dieſer von der Erhebung ſeines früheren Standesgenoſſen vernahm, erklärte er ſich unabhängig, um wie Jener eine eigene Herrſchaft zu begründen. Achmed ben Said ergrimmte und ſandte Meuchelmörder nach Mombas mit dem Befehle, den Aufrührer und deſſen ganze Familie umzubringen. Mahammed fiel unter ihren Dolchen; ſein Bruder Ali ben Osmahn aber entrann und machte des Imahms Plan zu Nichte, wußte ſich der Feſtung zu bemächtigen, ergriff die Mörder, enthauptete ſie und erklärte ſich im Jahre 1745 zum Sultahn von Mombas.

Ebenſo weigerten ſich die übrigen Küſtenſtädte, mit Ausnahme von Merka, Sanſibar und Kiloa, die neue Herrſcherfamilie anzuerkennen; ſie erlangten auch ohne Mühe ihre Freiheit, jedoch auf Koſten des Friedens: durch endloſe, innere Kriege wurden fortan ihre beſten Kräfte verzehrt. Am meiſten litt Mombas unter ſolchen Zwiſtigkeiten. Hier war bereits 1753 Ali ben Osmahn auf Anſtiften ſeines Vetters Maſſaut ben Naſſer ermordet worden. Als 1782 ſein Nachfolger Abdallah ben Mahammed geſtorben war, entſtand zum zweiten Male unter den Mſara Streit darüber, welcher von den drei Hauptzweigen der Familie nun die Herrſchaft führen ſollte. Endlich wurde Achmed ben Mahammed erwählt, der Neffe von Ali ben Osmahn. Die beiden übrigen Bewerber, welche in anderer Weiſe abgefunden wurden, zeigten ſich damit wenig zufrieden, ſuchten ihren glücklichen Nebenbuhler zu ſtürzen, wurden jedoch bei einem Sturme auf die Feſtung, den ſie verſuchten, zurückgeſchlagen und ſpäter von den benachbarten Wanika, zu welchen ſie ſich flüchteten, getödtet. —

Achmed ben Said von Omahn hatte nothgedrungen all' Dieſem ruhig zugeſehen. Erſt ſein älteſter Sohn Said ben Achmed, welcher ihm im Jahre 1784 nachfolgte, fand Gelegenheit, ſich neuerdings um Afrika zu bekümmern. Er ſandte ſeinen tapferen und gewandten Sohn, wiederum einen Achmed, mit einer Flotte aus, um die abgefallenen Küſtenplätze wieder zu gewinnen. Achmed wandte ſich zuerſt nach Sanſibar, wo ſein Onkel Sef mit feindlicher Macht gelandet war, vertrieb dieſen und ſtellte die Ordnung wieder her. Dann ging er mit einem einzigen Schiffe nach Mombas, keck die Unterwerfung von Inſel und Stadt verlangend: durch ſein Auftreten verblüfft willfahrete man ihm, zumal ſeine Anforderungen nicht erheblich waren. Darauf unterwarf ſich auch die Inſel Patta dem Imahm, ſodaß dieſer im Jahre 1785 nördlich vom Kap Delgado keinen gefährlichen Feind weiter beſaß und, wenigſtens nach Außen hin, mehr als alle ſeine Vorgänger vom Glücke begünſtigt erſchien. Dafür erwuchs ihm in ſeiner eigenen Familie ein Widerſacher: ſein ungeſtümer Bruder Sultahn ben Achmed entriß ihm im Jahre 1791 die Herrſchaft über den größten Theil des Reichs.

Nur kurze Zeit blieb Sultahn im Genuſſe der Macht; ſchon zwei Jahre nach dem Tode ſeines Bruders, im Jahre 1804, wurde er bei Baſſidu in einem Gefechte gegen die Seeräuber getödtet. Ihm folgte an Stelle ſeiner jugendlichen Söhne, Salem und Said, Beder ben Sef ben el Imahm Achmed, ſein Neffe und Saids mütterlicher Oheim; die anderen Bewerber wurden mit Statthalterſtellen abgefunden.

Dem jungen Said, welcher die unternehmende Sinnesart ſeines Vaters geerbt hatte, genügte ſein Antheil an der Herrſchaft nicht; er fühlte die Kraft in ſich, den Staat allein zu lenken. Unausgeſetzt brütete er über ehrgeizigen Planen. Seine früh entwickelte Schlauheit und die ungewöhnliche Fügung der Dinge verhalfen ihm zeitiger zur Erreichung ſeines Zieles, als Dies möglich ſchien. Beder ben Sef, mit welchem das Volk ſchon längere Zeit unzufrieden war, weil er das Land in ſchimpfliche Abhängigkeit von den Wachabiten gerathen ließ, wurde am 31. Juli 1806 ermordet — ob mit oder ohne ſeines Neffen Schuld, wir wiſſen es nicht — und Said am 14. September deſſelben Jahres mit Einwilligung ſeines älteren Bruders Salem zum Sultahn erwählt.

Der kaum ſechzehnjährige Jüngling hatte einen ſchweren Stand. Das Land befand ſich in zerrüttetem Zuſtande, und vor den Mauern der Stadt ſtanden die gefürchteten Wachabiten unter einem ſieggewohnten Feldherrn. Der junge Mann wußte jedoch alle Schwierigkeiten zu überwinden, beſiegte nicht nur die Wachabiten, ſondern auch ſpäterhin die von Jahr zu Jahr fürchterlicher werdenden Seeräuber des rothen Meeres — nicht allein zwar, ſondern mit Hilfe der Engländer, welche er aber doch in geſchickter Weiſe zu gewinnen gewußt hatte — und ſchwang ſich zu einer ſo angeſehenen Stellung empor, daß die Schwachen ihn fürchteten, die Mächtigen ſich um ſeine Freundſchaft bewarben und ihm die glänzendſten Huldigungen darbrachten.

Seid Said war ein höchſt merkwürdiger Menſch; ſeine Größe beſtand jedoch weniger in Erfolgen, welche er durch ſiegreiche Schlachten errang (er war faſt feig zu nennen und ſcheute die blutige Entſcheidung), als in ſeiner Zähigkeit im Unglück, in dem beſtändigen Feſthalten an dem vorgeſteckten Ziele und in der Geſchicklichkeit, mit welcher er alle Verhältniſſe zu ſeinem Vortheile auszubeuten wußte. Von Zeitgenoſſen und Späteren vielfach verleumdet und geſchmäht, des Verrathes und der Hinterliſt beſchuldigt, bleibt er dennoch einer der Bedeutendſten unter den Fürſten Omahns — gelten ja doch die Mittel, welche er zur Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Herrſchaft gebrauchte, nach den Anſchauungen des Morgenlandes durchaus nicht als unwürdig und unerlaubt. Viele ſchreiben ihm den Titel Imahm zu: dieſen aber beſaß er ebenſo wenig wie ſein Vater, da er keiner der drei hierzu erforderlichen Bedingungen zu genügen vermochte, nämlich: Beſitz gewiſſer religiöſer Kenntniſſe, das Gelübde, lebenslang gegen die Ungläubigen zu kämpfen und niemals zur See zu gehen. —

Die Wirren in Maskat hatten auf deſſen afrikaniſche Vaſallenſtaaten Mombas und Patta keinen anderen Einfluß gehabt, als daß dieſe ſich einer um ſo größeren Unabhängigkeit erfreuten, je mehr ihre Oberherren in Arabien beſchäftigt waren: ſie erfüllten ihre geringen Verbindlichkeiten, erkannten die neugewählten Herrſcher an und ordneten im Uebrigen ihre inneren Angelegenheiten nach eigenem Belieben. Said verſpürte keine Neigung, ſich in ſo ferne Händel einzumiſchen, bis ihn die vielfachen Uebergriffe der Statthalter von Mombas hierzu nöthigten. Zuerſt wurde er im Jahre 1811 von Lamu zu Hilfe gerufen gegen Achmed ben Mahammed von Mombas, welcher in die mehrjährigen Erbfolgeſtreitigkeiten auf Patta thätig eingegriffen, die Oberherrſchaft dort erlangt und die Nebenbuhler ſeines Schützlings Wuiſir bis nach jener Stadt verfolgt hatte. Said ſchickte einen Statthalter nach Lamu, ließ dort eine Feſtung bauen und verhinderte ſo eine Erneuerung der Angriffe Achmeds. Hiermit begnügte er ſich vor der Hand.

Eine zweite Gelegenheit zum Einſchreiten bot ſich im Jahre 1814. Achmed ben Mahammed war geſtorben und Abdallah, ſein bejahrter aber kräftiger Sohn in die

Statthalterſchaft eingetreten. Nach dortiger Sitte hätte dieſer bei Antritt ſeines Amtes ein Geſchenk nach Maskat ſchicken müſſen; ſtatt deſſen ſandte er, als man ihn daran mahnte, nur ein wenig Pulver und Blei, ein kleines Getreidemaß und ein Panzerhemd, welches er im Nachlaſſe ſeines Vaters vorgefunden — ein nicht mißzuverſtehendes Zeichen, daß er, ſelbſt auf die Gefahr eines Kampfes hin, ſich von Maskat unabhängig zu machen gedenke.

Noch erwiederte Said Nichts; er wartete, wie das ſeine Art war, auf günſtigere Gelegenheit. Abdallah aber wußte genau, weſſen er ſich von dem mächtigen Sultahn zu verſehen hatte und bereitete ſich im Stillen auf die Ereigniſſe vor. Seine Bemühungen um die Freundſchaft der engliſch-indiſchen Regierung in Bombay ſcheinen nicht, wenigſtens nicht in dem Maße, wie er es wünſchen mochte, erfolgreich geweſen zu ſein; dafür aber gewann er wachſenden Einfluß an der Küſte, breitete ſeine Herrſchaft über die Städte Merka und Brawa aus und gewann ſich das inzwiſchen abtrünnig gewordene Patta wieder — letzteres zu ſeinem Verderben; denn ein Mitbewerber des von ihm begünſtigten Sultahn Banakombo rief den Herrſcher von Maskat herbei.

Said, welcher ſchon längſt mit ſteigendem Unmute die Zunahme von Abdallahs Macht beobachtet, befahl ihm, ſeine Soldaten aus Patta zurückzuziehen, und dem Anderen, abzudanken, und ſandte, da Beide nicht gehorchten, im Jahre 1822 eine Flotte unter dem Befehle von Emir Hammed ben Achmed el Abu Saidi aus. Dieſer unterwarf zuerſt Brawa, vertrieb dann Mbaruk, Abdallahs Bruder, aus Patta und ſetzte dort im Namen Seid Saids einen Statthalter ein.

Immer drohender rückte das Ungewitter gegen Mombas heran. Durch die Nachricht von des Emirs Siege ermutigt, kam von Süden her Seid Mahammed ben Naſſer, der Statthalter von Sanſibar, und eroberte für ſeinen Herrn in Omahn die Inſel Pemba, die werthvollſte Beſitzung von Mombas. Zweimal eilte Mbaruk herbei, um das geſegnete Eiland wiederzugewinnen, doch beide Male ohne Erfolg, trotz all' ſeiner Tapferkeit.

Aus Gram hierüber ſtarb Abdallah im folgenden Jahre. Da brach unter den Mſara wiederum der unſelige Streit um die Herrſchaft aus, gerade als Saids Flotte ſich anſchickte, auch Mombas anzugreifen: dem nächſtberechtigten Salem, einem anderen Bruder Abdallahs, widerſetzte ſich Mbaruk. Um Bürgerkrieg zu verhüten, wählte man endlich einen Dritten, Soliman ben Ali, einen alten und ſchwachen Mann, welcher vorher Statthalter von Pemba geweſen, vorläufig zum Sultahn von Mombas.

In dem Gefühle der Unmöglichkeit, allein gegen die drohende Macht Saids Stand zu halten, rief Soliman den Schutz der Engländer an, welche mit einem kleinen Geſchwader unter Kapitän Owen eben beſchäftigt waren, die Oſtküſte von Afrika zu vermeſſen. Kapitän Vidal von der Brigg Baracouta, welche Ende 1823 im Hafen erſchien, fühlte ſich nicht befugt, ohne Dazuthun ſeines Oberen eine Entſcheidung zu fällen, wennſchon er verſprach, die Angelegenheit weiter zu berichten. Als Owen ſelbſt im Februar 1824 mit ſeiner Fregatte Leven anlangte, fand er Mombas von der Flotte Seid Saids blokirt und ſah zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen Englands Flagge auf der Feſtung wehen. Soliman hatte ſie aufgehißt, um ſeine Angreifer dadurch zu ſchrecken.

Owen hatte auf ſeinen Fahrten die große Wichtigkeit der Oſtküſte Afrikas begriffen und den Hafen von Mombas als einen der beſten in der Welt erkannt; das Anerbieten der Mombasleute, ſich unter engliſchen Schutz zu begeben, ſchien ihm alſo ein höchſt dankenswerthes zu ſein. Ungeachtet der feindlichen Einſchließung ſetzte er ſich ohne Weiteres mit den Häuptern der Stadt in Verbindung und ſchloß mit ihnen einen Vertrag ab:

> „daß Mombas und ſein Gebiet, nämlich Pemba und die ganze Küſte zwiſchen Malindi und dem Fluſſe Pangani, in den Händen der Mſara verbleiben, aber fortan unter engliſchem Schutz ſtehen“,

„daß die Einkünfte zu gleichen Theilen zwiſchen dieſen und der engliſchen Regierung getheilt werden",

„daß der Handel mit dem Inneren den Engländern erlaubt ſein, der Sklavenhandel aber aufhören ſolle",

„daß endlich ein in Mombas anſäſſiger Vertreter Englands über die Ausführung der einzelnen Punkte zu wachen habe".

Abdallah ben Salem, der Befehlshaber der arabiſchen Flotte, verſprach, dieſes Abkommen zu achten, bis die Antwort ſeines Gebieters aus Maskat eingetroffen ſein würde. Sofort entſpann ſich ein friedlicher Verkehr zwiſchen Belagerern und Belagerten.

Owen traf noch die zur Aufrechterhaltung des Vertrags nöthigen Anordnungen, ſetzte einen Lieutenant, Namens Reitz, und einen Midſhipman als Vertreter Englands ein, gab dieſen einen Korporal und drei Matroſen bei, um Eingeborene zu geſchulten Soldaten ausbilden zu laſſen, und verließ ſodann den Hafen in dem Bewußtſein, ſich um ſein Vaterland und um die Küſte verdient gemacht zu haben. Er zweifelte gewiß nicht im Mindeſten, daß ſeine Regierung ihre Zuſtimmung zu dem Geſchehenen geben werde; denn er nahm fortan den thätigſten Antheil an dem Schickſale des neuen Staates. Um dem Punkte des erſten Paragraphen, „daß Mombas ſein ganzes früheres Küſtengebiet nebſt der Inſel Pemba behalten ſolle", Geltung zu verſchaffen, begab er ſich von hier aus nach Sanſibar und erſuchte den dortigen Statthalter zur gütlichen Abtretung von Pemba an die Mſara; dieſer lehnte jedoch auf das Beſtimmteſte ab, da nur ſein Oberherr Seid Said hierzu berechtigt ſei.

Dann wandte ſich Owen nach Mauritius, um Mabruk, den rechtmäßigen Thronerben von Mombas, welcher ſich nebſt einem zahlreichen Gefolge auf dem Leven eingeſchifft hatte, dem engliſchen Statthalter vorzuſtellen und ſo die begonnene Sache möglichſt kräftig vor dem oberſten Vertreter Englands in dieſen Gewäſſern zu befürworten.

Mabruk wurde mit allen Ehren empfangen, ihm auch nach eingehenden Berathungen die Zuſicherung gegeben, daß ſeine Sache an die höchſten Behörden Englands berichtet und ihnen beſtens empfohlen werden ſolle. Wiederum nach Oſtafrika zurückgekehrt, bemühte ſich Owen noch weiter für ſeinen Schutzbefohlenen, ſorgte für Ordnung in der inneren Verwaltung, ſetzte an Stelle des bei einer Erforſchung des Panganifluſſes verſtorbenen Lieutenant Reitz den Lieutenant Emery ein und veranlaßte im Jahre 1825 auch die Stadt Brawa, ſich mit ihrem Gebiete an die Mſara anzuſchließen.

Mombas ſah der ſchönſten Zukunft entgegen. Der Handel, welcher unter den fortwährenden Kriegen ſo ſehr gelitten, belebte ſich wieder und wurde bedeutender denn zuvor Doch nur kurze Zeit währte das junge Glück; die Antwort der engliſchen Regierung, welche im Jahre 1826 eintraf, knickte die Blüte, welche das entſchloſſene und umſichtige Auftreten Owens gezeitigt hatte. In offenbarer Verkennung der Verhältniſſe, wahrſcheinlich durch falſchen Rath und die Vorſtellungen Seid Saids verleitet, hatte man die Abmachung Owens verworfen und das junge Reich den Arabern Preis gegeben — ein verantwortungsſchwerer und verhängnißvoller Schritt, welcher dem Sklavenhandel wieder Thür und Thor öffnete, das reiche Küſtengebiet und das Binnenland, welchen unter europäiſcher Herrſchaft eine ſegensreiche Entwickelung bevorſtand, dem Verfall und Rückſchritte wieder anheim gab — ein Fehler, den wieder gut zu machen es vielleicht bereits zu ſpät iſt.

Seid Said konnte ſich in Oſtafrika nicht ſicher fühlen, ſo lange das widerſpenſtige Mombas nicht gänzlich unterjocht war. Er ſchrieb daher ſogleich nach dem Abzuge der Engländer einen Brief an den neuen Statthalter Salem und forderte ihn zur Unterwerfung auf. Als dieſer ſich nicht fügte, vielmehr durch Geſandte in Maskat 1827 mit ihm zu verhandeln ſuchte, ging er im Jahre 1828 mit ſeiner Flotte ſelbſt nach Mombas. Seine Kriegsmacht war furchterweckend: ſie beſtand aus zwei gedeckten Schiffen mit 74 und 64 Kanonen, zwei Korvetten und ſieben kleineren Kriegsſchiffen mit einer Bemannung von 2000 Soldaten. Doch Salem ließ ſich nicht einſchüchtern und wollte jetzt weder von Unterhandlungen noch von Frieden mehr wiſſen. Nach drei Tagen eröffnete Said die Feindſeligkeiten durch Beſchießung der Stadt, fuhr darauf in den inneren Hafen und verſuchte wiederum, diesmal mit mehr Glück, Verhandlungen anzuknüpfen. Die beiden Mſara, Salem und Mbaruk, durch die Beſchießung etwas eingeſchüchtert, durch Stellung von Geiſeln aus Saids Familie ſicher gemacht, ließen ſich bewegen, zu einer geheimen Unterredung an Bord zu kommen, ſich ſogar durch ein geringes Maß von Forderungen ködern, folgenden Vertrag zu beſchwören:

> „daß die Feſtung dem Sultahn übergeben und von dieſem mit fünfzig Henaui-Soldaten beſetzt werden“,
>
> „daß Salem und ſeine Nachkommen im Namen Saids über Mombas regieren und die Staatseinnahme durch einen Beamten des Sultahns beaufſichtigt und zur Hälfte nach Maskat befördert werden ſolle“.

Schon nach wenigen Tagen brach Said ſein Wort, indem er erſt 200, dann 300 Soldaten in die Feſtung legte: ein Unrecht, gegen welches die nun ganz in ſeine Hände gegebenen Mſara ſich nicht mehr wehren konnten. So war es, wie auch bei früheren Gelegenheiten, wiederum die Liſt und nicht die Tapferkeit, welche dem Sultahn zu ſeinem Erfolge verhalf. In hohem Grade befriedigt fuhr Said nunmehr nach Sanſibar und gab den Befehl, einen Palaſt zu bauen, da er ſich entſchloſſen hatte, künftig ſeinen Sitz in Afrika zu nehmen; hierauf wandte er ſich wieder nach Maskat zurück, wo eine Empörung gegen ihn ausgebrochen war.

Kurze Zeit danach gerieth das kaum erſt beruhigte Mombas wieder in neue Bedrängniſſe und zwar durch Naſſer ben Soliman, den Statthalter von Pemba, welcher ſchon längſt geſtrebt hatte, ſich in jener Stadt feſtzuſetzen. Nachdem er die Mſara bei Said wegen aufrühreriſcher Abſichten zu verdächtigen verſucht, ging er eigenmächtig nach Mombas und verlangte, daß man ihm die Regierung der Inſel abtrete. Auf die Weigerung der Mſara, Dies ohne ſchriftlichen Befehl des Sultahns zu thun, zog er ſich in die Feſtung, deren Befehlshaber ihm ergeben war, und beſchoß die Stadt. Die Einwohner ſchützten ſich jedoch durch ſchnell aufgeworfene Wälle, zwangen ihn durch Hunger zur Ergebung, ſchickten ſodann die fremde Beſatzung nach Arabien zurück und warfen Naſſer ſelbſt in das Gefängniß, in welchem er ſpäter erdroſſelt wurde.

Hierüber aufs Aeußerſte aufgebracht, ſandte Said ſofort eine neue Truppenabtheilung aus. Es war zu ſpät, da Mombas ſich bereits gänzlich von ihm losgeſagt hatte. Durch Unruhen am perſiſchen Meerbuſen zurückgehalten, konnte er erſt gegen Ende 1829 wieder vor der abtrünnigen Stadt erſcheinen. Er griff ſie von drei Seiten an, vermochte jedoch bei der tapferen und geſchickten Gegenwehr der Mombaſianer Nichts auszurichten und nahm daher ſeine Zuflucht zu Unterhandlungen. Ungeachtet der Geringfügigkeit der von ihm geſtellten Forderungen weigerte man ſich entſchieden, wieder arabiſche Truppen in die Feſtung einzunehmen. Mißmutig zog er ab. Nach drei Jahren erſchien er nochmals mit Heeresmacht vor Mombas, um die alte Schmach zu tilgen, aber wiederum vergebens.

Was Said mit all' ſeiner Macht nicht hatte erlangen können, ſollte ihm mühelos durch die Uneinigkeit der Mombasleute zu Theil werden. Salem war im Jahre 1835 geſtorben, und bereits war ein Jahr nach ſeinem Tode vergangen, ehe man ſich über die Wahl ſeines Nachfolgers, Raſchid ben Salem ben Achmed, geeinigt hatte. Aber auch jetzt noch gab es Ehrgeizige und Mißvergnügte in der Stadt, welche unter dem Vorwande, daß die Familie der Mſara durch fortwährende Kriege das Land zu Grunde richte, überhaupt

Nichts mehr von ihr wiſſen wollten. Da ſie allein zu ſchwach waren, baten ſie Seid Said, welcher ſich eben für eine neue Unternehmung gegen Mombas rüſtete, ſie von der verhaßten Herrſchaft zu befreien. Said erſchien Anfang 1837 wieder mit bewaffneter Macht vor Mombas, landete bei Kilindini im Süden der Inſel und fand bei den Verräthern, welche ihn gerufen, und bei den durch Geſchenke gewonnenen Wanikaſtämmen gute Aufnahme. Als die Mſara ſich von ihren eigenen Leuten verlaſſen ſahen, traten ſie in Verhandlungen mit Said und willigten in die von dieſem geſtellten Forderungen, nämlich „die Feſtung zu räumen, ſich in der Stadt niederzulaſſen und die Abmachungen des vorigen Vertrags zu halten“. Said legte 500 Soldaten in die Feſtung und verließ Mombas, getragen von dem ſtolzen Bewußtſein, die widerſpenſtige Stadt endlich doch gebändigt zu haben.

In Folge von Erklärungen einiger Angeſehenen von Mombas, welche ſich durch die Mſara beengt fühlten, war Said ſchließlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Inſel nicht eher ruhig werden würde, als bis dieſe Familie gänzlich von der Herrſchaft ausgeſchloſſen wäre. Er ſandte daher, weil Raſchid weder durch Zuſage einer beträchtlichen Abfindungsſumme, noch auch durch Anbietung der Statthalterſtelle von Pemba oder Mafīa zur völligen Abdankung zu bewegen war, ſeinen Sohn Seid Chalid nach Mombas, ließ fünfundzwanzig der vornehmſten Mitglieder der Herrſcherfamilie heimlich gefangen nehmen und ſie über Sanſibar nach Arabien bringen. Hier ſtarben die Meiſten in harter Gefangenſchaft; die Anderen, welche über Nacht mit Rücklaſſung aller ihrer Habe entflohen waren, ließen ſich ſpäter mit Weibern, Kindern und Sklaven in Takaungu ſüdlich von Malindi und in Gaſi zwiſchen Mombas und Wanga nieder, wo ſie zwar allmählich wieder etwas Kraft gewannen, nicht aber völlig ſich erholten.

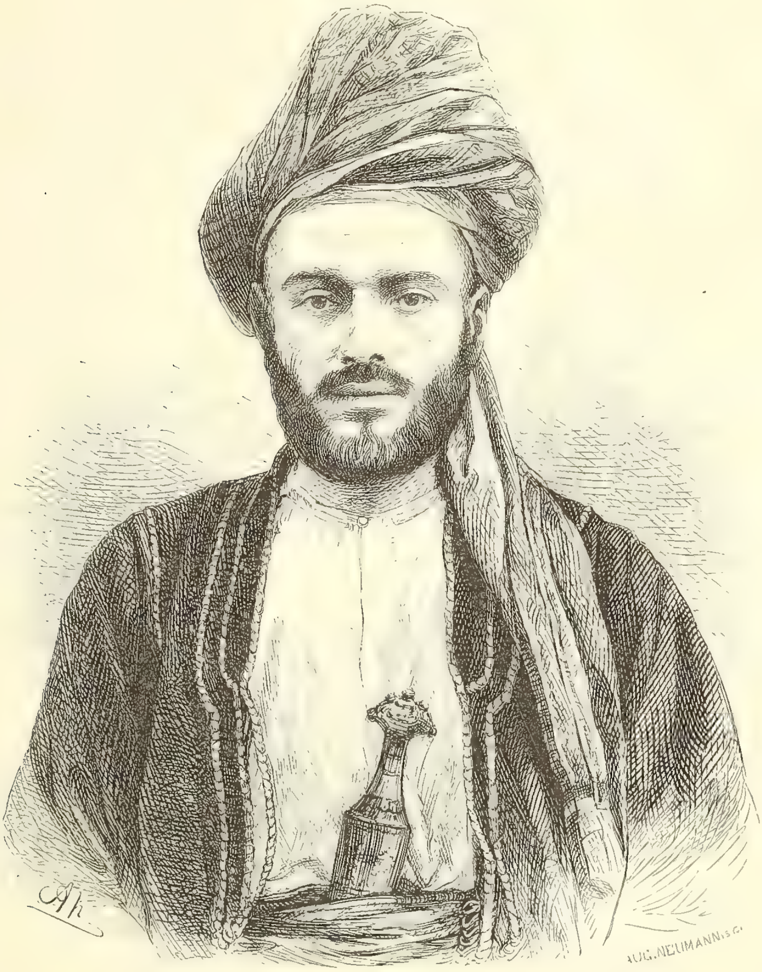
So war alſo die Herrſcherfamilie des Achmed ben Mahammed ben Osman vernichtet und der letzte Akt des Dramas ausgeſpielt, zu welchem die engliſche Regierung durch Zurückweiſung der angetragenen Oberherrſchaft über Mombas Veranlaſſung gegeben.

Jetzt, nachdem er in dem ganzen Küſtengebiete zwiſchen Kap Delgado und der Stadt Mukdiſcha keinen mächtigen Feind mehr zu bekämpfen hatte, beſchäftigte ſich Sultahn Said wieder ernſtlich mit dem längſt gehegten Plane, ſich in Sanſibar zur Ruhe zu ſetzen, theils um in der Nähe des immer wichtiger werdenden Küſtenſtriches zu ſein, theils um den Betteleien und Plackereien der arabiſchen Großen in Maskat zu entgehen. Im Jahre 1840 bezog er ſein neues Haus; ſpäter baute er ſich auch auf dem Lande mehrere Paläſte und gab ſich nach ſeinem an Thaten und Anſtrengungen reichen Leben den Werken des Friedens hin. Mitten in dieſer Thätigkeit, in dem Genuſſe ſeiner Errungenſchaften ereilte ihn der Tod im Jahre 1856 auf der Rückkehr von einer Beſuchsreiſe nach Maskat. Er hinterließ elf, mit nicht rechtmäßigen Frauen gezeugte Söhne, von denen die bekannteſten Seid Suëni, Seid Turki, Seid Madjid und Seid Bargaſch ſind.

Das Reich zerfiel, nicht ohne Unruhen, in eine arabiſche Hälfte unter Seid Suëni und in eine afrikaniſche unter Seid Madjid. Bis zu Suënis Tode im Jahre 1866 blieb Sanſibar noch in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe zu Maskat, da es jährlich eine Summe von vierzigtauſend Thalern dorthin zu entrichten hatte; jetzt beſtehen ſolche Verbindlichkeiten nicht mehr.

* * *

Seid Madjid iſt ein Mann in den dreißiger Jahren, von angenehmen Geſichtszügen und einnehmendem Gebahren. Gleich ſeinem Vater hegt er, wie bereits erwähnt, freundliche Geſinnungen gegen die Europäer im Allgemeinen und unter ihnen namentlich gegen die Engländer (welche des benachbarten Indiens halber überwiegenden Einfluß beſitzen), nicht nur, weil deren Gegenwart ihm Vortheil bringt, ſondern auch, weil er ihnen vielfach zu Danke verpflichtet iſt. Ohne engliſchen Beiſtand hätte er weder ſeine Herrſchaft gegen innere und äußere Feinde zu behaupten vermocht, noch würde heute ſeine Stellung den Nachbarſtaaten gegenüber eine ſo geachtete ſein. In den erſten Jahren ſeiner Regierung droheten ihm mancherlei Feinde; er beſiegte ſie: nicht durch Tapferkeit, ſondern — abgeſehen von der Hilfe ſeiner Freunde — durch die Waffen des Schwachen, durch Nachgeben, durch Geldzahlungen, und wo dieſes nicht half, durch Hinterliſt.



Im Anfange des Jahres 1859 drohete ſein älterer Bruder Seid Suëni, der ſeinem Vater in Maskat in der Regierung gefolgt war, ſeine vermeintlichen Rechte auf Sanſibar durch bewaffnete Macht geltend zu machen. Seid Madjid blieb nach Empfang dieſer Nachricht nicht unthätig. Sämmtliche Kriegsſchiffe wurden mit größter Schnelligkeit in Vertheidigungszuſtand geſetzt, und die Häuptlinge der Küſtenſtämme durch gleichzeitige Schreiben zur Hilfeleiſtung aufgefordert. Dieſe Würdenträger trafen denn auch bald in zahlreicher Geſellſchaft auf der Inſel ein. Ebenſo hatte man von den Pflanzungen alle nur irgend verwendbaren Sklaven herbeigerufen, ſodaß die Stadt mit Bewaffneten überfüllt war. Dieſe kriegeriſchen Maßregeln trugen weſentlich dazu bei, die Aufregung der Gemüter zu erhöhen, umſomehr, als man wenig Glauben in die Treue dieſer Scharen ſetzte und es ſelbſt nicht für unwahrſcheinlich hielt, daß ſie beim erſten Erſcheinen des Feindes zu deſſen Fahne übergehen würden. Anſtatt der nun täglich erwarteten Flotte kam aber die Nachricht, daß das indiſche Kriegsſchiff Pundjab, auf die erſte Nachricht von dem bevorſtehenden Zwiſte von Bombay abgeſandt, Seid Sueni freilich ſchon auf der Reiſe nach Sanſibar, aber noch in der Nähe von Maskat getroffen und ihn unter Zuſicherung der engliſchen Vermittelung zur Rückkehr bewogen habe; ſomit war für den Augenblick die ſo verderblich ausſehende Angelegenheit beigelegt. Da nun Seid Madjid ſpäterhin ſeine Bereitwilligkeit erklärt, ſich der Entſcheidung des damaligen General-Statthalters Lord Canning zu unterwerfen, kam auf deſſen Befehl im nächſten Jahre der Political Reſident von Aden, Brigadier Coghlan nach Sanſibar, um die ſtreitigen Fragen zwiſchen den Brüdern zu unterſuchen. Nach Empfang des Berichtes gewann Lord Canning die Anſicht, daß eine jährliche „Subſidie“ von 40,000 Dollars, welche der jüngere und im Beſitze des beſſeren Theiles der Erbſchaft befindliche Bruder dem älteren zu zahlen habe, eine entſprechende Entſchädigung für den letzteren ſei, und wurde dieſe Summe bis zu Seid Suënis Tode im Jahre 1866 regelmäßig entrichtet. Seitdem ſchweben die Unterhandlungen mit dem Thronfolger, welcher die Fortdauer dieſer Zahlungen beanſprucht, haben aber wenig Ausſicht, den Wünſchen Maskats gemäß geordnet zu werden.

Einmal ſoll auch ein Anſchlag auf Seid Madjids Leben gemacht worden ſein. Es hieß, ein Armenier ſei für einige tauſend Dollars gedungen, den Sultahn zu ermorden. Der Mann, dieſes meuchleriſchen Vorhabens beſchuldigt, wurde ins Fort geſetzt. Durch einen kühnen Sprung von der Mauer deſſelben hoffte er die Freiheit wieder zu gewinnen, und ſuchte, nachdem ihm derſelbe mit Ausnahme einer Beinverrenkung gelungen, Schutz im Hauſe des engliſchen Conſuls, welcher ihm denſelben aber ſelbſtverſtändlich nicht gewähren konnte. Später muß es dem Angeſchuldigten gelungen ſein, ſeine Unſchuld zu beweiſen; denn nach kurzem Zwiſchenraume wurde er wieder bei ſeiner urſprünglichen Beſchäftigung angeſtellt.

Gegen Ende eben dieſes für Sanſibar ſo ereignißreichen Jahres erhob ſich Seid Bargaſch, welcher ſich durch fortwährende Wühlereien dem Sultahn, ſeinem Bruder, läſtig gemacht und von dieſem Befehl erhalten hatte, das Land zu verlaſſen. Anſtatt aber an Bord des zur Abreiſe fertigen Fahrzeuges zu gehen, begab er ſich Nachts, von einer zahlreichen Partei unterſtützt, heimlich auf eine im Inneren der Inſel gelegene Schamba, deren ſteinerne Gebäude, welche überdies noch von einer ſtarken, mit vielen Schießſcharten verſehenen Mauer umgeben waren, den Platz zu einem Widerſtande gegen gewöhnliche Feuerwaffen beſonders geeignet machten. Wiederum zeigte ſich Seid Madjid machtlos, und wiederum waren es Engländer, welche ihm, diesmal aus eigenem Antriebe, in der Gefahr beiſtanden. Einige Officiere des gerade im Hafen liegenden Kanonenbootes Lynx zogen mit des Sultahns Leuten vor das von Seid Bargaſch beſetzte Haus und eröffneten mit einer kleinen Kanone aus kurzer Entfernung ein ſo wirkſames Feuer, daß es ein Leichtes geweſen wäre, den Eingang zu erzwingen, wenn nicht jede Truppe ſich allzu bereitwillig gezeigt hätte, die Ehre des Sturmes den Kameraden zu überlaſſen. Der Angriff ſollte am zweitfolgenden Tage erneuert werden, diesmal aber, zur ſchnellen Erledigung der Sache, mit ungefähr 150 Mann Marineſoldaten und Matroſen von obigem Schiffe und von der Fregatte Aſſaye. Es ſtellte ſich jedoch heraus, daß Seid Bargaſch einen zweiten Angriff nicht hatte abwarten wollen und bereits nach ſeinem Hauſe in der Stadt entwichen war. Man ließ daſſelbe während der Nacht ſcharf bewachen; am nächſten Morgen ergab Bargaſch ſich ohne weiteren Widerſtand. Hiermit war der Aufſtand, welcher dem Sultahn leicht hätte gefährlich werden können, gedämpft, doch nicht, ohne daß er einigen hundert Menſchen das Leben gekoſtet hatte. Wie nach Beilegung der vorigen Wirren herrſchte auch jetzt großer Jubel unter der friedliebenden Bevölkerung der Stadt, und Seid Madjid erfreute ſich wieder für einige Zeit der Ruhe und des Friedens. Das Anſehen der Waſungu aber, deren Beiſtand allein den günſtigen Umſchlag bewirkt hatte, ſtieg in womöglich noch höherem Grade. —

Zwei Jahre ſpäter entſtanden neue Drangſale, hervorgerufen durch das Verhalten einiger der engliſchen Kanonenböte welche zur Unterdrückung des Sklavenhandels an der Oſtküſte Afrikas kreuzen. Durch hohen Fanglohn angeſpornt, erlaubten ſie ſich Uebergriffe mancherlei Art, nahmen und verbrannten friedliche Kauffahrer unter dem Vorgeben, daß dieſe ſich mit Sklavenhandel beſchäftigt hätten, ſetzten ſich widerrechtlich in Beſitz der Habſeligkeiten von Schiffer und Schiffsgenoſſen und ſtörten ſo in unverantwortlicher Weiſe den geſammten Handel der Küſte. Dieſes Treiben, welches mehr den erlaubten Handel als den verbotenen ſchädigte, rief unter den Europäern, in noch höherem Grade aber unter den zunächſt betheiligten Eingeborenen allgemeine Mißbilligung hervor. Die während des Nordoſtmonſuns in großer Anzahl anweſenden Araber aus dem Norden, die unruhigen und händelſüchtigen Suri, ſprachen ſogar ganz offen feindſelige Abſichten aus und dachten endlich allen Ernſtes daran, das engliſche Kriegsſchiff Lyra, deſſen Befehlshaber und Mannſchaft ſich bei dieſem Unfuge beſonders hervorgethan, in ihre Gewalt zu bringen und es nach ihrer Gewohnheit zu ſtrafen. Da aber bei den Arabern in der Regel zwiſchen Wollen und Thun ein weiter Unterſchied liegt, unterblieb auch diesmal die Ausführung des Planes. Es mag dieſer Vorfall immerhin, mindeſtens zum Theile, mit dazu beigetragen haben, daß bald nachher mildere Inſtruktionen für die Befehlshaber der Kreuzer erlaſſen wurden, und mag hier noch zur Rechtfertigung der engliſchen Regierung eingeſchaltet werden, daß dem obenerwähnten Officiere, nachdem die Dienſtzeit ſeines Schiffes abgelaufen, kein zweites Kommando auf derſelben Station übertragen wurde, obgleich er allen ihm zu Gebote ſtehenden Einfluß zu dieſem Zweck aufbot.

Der trotzige Charakter jener Suri zeigte ſich ſpäter noch bei einer anderen Veranlaſſung. Es herrſcht, wie bekannt, bei den Mahammedanern die Sitte, ſich häufig zu waſchen, nicht allein vor jedem Gebete, ſondern auch bei Mahlzeiten, nach der Verrichtung von Bedürfniſſen ꝛc. In Orten nun, welche wie Sanſibar an der See gelegen ſind, wird der Strand vorzugsweiſe zu ſolchen Geſchäften gewählt, was aber wiederum für die in unmittelbarer Nachbarſchaft wohnenden Europäer ein unerquicklicher Anblick iſt, namentlich des Morgens, wenn ſich lange Reihen von Eingeborenen zu ihrem unſauberen Vorhaben einzufinden pflegen. Jeder Mſungu ſuchte daher, durch Aufſtellung einiger Leute dieſe Beſucher von ſeinem Hauſe fern zu halten, und die Sanſibarianer wußten ſich auch mit der Zeit darein zu finden. Kam ein mit dieſer Einrichtung nicht vertrauter Fremder und konnte nicht zeitig genug an ſeiner Abſicht verhindert werden, ſo war es eine gebräuchliche Strafe, ihm zu befehlen und nöthigenfalls auch ihn durch Gewalt zu zwingen, das Anſtößige mit den Händen ins Waſſer zu tragen. Die Abneigung der Ungläubigen gegen üble Gerüche mag vielen Strenggläubigen eigenthümlich und willkürlich vorgekommen ſein; genug, als eines Morgens ein Suri unter den Fenſtern des amerikaniſchen Konſuls ſich dem Waſſer näherte, wurde er von einem Diener deſſelben aufgefordert, ſeine Schritte nach einer mehr abgelegenen Stelle zu richten. Von einer Weigerung und der Berufung auf das gute Recht von Seiten des Suri kam es bald zu heftigen Worten und, nachdem beide Theile ſich verſtärkt hatten, zu Schlägen, wobei der zuerſt erwähnte Suri durch einen ſtarken Hieb über den Kopf ziemlich erheblich beſchädigt wurde. Seine Landsleute droheten mit blutiger Rache, falls der Verwundete erliegen ſollte, und brachten dadurch Seid Madjid, deſſen Macht nicht ausreichte, die Barbaren zu bändigen, in höchſte Verlegenheit. Da griff er zu einem glücklich gewählten Mittel: er zahlte dem Hauptanführer drei- bis fünftauſend Thaler und erkaufte ſich dadurch den Frieden mit der ganzen Bande.

Seit dieſer Zeit blieb dem Lande die Ruhe erhalten; Seid Madjids Herrſchaft feſtigte ſich mehr und mehr, und ſeine Vermögensumſtände beſſerten ſich in vortheilhafteſter Weiſe, beſonders ſeit nach Seid Suënis Tode die drückende Abgabe in Wegfall kam.

Wie ſich die Verhältniſſe in Zukunft, nach Seid Madjids Tode, geſtalten werden, läßt ſich noch nicht abſehen, da der Harehm des Herrſchers bis jetzt noch keinen Sohn hervorgebracht, wahrſcheinlich auch keinen hervorbringen wird. Möglicher Weiſe wird dann der bereits erwähnte Seid Bargaſch oder der zu Bombay in der Verbannung lebende Seid Turki die Regierung übernehmen, wenn nicht einer der jüngeren Brüder Madjids vorher dazu beſtimmt werden ſollte; möglicher Weiſe aber gibt Seid Madjids Ableben Veranlaſſung zu Unruhen oder gar zur Auflöſung des jungen afrikaniſchen Staates: denn an unzufriedenen Elementen fehlt es weder auf Sanſibar noch an der Küſte. Wenn europäiſche Mächte dann nicht eingreifen, um die Ordnung zu erhalten, welche ihnen ſchon um des lieben Handels willen von größter Wichtigkeit ſein muß, iſt letzterer Fall ſogar der wahrſcheinlichere. Eine dritte Möglichkeit, daß ein europäiſcher Staat ſich des Sanſibargebietes bemächtigen könne, übergehen wir, weil die Eiferſucht der Mächte vermutlich nicht dulden wird, daß Einer das durch natürliche Hilfsmittel und durch vortheilhafte Lage ſo ausgezeichnete Land für ſich allein in Anſpruch nehme. Indeſſen haben die Politiker ſchon in ſchwierigeren Fällen Rath gewußt, und iſt es daher immerhin nicht undenkbar, daß die kommenden Jahrzehende auf den feſten Punkten des Gebietes eine der europäiſchen Flaggen anſtatt der blutrothen des Sultahns wehen ſehen. Ob Dies zum Segen oder zum Unheile des Landes ausſchlagen würde, vermag ſich Jeder nach dem oben bei der Geſchichte von Mombas Mitgetheilten ſelbſt zu ſagen. —

Seid Madjids Macht reicht dem Namen nach vom Kap Delgado bis Mukdiſcha, alſo über ein Gebiet von etwa dreizehn Breitengraden, beſchränkt ſich aber an der Küſte in der That auf einige feſte Plätze und Zollſtätten. Das offene Land, ſelbſt ſchon in geringer Entfernung von dieſen, iſt gänzlich unabhängig: die Bewohner deſſelben werden dem Sultahn nur dann zinsbar, wenn ſie dem Zolle Unterliegendes nach Sanſibar bringen. Vorzüglich in den jenſeits der Linie gelegenen Küſtenſtädten ſind die Beziehungen zur arabiſchen Macht von ſchwächlicher Art. So erkennen Brawa und Mukdiſcha Seid Madjid zwar als Schutzherrn an, weil ſie als Küſtenplätze noch im Bereiche der Geſchütze ſeiner Flotte ſind, halten ſich aber nicht zu irgend welchen Leiſtungen an ihn verpflichtet. Nur Mukdiſcha geſtattet ihm, einen Zoll von den hier verkehrenden Schiffen zu erheben; doch muß dieſer noch mit den Häuptern der Stadt getheilt werden. Außerdem ſind jene Plätze zugleich von den Sultahnen von Geledi oder von Barderah abhängig, weil ihnen durch dieſe ihr Lebensfaden, der Handel mit dem Inneren, nach Belieben abgeſchnitten werden kann; die eigentliche Herrſchaft führen jedoch die Scheiks oder Aelteſten, ſo daß die glücklichen Städte alſo dreierlei Herren haben.

Nicht einmal über ſeine Inſel Sanſibar herrſcht Seid Madjid unbedingt: hier theilt er die Gewalt mit Muniemku, dem Haupte der Mukadim (oder mit deſſen Nachfolger, da dieſer ſelbſt am 25. Juni 1865 ſtarb). Dieſer hat zwar eine von den Mukadim zu erhebende Kopfſteuer von jährlich 10,000 Dollars zu entrichten und in Kriegsgefahr Heeresfolge zu leiſten, ſein Einfluß in dem Inneren der Inſel iſt aber weit bedeutender als derjenige Seid Madjids.

Von den Waſungu wird Seid Madjid Hoheit betitelt und Sultahn genannt, obwol er als „Seid“ (urſprünglich: „Herr“) nur den Rang eines hohen Herrn beanſpruchen kann. In Folge deſſen ſagen auch die Araber, wenn das Geſpräch hierauf kommt: „er iſt unſer

Herr, aber nicht unſer Sultahn; ein Sultahn iſt ein großer Herrſcher wie der von Rûm, d. i. die Türkei". —

Nach den Angaben, welche wir dem ehemaligen hanſeatiſchen Konſul in Sanſibar, Herrn Th. Schulz, verdanken, beſtehen die Staatseinnahmen von Sanſibar aus folgenden Poſten (♯ = Mariatheresienthaler oder Dollar)

300,000 ♯ Zollpacht,
6,000 ♯ Ertrag der Inſel Pemba (von der Ausgiebigkeit der Nelkenernte abhängig),
15,000 ♯ Ertrag der Krongüter (Schambas),
10,000 ♯ Kopfſteuer der Mukadim,

betragen alſo in Summa 331,000 ♯ oder eine halbe Million preußiſcher Thaler. Vor dem Jahre 1866 ſtellten ſie ſich um 150,000 ♯ niedriger, weil damals der Zollpacht 110,000 ♯ geringer war und die Abgabe nach Maskat noch beſtand.

Eigentliche Steuern gibt es ſomit nicht. Vor einigen Jahren machte man auf Anrathen des engliſchen Konſuls den Verſuch, eine Abgabe von Kokosnüſſen und Gewürznelken zu erheben, ſah ſich jedoch bald genöthigt, ſie wieder fallen zu laſſen, weil die Steuer auf erſtere bei den Schambabeſitzern auf große Abneigung ſtieß, und es überdem an einem Talente fehlte, welches die Erhebung hätte einrichten können. Die Steuer auf Nelken beſteht indeß noch unter der Form eines Ausfuhrzolles, welcher von Verſchiffungen nach Indien erhoben wird und zu einem Vierteldollar per Gonje (14) feſtgeſetzt iſt. Auch die täglich auf den Markt gebrachten, für den unmittelbaren Verbrauch beſtimmten Lebensmittel ſollten mit einer Abgabe belegt werden; da dieſe jedoch vor Allem die kleinen Leute belaſtete, und die Erhebungskoſten unverhältnißmäßig hoch waren, wurde ſchon nach wenigen Tagen wieder davon Abſtand genommen. Die einzige Pflicht, welche auf dem Boden haftet, iſt die der Heeresfolge.

Wie es ſich von ſelbſt verſteht in einem arabiſchen Lande, wo Alles in der Perſon des Herrſchers gipfelt, ſind die Staatseinnahmen zugleich die Einnahmen des Sultahns, und braucht dieſer mithin über deren Verwendung keinerlei Rechenſchaft abzulegen. Er beſtreitet von ihnen die Unkoſten der Hofhaltung, bezahlt Beamte und Soldaten und unterhält ſeine Schiffe, d. h. thut für dieſelben nur wenig von Dem, was ein europäiſcher Staat hierzu für nöthig erachtet. Alle dieſe Ausgaben ſind aber verhältnißmäßig ſehr gering; es bleibt dem Herrſcher alſo, obgleich er ſeine Mittel in mancher Hinſicht durchaus nicht ängſtlich zuſammenhält, z. B. den Vertretern auswärtiger Mächte bisweilen anſehnliche Geſchenke zukommen läßt, alljährlich eine beträchtliche Summe übrig. Dieſe verwendet er jedoch nicht zur Verbeſſerung der Zuſtände des Landes, ſondern legt ſie einfach in ſeinen Schatz. Er verlangt nicht Viel von ſeinen Unterthanen, gewährt ihnen aber auch nur Wenig. —

Das zur Landesvertheidigung beſtimmte „ſtehende Heer" beſteht aus etwa 1400 Söldnern, den ſchon erwähnten Beludſchen. Im Falle eines Krieges würde dieſe, in den kleinen Feſtungen auf Küſte und Inſel vertheilte, ſchwache Schar allerdings nicht genügen; in ſolchem Falle ſind jedoch die arabiſchen Grundbeſitzer verpflichtet, nach Maß der Größe ihrer Beſitzungen eine Anzahl Sklaven zu ſtellen, und ſoll ſo in kurzer Zeit die für hieſige Verhältniſſe außerordentlich bedeutende Macht von 20- bis 30,000 Mann zuſammengebracht werden können. Es läßt ſich erwarten, daß es bei einer auf ſolche Weiſe ausgehobenen Schar oft an Waffen fehlt, und daß Gehorſam und Kriegstüchtigkeit ſehr mangelhaft ſein müſſen; gleichwol iſt dieſe Kriegsmacht nicht zu verachten, ſo lange ſich ihr kein mächtigerer und beſſer ausgerüſteter Angreifer entgegen ſtellt. Reiterei beſitzt das kleine Heer nicht, wol aber etwas ſchlechte Artillerie, welche von perſiſchen und türkiſchen Kanonieren bedient wird.

Ebenſo kann die Seemacht Sanſibars nicht beträchtlich genannt werden, wenigſtens nicht im Vergleich zu der ſchönen und zahlreichen Flotte, welche Seid Said unterhielt. Sie beſteht aus zwei Fregatten zu 52 und 32 Kanonen — Schah Allem und Viktoria — einer Korvette zu 22 Kanonen — Iskander Schah — einem kleinen Schooner zu vier Kanonen — Afrika — und zwei Handelsſchiffen — Nadir Schah und Gazelle — welche im Falle eines Krieges ebenfalls bewaffnet werden. Nur einige dieſer Schiffe ſind ſegelfertig; die anderen, alte, durch jahrelange Vernachläſſigung untüchtig gewordene Gebäude, liegen abgetakelt im Hafen; allen aber fehlt es an wohlgeſchulter Mannſchaft und guten Kanonen. Neuerdings, als ſich ſeine Einnahmen ſo bedeutend vermehrten, hat Seid Madjid wieder etwas für die Flotte gethan und den während des amerikaniſchen Krieges oft genannten Kaper Shenandoah angekauft, welcher jetzt ſeinen urſprünglichen Namen Seaking wieder erhalten. Dieſer bildet mit der Dampfyacht Thule, ein Geſchenk der indiſchen Regierung, und dem in Hamburg erbaueten, kleinen Bugſirboote Star den Anfang zu einer Dampfflotille.

Außerdem hält ſich der Sultahn zu ſeinem Vergnügen eine Leibgarde von etwa einem Dutzend brauner, barfüßiger, nicht übermäßig reinlich ausſehender Burſchen (zumeiſt portugieſiſcher Herkunft), welche in alte, engliſche Uniformſtücke, rothe Röcke, türkiſchen Fes u. ſ. w. nach Art der indiſchen Sipoys gekleidet ſind. Ihr Hauptmann, ein alter Araber, kommandirt ſie auf engliſch und läßt ſie auf dem Platze vor dem Hauſe des Sultahns in höchſt lächerlicher Weiſe über Stock und Stein hinweg exerciren. Seid Madjid ſcheint großes Wohlgefallen an dieſer Garde zu haben, insbeſondere auch an ihren kleinen Muſikaufführungen mit Trommel und Pfeife, da er dieſe ſechs- bis achtmal täglich wiederholen läßt. Als er neulich in Bombay war, hat er neue Uniformen mitgebracht; denn die alten waren im Laufe der Zeit wirklich allzuſchlecht geworden und auch durchaus nicht mehr „uniform“. Seit dieſer Zeit iſt die Garde auch auf fünfzig Mann verſtärkt worden. —

Die Beamten und Offiziere des Sultahns beziehen, wenn ſie überhaupt auf feſte Einnahmen angewieſen ſind, ſehr kärgliche Gehalte, ſelten mehr als 25 bis 50 Thaler monatlich. Dennoch erübrigen ſie ſich in kurzer Zeit ganz anſtändige Summen und hinterlaſſen bei ihrem Tode gewöhnlich ein ſchönes Vermögen. Die, leider auf abendländiſche Verhältniſſe nicht anwendbare Kunſt, von 25 Thalern Gehalt 50 zu ſparen, möchte Manchem unverſtändlich erſcheinen; ein Beiſpiel wird ihre Anwendung erläutern. Ein Befehlshaber hat den Auftrag, eine beſtimmte Anzahl von Soldaten zu unterhalten, und bekommt das hierfür und für den Schießbedarf nöthigo Geld zu gewiſſen Zeiten ausgezahlt. Er begnügt ſich aber mit einer weit geringeren Anzahl von Leuten, läßt auch nicht alles bewilligte Pulver verknallen, ſpart vielmehr von jedem einzelnen Poſten ſoviel als möglich. Nach dieſer Anſchauung iſt er alſo vollkommen in ſeinem Rechte und braucht, ſelbſt wenn der Sultahn den Fall von einem anderen Geſichtspunkte aus betrachten ſollte, keine Furcht zu hegen, weil es in Sanſibar weder eine „Oberrechnungskammer“ noch „Reviſoren“ und „Inſpektoren“ gibt. Sollte es aber der Zufall fügen, daß ein Vorgeſetzter ſich einmal in zudringlicher Weiſe erkundigte, ſo kann ja die geringe Anzahl der Leute leicht durch irgend einen Vorwand erklärt oder, wenn Dies nicht gelänge, durch eine Anzahl ſchnell aufgegriffener Landſtreicher ergänzt werden. In ähnlicher Weiſe helfen ſich die Befehlshaber der im Hafen von Sanſibar liegenden Kriegsſchiffe, welche häufig der Gefahr eines „hohen Beſuches“ ausgeſetzt ſind. Da leiht ſich z. B. der Emir Hammis, deſſen Fregatte heimgeſucht wird, die fehlenden Mannſchaften geſchwind vom Nahoſa (Kapitain) Mabruk, ſo daß der Sultahn Alles in Ordnung vorfindet. Selbſt wenn dieſer ein Schiff nach dem anderen beſuchen ſollte, bekäme er nichts Auffälliges zu ſehen: die wandernde Mannſchaft würde hinter ſeinem Rücken noch ſchneller dort ankommen.

Uebrigens weiß der gutmütige Herrſcher recht wohl, daß er, wie wir ſagen würden, beſtohlen wird, hält dies aber für gar nicht anders möglich und fügt ſich mit anſtändigſter Ruhe darein; vielleicht erſcheinen ihm dieſe Betrügereien ſogar vortheilhaft, weil dadurch Dasjenige, was außerdem verloren gegangen oder ausgegeben ſein würde, geſammelt wird und ihm ſpäter, kraft eines ausgleichenden Erbrechtes wieder zukommt. Stirbt nämlich ein ſolcher Beamter, welcher ſich, wie es häufig geſchieht, von einem hungerigen Lumpen zu einem Haupte der Stadt und des Staates emporgeſchwungen, ſo findet der Herrſcher ſein Eigenthum wohlerhalten und vermehrt in Geſtalt von Schambas, Schiffen, Frauen, Sklaven und Kühen vor und ergreift davon einfach wieder Beſitz. Daß er dem treuen Haushalter, welcher das Kapital ſo nutzbringend angelegt, die lebenslängliche Nutznießung überließ, erſcheint nicht mehr als billig; daß er es nach römiſchen Rechtsgrundſätzen auch auf die Kinder deſſelben vererben laſſen ſolle, kann Niemand verlangen. Dieſe bedürfen auch des väterlichen Erbes nicht; denn ſie treten in die Fußtapfen ihrer Vorfahren, verfolgen dieſelbe Laufbahn und erreichen in kurzer Zeit eine gleiche Wohlhabenheit. Bei ſolchen erzväterlichen Verhältniſſen, welche Land und Leute gewiſſermaßen nur als Krongut des Sultahns und ſeiner Familie erſcheinen laſſen und den Herrſcher berechtigen, wegzunehmen was ihm beliebt, darf man unſeren Maßſtab von Ehrlichkeit und Treue nicht anlegen — er würde einfach lächerlich ſein.

Seid Madjid iſt der oberſte Richter des Landes. Er entſcheidet alle bedeutenden Fälle perſönlich und unverzüglich, läßt auch ſeinem Spruche, gegen welchen es keine Berufung gibt, unmittelbar die Ausführung folgen. Unbedeutende Sachen werden von dem Kadi entſchieden, und kann deſſen Urtheil noch durch den Sultahn abgeändert werden. Das Gerichtsverfahren iſt mündlich: auch in den wichtigſten Fällen wird Nichts ſchriftlich aufgezeichnet.

Als Strafen ſind Stockſchläge oder Haft im Gefängniſſe am gebräuchlichſten. Der zu Prügelnde wird an den Händen aufgehangen und an den Füßen mit Gewichten beſchwert, damit er ſich der Strafe nicht widerſetzen könne.

Gefängnißſtrafe wird in dem Fort abgebüßt, iſt ſie eine ſtrengere, in Eiſen. Für gewöhnlich haben es die Gefangenen, abgeſehen von anderen Unannehmlichkeiten, welche ihr Aufenthaltsort bietet, nicht allzu ſchlecht: ſie dürfen mit ihren Freunden verkehren, ſich von dieſen Speiſe und Trank bringen laſſen, dürfen Tambu kauen, ſpielen, und brauchen nicht zu arbeiten. Um Jemand einkerkern zu laſſen, bedarf es, wenigſtens bei Hausdienern und Sklaven, keines beſonderen Urtheilsſpruches; es genügt, daß man den zu Beſtrafenden in das Fort bringen läßt, dem Schließer eine Summe Geldes als Trinkgeld und für den Unterhalt des Gefangenen übergibt und beſtimmt, auf wieviel Tage man letzteren untergebracht zu ſehen wünſcht, ſowie, ob die Haft in Ketten abgebüßt werden ſoll oder nicht. Die einzige Aehnlichkeit mit europäiſchen Zuſtänden beſteht darin, daß man bei feſtlichen Gelegenheiten (alljährlich am Ed Kurban) die Gefangenen frei läßt, jedoch mit Ausnahme der Hochverräther.

Entlaufene Sklaven werden entweder auf dem freien Platze vor dem Hauſe des Sultahns in bekannter Weiſe ausgeſtellt oder im Wiederholungsfalle zum Kettengange verurtheilt. Man legt ihnen vermittelſt eiſerner Ringe eine zwölf bis fünfzehn Zoll lange, aus zwei Gliedern beſtehende Eiſenſtange an die Fußgelenke, kuppelt ſoviele Sträflinge, als gerade von den betreffenden Eigenthümern hierfür übergeben wurden, durch ſieben bis acht Fuß lange Ketten zuſammen und vermiethet die langſam mit geſpreizten Beinen einherſchreitende Schar für Tagelohn an Jedermann, welcher ihrer bedarf.

Auf Diebſtahl ſtehen, vermutlich weil er ſelten entdeckt wird, die ſtrengſten Strafen; Rückfälligen haut man die rechte Hand ab und taucht hernach, um die Blutung zu ſtillen, den Armſtumpf in ſiedendes Oel.

Im Vergleich hierzu kommen die Mörder und Todtſchläger ſehr glimpflich weg. Von zufälliger Tödtung eines Sklaven wird nicht viel Aufhebens gemacht. Gehört er nicht dem Schuldigen ſelbſt an, ſo kann der Beſitzer leicht durch eine Geldſumme, welche oft den Werth eines Ochſen nicht überſteigt, entſchädigt werden. Sogar die Ermordung eines Freien kann in den meiſten Fällen durch ein bis 800 Thaler betragendes Blutgeld geſühnt werden. Laſſen ſich aber die Verwandten des Getödteten auf ſolchen Vergleich nicht ein, dann ſteht es allerdings ſchlimm mit dem armen Sündern; die Gerechtigkeitspflege der Halbbarbaren zeigt ſich dann in ihrer ganzen Strenge und Scheußlichkeit. Unmittelbar nach dem höchſten Urtheilsſpruche wird der Mörder von ſeinem Henker, einem Angehörigen des Opfers, wie ein Stück Vieh geſchlachtet: der Rächer packt ihn, wirft ihn zur Erde, „ſäbelt" mit einem Meſſer den Hals durch und trennt, nachdem er eine Weile gewartet, das Haupt vom Rumpfe. Das Urtheil über einen derartigen, alles Gefühl empörenden Brauch wird vielleicht gemildert, wenn man bedenkt, daß auch in unſerer Gerechtigkeitspflege noch Spuren ähnlicher Barbarei ſich finden. Oder iſt es etwa minder verabſcheuungswerth, daß ein geſitteter Menſch, und ſei er auch ein Richter, kalten Blutes den Anderen hinmorden laſſen kann, zur „Sühne" des von dieſem begangenen Verbrechens? — Um den grollenden Menſchenfreund wieder völlig auszuſöhnen mit jenem kaum halbgeſitteten Volke, nennen wir noch einen Satz des dortigen Geſetzbuches: „abſichtliche Mißhandlung eines Sklaven gibt dieſem das Recht, ſich einen anderen Herrn zu ſuchen".

Beſtrafung des Ehebruchs bleibt der Gerechtigkeitspflege des Geſchädigten überlaſſen.

Nur Araber und Suaheli ſind den Landesgeſetzen unterthan: die indiſchen Staatsangehörigen Englands gehorchen dem Spruch ihres Konſuls; die Europäer, welche überhaupt in ähnlichen Ländern einen Staat im Staate bilden, ſtehen außer aller Gerichtsbarkeit. Den niedriger geſtellten Waſungu kann allerdings der Konſul eine Strafe zuerkennen; Kaufleute hingegen dürften wol kaum zur Unterwerfung unter ein Urtheil gezwungen werden können, wenigſtens nicht von einem Handelskonſul. Es bedarf übrigens auch nur ſelten eines Richters: die Waſungu Sanſibars, nur wenige an Zahl, ſind nicht dem europäiſchen Verbrechergeſindel Charthums zu vergleichen. Sie halten den Eingeborenen gegenüber auf die Ehre ihrer Abſtammung und ſind beſtrebt, auch unter ſich in gutem Einvernehmen zu leben. Die trotzdem vorkommenden Streitigkeiten werden gütlich beigelegt oder durch beiderſeitig gewählte Schiedsrichter geſchlichtet. Ohne ſolche Verträglichkeit würde der Aufenthalt an einem Orte, wo Einer dem Anderen nicht ausweichen kann und geradezu auf ſeine Geſellſchaft angewieſen iſt, ein unerträglicher ſein.

Polizei fehlt gänzlich auf Sanſibar, falls man nicht die Nachts umherſtreifenden, mehr Unfug verübenden als verhindernden Beludſchen als Diener der Sicherheit anſehen will. In Folge deſſen werden Diebſtähle und andere Miſſethaten nur dann entdeckt, wenn der Geſchädigte dem Verbrecher bereits auf der Spur iſt. Durch die Ehrlichkeit der indiſchen Kaufleute kommt übrigens Manches zu Tage, was außerdem verborgen bleiben würde. Bringt beiſpielsweiſe ein Neger irgend etwas Verdächtiges zu ihnen, um es zu verkaufen, ſo machen ſie, als engliſche Unterthanen, ſofort ihrem Konſul die nöthige Anzeige. Dieſer ſchickt den betreffenden Gegenſtand bei ſämmtlichen Waſungu herum und gibt ihnen dadurch Gelegenheit, ihr Eigenthum, falls ſie es als ſolches erkennen, wieder zu erlangen und den Dieb zur Verantwortung zu ziehen. —

Auf Sanſibar herrſcht volle Glaubensfreiheit. Jeder darf ſeinen Gott in ſeiner Weiſe anbeten. Bei dem geringen Glaubenseifer der hieſigen Muslimin kann es nicht befremden, daß die Moſcheen der Stadt weder zahlreich noch ſchön ſind. Nur eines der 41 muslimitiſchen Bethäuſer Sanſibars, von denen 29 den Sunniten, drei den Schiiten und neun den Abaditen angehören, das in Malindi gelegene, beſitzt ein Minaret; die übrigen unterſcheiden ſich wenig von anderen Häuſern und werden zumeiſt erſt durch den davor befindlichen Brunnen kenntlich, aus welchem die Gläubigen vor dem Gebete das zu ihren Waſchungen nöthige Waſſer ſchöpfen. Die Moſcheen der Dörfer, namentlich auf der Feſtlandsküſte, ſind noch ärmlicher: wir kennen elende Schuppen, beinahe ohne Wand und Dach, welche man dreiſt mit dem Namen Moskiti beehrt.

Von Kirchen anderer Glaubensgenoſſen ſind noch zwei bis drei ebenſo unanſehnliche Betſäle der Banianen zu erwähnen, ſowie der Hindutempel in der Naſimoja und die Kapellen der engliſchen und franzöſiſchen Miſſion, in welchen ſonntäglich ein- oder zweimal unter Begleitung einer Physharmonika recht feierlicher Gottesdienſt abgehalten wird. —

Für den öffentlichen Unterricht wird von Staatswegen Nichts gethan.

Die Seele des Landes, die Triebfeder aller menſchlichen Thätigkeit auf Sanſibar, iſt der Handel. Wie wäre dies auch anders möglich, da der Staat, d. i. der Sultahn, von dem Ertrage deſſelben lebt, da die Einwohner, Einheimiſche ſowol wie Fremde, ſämmtlich Völkern von dem ausgeprägteſten Handelsgeiſte angehören? Europäer und Indier halten ſich einzig zu dem Zwecke auf, hier Handel zu treiben; die Araber ſind gleichfalls Geſchäftsleute oder durch den Ertrag ihrer Grundſtücke auf den Handel angewieſen, und ſelbſt die Neger, ſoviele deren nicht mit Handarbeit beſchäftigt ſind, ſuchen es den höherſtehenden Raſſen gleichzuthun.

Der Handel Sanſibars, welcher zu Anfange der dreißiger Jahre dieſes Jahrhunderts noch ſo unbedeutend war, daß ein Schiff nur mit Mühe eine Ladung zuſammenbringen konnte, hat jetzt einen noch jährlich wachſenden Werth von zehn Millionen Thalern, zu welchem die Ausfuhr weit beträchtlicheren Beitrag liefert als die Einfuhr. Seine Hauptgegenſtände, für welche Sanſibar zugleich den ergiebigſten Markt der Welt darſtellt, ſind Elfenbein, Gewürznelken und Kopal. Am ſtärkſten dabei betheiligt ſind, der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit nach, die Oſtküſte von Afrika, Nordamerika, Indien, Hamburg, Frankreich, Arabien und Madagaskar, dieſelben Länder, welche auch die größte Menge der Einfuhrartikel liefern. Aller Handel, mit Ausnahme des Sklavenhandels, iſt vollſtändig frei, da Niemandem irgend ein Zweig deſſelben verboten iſt und auch die einfachen Zollgeſetze ihn nicht hemmen; es iſt nämlich die Ausfuhr frei, die Einfuhr der Europäer mit fünf Procent belaſtet, die der Eingeborenen mit zehn, zwanzig bis dreißig vom Hundert, je nach den Waaren, welche gebracht werden, und nach den Plätzen, von denen ſie kommen. Eine genaue Zollüberwachung findet übrigens, wenigſtens was die Europäer betrifft, nicht ſtatt; der Zollpächter verläßt ſich bei Erhebung der ihm gebührenden Abgaben auf die Ehrlichkeit unſerer Landsleute.

Je nach der Lebhaftigkeit und Richtung des Handels kann man das Jahr in zwei Hälften theilen, in die des Südweſt- und des Nordoſtmonſuns. Letztere ſtellt die eigentliche Geſchäftszeit dar. Anfangs Dezember erſcheinen die mit dem erſten Wehen des neuen Windes in Indien und Arabien abgeſegelten Küſtenfahrzeuge, ihre Ankunft durch Schreien und Jauchzen der Mannſchaft, durch Tamtamſchlag und Gewehrgeknatter verkündend. In Kurzem füllt ſich der Hafen mit zahlloſen Daus, Mtepes, Bethens, Betelas, Bogalos und wie alle dieſe kleinen und großen Schiffe heißen mögen. Fremdartige Geſichter zeigen ſich in der Stadt. In Straßen und Läden ſieht man Waaren ausliegen, welche vorher fehlten oder ſpärlich waren: es brachten die Suri und Somali für den Unbemittelten übelriechende, geräucherte Fiſche und röthliches Steinſalz, für den Wohlhabenden Kaffee, Datteln, Schafe, Ziegen, Kamele, Pferde, und für den Kaufmann Häute der in der Heimat geſchlachteten Ochſen und einzelne Felle wilder Thiere; die Indier aber verſahen den Markt mit Reis und ausgelaſſener Butter, mit bunten Baumwollen- und Seidenſtoffen, mit Hausgeräth und tauſend anderen Gegenſtänden des täglichen Gebrauchs.

Viele der Schiffer gehen weiter ſüdwärts, nachdem ſie gelöſcht, treiben auf den Komoren und in Madagaskar Zwiſchenhandel und kehren beim Beginne des Südweſts in Begleitung dortiger Schiffe, mit reichen Ladungen an Reis, Ochſen, Ziegen, Kaurimuſcheln, Kokosſtricken, Häuten, Wachs und beiderlei Ebenholz, zurück.

Der Verkehr mit den nahe gelegenen Theilen der Suahelikūſte blüht das ganze Jahr hindurch; ſie empfangen europäiſche und indiſche Waaren zum Gebrauche der Küſtenbewohner und für den Verkehr mit dem Inneren und geben dagegen das koſtbare Elfenbein, Kopal, Simſimölfrucht, Mtama und Reis, Ochſen und deren Häute, Wachs, Matten, Holz und Anderes von der Fülle ihres Reichthums.

Ueber die Anzahl der kleinen und großen Fahrzeuge, welche Sanſibars indiſchen und afrikaniſchen Handel vermitteln, läßt ſich nichts Genaues feſtſtellen, da dieſe ab- und zugehen, oft, ohne ſich im Zollhauſe zu melden, und jedenfalls, ohne daß dort eine Liſte über ſie geführt wird; doch überſteigt ſie ſicherlich die Zahl von Eintauſend.

Genauer bekannt iſt der Verkehr von Schiffen europäiſchen Baues — Merkabu der Suaheli: er ſchwankt in den verſchiedenen Jahren zwiſchen ſechzig und hundert. Nur wenige, wie die amerikaniſchen Wallfiſchfahrer, beſuchen den Hafen nicht des Handels wegen, ſondern um ſich mit friſchem Fleiſch und anderen Bedürfniſſen zu verſehen. Da ihr Erſcheinen mit geringen Ausnahmen nicht von den Jahreszeiten abhängt, ſieht man jederzeit einige von ihnen, oft acht bis zehn, mit Löſchen oder Laden beſchäftigt. Ihre Arbeit beſteht hauptſächlich in der Fortſchaffung der Erzeugniſſe der oſtafrikaniſchen Küſte: was ſie dafür zu bieten vermögen, iſt im Allgemeinen ſehr wenig; die meiſten von ihnen kommen halb beladen oder ſogar mit Ballaſt. Unter den von ihnen eingeführten Waaren ſind Baumwollenzeuge, Glasperlen, Eiſen- und Meſſingdraht, Waffen (abgeſetzte Militärgewehre, beſonders ſolche mit Steinſchlöſſern), Kurzwaaren, Porzellan und Steingut, Mehl, geiſtige Getränke, Zucker, Seife und Lichte die wichtigſten. Am ſtärkſten betheiligen ſich an dieſem Verkehre die Amerikaner, deren Schiffe von hier aus oft noch Maskat und Indien beſuchen; nur bei ihnen hält die Einfuhr der Ausfuhr einigermaßen die Waage, da ſie ihre weißen Baumwollenzeuge (sheeting, von den Suaheli Amerikano genannt) in Menge zu Markte bringen. Nächſtdem ſind die Hamburger und franzöſiſchen Fahrzeuge die zahlreichſten. Die Franzoſen ſind am meiſten genöthigt, die gekauften Waaren baar zu bezahlen; ſie haben in manchen Jahren nahezu für eine halbe Million Francs gemünztes Geld einführen müſſen. Unſere Landsleute wurden neuerdings durch Uebernahme von Kohlenlieferungen für die engliſche Regierung in die Lage verſetzt, gleichfalls theilweiſe volle Ladung zu haben. Mehrere ihrer Schiffe dienen dem Verkehre mit der Weſtküſte Afrikas, mit Lagos in der Bai von Benin: ſie bringen nach dort Ladungen von Kauris, um ſie gegen Palmöl umzutauſchen. —

Die Hauptmünze des Sanſibarmarktes, früher die ausſchließliche, iſt der ſilberne Maria-Thereſia-Thaler, welchem vor einigen Jahren der amerikaniſche Dollar an Werth gleichgeſtellt wurde. Er gilt von Egypten bis herab nach Madagaskar und wird noch jetzt in Wien für den afrikaniſchen Handel (mit der alten Jahreszahl 1784) geprägt. Sein Werth kommt einem Thaler dreizehn bis fünfzehn Groſchen unſeres Geldes gleich. Bei den Suaheli heißt er reali meosi, d. i. ſchwarzer Thaler, weil die längere Zeit umlaufenden Stücke eine ſchwärzliche Farbe annehmen; dieſe gilt als Kennzeichen der Güte des Metalles und mußte früher, als die Leute noch nicht ſo aufgeklärt waren, bei neugeprägten Thalern künſtlich hervorgebracht werden, um dieſelben verkäuflich zu machen.

Nächſtdem kommen die franzöſiſchen Fünffrankenthaler am häufigſten vor, werden jedoch nur in Sanſibar ſelbſt und weiter ſüdwärts auf den Komoren und in Madagaskar genommen. Sie gelten nach Zulegung von acht Peſa dem ſchwarzen Thaler gleich, d. h. ſind etwa zwei und zweidrittel bis drei Groſchen weniger werth als dieſer; ebenſo verhält es ſich mit den Rupien, welche dem halben Fünffrankenthaler entſprechen. Auch franzöſiſches und nordamerikaniſches Gold kommt häufig vor; desgleichen findet man die Unzen der mittel- und ſüdamerikaniſchen Republiken und engliſche und auſtraliſche Sovereigns hier vertreten, ſieht auch dann und wann einen ſpaniſchen Säulenpiaſter, reali msinga oder Kanonenthaler der Suaheli, welche die Säulen zu beiden Seiten des Gepräges für Kanonen anſehen. Als Seltenheit zeigen ſich endlich preußiſche Thaler, halbe Dollar, Francs, engliſche Schillinge und dergleichen mehr.

Als alleinige Scheidemünze ſind die oſtindiſchen Pice oder Quarter Annas, hier gewöhnlich Peſa genannt, kleine Kupfermünzen, von denen drei einem Groſchen unſeres Geldes entſprechen, im Gebrauch. Ihr Werth im Verhältniß zum Silber ſchwankt, je nachdem ſie häufig oder ſelten ſind: bisweilen erhält man für einen Thaler 110, zu anderen Zeiten 132 Peſa. Durchſchnittlich kann man annehmen, daß ein ſchwarzer Thaler 128, ein franzöſiſcher Thaler oder zwei Rupies 120 Peſa gilt. Im Kleinverkehre rechnet man auch nach Robbo oder Viertelthalern und nach Sumni oder Achtelthalern. Kaufleute bedienen ſich bei ihren Rechnungen der Cents oder Hunderttheile des Maria-Thereſia-Thalers.

Trotz der ſtarken Metalleinfuhr von Europa und Amerika her iſt keine Zunahme an Münzen zu bemerken, was ſich einfach daraus erklärt, daß die Indier alle ihre Erſparniſſe in Metall und vorzugsweiſe in Silber anlegen, ſie mit nach ihrer Heimat nehmen und ſo dem Umlaufe entziehen. Dieſe Liebhaberei, welche in ganz Süd- und Oſtaſien zu Hauſe iſt, verſchlingt bekanntlich erſtaunliche Maſſen Silbers; die geſammte Silbererzeugung der ganzen Welt vermag ſolchem Abfluſſe kaum die Waage zu halten.

Wegen der landesüblichen Maße und Gewichte verweiſen wir auf den Anhang.

Ab und zu erſcheinen in dem bunten Gewimmel der Handelsſchiffe auch Kriegsſchiffe, vorzugsweiſe engliſche; bisweilen liegen ihrer vier bis ſechs im Hafen, zu anderen Zeiten fehlen ſie auch gänzlich. Ihr Beſuch hängt ebenfalls nicht von der Jahreszeit ab, iſt jedoch im Allgemeinen zur Zeit des Nordoſtmonſunes am ſtärkſten. Dann kommen auch einige Franzoſen von Reunion, um ihre hafenloſe Inſel während der dortigen, ſchlechten Jahreszeit mit dem ſicheren Sanſibar zu vertauſchen. Wann die Kriegsſchiffe (von Fremden und Eingeborenen allgemein man-of-war genannt) zahlreich vertreten ſind, herrſcht ein reges Leben in der Stadt: die Verkäufer von Fleiſch, Feldfrüchten, Hühnern, Eiern und Milch haben gute Zeit, fordern und erhalten jetzt doppelte Preiſe für geringere Waare; Charles, der franzöſiſche Gaſtwirth, Schlächter und Bäcker, iſt ungemein beſchäftigt, ſchlachtet ſeine beſten Ochſen, welche er bis dahin aufgeſpart, und ſieht mit Schmunzeln ſeine Lagerräume für geiſtige Getränke und Lebensbedürfniſſe ſich entleeren; auch die portugieſiſchen Butikeninhaber, die Verkäufer von lebendigen Thieren, von Muſcheln und Seltenheiten und ſo manche andere Leute machen vortreffliche Geſchäfte; beſonders aber freut ſich der halbblütige Lootſe — ein kleiner, dicker, lebhafter, vielſprachiger Mann, deſſen Gefälligkeit keine Grenzen kennt — und ſtolzirt im Bewußtſein ſeiner Wichtigkeit in Staatskleidung umher. Die Stadt füllt ſich mit fremden Geſichtern und Trachten: ein Theil der Schiffsmannſchaft, welchem die Gaſtlichkeit der europäiſchen Haushalte nicht zugänglich, erholt ſich in Charles einfachen Gaſtzimmern; junge Midſhipmen nehmen den Marſtall des Sultahns zu Spazierritten in Anſpruch; der größte Theil der Offiziere hält ſich ſoviel als möglich in den Kaufmannshäuſern oder Konſulaten auf und läßt ſich, nach langweiliger Seefahrt, die Gaſtlichkeit und Geſelligkeit Sanſibàrs wohl behagen.

Auf die Länge der Zeit bringt der ſo ſehr geſteigerte Verkehr außer den erhöhten Preiſen der Lebensmittel auch andere Unannehmlichkeiten mit ſich. In manchen, vorzugsweiſe beſuchten Haushaltungen wird erſt dann wieder Ruhe, wenn die Man-of-war-Gäſte wieder den Hafen verlaſſen haben. Sie mißbrauchen allerdings die wirklich große Gaſtfreundſchaft höchſt ſelten — wenn ein Unverſchämter auch wirklich einmal ſo weit geht, daß er die gaſtlichen Häuſer geradezu als Gaſthäuſer betrachtet, wird er durch ein Wort ſeines Kapitäns zur Ordnung gerufen und von der Vergünſtigung, ſie zu beſuchen, ausgeſchloſſen — es erſcheinen aber doch auch Stunden und Tage, an denen man ſich ſehnt, wieder allein zu ſein, um dann wieder die Freude eines unerwarteten Beſuches haben zu können. —

In Bezug auf Verbindung mit der Heimat ſind die Waſungu übel daran. Ein regelmäßiger Poſtverkehr fehlt gänzlich. Bei der ſteigenden Wichtigkeit der Oſtküſte iſt es zwar nicht unmöglich, daß über kurz oder lang eine Dampferverbindung mit der Kapſtadt oder mit Aden eingerichtet wird; gegenwärtig aber erhält man nur zeitweilig und zu unbeſtimmten Zeiten durch Kriegs- oder Handelsſchiffe die Briefe und Zeitungen von den Seſchellen, von Bombay oder einer anderen Poſtſtation, oft bleibt auch Monate lang jegliche Nachricht aus. Zeigt ſich dann in der Ferne ein Segel, von welchem man vermutet, daß es die Poſt bringen könne, ſo entſteht eine freudige Aufregung in Schangani; das Schiff naht, wirft Anker; man eilt zu dem betreffenden Konſul und nimmt von ihm in Empfang, was das Schickſal beſcheert. Da ſieht man freudeſtralende Geſichter bei den Glücklichen, welche von ihren Lieben nicht vergeſſen wurden, und traurig ſchleicht im allgemeinen Jubel wer leer ausging hinweg.

Noch vor zwanzig Jahren war der Name Sanſibar in Europa faſt unbekannt. Allerdings hatten ſchon Ende des ſechzehnten und Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts einige engliſche Schiffe auf Handelsreiſen die Inſel berührt; auch waren hundert Jahre ſpäter von der britiſchen Regierung Männer ausgeſchickt worden, um Beobachtungen dort anzuſtellen und Erkundigungen einzuziehen; ferner hatte ein engliſches Geſchwader unter Kapitän Owen in den Jahren 1822 bis 1826 die ganze Oſtküſte Afrikas mit ihren Häfen aufgenommen, und zwanzig Jahre ſpäter ein anderes Kriegsſchiff unter Kapitän Chriſtopher daſſelbe Gebiet von Kiloa bis Mukdiſcha nochmals unterſucht; endlich hatte der franzöſiſche Flottenoffizier Maizan 1845 verſucht, in das Innere einzudringen — ein unglückliches Unternehmen, welches mit ſeiner Ermordung endete — und ein franzöſiſches Kriegsſchiff unter Kapitän Guillain 1846 bis 1848 nochmals das Küſtengebiet in wirthſchaftlicher und wiſſenſchaftlicher Beziehung durchforſcht: doch war die Kunde von Allem, was jene Männer erfuhren, nicht in weitere Kreiſe gedrungen. Erſt Ende der vierziger Jahre wurde die allgemeine Theilnahme auf jene Gebiete gelenkt, weil man nach den neueſten Nachrichten die ſeit Jahrtauſenden vergebens geſuchten Quellen des Nils hier zu vermuten hatte, weil hier mächtige Schneeberge, deren Daſein man vorher kaum geahnt, entdeckt worden waren und die Entdeckung ungeheurer Binnenmeere nahe bevorſtand. Nicht nur die Gelehrten geriethen hierdurch in Aufregung, auch die geſammte gebildete Welt zeigte die lebhafteſte Theilnahme und las nunmehr mit Spannung die Berichte über die reichen Erzeugniſſe jener Länder, über den Elfenbeinhandel Sanſibars, über Land, Leute und Herrſcher. Durch die neueſten Entdeckungen kühner Reiſender wurde der Name von Inſel und Stadt endlich ſo bekannt, daß ihn wol Jeder wenigſtens gehört hat.

Zwei Deutſche ſind es, welchen wir dieſen Umſchwung verdanken, die Miſſionäre Krapf und Rebmann. Ohne ihre anfangs ſonderbar ſcheinenden, ſpäter aber glänzend beſtätigten Berichte hätten weder Burton und Speke in den Jahren 1856 bis 1859 die bewunderns-würdige Reiſe unternommen, welche zur Entdeckung der großen Seen Tanganika und Ukerewe führte, noch Roſcher, Speke und Grant und von der Decken ſich jenen Gebieten zugewendet, auf denen ſie ſoviel Ruhm ernten ſollten. Sie Alle beſtätigten genau genommen nur Das, was die Miſſionäre vorher erkundet und geſehen hatten: Roſcher und die Engländer, indem ſie die Seen beſuchten, von der Decken, indem er durch ſeine Reiſen alle Zweifel über das Vorhandenſein des Schneebergs Kilimandſcharo abſchnitt.

Noch in dieſen Jahren haben ſich wieder Reiſende nach Sanſibar gewandt: Livingſtone, als er ſeine Wanderung nach dem Seegebiet antrat, und die beiden opfermutigen Deutſchen Kinzelbach und Brenner, welche den Angehörigen von der Deckens möglichſt ſichere Nachrichten über deſſen und ſeines Begleiters letzte Schickſale zu bringen unternommen haben. —

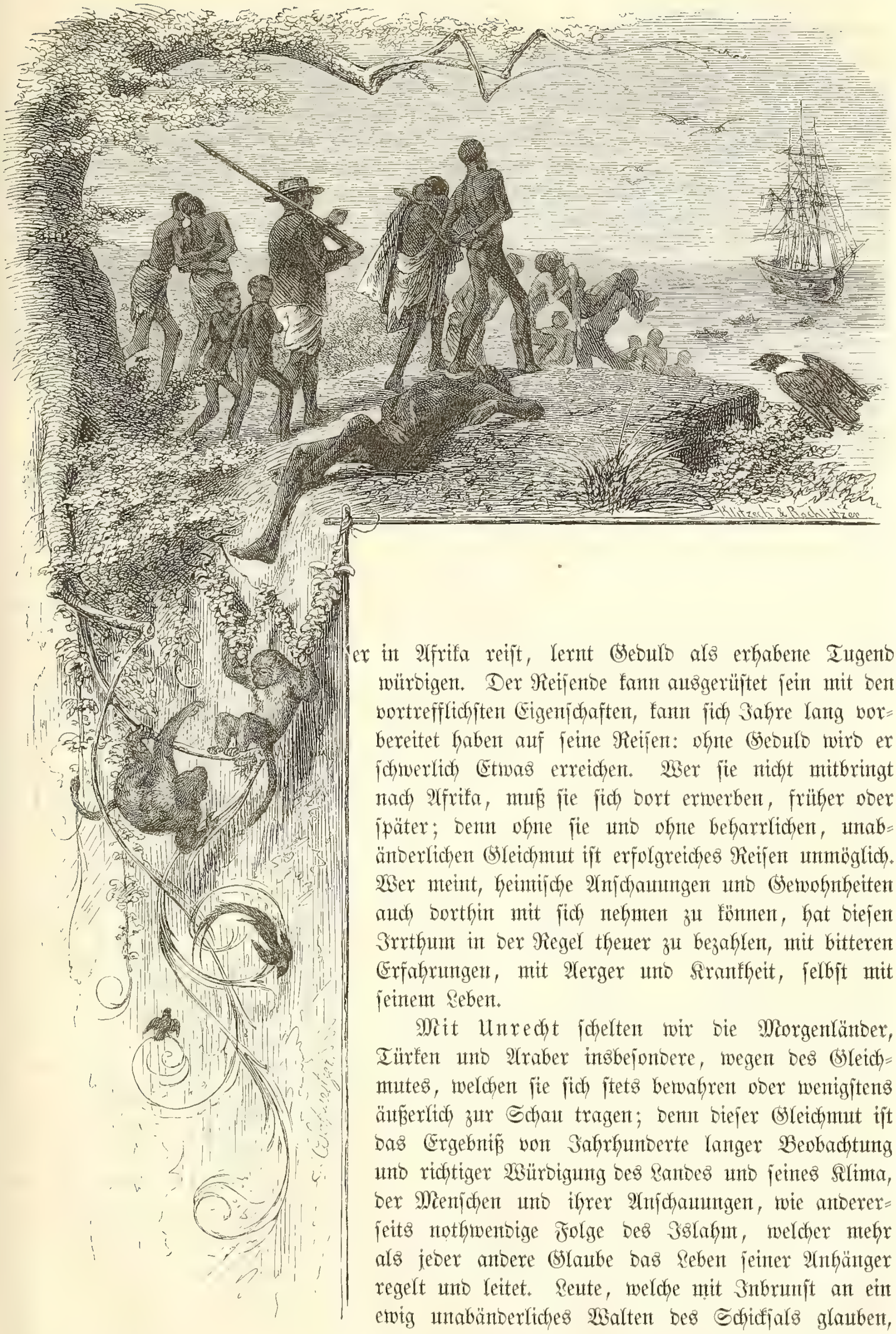
Für Reiſende an Afrikas Oſtküſte iſt Sanſibar daſſelbe und mehr, was Kairo und Charthum für den Nordoſten ſind. In dieſer, an Hilfsmitteln reichen und der Küſte ſo nahe gelegenen Stadt verſorgt man ſich mit Allem, was man für die Reiſe braucht, verſchafft man ſich Empfehlungsbriefe des Sultahns und findet die gaſtfreundſchaftlichſte Unterſtützung der europäiſchen Kaufleute und Konſuln; durch dieſen Mittelpunkt der Oſtküſte bleibt man in Verbindung mit der fernen Heimat. Dieſe Wichtigkeit Sanſibars für den Entdeckungsreiſenden wird auch immerdar bleiben, da es nicht wahrſcheinlich, daß ein anderer Ort der Küſte ſobald ähnliche Bequemlichkeiten und Vortheile bieten werde, oder daß der Forſchungstrieb, welchem hier noch die erhabenſten Ziele winken, erkalte.

Niaſſa-Reiſe.

Siebenter Abſchnitt.

Kiloa.

Vorbereitungen in Sanſibar. — Koralli. — Arabiſche Schiffe. — Seereiſe nach Kiloa: Delphine. Kampf zwiſchen Seevögeln und Fiſchen. — Kiloa Kibendſche und Kiloa Kiſſiwani. — Unannehmlichkeiten. — Eine Verſammlung der Väter der Stadt. — Nach Sanſibar zurück. — Endloſe Verhandlungen. — Lager der Wabiſa und Wahiao. — Wildſchweine. — Hundsaffen. — Ein Abenteuer.



Wer in Afrika reiſt, lernt Geduld als erhabene Tugend würdigen. Der Reiſende kann ausgerüſtet ſein mit den vortrefflichſten Eigenſchaften, kann ſich Jahre lang vorbereitet haben auf ſeine Reiſen: ohne Geduld wird er ſchwerlich Etwas erreichen. Wer ſie nicht mitbringt nach Afrika, muß ſie ſich dort erwerben, früher oder ſpäter; denn ohne ſie und ohne beharrlichen, unabänderlichen Gleichmut iſt erfolgreiches Reiſen unmöglich. Wer meint, heimiſche Anſchauungen und Gewohnheiten auch dorthin mit ſich nehmen zu können, hat dieſen Irrthum in der Regel theuer zu bezahlen, mit bitteren Erfahrungen, mit Aerger und Krankheit, ſelbſt mit ſeinem Leben.

Mit Unrecht ſchelten wir die Morgenländer, Türken und Araber insbeſondere, wegen des Gleichmutes, welchen ſie ſich ſtets bewahren oder wenigſtens äußerlich zur Schau tragen; denn dieſer Gleichmut iſt das Ergebniß von Jahrhunderte langer Beobachtung und richtiger Würdigung des Landes und ſeines Klima, der Menſchen und ihrer Anſchauungen, wie andererſeits nothwendige Folge des Islahm, welcher mehr als jeder andere Glaube das Leben ſeiner Anhänger regelt und leitet. Leute, welche mit Inbrunſt an ein ewig unabänderliches Walten des Schickſals glauben, welche durchdrungen ſind von dem Lehrſatze, daß jeder

Tag eines Menſchenlebens im Voraus wohlweislich beſtimmt und bemeſſen, daß den Begnadigten kein Geſchick erreichen könne und den minder Bevorzugten der unbedeutendſte Unfall gefährden müſſe, haben von der Würdigung der Zeit keinen Begriff, verſtehen das ſtets unbefriedigte Vorwärtsſtreben des geſitteten Menſchen nicht, können das verzehrende Ringen und Jagen, die fieberiſche Haſt deſſelben nicht faſſen. Was der heutige Tag nicht bringt, trägt der morgende in ſeinem Schoſe: „morgen, ſo Gott will“, lautet das arabiſche Sprüchwort und tröſtet, wenn aus dem Morgen wiederum das Heute geworden. Dem Europäer, welcher zum erſten Male den ſonnendurchglühten Boden des Morgenlandes betritt, fällt es anfänglich ſchwer, ſehr ſchwer, in dieſem geduldigen Gleichmute eine Tugend, in den ſcheinbar ſo tief unter ihm ſtehenden Anhängern des Propheten ſeine Lehrmeiſter zu erkennen: und dennoch eifert er ſpäter, freiwillig oder gezwungen, ihrem Beiſpiele nach. Glücklich, wer Dies thut, ehe es zu ſpät iſt!

Nach neunundachtzigtägiger Fahrt war der Baron Carl Claus von der Decken Ende September 1860 in Sanſibar angekommen. Noch ehe er ſeinen Fuß an das Land geſetzt, wurde ihm eine erſchütternde Kunde, welche gehegte Hoffnungen vereiteln, gefaßte Pläne umgeſtalten mußte. Albrecht Roſcher, ein trefflich vorbereiteter, junger Reiſender aus Hamburg, welchem er ſich anzuſchließen, mit deſſen Begabung er ſeine friſche Thatkraft, mit deſſen Erfahrungen er ſeine reichen Geldmittel zu vereinigen gedachte, war am Niaſſa-See ermordet worden. Mit Roſcher verbunden, glaubte Decken Großes leiſten zu können, und dieſer Gedanke allein war es geweſen, welcher ihn beſtimmt hatte, ſeine Reiſeluſt auf dieſen Theil Oſtafrikas zu lenken. Die Nachricht von dem Tode des erwählten Gefährten war für Decken der Anfang des Mißgeſchickes, welches ihn ſeitdem nicht mehr verlaſſen hat. Wie ein rother Faden zieht ſich dieſes „treue Unglück“ durch die Geſchichte ſeiner Reiſen, vom Tage der Ankunft an bis zu dem beklagenswerthen Ende der trotzdem ſtetig an Großartigkeit wachſenden Pläne und Unternehmungen dieſes ausgezeichneten Menſchen.

Mit der ihm eigenen Thatkraft überwand Decken den überwältigenden Eindruck der empfangenen Kunde, und ohne Bedenken faßte er den Entſchluß, den Unglücksplatz am Niaſſa-See, die Stelle, auf welcher Roſcher durch Meuchelmord ſein Ende gefunden, aufzuſuchen, um wenigſtens die Papiere des als Opfer ſeines Forſchungseifers Gefallenen zu retten. Ungeſäumt ging er an das Werk. Die großartige Gaſtfreundſchaft des Hauſes Wm. O'Swald u. Co., welche ihm durch die dortigen Vertreter deſſelben, die Herren Witt und Schulz gewährt wurde, erleichterte ihm ſeine Vorbereitungen. Er machte ſich vertraut mit Sanſibar und ſeinen Beziehungen zum gegenüberliegenden Feſtlande, ſtudirte eifrig Sprache, Sitten und Gebräuche der Bevölkerung und rüſtete ſich in kürzeſter Zeit mit dem zur Reiſe Nothwendigen aus.

Ein treuer Diener Namens Koralli, welchen er aus Europa mitgebracht, leiſtete ihm hierbei die weſentlichſten Dienſte. Koralli war ein ſehr befähigter Mann und ein vortrefflicher Diener. Schneller noch als ſein Gebieter machte er ſich, in Folge ſeines beſtändigen Umgangs mit den angeworbenen Eingeborenen, die Suaheliſprache zu eigen, und, ſtets auf deſſen Nutzen bedacht, leitete er die mit den Vorbereitungsarbeiten beſchäftigten, farbigen Diener, welche nothwendiger Weiſe überwacht werden mußten, in ſo muſterhafter Weiſe, daß es Decken möglich wurde, ſeine koſtbare Zeit faſt ausſchließlich der Durcharbeitung des gefaßten Planes zu widmen. Korallis eigentlicher Name war Korrath, ſein Geburtsland Steiermark; durch langjährigen Aufenthalt in Italien aber hatte er ſich nicht blos die welſche Sprache, ſondern auch welſches Denken und Handeln angeeignet, ja ſogar den ihm dort beigelegten Namen beibehalten. Koralli war Reiſender aus Leidenſchaft, hatte jahrelang ein faſt ununterbrochenes Wanderleben geführt, mit verſchiedenen Herren Deutſchland, Frankreich, Italien, Ungarn und Egypten durchzogen, ſich auf dieſen Reiſen die hauptſächlichſten Sprachen Europas angeeignet und nicht zu unterſchätzende Fertigkeiten der verſchiedenſten Art erworben. Koralli verſtand faſt von jedem Handwerk Etwas, jagte eben ſo leidenſchaftlich als er reiſte, wußte die Jagdbeute ſtets zu verwerthen, ſei es für die Küche, ſei es für die Sammlung: Koralli war in allen Sätteln gerecht. Aber dieſer treue, unentbehrliche Diener, welcher ſich keinen Augenblick beſonnen haben würde, ſein Leben für das ſeines Herrn in die Schanze zu ſchlagen, hatte einen großen Fehler: ihm, der faſt Alles gelernt, war es nicht gelungen, ſich Geduld zu erwerben. Das unbedeutendſte Ereigniß konnte ihn derartig erregen, daß er ſich bis zum unbedachten Gebrauche der Schußwaffe vergaß, das leichteſte Unwohlſein ihn ſo verſtimmen, daß er ſich geberdete, als ob er am Leben verzweifeln müſſe. Von der bewunderungswürdigen Gabe ſeines Gebieters, auch Krankheit und Schmerz mit Gleichmut zu ertragen, war ihm Nichts zu Theil geworden; gleichwol nahm er auf Erhaltung ſeiner Geſundheit niemals Bedacht und büßte dieſe Sorgloſigkeit zuletzt auch wirklich mit ſeinem Leben. Dieſe Artung Korallis that ſeinen übrigen vortrefflichen Eigenſchaften empfindlichen Abbruch; ſie nöthigte Decken, ſich mehr als einmal ernſtlich mit der Frage zu beſchäftigen, ob er nicht beſſer und ſicherer ohne ſolchen Begleiter reiſen würde.

Die Vorbereitungen wurden von einer Seite her erſchwert, von welcher man es am wenigſten erwartet hätte. Gleichzeitig mit Decken rüſteten ſich Speke und Grant auf ihre Reiſe zur Entdeckung der Nilquellen. Vom Staate ihnen bewilligte, reiche Geldmittel geſtatteten dieſen Reiſenden, den angeworbenen Leuten ein für die dortigen Verhältniſſe überaus hohes Handgeld zu geben und dreifachen Lohn zu bieten. Hierdurch bereiteten ſie dem weniger rückſichtsloſen Decken einen ſchweren Stand. Nach ihrer Abreiſe hatte dieſer zwar wieder freies Feld, mußte ſich aber mit weniger guten Leuten begnügen.

Glücklicher Weiſe fand er in dem O'Swald'ſchen Aufſeher Sadīk einen willigen, mit den Verhältniſſen des Landes vertrauten Mann, welcher ihn bei den Verhandlungen und Abſchlüſſen dienlichſt unterſtützte und unter Anderem ſeinen Schwiegervater Abderrahman den Plänen des Reiſenden ſo geneigt machte, daß dieſer verſprach, auch in Kiloa, wo letzterem Niemand mehr zur Seite ſtand, ähnliche Dienſte zu leiſten. Gleichzeitig wurde mit dem Dſchemmedar Moluk verhandelt, einem Manne, welcher ſchon mit Burton und Speke am See Ukerewe geweſen war; dieſer ſtelle jedoch, durch die Engländer verwöhnt, faſt unannehmbare Forderungen — verlangte ein Zelt für ſich, die Erlaubniß, ſeine Frau mitzunehmen, und erklärte ſchließlich, daß es unmöglich ſei, ohne dreißig Beludſchen die Reiſe anzutreten, weil die vor Kurzem ſtattgehabte Hinrichtung der Mörder Roſchers das Volk im Innern erbittert und zur Rache geneigt gemacht habe. Nach längeren Verhandlungen ließ er ſich zwar von der Anzahl der Begleiter fünfzehn abdingen, doch zerſchlugen ſich die Verhandlungen wieder, und ſah ſich Decken veranlaßt, die Verſuche zur Erlangung militäriſcher Begleitung bis nach der Ankunft in Kiloa aufzuſchieben.

Als der Tag der Abreiſe näher heranrückte, ſah ſich Bibi Holli, des Sultahns Schweſter, Deckens hohe Gönnerin veranlaßt, einen Beitrag zur „Annehmlichkeit und Bequemlichkeit“ des Reiſenden zu liefern, und bot ihm — eine weiße Sklavin als Begleiterin an. Die Prinzeſſin handelte der Sitte des Landes gemäß und war nicht wenig erſtaunt, als der Europäer es unthunlich fand, eine Begleiterin, welche nicht einmal zu kochen verſtehe, in ſeine nur aus nothwendigen und nützlichen Gliedern zuſammengeſetzte Karawane aufzunehmen.

Die Ausrüſtung war allgemach beendet worden. Man hatte eine genügende Anzahl geeigneter Leute zur Begleitung ausgewählt, vier Eſel des Landes erhandelt, kleine aber tüchtige Thiere, die nöthigen Werkzeuge und Waffen angeſchafft, Sättel und Sattelgurte, Koppeln, Waffengehänge, Brodbeutel, Säcke und was ſonſt noch nöthig, angefertigt, auch eine Dau (arabiſches Küſtenfahrzeug) zur Ueberfahrt gemiethet. In den Frühſtunden des 29. September 1860 wurde das Gepäck eingeſchifft, und gegen 4 Uhr Nachmittags legte ſich das Fahrzeug jenſeit der Landſpitze Schangani vor Anker, um hier die nächſt aufkommende, günſtige Briſe zu erwarten.

Gelegentlich eines früheren Ausflugs unſeres Reiſenden nach dem Sanſibar gegenüber gelegenen Bagamoio und dem Kinganifluſſe hatten die farbigen Matroſen einen unwiderſtehlichen Hang zum Davonlaufen bethätigt. Dem ſollte diesmal vorgebeugt werden. Koralli erhielt die Weiſung, an Bord zu bleiben, um ähnliche Eigenmächtigkeiten zu verhindern. Aber der gewandte Reiſemarſchall wurde überliſtet. Er hatte ſich durch die Bitten der Mannſchaft erweichen laſſen und ihren Verſprechungen Glauben geſchenkt. Man hatte vergeſſene Kleinigkeiten herbeiſchaffen, von Frau und Kindern Abſchied nehmen wollen, verſprach, in längſtens einer Stunde wieder zurück zu ſein u. dgl. m., und als nun Decken gegen Abend zu der zur Abfahrt feſtgeſetzten Stunde an Bord kam, ſchaukelte die Dau außer einem Schiffsjungen nur noch den wütenden Koralli. Die Nacht brach herein, doch keiner der Männer ließ ſich ſehen, und ſo blieb zuletzt nichts Anderes übrig, als zum Lande zurückzukehren und mit Hilfe einiger Freunde, welche dem Reiſenden das Abſchiedsgeleite gegeben hatten, eine Razzia auf die Flüchtlinge zu unternehmen. Sie wurden glücklich wieder eingefangen und an Bord gebracht — nur eine wichtige Perſönlichkeit nicht: der Koch. Decken beſchloß, auf ſeine Hilfe zu verzichten und ließ, um fernere Unannehmlichkeiten möglichſt zu verhüten, die Dau ein gutes Stück weiter vom Lande ab legen. —

Die an der Oſtküſte Afrikas, auch in Arabien und Indien üblichen Fahrzeuge, Daus, Bethens, Bogalos u. ſ. w., ſind plumpe, hochbordige Schiffe bis zur Tragfähigkeit von etwa dreihundert Tons. Nur die größten unter ihnen, die Bogalos, beſitzen einen gut gedeckten Raum; die anderen haben wol theilweiſe ein Deck, doch fehlen zumeiſt die Deckel für die Luken. Am breiten Hintertheile findet ſich gewöhnlich ein Halbdeck zum Aufenthalte für Kapitän und Reiſende, darunter für letztere der Schlafraum, deſſen Fußboden ein bis zwei Fuß unter dem Hauptdeck liegt und auf dieſe Art eine Lücke zum Durchkriechen aus dem unteren in den oberen Raum läßt. Ein wenig vor der Mitte des Fahrzeugs ſteht der große Maſt (mangodi), ein ſtarker, roh zugerichteter Baumſtamm, welcher ein außerordentlich großes, lateiniſches Segel (tanga) an einer mächtigen, ſchräg aufſteigenden Raa (formali) trägt; ein kleinerer Maſt auf dem Hinterdeck wird ſelten, nämlich bei ganz flauer Briſe gebraucht. Die eine Seite des faſt dreieckigen Segels iſt ſehr lang, die andere kurz, dieſe heißt josch, jene demani; ebenſo heißt auch jede Seite des Schiffes josch oder demani, an welcher gerade, je nach der Richtung der Fahrt und des Windes, das kurze oder lange Segelende befeſtigt iſt, eine Bezeichnung, welche unſerem „Luf“ und „Lee“ entſpricht, „Seite an und unter dem Winde“. Will man das Segel wenden, ſo muß man auch die Raa, an welcher jenes mit Stricken feſtgebunden iſt, niederlaſſen, umdrehen und darauf wieder emporholen; bei dieſer umſtändlichen Handhabung verliert das Schiff gewöhnlich mehr, als es vorher durch Segeln ſcharf beim Winde gewonnen. Ein Kreuzen mit ſolchen Küſtenfahrzeugen iſt alſo höchſt unerſprießlich; dagegen ſegeln ſie trefflich vor dem Winde: dabei wird ein langer Baum, dasturi, querüber gelegt, um das breite Segel zu ſpannen und die große Leinwandfläche völlig zur Ausnutzung zu bringen.

Arabiſche Schiffer fahren, falls es irgend angeht, längs der Küſte hin, vorzugsweiſe in dem ruhigen Waſſer hinter den, in Oſtafrika ſo häufigen, der Küſte gleichlaufenden Inſelketten oder Riffen. Hier fühlen ſie ſich, trotz ihrer großen Unkenntniß des Fahrwaſſers, ſicher; denn ſie bangen nicht vor dem Auflaufen auf einer der zahlreichen Sandbänke, weil ſie wiſſen, daß ihr Schifflein Dem widerſteht und mit nächſter Flut wieder frei kommt. Außerhalb der oft engen und nur für kleine Fahrzeuge geeigneten, inneren Straße hingegen zeigen ſie ſich ungemein ängſtlich, theils weil ſie beſorgen, ſie möchten außer Sicht des Landes die Richtung verlieren und verſchlagen werden, theils weil ſie die hohen Wogen des weiten Weltmeeres fürchten, denen ihre offenen Boote ſchutzlos preisgegeben ſind. Müſſen ſie dennoch einen breiteren Meeresarm überſchiffen, ſo ſteuern ſie nicht gerade auf ihr Ziel los, ſondern ſegeln ſo lange als möglich längs der ſchutzbietenden, von unſeren Schiffen ſo ſehr gefürchteten Küſte hin und ſtechen da in See, wo die Ueberfahrt am kürzeſten. Nun erſt holen ſie den kleinen Kompaß (dira) hervor — vorausgeſetzt, daß ein ſolcher überhaupt vorhanden — ſetzen ihn in ein mit Hirſekörnern gefülltes Kiſtchen, um eine nahezu waagerechte Stellung zu erzielen, und werfen wirklich dann und wann einen Blick auf die Nadel.

Allabendlich läßt, falls nicht beſondere Umſtände obwalten, der wackere Schiffshauptmann den erſehnten Ruf ertönen: tia nanka — „werft den Anker!“ Das Fahrzeug hält, die Raa wird herabgelaſſen, das Segel, um es zu ſchonen, losgebunden und unter Sang und Tamtamſchlag in einem Sacke geborgen; die Mannſchaft begibt ſich ans Land, um Getreide durch Stampfen zu enthülſen und für die Abendmahlzeit herzurichten.

Ausnahmsweiſe kocht man das Eſſen auch an Bord, im Bauche des Schiffes; bei ſchlechtem Wetter aber und bei hohem Wogengang auf offener See iſt Dies nicht möglich; dann hält die Mannſchaft gezwungenes Faſten, bis wieder beſſere Witterung eintritt oder ein günſtiger Landungsplatz ſich findet.

Mit früheſtem Morgen, in mondhellen Nächten auch vor Sonnenaufgang, wird die Fahrt fortgeſetzt.

Der Schiffer oder Nahoſa (Nakădar), zumeiſt ein Araber aus dem Norden, iſt gewöhnlich Eigenthümer des Fahrzeuges oder hat wenigſtens Antheil an dem Gewinne der Ladung. Er kleidet ſich nicht beſſer als andere ſeiner Landsleute (in baumwollenes Hemd und Lendenſchurz), ſchläft bei jeder Witterung ohne irgend welchen Schutz auf Deck, läßt nach einem Regenguſſe ſeine Kleider am Leibe trocknen und leidet in Folge deſſen häufig an Rheumatismus und Fieber.

Die Bemannung eines arabiſchen Küſtenfahrzeuges von 25 bis 30 Tons iſt ebenſo ſtark als die eines zehnfach größeren europäiſchen Schiffes: die ſchwarzen Matroſen (baharia oder wanamadschi, d. i. Seeleute) ſind eben keine ausgedienten Leute, ſondern gewöhnliche Neger, welche von Reiſeluſt getrieben ſich dem Schiffer für die Dauer der Reiſe vermiethen, ohne ihm Beweiſe von ihrer Geſchicklichkeit ablegen zu müſſen: verſteht dieſer doch ſelbſt zu wenig vom Handwerke, um große Anforderungen an ſeine Leute ſtellen zu dürfen. Ihre Löhnung iſt eine ſehr geringe; doch haben auch ſie gewöhnlich einen Antheil an dem Gewinne der Reiſe, in ähnlicher Weiſe, wie Dies bei den Walfiſchfahrern der Fall.

Ungeachtet dieſer ungeregelten Verhältniſſe iſt die Rhederei ſehr einträglich. Ausrüſtung des Fahrzeugs und Unterhalt der Mannſchaft beanſpruchen eine kaum nennenswerthe Summe; der Handel aber wirft ſo guten Gewinn ab, daß das Schifflein gar nicht ſelten binnen Jahresfriſt ſich frei fährt.

Zur günſtigen Jahreszeit kann man ein Bethen u. drgl. für ein bis zwei Dollars täglich miethen, oft aber hat man eine weit beträchtlichere Heuer zu zahlen, zumal wenn man ſich nicht auf das Geſchäft verſteht. —

Am 30. September begann die Reiſe ſüdwärts. Der Südweſtmonſun bedingte ein fortwährendes Kreuzen und außerordentlichen Aufenthalt. Die Enge des mit nicht eben reinlichen Menſchen vollgepfropften Fahrzeugs und häufige Ausbrüche der Seekrankheit, welche vorzüglich die Frauen heimſuchte, machten die Fahrt höchſt unangenehm. Allmählich wurde die Briſe immer friſcher, und das ungebührlich ſchaukelnde Schifflein mußte, um dem hohen

Wellengange widerſtehen zu können, an verſchiedenen Stellen durch Stricke, mit denen man einzelne Theile zuſammenband, verſtärkt werden. Der Reiſende war herzlich froh, als man am erſten Tage ſchon um acht Uhr Abends vor Anker ging. Die folgenden Tage verliefen in ähnlicher Weiſe, brachten aber noch mancherlei Unangenehmes dazu. Der Nahoſa fragte wenig nach den Wünſchen ſeines Fahrgaſtes, wollte ſtets eher ankern und ſpäter aufbrechen als der ungeduldige Mſungu und zog ſich überhaupt wiederholt deſſen berechtigten Unwillen zu. Ungleich beſſer geſtaltete ſich das Verhältniß des Reiſenden zur Mannſchaft, da er durch Vertheilung von Ziegenfleiſch und anderen Lebensmitteln ſich deren Gefälligkeit und Dienſtwilligkeit erkaufen konnte und erkaufte.

Bei friſcher, günſtiger Briſe gewährt eine ſolche Küſtenfahrt viele Annehmlichkeiten. Mit leichtem Geräuſche gleitet das Fahrzeug auf der blauen Flut dahin, unaufhörlich taucht neues Land empor, kleine, mit Sklaven überfüllte Fahrzeuge ſegeln vorüber, und in beſchaulichem Müßiggange entſchwinden ſchnell die Tage, während man ſich ſtetig dem Ziele nähert. Dem aufmerkſamen Beobachter bieten außerdem Seethiere mancherlei Art eine feſſelnde Unterhaltung. Kleine Delphine aus den Sippen der Meerſchweine (Phocaena) und Tümmler (Tursio), von den Seeleuten Springer oder Schweinfiſche genannt, verlocken zur Beobachtung und Jagd. Allerdings leben auch in unſeren Meeren Angehörige dieſer beiden Thiergruppen, und einzelne Arten gehören hier ſogar zu den häufigſten Walthieren — bei jeder Seereiſe, ſobald man die Küſte aus dem Auge verloren, ſieht man ſie ſogar in größeren Strömen mehrere Meilen landeinwärts — aber man pflegt ihnen hier weniger Beachtung zu ſchenken als gelegentlich einer derartigen Seefahrt, während welcher jede Abwechſelung willkommen iſt. Die Springer ſind, wie die übrigen Delphine, äußerſt geſellige Thiere und vereinigen ſich manchmal zu zahlreichen Heerden, welche, wie es ſcheint, längere Zeit in engerem Verbande bleiben. Ihre Bewegungen geſchehen mit der ihrer Familie eigenen Schnelligkeit und Gewandtheit. Abwechſelnd ſchlagen ſie Kopf und Schwanz nach auf- und abwärts, krümmen gleichzeitig den Leib bogenförmig bald nach oben bald nach unten und eilen ſo vorwärts, ſchneller als jedes Schiff, trotzdem daß ſie ununterbrochen Wellenlinien beſchreiben. Es ſieht aus, als ob ſie ſich auf den rollenden Wogen tummeln oder in Purzelbäumen vorwärts werfen wollen; denn wenn ſie die Luſt ankommt, ſpielen ſie in anmutiger Weiſe, wälzen ſich im Waſſer, ſpringen in die Luft, überſchlagen ſich und treiben andere Künſte. Ihre ſchon den Alten bekannte Anhänglichkeit an die Schiffe geſtattet dem Seefahrer, ſie mit aller Bequemlichkeit zu beobachten: zuweilen folgen ſie einem Fahrzeuge halbe Tage lang unermüdlich, dabei freilich mindeſtens den vierfachen Weg durchlaufend.

Da man am Bord der Dau friſches Fleiſch in genügender Menge hatte, gab man ſich keine Mühe, einen dieſer Wale zu harpuniren; doch konnte Decken der Verſuchung nicht widerſtehen, an ihnen ſeine Schießfertigkeit zu erproben: Einer der unvorſichtigſten Springer erhielt im rechten Augenblicke die tödtliche Kugel, ſprang fußhoch über die Oberfläche des Waſſers empor, fiel zurück und lag als Leichnam auf dem Rücken. Sogleich nach dem Schuſſe verſchwanden alle Springer aus der Nähe des Schiffes; ſie blieben bei dem getödteten Gefährten zurück, anſcheinend in freundſchaftlicher Abſicht, in Wirklichkeit aber wol, um ihn, wie es regelmäßig geſchieht, aufzufreſſen.

In der Nähe von Mafīa bot ſich ein anderes Schauſpiel dar. Ein unabſehbarer Flug von Sturmtauchern (Puffinus) griff einen Zug von Fiſchen an. Beide, Angreifer wie Verfolger, erſchienen und verſchwanden in ununterbrochenem Wechſel über und unter der Oberfläche des Meeres. Man ſieht die Sturmtaucher, bekanntlich die einzigen Sturmvögel, welche auch unter Waſſer fiſchen können, pfeilſchnellen Fluges über das Meer dahinſtreichen und unbekümmert um das Schiff ihren Weg in einer mehr oder weniger geraden Richtung fortſetzen. Einzelne von ihnen tauchen aus der Flut empor, fliegen mit ſchwirrenden

Schlägen ihrer Fittige hart über den Wellen weg, jeder Biegung derſelben folgend, und verſenken ſich nach wenigen Augenblicken wiederum in die Tiefe. Währenddem ſind andere aufgetaucht, eilen genau in derſelben Weiſe vorwärts und verſchwinden ungefähr zu derſelben Zeit, welche die erſteren wieder an das Tageslicht bringt. So gewahrt man denn ein beſtändiges Auf- und Niedertauchen, ein ewig wechſelndes Erſcheinen und Verſchwinden dieſer merkwürdigen Geſchöpfe, welche in ſtets gleichmäßiger Weiſe die Luft und ebenſo die Wellen zertheilen, da ſie auch im Waſſer ſich hauptſächlich mit Hilfe ihrer Flügel vorwärts bewegen. Trifft nun ein Flug von Sturmtauchern auf wandernde Fiſche, ſo wird, wie leicht erklärlich, das Schauſpiel noch weit lebendiger und anziehender. Die von ihren gewandten Feinden in der Tiefe bedrohten Fiſche ſuchen ſich durch daſſelbe Verfahren, welches ſie vor den Delphinen ſichert, zu retten, indem ſie mit möglichſter Kraftanſtrengung zur Oberfläche emporſchwimmen und mit einem mächtigen Satze ſich hochauf in die Luft ſchnellen. Hier aber warten die eben heraufgekommenen Sturmtaucher, treiben ſie günſtigſten Falles wieder in die Tiefe zurück oder ergreifen mit bewunderungswürdiger Gewandtheit einen und den anderen während ſeines Sprunges in der Luft. Man ſieht alſo beſtändig Fiſche und Vögel durcheinander wimmeln, und es gewinnt den Anſchein, als ob beide miteinander im heftigſten Kampfe ſtänden, alſo auch die Fiſche ihrerſeits einen Angriff machten, wie, um die Vögel in die Tiefe hinabzuſtoßen.

Währt ſolche Fiſchjagd der Sturmtaucher längere Zeit, ſo finden ſich bald auch andere geflügelte Fiſchräuber ein, welche die günſtige Gelegenheit, Beute zu machen, benutzen wollen. Sturmvögel, deren reiches Federkleid ein Eintauchen unter die Wellen unmöglich macht, ſammeln ſich über den Jägern und ihrem Wilde; Möven und Seeſchwalben, auch wol Tropikvögel (Phaëthon) eilen herbei, ſchweben in einer Höhe von 50 bis 60 Fuß über dem fortwährend wechſelnden Kampfplatze, ſtoßen im rechten Augenblicke mit angezogenen Fittigen in ſchiefer Richtung auf die erſpähete Beute hernieder, erheben ſich einen und den anderen Fiſch, welcher den Sturmtauchern glücklich entronnen war, und vermehren das Getümmel. —

Hatten anfangs widrige Winde das Schiff zurückgehalten, ſo hinderten in den letzten Tagen der Reiſe häufig eintretende Windſtillen das Weiterkommen: die Fahrt, welche unter günſtigen Umſtänden etwa zwei Tage in Anſpruch nimmt, währte eine volle Woche. Erſt am Morgen des 7. Oktober ging die Dau im Hafen von Kiloa vor Anker.

Kiloa wird von den Eingeborenen Kitofu, das iſt „Nabel" der Küſte genannt, vielleicht deshalb, weil die Stadt den Mittelpunkt des Handels zwiſchen Sanſibar und Moſambik bildet, und hier die hauptſächlichſten Adern des Verkehrs jener Gegend ſich vereinen, möglicher Weiſe auch deshalb, weil hier das Land eine nabelartige Ausbuchtung zeigt. Es gibt zwei Städte Namens Kiloa: die, mit welcher wir uns zu beſchäftigen haben, Kiloa Kiſſiwani der Suaheli, Inſelkiloa zu Deutſch, unter 8° 57′ ſüdlicher Breite gelegen, und Kiloa Kibendſche, ein Ort, welcher vierzehn Seemeilen nördlich davon an einer kleinen Bucht des Feſtlandes liegt. Die Tagebücher Deckens vermehren unſere bisherige Kenntniß von Kiloa, welche wir hauptſächlich Krapf verdanken, kaum weſentlich, weil ſie vorzugsweiſe perſönliche Erlebniſſe enthalten; wir ſehen uns deshalb genöthigt, der Reiſeſchilderung Krapfs und anderen Quellen zu entnehmen, was zum Verſtändniſſe der Erzählung dienen kann.

Kiloa Kiſſiwani, die ältere der beiden Städte, ſoll in ihrer Blütezeit dreihundert Moſcheen gezählt haben; gegenwärtig beſteht ſie nur aus einer Anzahl von Hütten, welche von höchſtens zehn wohnlichen Steinhäuſern überragt werden.

Im Jahre 1505 landete der portugieſiſche Admiral Francisco D'Almeyda mit ſiebenhundert Mann auf der Inſel, eroberte ſie und verbrannte die Stadt. Die Portugieſen errichteten ein Fort, hielten ſich jedoch nicht lange, ſondern mußten die neu erworbene Beſitzung bald wieder den Arabern überlaſſen; wahrſcheinlich vertrieb ſie ein ſchlimmerer Feind als dieſe, das bösartige Sumpffieber. Von nun an herrſchten eigene Sultahne über Stadt, Inſel und Feſtland, und ihre Macht dehnte ſich allmählich im Norden bis Mombas und bis Kap Delgado im Süden aus. Unter ihnen erholte ſich Kiloa von den Wunden, welche ihr die portugieſiſche Herrſchaft geſchlagen; der früher ſo lebhafte Handel blühte wiederum auf, insbeſondere der Sklavenhandel erlangte große Wichtigkeit.

Dieſer war es auch, welcher Ende des vorigen Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf Kiloa lenkte. Der Platz ſchien ihnen, trotz ſeines ſchlechten Klimas, in hohem Grade begehrenswerth, weil trefflich geeignet, ihren Kolonien in und um Madagaskar den Bedarf an Arbeitskräften zuzuführen.

Genau dieſelben Anſichten hegten auch die Imahme von Maskat. Schon ſeit geraumer Zeit war der größte Theil aller Sklaven, welche in Kiloa zu Markte kamen, nach dem Norden, namentlich nach Südarabien gebracht worden: einen ſo unentbehrlichen Markt ſich zu erhalten, mußte ſelbſtverſtändlich von größter Wichtigkeit ſein, kurz — man kam den Franzoſen zuvor und nahm Beſitz von dem Gebiete.

Gegenwärtig hat Kiloa Kiſſiwani nicht mehr die frühere Bedeutung für den Menſchenhandel, weil Kiloa Kibendſche ſich nach und nach zum hauptſächlichſten Ausfuhrorte für Sklaven aufgeſchwungen hat. Hier laufen zur Zeit die verſchiedenen Sklavenſtraßen aus dem Inneren zuſammen, und hier, wo die Unſicherheit des Hafens ſie gegen engliſche Kriegsſchiffe ſichert, ſammeln ſich alljährlich die Fahrzeuge, welche die vielbegehrte Waare nach anderen Märkten bringen.

Kiloa Kibendſche dehnt ſich weithin an dem flachen Strande aus, gewährt daher das Anſehen einer großen Stadt, obwol ihre Einwohnerzahl ſchwerlich 15,000 überſteigt und ihre elenden Hütten keinen Vorzug vor denjenigen der Negerviertel Sanſibars verdienen. Rings um die Stadt zieht ſich, den Hintergrund bildend, ein prächtiger Kokoswald, in welchem die ausgedehnten Schambas der Bewohner liegen. Das wichtigſte Gebäude iſt das Zollhaus. Etwa hundert Schritte von dieſem entfernt erhebt ſich ein kleines, von einer geringen Anzahl Beludſchen beſetztes Fort, welches, wie die ganze Stadt, unter einem Dſchemmedari ſteht. Die Stadt iſt ſumpfig und deshalb außerordentlich ungeſund.

Kiloa Kiſſiwani hat durch ſeine Lage auf der Inſel eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Moſambik, dem Mittelpunkte der portugieſiſchen Macht in Oſtafrika, und gleicht dieſem auch hinſichtlich ſeines verderblichen Klima. Die Bucht von Kiloa nimmt von Norden her die zwei Arme des Fluſſes Kuavi und von Süden her den Kiſimafugo auf, beide vielleicht nicht eigentliche Flüſſe, ſondern nur Salzwaſſeradern, in welche ſich zur Regenzeit die Waſſer der Höhen ergießen. Vor jenem dehnt ſich die Inſel Kiloa, vor dem anderen Songa Mnara aus, ein mit den Pflanzungen der reichen Einwohner der Nordinſel bedecktes Eiland. Die Weſtufer beider Inſeln verlaufen in gerader Linie mit der Feſtlandsküſte, ſodaß es den Anſchein gewinnt, als ob früher ein Zuſammenhang mit dieſer ſtattgefunden und das mächtig flutende Meer, begünſtigt durch die von beiden Waſſeradern gebahnten Wege, die trennenden Kanäle erſt ſpäter ausgeſpült habe. Was für zerſtörende Wirkungen hier die See hervorbringt, beweiſt das kleine Fort, welches jetzt einige Fuß hoch vom Meere beſpült wird, während es doch früher gewißlich ganz im Trockenen ſtand: Theile deſſelben ſind bereits dem Anpralle der Wogen erlegen, und von den noch ſtehenden Thürmen droht dem einen baldiger Einſturz.

Von See aus gewährt dieſes Kiloa durchaus keinen großartigen Anblick. Das Zollhaus iſt das einzige zweiſtöckige Gebäude, welches man wahrnimmt; der reizende Palmenhintergrund der nördlichen Stadt fehlt; ſogar die umgebenden Hügel des Feſtlandes ſcheinen unfruchtbar und von der Sonne verbrannt zu ſein. Der Hafen aber iſt bedeutend beſſer als der der gleichnamigen Stadt des Feſtlandes, weil er, gegen alle Winde geſchützt, zu allen Jahreszeiten auch größeren Schiffen Sicherheit gewährt. Der Ankergrund nimmt indeſſen nur äußerſt langſam an Tiefe zu, und die Fahrzeuge müſſen deshalb in großer Entfernung von der Stadt liegen; ſelbſt kleinere Daus können nur etwa 1500 Schritte vom Strand ab ankern und gerathen auch hier noch täglich bei eintretender Ebbe aufs Trockene; denn der Unterſchied zwiſchen hohem und niedrigem Waſſerſtand iſt ſehr beträchtlich. Damit die Fahrzeuge dann nicht umfallen, binden die Matroſen ſchon bei Hochwaſſer an beiden Seiten derſelben ſtarke, bis auf den Grund reichende Stangen feſt.

Zur Zeit iſt Kiloa Kiſſiwani die Hauptſtadt des ſüdlichen Theiles der Suahelikuſte. Ein Statthalter (wali) und ein Zolleinnehmer vertreten die Regierungs- und Militärgewalt und die Finanzen Seid Madjids und ſind als ſolche die bedeutendſten Perſonen der Stadt. Außer ihnen genießt auch der Richter (kadi) ein hohes Anſehen, und ebenſo haben die Häuptlinge der einzelnen Stämme mitzureden. Wegen dieſer Zerſplitterung der Macht iſt es ſchwierig, in Kiloa etwas durchzuſetzen; der Wali iſt allerdings Stellvertreter des Sultahns und als ſolcher der Gebieter, ohne den guten Willen der anderen Angeſehenen aber vermag er durchaus nicht Alles auszuführen, was er wünſcht. Ebenſo können auch Seid Madjids höchſteigene Befehle nicht auf unbedingten Gehorſam rechnen. —

In den erſten Stunden des Tages ging Decken an Land und gab im Zollhauſe die ihm vom engliſchen Konſul und von dem Zollpächter Ludda ausgefertigten Empfehlungsbriefe ab, ließ dann den Statthalter herbeirufen und überreichte ihm die Befehle ſeines Gebieters. Der Wali zeigte ſich, wie alle Araber, anfangs überaus zuvorkommend und höflich, verſicherte auch, den Reiſenden in jeder Hinſicht unterſtützen zu wollen, that aber in Wirklichkeit nicht das Geringſte: nur durch entſchiedenes Auftreten konnte Etwas von ihm erlangt werden.

Ein bewohnbares Haus fand ſich nicht vor; glücklicher Weiſe war jedoch die Hütte, in welcher Roſcher gewohnt, noch zu haben. „Hütte“ iſt eigentlich zu viel geſagt; denn unter einer ſolchen verſteht man doch wenigſtens einige Wände und ein Dach; bei Deckens neuer Wohnung fehlte aber letzteres, bis auf einige Latten oder Sparren, welche bei einem früher ſtattgehabten Brande nur theilweiſe zerſtört und ſpäterhin von dem bequemen Eigenthümer nicht wieder hergeſtellt worden waren — und die Wände beſtanden aus geſtampfter Erde, welche bei jeder Berührung abbröckelte und überdies Scharen von Ameiſen beherbergte. Außer dieſen kleinen Bewohnern hatten ſich Ratten in Menge angeſiedelt; das gebotene Obdach ließ daher, ſelbſt nachdem man drei Tage gearbeitet, um es wohnlicher zu machen, noch Vieles zu wünſchen übrig. Man half ſich indeſſen, ſo gut man eben konnte, und baute und beſſerte, wo Dies möglich war.

Ohne Aerger ging dieſe Arbeit freilich nicht ab; denn die Werkleute hier ſind ſo faul, und ihre träge Gleichgiltigkeit iſt ſo beiſpiellos, daß man nur dann mit ihnen vorwärts kommt, wenn man den weſentlichſten Theil der Verrichtungen ſelbſt übernimmt. Dies Alles und außerdem die beſchwerliche Löſchung der Dau nahm die Reiſenden derartig in Anſpruch, daß ſie, wann der Abend hereinbrach, viel zu abgeſpannt waren, um alsbald die wohlverdiente Ruhe im Schlafe finden zu können.

Auch die folgenden Tage brachten eine ununterbrochene Reihe von Unannehmlichkeiten aller Art. Der ſogenannte Hauswirth, welcher die Wirthſchaft mit Trinkwaſſer verſorgen ſollte, ließ ſtatt deſſen eine ſchlechte, brackige Flüſſigkeit herbeiſchleppen, ſuchte ſich auch ſeiner anderen Verpflichtungen ſoviel als möglich zu entledigen, betrog bei Einkäufen, wo er konnte, und erwies ſich überhaupt als ein höchſt eigennütziger und ungefälliger Gaſtfreund. Zahlreiche Beſuche von

Zudringlichen und Neugierigen beläſtigten den ſchlecht Beherbergten, welcher vielleicht mehr in Folge des Aergers als einer Erkrankung fieberte und trotzdem die nothwendigen Arbeiten überwachen mußte, in empfindlicherer Weiſe, als Dies die uns gewohnten Verhältniſſe für möglich erſcheinen laſſen. Wohl oder übel mußte er dem kindiſch-albernen, aber mit wichtigthuendem Ernſte vorgebrachten Geſchwätze zuhören, den oft unverſchämten Anforderungen genügen, ſämmtliche Geräthe, Waffen u. ſ. w. vorzeigen; denn die Beſucher waren größtentheils Häupter der Stadt und Umgegend, mit denen man es nicht verderben durfte. Für dieſe Mühſeligkeiten war der rauſchende Ausbruch ſtaunender Bewunderung auch über die unbedeutendſten Gegenſtände, welcher unwillkürlich zur Heiterkeit ſtimmte, ein karger Lohn. Die ewig währende Unruhe machte Decken ſchließlich wirklich krank; aber erſt nachdem er ſich zu Bette gelegt, fand er einen glaubwürdigen Vorwand, ſeine neuen Freunde fern zu halten.

Abderrahman, der mit Verſicherungen ſeines Dienſteifers früher und jetzt ſo verſchwenderiſche Schwiegervater Sadiks, zeigte ſich gänzlich unbrauchbar. Er hatte ſchon mehrere Tage vor der Abreiſe Deckens Sanſibar verlaſſen, um in Kiloa Herberge zu verſchaffen, traf aber erſt am zweiten Tage nach der Ankunft Deckens ein, weil er in Mafia ungebührlich lange mit Privatangelegenheiten beſchäftigt geweſen war. Bei ſeiner Ankunft floß ihm der Mund von Entſchuldigungen und neuen Verſprechungen über; dabei aber blieb es auch, denn, anſtatt ſich hilfreich zu erweiſen, verurſachte er eher Hemmungen. Ihm lag es beiſpielsweiſe ob, die Verhandlungen zu führen, welche zur Vorbereitung der Reiſe nöthig waren; allein er hatte hierfür Nichts gethan und geſtand endlich offen, daß er keinen Einfluß beſitze, daß Decken Alles ſelbſt beſorgen müſſe. Seine Saumſeligkeit ging ſo weit, daß er den Brief Seid Madjids, welcher an alle Häupter der Stadt gerichtet war, nicht einmal dem einflußreichen Kadi mitgetheilt hatte. Und dieſe Nachläſſigkeit wurde noch von ſeiner Umſtändlichkeit übertroffen.

Noch am fünften Tage nach der Ankunft in Kiloa ſtanden die Angelegenheiten ziemlich ebenſo ſchlecht wie im Anfange. Inzwiſchen waren jedoch die Reiſepläne des Mſungu in der Stadt bekannt geworden, und ein angeſehener Mann aus der Umgegend, Salem ben Abdallah, hatte ſich gemeldet, um ſeine Dienſte für die Reiſe anzubieten. Decken ging nicht hierauf ein, weil dieſer Salem derſelbe war, mit welchem Roſcher ſo unglücklich gereiſt hatte, befolgte aber des Mannes Rath, eine Verſammlung der einflußreichſten Perſonen der Stadt zu berufen.

Die verlangte Verſammlung der Häuptlinge war für den 18. Oktober zugeſagt. Früh 9 Uhr hatte ſich des Barons Baraſa mit den ernſt und würdig auftretenden Männern gefüllt. Als nach langer Pauſe weder der Wali noch der alte Abderrahman das Wort nahmen, ſah ſich der Mſungu genöthigt, die Verhandlung ſelbſt zu eröffnen mit einer Rede, von deren Faſſung vielleicht das Schickſal ſeiner Unternehmung abhing.

Es iſt eine außerordentlich ſchwierige Aufgabe, den rechten Ton zu treffen, in welchem mit Leuten ſolchen Schlages verhandelt werden muß. Allzugroße Nachgiebigkeit wird als Schwäche angeſehen: man glaubt mit dem höflichen Fremden weniger Umſtände machen zu dürfen; ein allzugroßes Maß von Strenge hingegen oder gebieteriſches Auftreten ruft Verſtimmung hervor. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß ſich mit ſanften Worten weniger ausrichten laſſen wird als mit Entſchiedenheit, und daß man leichter von Strenge zu Güte übergehen kann als umgekehrt: die Achtung, welche man ſich anfangs zu verſchaffen weiß, bleibt ſtets von dem günſtigſten Einfluſſe für die Folge. Unſerem Reiſenden kamen bei dieſer Ueberlegung ſeine in Algier geſammelten Erfahrungen zu Statten; er hatte dort bereits gelernt, mit ähnlichen Leuten umzugehen. Er ſagte den Verſammelten, er ſei in hohem Grade verwundert, daß ſie, trotz der ausdrücklichen Befehle ihres Herrn und Gebieters, ihm nicht mehr Bereitwilligkeit gezeigt hätten, daß einige unter ihnen ſelbſt verabſäumt hätten, ihm ihren Beſuch abzuſtatten; er habe ſich aber die Namen Aller bemerkt und werde ſie Seid Madjid melden, damit dieſer hinfüro ſeine treuen Diener kenne und erfahre, wie ſeine Gebote beachtet werden.

Alle kamen nun herbei, um ſich zu entſchuldigen, der Eine wegen Krankheit, der Andere, weil er verreiſt geweſen, Alle aber ohne Ausnahme baten, mit dem Schreiben noch zu warten. Decken ließ ſich zureden und verſprach, ſeinen Brief nicht abzuſenden vor Beendigung aller Vorbereitungen zur Abreiſe; dann werde er Diejenigen, welche ihm behilflich geweſen, lobend gegen den Sultahn erwähnen, zugleich aber auch das Benehmen der Anderen nicht verſchweigen. Eine längere, lautloſe Pauſe folgte dieſer Rede, und erſt nach wiederholter Aufforderung zu antworten erwiederte der Wali, daß er ganz der Meinung des geehrten Herrn Vorredners ſei. Nach ihm nahm auch der Kadi das Wort und bat für ſich und die anderen Häupter um eine Friſt von vierundzwanzig Stunden, während deren ſie Alles reiflich erwägen und ſich bereden wollten, in welcher Weiſe die Angelegenheit am beſten gefördert werden könne. Auch dieſe Friſt wurde zugeſtanden.

Nunmehr, nachdem alle Beſorgniſſe beſeitigt worden waren, trat die bisher nur mühſam verhaltene Neugierde der Beſucher in ihre vollen Rechte. Man bat, ihnen doch die wunderbaren Gegenſtände zu zeigen, welche der Mſungu in ſo großer Mannigfaltigkeit beſitzen ſolle, und erſchöpfte ſich, als auch dieſe Bitte erfüllt ward, in Ausdrücken ſtaunenden Beifalls. Die Hütte hallte wieder von Verſicherungen der Größe Gottes, welcher den weißen Fremdlingen doch gnädig ſein müſſe, weil er ihnen ſo ausgezeichnete Gaben verliehen und ſie befähigt habe, ſo überaus merkwürdige Dinge anzufertigen. Wie alle Araber betrachteten ſie insbeſondere die Gewehre mit größter Aufmerkſamkeit: — konnte es auch etwas Merkwürdigeres geben, als eine Flinte, welche man mit einem einzigen Handgriffe zu zerbrechen, mit dem zweiten zu laden, mit dem dritten wieder in Stand zu ſetzen vermochte? Die Waffe wanderte von Hand zu Hand, wurde von jedem Einzelnen aufs Genaueſte geprüft und, nachdem ihnen der Bau verſtändlich geworden, abwechſelnd auf und wieder zugeklappt, bis endlich einer der Weiſeſten inſofern einen glücklichen Wurf that, als er den unausſprechlichen Fremdnamen „Lefaucheux“ mit bundika ja ku fungika, Gewehr zum Zerbrechen, überſetzte. Nur einen großen Mangel ſchien die vielgeprieſene Waffe zu haben: die Läufe wären doch gar zu kurz und die Patronen unzweifelhaft viel zu ſchwach; hatten die erfahrenen Alten doch die Gewohnheit, ihre mehr als mannshohen Luntengewehre mit faſt einer Hand voll Pulver zu laden! Auch das ſchlichte Ausſehen der Gewehre ſchien ſie nicht zu befriedigen, und eine Vergleichung derſelben mit ihren reich ausgelegten Waffen ſchien auch deshalb zu Gunſten der letzteren auszufallen.

Größeren Beifall noch erntete ein Gummiboot. Von einem Schiffe, welches man unter dem Arme tragen, mit Luft aufblaſen und zu einem für drei Perſonen genügenden Fahrzeuge umwandeln kann, hatten ſie bisher noch keine Ahnung gehabt; ihr Erſtaunen wuchs mit jedem Drucke der kleinen Pumpe, welche das die wenigen Breter verbindende, waſſerdichte Zeug füllte.

Zum Entſetzen ſteigerte ſich die Verwunderung, als der Mſungu ſchließlich ſeine beiden rieſigen Hunde vorführte. Dieſe Thiere zeichneten ſich allerdings durch gewaltige Größe, ſeltene Schönheit und wilde Kraft vor den kleinen, gelben, dürftigen Kötern, welche die arabiſchen Schambas bewachen, ſo weſentlich aus, daß man keinen Vergleich wagen mochte; dieſe Doggen ſchienen dem Löwen ungleich näher verwandt zu ſein, als jenen Hunden, und zweifellos zu den gefährlichſten aller Raubthiere zu gehören. Wenn der Mſungu demungeachtet mit ſolchen Ungeheuern zu ſpaßen wagen durfte, ſo mußte offenbar Zauber mit im Spiele ſein; denn ſolche Gewalt konnte nur vom Schedani (Satanas) — vor welchem der Herr alle Gläubigen bewahren möge — herrühren. So ſchwer es den ehrbaren Häuptern der

Stadt geworden, ſich von der feſſelnden Beſichtigung der Wunder Uleias (Europas) zu trennen, dieſer offenbare Teufelsſpuk erleichterte ihnen den Abſchied. Einer nach dem Anderen erhob ſich und verließ kopfſchüttelnd die Hütte des bedenkenerregenden Fremdlings. —

Am Abend erſchienen Abderrahman und der Banian bei dem Reiſenden, um ihn wegen ſeiner ausgezeichneten Rede zu beglückwünſchen. Anfangs, meinten ſie, wären die Häupter allerdings ſehr erſtaunt geweſen über die Sprache, welche der Mſungu geführt, ſchließlich aber habe das Ganze ſie doch überaus befriedigt, und jedenfalls werde die gute Wirkung nicht ausbleiben. Beide wiederholten auch ihrerſeits die Verſicherung, daß die beſtimmte Rückäußerung am anderen Tage zu erwarten ſei.

Aber die Antwort blieb aus, und man entſchuldigte ſich damit, daß einige Angeſehene der Umgegend, welche brieflich von der Verhandlung in Kenntniß geſetzt worden wären, ihre Entſchließung noch nicht gemeldet hätten. Unter ſolchen Umſtänden ſchien auch die Verſicherung des Wali, bei Seid Madjid Klage über die Säumigen führen zu wollen, nur wenig tröſtlich; denn es war deutlich zu erſehen, daß man den unbequemen Fremden mit leeren Vorwänden hinhalten wollte. Wider Erwarten traf am folgenden Tage wirklich eine Antwort von den Häuptlingen ein, freilich nicht die erwünſchte: man erklärte geradezu, die Reiſe nicht nur nicht begünſtigen, ſondern ſie nicht einmal geſtatten zu wollen.

Eine ſolche Anmaßung durfte Decken ſich unmöglich gefallen laſſen. Er erklärte deshalb den Häuptlingen unumwunden, daß er ſeine Reiſepläne auch gegen ihren Willen durchführen werde. Keiner von ihnen habe ein Recht, ihm, dem Freunde Seid Madjids, Befehle zu ertheilen, Keiner vermöge ihn an der Ausführung ſeiner Pläne zu hindern. Er werde thun, was ihm beliebe, und ſeinen hohen Gaſtfreund erſuchen, ſie, die widerſpenſtigen Unterthanen, gebührend zu beſtrafen. Jetzt ſuchten die Häuptlinge einzulenken und den entrüſteteten Mſungu zu beſänftigen. Ihre glatten Worte und Betheuerungen konnten den Baron allerdings nicht beſtechen; die Hoffnung auf ein möglicher Weiſe noch zu erzielendes, gütliches Uebereinkommen bewog ihn aber doch, ſich noch einmal willfährig zu zeigen, ſich zu einer zweiten Verhandlung, welche auf den folgenden Tag feſtgeſetzt wurde, herbeizulaſſen.

Wie voraus zu ſehen, hatte auch dieſe ſo gut als keinen Erfolg. Der Wali, Kadi und Banian erſchienen allerdings dreimal im Laufe des Tages, aber Abderrahman, welcher doch der Anwalt des Reiſenden ſein ſollte, fehlte, und ſo wurde nur eine vorläufige Zuſage über Stellung der zur Begleitung nöthigen Beludſchen erlangt; doch auch dieſe wurde den folgenden Tag wieder zurück genommen. Decken ſah ein, daß er mit einem bloßen Briefe an Seid Madjid Nichts ausrichten würde, und entſchloß ſich kurz, nach Sanſibar zurückzukehren, um ſeine Sache ſelbſt zu verfechten. Abderrahman und der Zolleinnehmer pflichteten ihm hierin bei, der Wali und Kadi hingegen verſuchten erklärlicher Weiſe abzurathen, und erſt als ſie ſahen, daß der Mſungu feſt bei ſeiner Abſicht beharrte, geſtanden ſie zu, daß er doch wol Recht haben möge.

Dieſer Entſchluß verfehlte ſeine Wirkung nicht. Die Kunde verbreitete ſich ſchnell in der Stadt, und Jeder beeiferte ſich, bei dem Mſungu noch einen Beſuch zu machen, unzweifelhaft in der Abſicht, ſeine Perſon in ein möglichſt günſtiges Licht zu ſtellen. Sogar die Soldaten hielten es für angemeſſen, ſich zu entſchuldigen; ſie erſchienen noch am Abende vor der Abreiſe und erklärten, daß ſie ihrerſeits den Mſungu gern begleiten möchten, aber durch den Wali, welcher ſich vor den anderen Häuptlingen fürchte, verhindert würden. —

Das erbärmliche Fahrzeug, welches der Reiſende am Morgen des 19. Oktober beſtieg, beſaß nicht einmal ein Schutzdach gegen Sonnenſchein und Regen; außerdem war es mit Weibern und Kindern überfüllt, die Ueberfahrt daher eine keineswegs angenehme, glücklicher Weiſe jedoch eine ziemlich kurze, da man ſchon am Nachmittage des dritten Reiſetages Sanſibar erreichte.

Hier hatte ſich mittlerweile Manches geändert. Es herrſchte eine allgemeine Verwirrung: Seid Madjid war mit dreien ſeiner Schiffe im Geleit eines engliſchen Kriegsdampfers nach Mombas gegangen, nachdem er Seid Soliman als ſeinen Stellvertreter eingeſetzt. Der engliſche Konſul hatte den Verkehr mit dieſem abgebrochen, weil einer ſeiner Schutzbefohlenen durch ein Glied der Herrſcherfamilie in ſeinem Rechte gekränkt worden war, der franzöſiſche Konſul ſich dieſem Schritt einer ähnlichen Veranlaſſung halber angeſchloſſen. Es lag alſo genügender Grund zu neuen Weiterungen und Verzögerungen vor, und nur den freundlichen Vermittelungen des hanſeatiſchen Konſuls, Herrn Witt, und des Zollpächters Ludda war es zu verdanken, daß die Verhandlungen endlich ein günſtiges Ergebniß herbeiführten.

Dſchemmedar Moluk ſtellte diesmal mäßigere Forderungen und verpflichtete ſich, mit neunzehn Beludſchen die Wachmannſchaft der Karawane zu bilden. Er verlangte monatlich zehn Thaler für ſich und ſechs für ſeine Leute; auf fünf Monate ſollte das Gehalt im Voraus bezahlt werden. Mit ſeinen Vorbereitungen verſprach er in vier Tagen fertig zu ſein.

Währenddeſſen drängte ſich dem Reiſenden die Gewißheit auf, daß von europäiſcher Seite aus hinter ſeinem Rücken Ränke geſponnen worden waren, in der nicht zu verkennenden Abſicht, ihm, dem vermeintlichen Nebenbuhler anderer Forſcher, den Weg zu verſperren. So unangenehm jene feindſeligen Beſtrebungen ſein mußten, ſo vermochten ſie doch das Unternehmen Deckens nicht mehr zu hindern. Nach vielfachen neuen Verzögerungen war er am 29. Oktober ſo weit gekommen, daß er ſich mit ſeiner Reiſegeſellſchaft einſchiffen konnte; ſchon in den erſten Morgenſtunden des 2. Novembers langte er in Kiloa an. —

Wir übergehen die Widerwärtigkeiten, welche Decken auch hier bei ſeiner Ankunft erfahren mußte, und berichten nur kurz über den Gang und die Ergebniſſe der weiteren Verhandlungen. Der Brief, welchen der Zollmeiſter von Sanſibar für den Wali ausgefertigt hatte, lautete ungefähr ebenſo wie die früheren; er forderte die Angeſehenen der Stadt auf, dem Reiſenden allen Vorſchub zu leiſten, und machte ſie verantwortlich für jeglichen Unfall, welcher dieſem widerfahren würde. Das erſte Schauri wurde für den folgenden Morgen zugeſagt. Zur feſtgeſetzten Stunde ſtellten ſich die von Sanſibar mitgebrachten Beludſchen vor dem Hauſe des Mſungu auf und empfingen die erſcheinenden Aelteſten feierlichſt. Die Verhandlungen verliefen wiederum ziemlich erfolglos. Auch an den nächſten Tagen ſchritt die Reiſeangelegenheit nicht ſchneller vorwärts: es ſchien, als ob die Araber die Abſicht hätten, durch die widerwärtigſten Verzögerungen und Ränke den Mſungu zu ermüden und ihn zu veranlaſſen, von ſeinem Reiſeplane abzuſtehen. Wahrſcheinlich fürchteten ſie, ſein Unternehmen werde ihrem Handel nach dem Inneren zu Schaden bringen, und ſetzten in Folge deſſen Alles daran, es zu verhindern.

Lange Tage waren wiederum verſtrichen; Decken hatte ſich allmählich ſo an die Lügen der Leute gewöhnt, daß er keiner ihrer Reden mehr zu trauen wagte. Als daher Abderrahman eines Tages erzählte, „ein großer Häuptling habe ſich zur Begleitung angeboten, er verlange acht bis zehn Tage Bedenkzeit, bitte aber um die größte Verſchwiegenheit, damit die Anderen Nichts von ſeiner Abſicht erführen, ehe Alles beendet ſei", konnte der Baron nicht umhin, auch dieſe Nachricht für eine Erfindung zu halten, darauf berechnet, ihn wieder für einige Zeit zu beruhigen. Er wurde in dieſer Meinung noch dadurch beſtärkt, daß der vermeintliche Karawanenführer nicht einmal im Geheimen ſich ihm vorſtellen wollte.

Wiederum verfloſſen einige Tage in ermüdender Erwartung. Endlich brachte Abderrahman die Nachricht, daß der geheimnißvolle Karawanenführer nun wirklich in Kiloa angekommen ſei. Abdallah ben Said, ſo nannte er ſich, ein Mann von gegen fünfzig Jahren, verſprach, bis ſpäteſtens zum 17. November mit ſeinen Vorbereitungen fertig zu ſein, und verlangte als Entſchädigung für ſeine Dienſte 500 Thaler, von denen 400 ſofort bezahlt werden ſollten. Er hielt vierzig bis fünfundvierzig Träger für nöthig und drang darauf, daß eine große Menge Pulver mitgenommen werde; denn, Lärmen, meinte er, ſei bei einer Reiſe ins Innere die Hauptſache. Sonderbarer Weiſe wünſchte er jetzt, man ſolle Jedermann erzählen, daß er die Karawane begleiten werde.

Die Angelegenheit ging ſo raſch nicht vorwärts, als es der Abſchluß des ſo vortheilhaften Vertrages hatte erwarten laſſen; hemmend wirkte namentlich eine ſchwere Erkrankung des Banians, welcher bis hierher die Reiſe am meiſten begünſtigt hatte. Man hoffte von Tag zu Tage, daß er wieder geſunden werde, und verſchob die wichtigſten Verhandlungen; allein ſein Fieberleiden wurde ſchlimmer und ſchlimmer, und endlich verſchied er nach ſchwerem Leiden. Viele Schwierigkeiten verurſachte auch die Beſchaffung der Träger; der anfangs zur Abreiſe beſtimmte Tag war bereits verſtrichen, ehe der kleinſte Theil derſelben zuſammengebracht war. Endlich ging Abdallah ben Said nach ſeiner Schamba Mukapunda, um von dort aus die fehlenden Leute zu ſchicken. Er verſprach unter den heiligſten Eiden, daß nun bis zum 21. November Alles in Ordnung ſein ſolle.

Decken war mit ſeinen Vorbereitungen und Einkäufen längſt fertig, hatte alſo nur noch müßig auf die Anderen zu warten, ein keineswegs beneidenswerther Zuſtand. „Reines Hindämmern“, ſchrieb er am 18. und 19. in ſein Tagebuch, „die Arbeiten ſind ſämmtlich beendigt, ich habe Nichts zu thun, als Betrachtungen über die Niederträchtigkeit und Verlogenheit der Leute anzuſtellen.“

Noch ehe die zuletzt bewilligte Friſt verſtrichen, ſchickte Abdallah ben Said ſeinen Bruder nach der Stadt, um einen neuen Aufſchub der Abreiſe auszuwirken. Dies war denn doch zu viel, der bisher nur mühſam verhaltene Unmut kam jetzt zum Ausbruch: der lange genarrte Reiſende ließ den unglücklichen Boten heftig an und drohte ihm und ſeinem Bruder ſogar mit Stockſchlägen. Zwar mußte er ſich ſagen, daß hierdurch Nichts gebeſſert würde; aber welcher Menſch vermag in ſolcher Lage ſich zu beherrſchen?

Einige Bewohner der Stadt ſchienen es gut mit dem Mſungu zu meinen; ſie beſuchten ihn und bemühten ſich, ihm ihre Theilnahme zu zeigen, thaten Dies aber auf ſo ungeſchickte Weiſe, daß er in Folge deſſen nur noch unwilliger werden mußte. Es ſei, erzählten ſie, in der ganzen Stadt bekannt, daß Abderrahman ihn mit Verſprechungen hinhalte; man glaube ſogar, der Aufbruch werde vor einer Woche nicht ſtattfinden. —

Wir haben hier nur die Unannehmlichkeiten der endloſen Schauris erwähnt; ſie allein wären genügend geweſen, dem jungen Afrikareiſenden ſein erſtes Unternehmen ſchon beim Beginne gründlich zu verleiden. Dazu geſellte ſich aber noch täglicher Aerger über die Beludſchen, welche ſich im höchſten Grade unruhig und bettelhaft zeigten, bald Träger forderten für Waaren, mit denen ſie Handelsgeſchäfte auf eigene Fauſt zu treiben gedachten, bald Geld, Fleiſch und dergl., und unausgeſetzt Unfug in der Stadt verübten, Kokosnüſſe ſtahlen oder durch unvorſichtiges Schießen Leute verwundeten, ſodaß faſt ſtündlich Klagen über ſie einliefen. Auf der Reiſe mußte ihr widerwärtiges Benehmen vorausſichtlich Anlaß zu noch größeren Uebelſtänden, ja vielleicht zu gefährlichen Verwickelungen und Streitigkeiten geben, und doch waren ſie nicht zu entbehren, weil kein Karawanenführer es gewagt haben würde, ohne den Schutz einer Anzahl von Soldaten nach dem Inneren aufzubrechen. Von einer Beſtrafung dieſer unbändigen Söhne Beludſchiſtans konnte nicht wohl die Rede ſein, da man ſie bei guter Laune zu erhalten ſuchen mußte: ſicherlich wären ſie eher entlaufen, als daß ſie ſich dem Urtheil unterworfen hätten. Um jedoch Nichts unverſucht zu laſſen, rief Decken ſie eines Tages vor ſich und ließ ſie von Abderrahman in feierlicher Rede ermahnen, daß ſie ſich hinfüro anſtändiger benehmen und beſſer mit den Leuten vertragen ſollten; daß eine ſolche Ermahnung viel nützen würde, ſtand freilich nicht zu erwarten.

Glücklicher Weiſe fand der Reiſende auf verſchiedenen Ausflügen, welche er in der Umgegend von Kiloa unternahm, Erholung und Erquickung und ſo gewiſſermaßen ein Gegenwicht für all den gehabten Aerger. Wann die läſtigen Väter der Stadt ihn verlaſſen, nahm er ſeine Büchſe über die Schulter und wanderte hinaus in das Freie, dort die dumpfe Hütte mit ihren unangenehmen Erinnerungen vergeſſend. Anfangs feſſelte ihn beſonders das bunte Leben und Treiben der Menſchen, ſpäter die hier ſehr ergiebige Jagd.

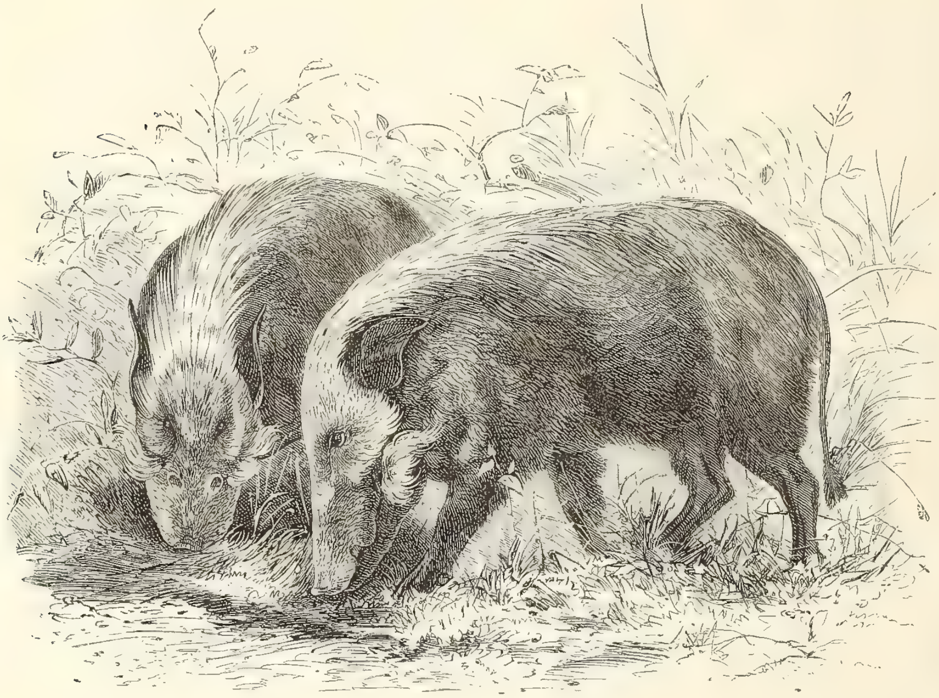
In der Nähe der Stadt befand ſich ein Lager der Wabiſa und Wahiao, derjenigen Stämme des Inneren, welche die meiſten Sklaven liefern. Wol über tauſend dieſer dunkelfarbigen, prachtvoll gewachſenen Menſchen waren hier verſammelt. Sie hatten, unter Führung ihres Sultahns, Elfenbein und andere Erzeugniſſe ihres Landes nach Kiloa gebracht und waren bemüht, ihre Schätze mit möglichſtem Vortheil an den Mann zu bringen. Schon auf dem Sklavenmarkte zu Sanſibar hatte Decken dieſe Menſchen mit Aufmerkſamkeit betrachtet: hier erregten ſie als freie Menſchen in ihrer ganzen Naturwüchſigkeit, noch ungebeugt vom Joche der Sklaverei und von den ſchrecklichen Erlebniſſen, in Folge deren Sklaven nach Sanſibar kommen, ſeine Theilnahme in noch höherem Grade. Ein in „Ebenholz“ handelnder Amerikaner würde entzückt geweſen ſein von den hohen, kräftigen Geſtalten und im Stillen nachgerechnet haben, wie viel tauſend Dollars er mit dieſem „Schwarzfleiſch“ gewinnen könne. Und über dieſe Rieſen ragte, wie Saul über die Juden, ihr Führer und Gebieter, der Sultahn Kamaria von Pembo, noch um eine Kopfeslänge empor: Decken verſichert, niemals einen größeren und ſtärkeren Mann geſehen zu haben.

Aber nicht blos der Körperbau, auch die Tracht der Fremden nahm die Aufmerkſamkeit des Reiſenden in Anſpruch. Namentlich die Wabiſa zeichneten ſich durch Urſprünglichkeit ihrer Kleidung aus; ſie trugen als einzige Bedeckung ein kleines Ziegenfell um die Lenden, oft auch blos einen dürftigen Beutel zur Verhüllung ihrer Blöße. Ebenſo leicht geſchürzt gingen die Frauen umher; nur machte ſich bei ihnen noch die Putzſucht ihres Geſchlechtes geltend: ſie hatten ihr Haar mit Tauſenden von bunten Glasperlen durchflochten und dadurch dem Haupte das Anſehen eines beerenbehangenen Buſches verliehen.

So groß übrigens auch die Theilnahme war, welche Decken anfangs dieſen Fremdlingen ſchenkte, ſo mußte er doch bald von jeglichem Verkehr mit ihnen abſehen; denn die Schwarzen waren nicht blos überaus neugierig, ſondern auch im höchſten Grade zudringlich, und einige Tage, nachdem er ſie kennen gelernt, ſah er ſich ſogar genöthigt, eine Wache auszuſtellen, um das läſtige Geſindel von ſeinem Hauſe fern zu halten.

Fortan beſchäftigte ſich der Reiſende in ſeinen Erholungsſtunden ausſchließlich mit der Jagd. Allerdings kommen hier noch nicht die Rieſenthiere Afrikas vor — Elephanten und Nashörner, Zebra, Girafen und Strauße meiden die von Menſchen bewohnten Oertlichkeiten und treten erſt weiter landeinwärts auf — doch trifft man ſchon unmittelbar an der Küſte mit mancherlei jagdbarem Wilde zuſammen. Die zahlreichen Flußarme und Kanäle wimmeln von Waſſergeflügel, an den Uferrändern treiben ſich Wildſchweine umher, in den entlegeneren Gewäſſern haben ſich Flußpferde angeſiedelt, auf der rothen Ebene landeinwärts tummeln ſich Antilopen, die Berggehänge werden von Pavianen und die Waldungen von Meerkatzen belebt, anderer Säugethiere, welche wenig in das Auge fallen, und der artenreichen Vogelwelt dieſer Gegend nicht zu gedenken.

Vor allem Anderen reizten den leidenſchaftlichen Jäger die Wildſchweine, deren es hier zwei Arten gibt, die einen, ihrem Ausſehen nach verwilderte Hausſchweine, die anderen aber — welche an Körpergröße und Gefährlichkeit des Gewehrs ſogar unſere Wildſchweine übertreffen — ſo verſchieden von jenen, daß ſelbſt der urtheilloſeſte Nachbeter Darwins nicht wagen würde, ſie als Nachkommen der von den Portugieſen hinterlaſſenen Schweine zu bezeichnen, ihre veränderte Bildung aus nur dreihundertjähriger Einwirkung des Klimas und der veränderten Lebensweiſe zu erklären: die ſog. Larven- oder Warzenſchweine. Auch auf Sanſibar kommen ähnliche, aber viel kleinere Wildſchweine vor; aus Schädeln dieſer Thiere, welche nach Berlin geſchickt wurden, konnte Peters die Art, um welche es ſich handelt, als Choeropotamus africanus Schreb. beſtimmen. Nach Deckens allerdings nur kurzer Beſchreibung müſſen wir jedoch annehmen, daß die Wildſchweine von Kiloa, von den Eingeborenen Bangos genannt, ſich von denen Sanſibars unterſcheiden, dagegen den bosch vark oder Waldſchweinen (Potamochoerus africanus) Südafrikas nahe ſtehen, wenn nicht gar dieſelben ſind. Die Geſtalt Letzterer unterſcheidet ſich im Allgemeinen nicht auffallend von der unſerer Wildſchweine. Der Leib iſt geſtreckt, der Kopf ſtumpf kegelförmig, da ſich ſeine Höhe zur Länge von der Schnauze bis zu den Haarbüſcheln an der Stirn verhält wie 2 : $3^1/_1$. Die Schnauze iſt in einen kurzen, ſchmalen, vorn abgeſtumpften Rüſſel verlängert, welcher die Unterlippe überragt; die Beine ſind ziemlich niedrig, die Vorder- und Hinterfüße vierzehig, die Ohren groß, doch nicht ſehr breit, vielmehr auffällig zugeſpitzt, an den Rändern dicht behaart, an der Spitze mit einem pinſelartigen Büſchel beſetzt. Eine große, ſtark aufgetriebene, warzenartige Erhöhung auf den Backen oberhalb der Eckzähne, welche in eine ſtumpfe, nach rückwärts gewendete Warze ausläuft, verleiht dem Geſicht einen höchſt eigenthümlichen Ausdruck und begründet den angegebenen Namen. Die Haut iſt dicht mit borſtigen Haaren bekleidet, welche auf Hinterkopf und Rücken eine Mähne und an der Spitze des ziemlich langen, ſchlaff bis zu den Ferſen herabhängenden Schwanzes eine Borſtenquaſte bilden. Ein lichtes Graugelb oder Braun iſt die Grundfärbung; die Mähne ſieht weißlich, gelblich oder lichtbraun aus, ebenſo die Stirngegend und die Innenſeite der Ohren. Das Auge wird durch einen großen, ſchwarzen Fleck, welcher ſich nach unten hin ausbreitet, umrandet, die Borſtenbüſchel an den Spitzen der Ohren ſind ſchwarz. Dieſe Färbung iſt jedoch manchem Wechſel unterworfen, möglicher Weiſe dem verſchiedenen Alter des Thieres entſprechend, wenigſtens hebt A. Smith die Veränderlichkeit der Färbung als bezeichnend für dieſe Schweine



Das bosch vark oder Waldſchwein Südafrikas.

hervor und ſagt, daß einige auf ſchwarzem Grunde weiße Haare zeigen, oder auf lichtrothbraunem und ſelbſt röthlichem Grunde mehr oder weniger weiß überflogen ſind. Genanntem Reiſenden, welcher das Waldſchwein Jahre lang in den öſtlichen Gebieten des Kaplandes beobachtet hat, verdanken wir es auch, daß wir im Stande ſind, über deſſen Lebensweiſe einige Worte beizufügen; denn von der Decken ſpricht nur von der Art und Weiſe der Jagd, nicht aber von dem Leben und Treiben der Thiere.

„Das Buſchſchwein iſt vermöge ſeines Kopfſchmuckes ein fürchterliches Thier. Ueberall wo ein ungeſtörter Ort ſich darbietet mit Buſch, in welchem das Schwein ſich verbergen kann, dürfen wir erwarten, es zu finden. Seine Spur iſt wie der Buchſtabe M d. h. die Spitzen der Zehen bilden zwei getrennte Punkte, zum Unterſchiede von den Antilopen, bei denen ſie faſt ſtets zuſammen laufen, ſodaß die Spur ihres Fußes zumeiſt die Geſtalt eines A mit einem abtheilenden Striche in der Mitte hat. Die bosch varks ſtreichen in Heerden durch die Wälder und nähren ſich von Wurzeln und jungem Geſträuch; ihre Lieblingsnahrung aber bildet eine große, hartſchalige, mit Samenkörnern erfüllte Orangenart, welche in großer Menge auf den Niederungen in der Nähe der Natalwälder wächſt. Abends kommen die Schweine aus dem Buſche heraus auf die Ebene, um die von dem Winde herabgeworfenen Früchte zu ſuchen.“

„Die Kaffern, welche das Fleiſch des Hausſchweines verſchmähen, eſſen das von ſeinem wilden Bruder ohne irgend welche Gewiſſensbiſſe. Sie halten dieſe Thiere für ſehr gefährlich und fürchten ſich, ihnen im Walde zu begegnen; ihrer Anſicht nach heilen die von ſolchen Schweinen beigebrachten Wunden niemals ordentlich. Der Burawald in Natal iſt ein Lieblingsaufenthalt dieſer wilden Schweine, doch begegnet man ihnen nur äußerſt ſelten, obgleich der Boden mit ihren Spuren bedeckt iſt.“

„Nicht mit Unrecht ſind die Kaffern ſehr erboſt auf die bosch varks, weil dieſe ihre ſchlechten Umzäunungen durchbrechen, die Pflanzen auf den Feldern herausreißen und die Waſſermelonen in den Gärten zerſtören. Die ſchlauen Schwarzen wiſſen ſich jedoch einigermaßen vor ſolchen Verwüſtungen zu ſchützen. Sie laſſen hier und da kleine Oeffnungen in den Zäunen; wenn nun ein Schwein dieſen ſchon fertigen Thorweg benutzt, ſo fällt es in eine tiefe Grube und ſpießt ſich dort auf einem am Boden befeſtigten, ſpitzen Pfahl. Ertönt dann das Gequik des gequälten Thieres, ſo kommen die auf der Lauer ſtehenden Kaffern mit lauten Freudenbezeugungen herbei und bemächtigen ſich der willkommenen Beute. Das Fleiſch wandert in die Küche, die Höcker oberhalb der Hundezähne werden, an einem Faden oder Riemen befeſtigt, als geſchätzter Schmuckgegenſtand um den Hals getragen.“

Decken verſuchte die Jagd auf Bangos in verſchiedener Weiſe. Ein Treiben mit Hilfe der Beludſchen erwies ſich als unthunlich; ſeine Hunde waren nicht zu gebrauchen, und ebenſowenig diejenigen des Landes, vermutlich weil hier die Schweinejagd von den Eingeborenen nicht betrieben wird, wie auf Sanſibar, Mafia u. a. O.; der Birſchgang ohne Menſchen und Hunde ſtellte ſich endlich als die ergiebigſte Methode heraus. Auf dieſe Art erlegte der Reiſende viele der großen und grimmigen Thiere und hätte deren leicht noch mehrere erlegen können, wäre ihm ein nutzloſes Morden nicht zuwider geweſen. Nur die großen Hauer waren zu verwerthen, das Fleiſch wurde von den Eingeborenen nicht angerührt. Er fand, daß die Bangos ſehr ſchwer zu tödten ſind, jedenfalls in Folge der Dicke und Zähigkeit ihrer Haut, welche ſogar einem guten Meſſer beträchtlichen Widerſtand entgegenſetzt.

Wildſchweine ſind durch ganz Oſtafrika verbreitet, vom Somalilande an bis herab nach Natal und Madagaskar. Wie vielen Arten ſie angehören, läßt ſich noch nicht beſtimmen, doch bilden ſie jedenfalls mehrere Arten, zumal erſt neuerdings von Grandidier ein neues Schwein auf Madagaskar entdeckt worden iſt. —

Gelegentlich eines Ausfluges wurde die Aufmerkſamkeit des Reiſenden durch ein ſonderbares Bellen auf Thiere gelenkt, welche ſich an dem Gehänge eines Hügels umhertrieben und hier eifrig beſchäftigt zu ſein ſchienen. Anfangs glaubte er, es mit Raubthieren zu thun zu haben; die Bewegung der Thiere, ihre ewige Unruhe, die Gelenkigkeit und Gewandtheit, mit welcher ſie ſich auf größeren Felsblöcken und Steinen zu ſchaffen machten, ließ jedoch bald Hundsaffen erkennen. Mehrere Arten dieſer Gruppe oder, wie man neuerdings will, Familie der Vierhänder bewohnen im Oſten Afrikas, von Abyſſinien bis herab nach dem Kapland, geeignete, d. h. Abwechſelung bietende, bebaute Gegenden, zum Leidweſen der Eingeborenen oft in ſehr großer Menge. Man trifft ſie ſtets in zahlreichen Geſellſchaften an, welche unter ſich einen geſchloſſenen Verband bilden und von einem oder mehreren alten Männchen geleitet und beherrſcht werden. Ein ſolcher Häuptlingsaffe, welcher in gewiſſem Sinne auch als Stammvater der Heerde betrachtet werden darf, gelangt erſt ſpät zu Amt und Würden; denn er hat vorher mit allen Gleichgeſinnten, alſo mit allen Affenmännchen überhaupt, ſchwere Kämpfe zu beſtehen. Hierbei iſt freilich zu bemerken, daß dieſe Kämpfe viel ernſthafter ausſehen, als ſie wirklich ſind; die Hundsaffen zeigen ſich bei allen ihren Handlungen als echte Prahlhänſe und verurſachen ungleich größeren Lärm als eigentlich nöthig wäre. Man meint, daß zwei von ihnen, welche wegen einer Aeffin zuſammen gerathen, ſich mindeſtens in Stücke zerreißen werden, während es in der That kaum zu einem wirklichen Angriffe kommt. Mit zornfunkelnden Augen und verzerrten Mienen, aus denen der tiefſte Ingrimm ſpricht, zähnefletſchend und die etwas verlängerten Haare des Vorderleibes geſträubt, ſtehen ſie ſich gegenüber; knurrend, kläffend, wie unſinnig vor Wut ſchlagen ſie mit der Hand auf den Boden und — laſſen es hierbei bewenden.

Genau in derſelben Weiſe benehmen ſie ſich gegen Menſchen. Es iſt oft behauptet worden, daß ſie dem Jäger kühn zu Leibe gehen und ihn ſogar ernſtlich gefährden: jede unbefangene Beobachtung beweiſt das Gegentheil. Vor einem Hunde nehmen ſie unter lautem Geſchrei und Gebelfer ſo eilig als möglich die Flucht; wird aber einer von ihnen gepackt, dann wehrt er ſich ſeiner Haut nach beſten Kräften, wird auch wol von anderen unterſtützt. So lange es einen Ausweg für ſie gibt, erwählen ſie dieſen; in die Enge getrieben gehen ſie indeſſen auch auf den bewehrten Menſchen los, und ihre Gewandtheit, die Schnelligkeit ihrer Angriffe, die erſtaunliche Kraft ihrer Hände und die Stärke ihres raubthierähnlichen Gebiſſes ſind dann wirklich zu fürchten. Doch, wie bemerkt, nur im äußerſten Nothfalle bedienen ſie ſich ihrer Waffen: — Feigheit und lärmende Prahlerei ſind Grundzüge ihres Weſens.

Es erſcheint uns angemeſſen, an dieſer Stelle einige Worte Brenners, des ſpäteren Begleiters unſeres Reiſenden einzuſchalten, weil ſie unſerer Anſicht nach ein ſehr anſchauliches Bild von dem Freileben dieſer Affen gewähren: „Die Beobachtung einer zahlreichen Pavianheerde im Freien“, ſagt unſer Gewährsmann, ein leidenſchaftlicher Jäger und Thierfreund, „gewährt einen Genuß, wie ihn Thierbuden oder Affenhäuſer der Thiergärten niemals zu bieten vermögen. Ich bin oft auf Pavianheerden geſtoßen und hatte am Djubafluſſe faſt täglich Gelegenheit, ſie zu belauſchen; ich traf alte, fünf Fuß hohe, breitbruſtige Burſchen mit bitterböſen Geſichtern, erkläre aber die Behauptung, daß ſie den Menſchen jemals angreifen oder verfolgen, für eine Fabel. So oft ich Morgens an den hohen, feuchten Uferwäldern genannten Fluſſes auf eine Pavianheerde ſtieß, wurde ich mit dumpfem Knurren und mörderlichem Geſchrei der jungen Familie begrüßt. Alles flüchtete ſo eilig als möglich über Steine und Büſche hinweg, einem hohen, weitäſtigen Baume zu, offenbar in der Abſicht, ſich zunächſt zu ſichern. Die alten, braunen Burſchen ließen ſich auf den unterſten Zweigen nieder, gleichſam als Wächter und Vertheidiger der hellfarbigen Jungen, welche in den höheren Zweigen Platz nahmen. Ein derartig beſetzter Baum gewährt ein höchſt ergötzliches Schauſpiel: hinter jedem Aſte, hinter jedem Blattbüſchel faſt blickt ein Geſicht hervor, in welchem ſich Neugier und Angſt um den Vorrang zu ſtreiten ſcheinen. Mit größter Aufmerkſamkeit verfolgte die Geſellſchaft mein Näherkommen. Einzelne junge Feiglinge flohen wol in mächtigen Bogenſätzen einem der nächſten Baumwipfel zu, die meiſten hingegen, insbeſondere die älteren, erfahrenen Häupter verließen ihre einmal gewählte Stellung nicht, oder ſpazierten höchſtens unter lärmendem Bellen und Kreiſchen auf den unteren, ſtarken Aeſten hin und her, zogen die Lippen auseinander und ſperrten den Rachen ſo weit auf, als ſie konnten, in der nicht zu verkennenden Abſicht, mich durch ſolche Drohung zu ſchrecken, beugten den Kopf hernieder, als ob ſie ſich zu einem Sprunge bereit machten, und gaben ihrer Stellung durch den kühn gebogenen Schwanz noch einen beſonderen Ausdruck. Blieb ich dann ruhig ſtehen, ſo beruhigte ſich nach und nach die Geſellſchaft; namentlich die Jungen, denen es langweilig zu werden ſchien, beſtändig auf mich zu achten, begannen in der Regel, im Gefühle des durch die Eltern gewährten Schutzes, bald wieder mit ihren läppiſchen Spielen, während die Alten, auch wenn ſie anſcheinend ſorglos waren, mich niemals ganz aus den Augen ließen."

Zuweilen nehmen einzelne Glieder einer ſolchen Heerde die ſonderbarſten und lächerlichſten Stellungen an. In dem Weſen dieſer Affen ſcheint ſich das Beſtreben auszudrücken, ihr Leben ſich unter allen Umſtänden ſo behaglich als möglich zu geſtalten; ſo ſieht man einzelne, wie Brenner ebenfalls ganz richtig hervorhebt, in bequemer Lage auf einem Aſte ſitzen, den Rücken gegen einen ſenkrechten Zweig oder den Stamm gelehnt, den Kopf auf die Bruſt herabgeſenkt, als ob er mit den tiefſten Gedanken beſchäftigt wäre, oder bemerkt andere, welche ſich der Länge nach auf einen ſtärkeren Aſt gelegt haben und von den jüngeren Familiengliedern das Fell reinigen laſſen: wahre Zerrbilder eines bequemen Menſchen, welcher ſich von willigen Sklaven bedienen läßt. Reinhaltung des Felles macht ſich allerdings bei den Affen in mehr als einer Hinſicht höchſt nothwendig. Bei ihren Streifereien durch das Gezweig oder durch das Gras hängen ſich nicht blos allerlei Pflanzenreſte, ſondern auch mancherlei Schmarotzerthiere in ihrem Felle feſt; durch letztere ſcheinen ſie in demſelben Grade beläſtigt zu werden, wie wir Menſchen. Nach jedem Ausfluge haben ſie nichts Wichtigeres zu thun, als ſich gegenſeitig das Fell abzuſuchen. Dieſe Arbeit geſchieht unabänderlich mit äußerſter Sorgfalt und dementſprechend mit dem größten Ernſte. Jedes Härchen wird genau unterſucht, jeder Haarbüſchel auseinandergelegt, auch der geringſte Gegenſtand genau beſichtigt, ungenießbare Pflanzenreſte werden herausgeklaubt und verächtlich weggeworfen, Schmarotzerthiere anderweitig verwendet: ſie nämlich bilden den Lohn für die mühevolle Arbeit. Mit lüſternem Schmatzen ergreift der Affe das gefundene Thierchen, klemmt es geſchickt zwiſchen die Nägel des Daumens und des zweiten Fingers, hält es vor das Auge, betrachtet es unter fortwährendem Schnalzen — man möchte ſagen mit beifälligem Schmunzeln — und ſteckt es in den Mund; er verfährt alſo genau ebenſo, wie der Eskimo und tiefer ſtehende Stämme der Mongolen überhaupt. An gefangenen Pavianen, welche alle Scheu vor den Menſchen verloren haben, kann man bemerken, daß dieſe Arbeit ihnen Vergnügen gewährt, da ſie das Durchſuchen des Felles auf alle Thiere ausdehnen, welche ſich Dies gefallen laſſen; ja, es ſcheint faſt ein Beweis von Freundſchaft zu ſein, wenn ſie einem anderen Säugethiere ſolchen Liebesdienſt erzeigen — verſuchen ſie doch ſelbſt auf Menſchenköpfen ihrer Jagd obzuliegen, und zwar, wie ausdrücklich bemerkt werden mag, nicht blos auf ſolchen, welche Erfolg verſprechen, ſondern auch auf denen reinlicher Europäer.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Paviane und Affen überhaupt ſich mehr oder weniger ausſchließlich von Pflanzenſtoffen nähren, weil man ſie in Gefangenſchaft bei ſolchem Futter Jahre lang erhalten kann. Schon das eben Mitgetheilte, der Eifer, mit welchem ſie Kerbthiere verfolgen, widerlegt dieſe Annahme. Wer nun Gelegenheit gehabt hat, wie wir, dieſe „Halbmenſchen“ in ihrem Freileben zu beobachten, lernt bald erkennen, daß ſie in demſelben Sinne Allesfreſſer ſind, wie der Menſch ſelbſt. So lange ſie ſich bewegen, beſchäftigen ſie ſich mit Aufſuchung ihrer Nahrung und bezüglich mit einer höchſt vielſeitigen Jagd, pflücken ſich Blätter und Blattknospen, Blüten und halbreife Früchte, graben Knollen und Wurzeln aus und ſtellen nebenbei allen Thieren nach, welche ſie bewältigen können. In gebirgigen Gegenden bemerkt man ihr Vorhandenſein gewöhnlich zuerſt an den über die Felſenwände und Bergabhänge herabrollenden Steinen, welche von ihnen umgedreht wurden, in der Hoffnung, einige Kerbthiere in dem nun blosgelegten Verſtecke zu finden. Unter dieſen bilden die Puppen der verſchiedenen Ameiſen ihre größte Leckerei; aber auch Käfer und deren Larven, Schmetterlingspuppen, glatthäutigen Raupen, Fliegen und dergl. ſind ihnen willkommen, und die Klaſſe der Spinnen liefert ihnen ebenfalls erwünſchte Beute. Sie begnügen ſich jedoch keineswegs mit niederen Thieren, ſondern ſtellen auch verſchiedenartigen Wirbelthieren nach. So gehören ſie zu den ärgſten und unerbittlichſten Neſträubern, welche die Gleicherländer aufzuweiſen haben, freſſen Eier und Neſtlinge aller nicht zu großen Vögel, verſuchen ſelbſt flügge Junge zu fangen, greifen Mäuſe und andere kleine Säugethiere und verzehren deren Wildpret mit erſichtlichem Behagen.

Der aufmerkſame Beobachter bemerkt bald, daß ſie zwiſchen vertheidigungsunfähigen und bewehrten Thieren ſehr wohl zu unterſcheiden wiſſen. Ohne Bedenken greifen ſie eine Spinne, während ſie ihre Kenntniß des derſelben Klaſſe angehörigen Skorpions, den ſie unter einem Steine fanden, durch einen hohen Luftſprung beweiſen und ſich nur dann an ihn wagen, wenn ſie ihn vorher unſchädlich machen, d. h. mit einem Steine zu Brei klopfen können. Nur eine einzige Klaſſe gibt es, welche ihrem Speiſezettel keinen Beitrag liefert: die der Lurche; ihnen gegenüber geberden ſie ſich ebenſo albern als die meiſten Menſchen. Nicht blos die unſchuldige Natter, ſondern ſelbſt die harmloſe Eidechſe flößt ihnen unendliches Entſetzen ein, ein Froſch iſt im Stande, die ganze Heerde in die Flucht zu ſchlagen. So eilig als möglich ſtrebt jedes Mitglied der Geſellſchaft, einen ſicheren Platz zu erreichen; hier aber hält ſie die Neugier feſt, und mit angſtverzerrten Mienen betrachten ſie das Scheuſal, den Urheber ihres namenloſen Schreckens.

Faſt jedes europäiſche Schiff, welches Sanſibar verläßt, hat einen oder mehrere dieſer Hundsaffen an Bord; denn ſie insbeſondere werden ſehr häufig lebend nach der Hauptſtadt gebracht, weil ſie hier jederzeit willige Abnehmer finden. Im Allgemeinen kann man die Oſtafrikaner nicht eben Freunde gezähmter Thiere nennen; ſie haben noch nicht einmal daran gedacht, die Nutzthiere ihrer Heimat ſich dienſtbar zu machen. Perlhühner und Frankoline, welche man in anderen Theilen Afrikas wenigſtens als Zierde der Gehöfte und Gärten hält, kann der thierfreundliche Europäer blos dann erwerben, wenn er ſich dieſelben ausdrücklich beſtellt oder mit einem Eingeborenen zuſammentrifft, welcher die Kaufluſt der Europäer zu würdigen gelernt hat. An eine Zähmung und Einbürgerung einheimiſcher Nutzthiere denkt dort Niemand, obgleich man die Vortheile, welche derartige Thiere dem Hausſtande gewähren, durchaus nicht verkennt. Affen bilden eine Ausnahme von dieſer Regel, denn es will ſcheinen, als ob man keine Gelegenheit vorübergehen ließe, ſich dieſer leicht zu zähmenden, leicht zu haltenden und leicht verkäuflichen Thiere zu bemächtigen. In welcher Weiſe man die Hundsaffen fängt, iſt uns unbekannt; doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß ſie nicht ſowol menſchlicher Liſt zum Opfer fallen, als ihrer eigenen Lüſternheit und Leckerhaftigkeit.

Die Menſchen, mit denen Decken und ſeine Leute auf dem flachen Lande und auf den Schambas zuſammentrafen, benahmen ſich im Allgemeinen freundlich und gefällig; doch ließ ſich nicht verkennen, daß man ſich nicht mehr unter den zahmen Bewohnern der Inſel Sanſibar, ſondern unter Leuten befand, deren unbändiger Sinn nur allzuhäufig die Schranken durchbricht, welche der, wenigſtens ſcheinbar die Sitten mildernde Islahm ihnen gezogen. Ein kleines Abenteuer zeigte dem Reiſenden, daß man in dieſem Lande Urſache habe, im Umgange mit den leicht und oft ohne alle Urſache aufbrauſenden Eingeborenen vorſichtig zu ſein. Durſtig und ermüdet von der Jagd kam Decken eines Tages an eine Hütte und ſandte ſeine Begleiter in das Innere derſelben, um ſich einen Trunk Waſſers zu erbitten. Noch ehe er ſich zur Ruhe niedergelaſſen, ſtürzte Aſſani, der eine derſelben, mit mächtigen Sätzen wieder zur Thüre heraus, verfolgt von einem Neger, welcher ihn mit hochgeſchwungenem Meſſer bedrohte. Ohne Beſinnen warf ſich Decken dem Wütenden entgegen, fing den ſeinem Diener zugedachten Meſſerhieb mit ſeinem Stocke auf und warf den Gegner zu Boden; jedoch erſt nach längerem Ringen und nachdem er ſelbſt leicht verwundet worden, gelang es ihm, dem ſtämmigen Schwarzen das Meſſer zu entwinden. Während er ihn noch an der Gurgel feſthielt, ſprang ein zweiter Neger, gleichfalls in offenbar feindlicher Abſicht auf ihn ein; aber auch dieſer neue Feind wurde raſch bewältigt, denn einen Augenblick vorher war Koralli auf dem Wahlplatz erſchienen, und konnte ſomit der in allen Leibesübungen gewandte Decken ſich ausſchließlich mit dem zweiten beſchäftigen. Nunmehr kamen auch die tapferen Beludſchen, die Sicherheitswächter unſeres Reiſenden, Einer nach dem Anderen herbei und bekundeten ihren Eifer durch theilnehmende Fragen über die Entſtehung des Streites. Es entſpann ſich eine lange Verhandlung, welche zunächſt Nichts weiter zur Folge hatte, als daß es währenddeſſen dem erſten Angreifer gelang, zu entkommen. Der zweite wußte ſeine Befreiung auf andere Weiſe zu bewirken. Er beſchwerte ſich über die ihm zu Theil gewordene Behandlung und behauptete, daß ſeine edeln Abſichten gänzlich mißverſtanden würden; er habe dem Mſungu zu Hilfe eilen wollen, verdiene alſo eher Lob und Belohnung als Mißhandlung. Trotz der gerechten Zweifel an der Wahrheit der Ausſagen dieſes Schurken gab man auch ihn ſchließlich frei, berichtete jedoch das Geſchehene ſofort dem Wali.

Wider alles Erwarten erſchien der Letztere nach einigen Tagen in Deckens Wohnung, um Gericht über den inzwiſchen eingefangenen Miſſethäter zu halten und ſich wegen des Vorgefallenen zu entſchuldigen. Auch hier gewährt man, wie in Sanſibar, dem Beleidigten, insbeſondere wenn derſelbe eine Ausnahmeſtellung einnimmt, in vielen Fällen das Recht, die ausgleichende Strafe zu beſtimmen. Decken war es alſo, welcher das Urtheil ſprach, und dem Unverſchämten eine tüchtige Tracht Schläge zuerkannte. Mit dieſem Urtheil war der Wali nicht nur vollſtändig einverſtanden, ſondern meinte auch ſeine Dienſtfertigkeit gegen den Mſungu und ſeinen Verdruß über die Ungehörigkeit des Negers nicht beſſer zeigen zu können, als indem er dem Schuldigen vor den Augen des Beleidigten höchſteigenhändig die von Letzterem beliebte Anzahl Prügel aufzähle. Mit nicht geringer Ueberraſchung vernahm er, daß der Reiſende ſich dieſes Schauſpiel in ſeiner Gegenwart verbat, dagegen aber verlangte, den Mann vor der Beſtrafung noch einmal zu ſehen. Letzteres geſchah, weil Decken hoffte, in dem zwar jähzornigen aber doch mutigen Menſchen einen treuen Diener zu gewinnen; das Galgengeſicht des Erſcheinenden und ſein feiges Zittern brachte ihn aber ſofort von ſeiner Meinung zurück. —

Solche Spaziergänge und Jagdausflüge waren allerdings geeignet, dem Reiſenden Erholung zu gewähren und die Spannkraft ſeines Geiſtes zu erhalten, wurden andererſeits aber auch wieder Urſache zu neuen Beſchwerden und Leiden. Das ungewohnte Klima machte ſeine Rechte geltend. Faſt auf jeden größeren Ausflug folgte ein mehr oder minder ſchweres Unwohlſein, und wenn Decken ſich immer raſch wieder erholte, ſo verdankte er dieſe Zähigkeit nicht nur der Geſundheit ſeines ſtrapazengewohnten Körpers und der leiblichen und geiſtigen Friſche, welche er noch von Europa her beſaß, ſondern auch der ihm eigenen, unbeugſamen Willenskraft, welche ihn aufrecht erhielt, wann Andere erlagen. Ihm ſchadete der Aerger beim Umgange mit den Arabern mehr als körperliche Anſtrengung allein.

Nicht wenige Reiſende meinen, daß man ſich auch an Sonnenbrand und übermäßige Anſtrengung gewöhnen und fortdauernd gegen die Verhältniſſe und ſeine eigene Natur ankämpfen könne, werden aber nur zu bald gewahr, daß ſie ſolchem Kampfe nicht gewachſen ſind. Allerdings hält es ſchwer, ſeinen Jagd- und Forſchungseifer zu beſchränken, ſo lange man ſich geſund und friſch fühlt; Derjenige aber, welcher aus Erfahrung weiß, was es bedeuten will, ſtundenlang unter der glühenden Sonne Afrikas zu wandern, alle Bodenſchwierigkeiten wegeloſer Gegenden zu überwinden, dabei die Qualen eines unſtillbaren Durſtes auszuſtehen, auf gewohnte Speiſen zu verzichten, mit einem Worte, ſich in all die neuen Verhältniſſe zu fügen, ſpart, beſonders im Anfange, faſt ängſtlich ſeine Kräfte, mit denen er ja noch jahrelang haushalten ſoll. Schonung der Geſundheit muß dem Reiſenden vor Allem am Herzen liegen; denn der Kranke iſt unfähig, den Beſchwerden und Gefahren, welche jeder Tag ihm bringt oder bringen kann, zu widerſtehen, unfähig, der Wiſſenſchaft zu nützen.

Achter Abſchnitt.

Die erſte Reiſe ins Innere.

Vorläufiger Aufbruch. — Abdallahs Schamba. — Der Reiſende und die Frauen. — Endgiltige Abreiſe. - Lebensmittelnoth. — Sitten und Gebräuche der Eingeborenen. — Beginn der Regenzeit. — Ein Kranker. — Muſik und Tanz. — Sonderbare Felsbildung. — Empörung im Lager. — Ein trauriger Weihnachtsabend. — Charakterzüge der Beludſchen und Küſtenaraber. — Rückkunft nach Kiloa. — Aerger und Verluſte. — Schwere Krankheit.

Noch abgeſpannt nach der Aufregung der letzten Tage erhielt Decken am 22. November die erfreuliche Mittheilung, daß, nachdem nun alle Vorbereitungen beendet, der Aufbruch am folgenden Morgen wirklich ſtattfinden könne. Anfangs wagte er allerdings nicht, den Verſicherungen Abderrahmans Glauben zu ſchenken, traf jedoch ſofort die nöthigen Anſtalten zur Abreiſe, damit nicht etwa er ſelbſt die Urſache eines neuen Verzuges würde. Er beſuchte die Angeſehenen der Stadt, mit denen er in Verkehr ſtand, berichtigte ſeine Rechnungen, verſchenkte die überflüſſigen Sachen und packte bis ſpät in die Nacht hinein.

Am anderen Morgen begann er ſchon einige Stunden vor Sonnenaufgang mit dem Ordnen der kleinen Karawane. Hierbei ſtellte es ſich heraus, daß einer der Beludſchen entlaufen war und ein anderer an einer ſo bösartigen Geſchlechtskrankheit litt, daß auch er zurückgelaſſen werden mußte, nachdem er einen Erſatzmann geſtellt. Gegen ſechs Uhr brach der Zug denn wirklich auf. Er beſtand außer dem Baron, Koralli und mehreren farbigen Dienern aus neunzehn Soldaten und einigen vierzig Trägern, welche 3000 Ellen weißen Baumwollenzeugs, eine Menge bunter Baumwollentücher, ein und einen halben Centner Glasperlen, einen Centner Meſſingdraht, Glasſpiegel, Meſſer, Feuerſteine, Pulver, Tabak und dergl. fortſchaffen ſollten. Der Wali, der Kadi und die Aelteſten der Stadt gaben dem Mſungu noch auf ein gutes Stück Weges das Geleit. Außer dieſem ſogenannten erſten Aufbruche hat der Reiſende in Oſtafrika zumeiſt noch einen zweiten und vielleicht auch noch einen dritten Aufbruch zu erwarten: bei dem erſten entfernt man ſich nur wenige Meilen vom Ausgangspunkte; erſt nach einigen Tagen, während deren man Fehlendes ergänzt und ſich auf den beſchwerlichen Marſch vollſtändig vorbereitet, beginnt die wirkliche Reiſe.

Das Ziel der heutigen Wanderung war Mukapunda, eine Schamba Abdallah ben Saids, auf welcher die Träger vollzählig gemacht werden ſollten. Sie liegt in gerader Linie zwölf Seemeilen von Kiloa entfernt. Der Weg führte durch anfangs ſumpfiges, ſpäter hügeliges, ſchattenloſes Gebiet. Schon auf der Schamba Pangapanga, etwa in der Mitte zwiſchen Kiloa und Mukapunda, mußte die Karawane der zahlreichen Schwachen halber einige Zeit raſten, und erſt gegen Sonnenuntergang erreichten die rüſtigſten Leute die Schamba Abdallahs, während die Hälfte der Träger am ſpäten Abende dort anlangte, ein Beludſche ſogar ganz ausblieb, vermutlich, weil er ſeinem geſtern entlaufenen Kameraden ſich angeſchloſſen. Abderrahman, der verweichlichte Araber, war halbtodt vor Ermüdung und empfahl ſich bereits am anderen Tage, um nach der Stadt, nach ſeinem bequemen Hauſe zurückzukehren.

Am meiſten hatten die armen Hunde bei dem immerhin anſtrengenden Marſche zu leiden gehabt. Mit weit heraushängender Zunge und lechzend vor Durſt und Erſchöpfung rannten ſie unterwegs von einem der nur dürftig Schatten gewährenden Sträucher zum anderen, um dort auf weniger brennendem Boden etwas zu verſchnaufen. Nur die kleinen Köter Deckens kamen, obſchon im höchſten Grade erſchöpft, am Ziele an, die großen Hunde fehlten: die ſchöne Dogge Diana war unterwegs verendet, und der Rieſe Leo wurde vermißt. Der Reiſende war nicht wenig beſorgt um das Schickſal des ſchönen und ſtarken Thieres, welches von den Eingeborenen und Arabern ſo ſehr gefürchtet und deshalb von ihm ſo werth gehalten wurde; es ſtand zu erwarten, daß der Hund die Leute beläſtigen und von einem mutigen Flintenbeſitzer als Raubthier niedergeſchoſſen werden würde. Glücklicher Weiſe kam am anderen Tage die Nachricht, daß Leo zwei Stunden von hier in einer Hütte ſich niedergelaſſen habe. Sofort ging Koralli mit ſechs Leuten aus, um ihn zu holen. Sie vermochten das mächtige Thier nicht anders fortzubringen, als indem ſie es auf eine Kitanda legten und auf dieſer als auf einer Bahre trugen: in ſolch' lächerlichem Aufzuge kam das Ungethüm Nachts ein Uhr im Lager an. Leo hatte ſich die bequeme Beförderungsweiſe recht wohl gefallen laſſen: hatte er doch früher ſchon, als er bei einem beſchwerlichen Jagdausfluge vor Ermüdung nicht mehr zu laufen vermochte, mit großem Behagen und vielem Geſchicke zu ſeinem Weiterkommen einen Eſel benutzt, welchen der Baron eigentlich zu ſeiner Bequemlichkeit mitgenommen.

Abdallahs Schamba Mukapunda iſt gut bebaut und von beträchtlicher Ausdehnung, leidet jedoch an einem großen Uebelſtande: es fehlt ihr an Trinkwaſſer, wenigſtens für eine ſo große Anzahl von Menſchen, wie ſie Decken mit ſich führte. Man mußte den Bedarf über eine Stunde weit in Töpfen herbeiholen.

Tags nach der Ankunft des Reiſenden verſammelten ſich die Angeſehenen der Umgegend zur Bewillkommnung. Mehrere langweilige Schauris, deren Hauptgegenſtand das Grigri oder Zaubermittel zur Sicherung einer glücklichen Reiſe war, mußten mit ihnen überſtanden werden. Die handwerksmäßigen Zauberer, welche bei feſtlichen Gelegenheiten jeder Art das Grigri liefern und damit viel Geld verdienen, ſind oftmals nur Sklaven der Reichen; das Grigri für dieſe Reiſe wurde von einem Indier angefertigt. Es beſtand aus einem Pferdeſchwanze, einem beſchriebenen Papierchen und einer Zaubermiſchung in einer Flaſche; hierfür forderte der verſchmitzte Hexenmeiſter dreißig Thaler. Er that ganz recht daran, ſeine Preiſe ſo hoch zu ſtellen; denn die Anderen waren einfältig genug, die für dortige Verhältniſſe beträchtliche Summe zu bezahlen. Als Decken von der unverſchämten Prellerei vernahm, drang er auf Beſtrafung des Betrügers, und es mußte dieſer auch das Geld wieder herausgeben und auf einige Zeit in das Gefängniß wandern.

Befremdend mag es erſcheinen, daß Mahammedaner auch der höheren Klaſſen, wie Abdallah, ſolch' abgeſchmackten Gebräuchen huldigen. Der Glaube der hieſigen Araber, beſonders derjenigen, welche entfernt von anderen, ſie immerhin etwas überwachenden Muslimīn wohnen, ſteht dem Heidenthume ſehr nahe: durch den fortwährenden Umgang mit heidniſchen

Völkern, deren Aberglauben ſie ſonſt gar pfiffig auszubeuten wiſſen, ſind ſie endlich ſelbſt faſt ebenſo abergläubiſch geworden wie dieſe.

Eine paſſende Erläuterung zu den traurigen Zuſtänden, welche man unter dieſen Gläubigen findet, gibt ihr Familienleben. So war Abdallah mit acht Frauen und zwei Surias (Favoritinnen) verheirathet, von denen die eine ſeine eigene Tochter. Daß der Sohn ſeine Mutter, der Bruder die Schweſter heirathet, iſt hier nichts Seltenes. Wie das Familienleben ſind alle anderen Verhältniſſe beſchaffen.

Beobachtung des inneren und häuslichen Lebens der Völker hatte unſeren Reiſenden ſtets mächtig angezogen. Mukapunda bot ihm eine beſonders günſtige Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe zu bereichern; denn die eine Frau Abdallahs wandte ihm ihre ganze Theilnahme zu. Sie war von ihrem Gatten, nachdem ſie ihm ſeinen Hauptſohn geboren, verſtoßen worden und bewohnte nun eine Hütte in der Nähe. Abdallah benahm ſich nicht gerade feindſelig, aber doch gleichgiltig gegen ſie, und ſo ſchloß ſich die einſame Frau mit ſchüchterner Zuneigung dem freundlichen Mſungu an. Decken brachte den größten Theil des Tages in ihrem kleinen Hauſe zu und ergötzte ſich höchlich an ihrer kindlichen Neugier und ihrem Erſtaunen über Alles, was er ihr zeigte. Die gute Frau, welche wol in ihrem ganzen Leben nicht ſoviel Merkwürdiges als in dieſen wenig Tagen zu ſehen und zu hören bekommen hatte, bemühete ſich, ihm ihre Dankbarkeit zu beweiſen, indem ſie ihm alltäglich vortreffliches, arabiſches Brod und ſonſtige Leckerbiſſen zuſchickte. Abdallahs zweite Frau aber beneidete die Andere um die Gunſt des Fremden und beklagte ſich ſchmollend bei dieſem, daß ſie von ihm vernachläſſigt werde.

Decken ließ ſich die Zuneigung der beiden Araberinnen umſomehr behagen, als die Umgegend der Schamba keine Veranlaſſung zu bemerkenswerthen Ausflügen bot. Namentlich am letzten Tage ſeines Aufenthalts gewährte ihm das Frauenhaus einen willkommenen Zufluchtsort, weil ſeine ſchlechte Hütte durch einen Nachts gefallenen, wolkenbruchartigen Regen faſt unbewohnbar geworden war. Wie an trüben Tagen ein Sonnenblick den Wanderer heiter ſtimmt, ſo wurde hier, bei monatelangem, kaum überwundenen Aerger und allerlei ſchmerzlichen Enttäuſchungen, das Gemüt des Reiſenden durch das freundliche Weſen dieſer Frauen erquickt; es war eine anheimelnde und anmutige Geſelligkeit, wie ſie bei gebildeten Völkern zu Hauſe iſt, wie man ſie aber nicht in einer Familie der ſittlich ſo tief ſtehenden Kiloaaraber zu finden erwartet.

Schon hier erfuhr Decken, daß es der Reiſende niemals mit den Frauen verderben darf. Wenn er kleine Aufmerkſamkeiten, welche oft Nichts als eine ehrerbietige Zuneigung bedeuten, annimmt und die unſchuldigen Naturkinder durch artiges Benehmen und kleine Geſchenke zu verpflichten und an ſich zu feſſeln weiß, wird er ſich nicht nur manche einſame Stunde erheitern, ſondern auch oft Gelegenheit finden, tiefe Blicke in das innere Leben der einzelnen Familien zu thun. Seine gute Stellung zu dem ſchönen Geſchlechte kann ſogar von der größten Bedeutung für ihn werden; denn bei vielen Völkern wird Derjenige, welcher in der Gefahr eine Frau berührt, als unverletzlich betrachtet.

Es währte lange, bis man die fehlenden Träger zuſammengebracht. Ein Araber Namens Banafumo, welcher verſprochen hatte, eine Anzahl ſeiner Sklaven zur Verfügung zu ſtellen, war am dritten Tage nach der Ankunft noch nicht erſchienen; der Reiſende wurde alſo auch hier daran erinnert, daß Geduld und immer wieder Geduld das nothwendigſte Erforderniß beim Umgange mit derartigen Menſchen iſt.

Bei der Langweiligkeit des Wartens kamen Deckens Leute auf allerlei unnütze Gedanken. Die Träger, welche mit dem Umpacken zu ſchwer befundener Mſigo einigermaßen beſchäftigt wurden, benahmen ſich noch erträglich; die müßigen Beludſchen aber klagten am Tage über mangelndes oder zu ſchlechtes Eſſen und verführten in der Nacht mit Tanz und

Singen einen entſetzlichen Lärm. Alle Ermahnungen ihres Dſchemmedar, ein wenig Rückſicht auf die ermüdeten Schläfer zu nehmen, fruchteten Nichts, ſodaß endlich der Baron, als ihm das Treiben gar zu arg wurde, mit dem Stocke dazwiſchen ſprang, den Einen zu Boden warf, den Anderen am Genick ergriff und jeden mit einer tüchtigen Tracht Prügel bedachte. Erwünſchte Ruhe folgte dem unerwarteten Ausfall, und die Stille der Nacht wurde fortan nur noch bisweilen durch das leiſe Winſeln der Schambahunde oder das Gackern eines ſchlafloſen Huhnes unterbrochen.

Der Aufenthalt auf Mukapunda wurde ſchließlich faſt unerträglich. Abdallah, welchem es oblag die Träger bis zur Abreiſe zu beköſtigen, hatte ſeine letzte Ziege geſchlachtet und knauſerte ſchließlich ſogar mit dem Trinkwaſſer. Nicht Decken allein, auch alle ſeine Leute begrüßten daher den wirklichen Aufbruch mit Freuden. Am 28. November früh 8½ Uhr ſetzte der Zug ſich in Bewegung; am Nachmittag erreichte er das acht Seemeilen entfernte Mnaſi. Der Beſitzer dieſer Schamba, ein wohlhabender Araber, empfing die Karawane mit drei Kanonenſchüſſen und brachte eine Ziege und zwei Säcke Mtama zum Geſchenke dar; der Mſungu belohnte ſeinen Gaſtfreund mit einem Terzerol und einem Maria-Thereſia-Thaler. Mnaſi, zu deutſch Kokospalme, iſt übrigens ein erbärmliches Neſt; ſeinen Namen führt es nach dreien dieſer Bäume, welche gewiſſermaßen die Merkwürdigkeit der Schamba bilden. Auch hier herrſchte Mangel an Waſſer; es waren wol mehrere Quellen vorhanden, doch lieferten alle zuſammengenommen den Tag über nur wenige Eimer voll.

„Am 29. November“, ſo ſchreibt der Reiſende, „langten wir nach fünfſtündigem Marſche in Mpuemu an. Der Weg führte über eine dicht bewaldete Hochebene, deren feſter, rother Boden zahlreiche Fährten, namentlich von Zebras und Zweihufern, zeigte. Eine unbeſchreibliche Mattigkeit und Abſpannung, welche mich unterwegs überkam, ließ mich fürchten, daß eine Krankheit bei mir zum Ausbruche kommen werde. Nur mit Mühe konnte ich mich bis zum Halteplatze ſchleppen; dort aber mußte ich mehrere Stunden lang ruhen, bevor ich mich fähig fühlte, irgend Etwas zu unternehmen. Endlich raffte ich mich auf, in der Hoffnung, auf einem Spaziergange mich zu erfriſchen, mußte jedoch, gequält von heftigen Brechruhranfällen, bald wieder umkehren und kam zum Tode erſchöpft im Lager an. Ich nahm zu vier verſchiedenen Malen Opiumtinktur mit Pfeffermünzöl, das Hauptmittel gegen ſolche Leiden: die Leibſchmerzen, welche mit den Anfällen verbunden waren, verſchwanden darnach, aber eine große Schwäche blieb zurück; der Durchfall währte fort, und ein brennender Durſt, welchen ich umſonſt mit Reißwaſſer zu löſchen verſuchte, marterte mich. Am folgenden Tage fühlte ich mich ein wenig beſſer; doch wagte ich nicht, in der Tageshitze den Marſch fortzuſetzen, wartete vielmehr bis zum Abende.“

„Um Mitternacht brachen wir auf und wanderten durch nicht enden wollenden Wald bis wir gegen acht Uhr Morgens Nariſſu erreichten. Ich ſelbſt hatte es trotz meiner Schwäche ermöglicht, dieſen beſchwerlichen Weg zurückzulegen; den Beludſchen war es zu viel geweſen. Unterwegs ſchon machten ſie in lauten Klagen ihrem Unmute Luft; nach der Ankunft in Nariſſu beſchwerten ſie ſich wenigſtens noch über ſchlechte Koſt. Nur zwei von ihnen, welche den armen Eſeln ihr ſämmtliches Gepäck aufgeladen, waren fortwährend munter und guter Dinge.“

„Der nächſte Marſch, am 2. Dezember, wurde wieder zum Theil in der Nacht zurückgelegt. Unſer Weg zog ſich in einer ſanft anſteigenden Ebene dahin, anfangs in gleicher Richtung mit der Kette der Kiluendama- und Matumbiberge, ſpäter zwiſchen einzelnen Hügeln weiter, welche mir durch ihre kühnen Formen auffielen. Einen derſelben, den nah am Wege liegenden Kilole, erſtieg ich. Er beſteht aus einer Aufhäufung von mächtigen Baſaltblöcken, auf denen ich hier und da Quarzſtücke und einen ſchweren, grauen Eiſenſtein bemerkte; eine weite, wechſelvolle Ausſicht, vorzüglich nach Oſten hin, dem ähnlich gebauten Nandangaberge zu, belohnte mich reichlich für die Mühe der Beſteigung. Im Laufe des Tages kamen wir noch an mehreren, ähnlich gebildeten Felsblockhügeln und an einigen von Norden nach Süden ſtreichenden Baſaltſtreifen vorüber. Zahlreiche Erdriſſe machten den letzten Theil des Weges ungemein beſchwerlich und nöthigten uns oft zu weiten Ausbiegungen. Das Land war vortrefflich bebaut und ſtark bevölkert. Ueberall, wohin wir kamen, erregten wir das größte Aufſehen; denn die Leute hatten noch nie einen Mſungu geſehen. Aber faſt noch mehr, als wir Europäer, wurden allerorts unſere Eſel bewundert; die Möglichkeit des Vorkommens ſolcher Thiere erſchien den Eingeborenen geradezu unerhört.“

„Nahigongo, unſer heutiger Ruhepunkt, kann nicht wol mit dem Namen Dorf oder Stadt bezeichnet werden, iſt vielmehr, wie die meiſten afrikaniſchen Ortſchaften, nur ein Bevölkerungsmittelpunkt, beſteht aus zahlloſen Hütten inmitten der gegen eine Meile weit ausgedehnten Mtamapflanzungen.“

„Während der zwei Tage unſeres Aufenthaltes in Nahigongo ſtreifte ich in den ſüdlich davon gelegenen Bergen umher. Alle zeigten die nämliche Bildung wie der Kilole, und als ich von einem derſelben die weite Ebene mit dem Fernrohre überblickte, gewahrte ich noch mehrere ähnliche Baſaltblockhaufen von wunderbar zackiger Form, welche ebenfalls ſchroff und ſteil über die Grundfläche emporſteigen. Die Eingeborenen hatten nur für eine größere Hügelkette einen Namen, Nanguale; alle übrigen Hügel wußten ſie nicht zu nennen.“

„Eine Entdeckung, welche ich hier machte, kam mir in hohem Grade merkwürdig vor. Auf halber Höhe des erſtiegenen Berges bemerkte ich mehrere Holzſtöße, welche, da ſie offenbar von Menſchen zuſammengetragen waren, meine Aufmerkſamkeit ſofort auf ſich lenkten. Bei genauerer Beſichtigung erkannte ich in ihnen Scheiterhaufen. Auf einem von ihnen fand ich ein weibliches Skelet, auf den übrigen Schädel und verſchiedene andere Knochen. Die unteren Stämme waren verkohlt, die oberen wenig vom Feuer angegriffen; offenbar war eine Verbrennung beabſichtigt geweſen, aber durch eingetretenen Regen unterbrochen worden. Ungeachtet der eingehendſten Erkundigungen und Fragen vermochte ich im Dorfe nichts Genaues zu erfahren; durfte ich auch annehmen, daß es ſich um Verbrennung von Leichen gehandelt habe, ſo blieben doch andere Vermutungen keineswegs ausgeſchloſſen. Den Eingeborenen ſchien es unangenehm zu ſein, daß ich in ihre Geheimniſſe eingedrungen; denn ſie bemühten ſich, mich zu täuſchen, und wollten mich ſogar glauben machen, daß ſie gar Nichts von dem Vorhandenſein der Holzſtöße und Gebeine wüßten. Eigentlich hatte ich eine andere Auskunft kaum erwartet, weil ich wußte, daß ungeſittete Volksſtämme faſt überall die bei Beſtattung ihrer Todten üblichen Gebräuche geheim halten und dem Fremden unter keiner Bedingung geſtatten, einer Beerdigung beizuwohnen, während die Araber in Sanſibar und an der Küſte, welche ihre Todten allerdings nicht mit Gepränge oder auffallenden Gebräuchen beerdigen, einem Europäer es nicht verwehren, dem Trauerzuge beizuwohnen.“

„Abends beſuchten mich mehrere Häuptlinge des Dorfes, wahrſcheinlich in der Abſicht, Geſchenke zu erhalten; Abdallah wenigſtens rieth mir, ihnen ſolche zu geben. Ich glaubte, keine Veranlaſſung zu haben, ſeinen Rath zu befolgen, konnte aber doch nicht umhin, mit Hilfe eines Stückes Amerikano um die Freundſchaft eines alten, widerlichen Kerls zu buhlen. Der Betreffende nämlich beſaß einen großen Ruf als gefürchteter Zauberer, von deſſen Willen nach Anſicht der Eingeborenen das Schickſal beabſichtigter Unternehmungen abhing. Meine Leute beſchworen mich, ihn zu befriedigen, weil ſie feſt überzeugt ſeien, daß er andernfalls durch ſeine Zaubermittel unſere Reiſe zu einer unheilvollen geſtalten werde. Soweit ich meine Beludſchen und Träger bisher hatte kennen lernen, mußte ich allerdings annehmen, daß ſie ſämmtlich davongelaufen ſein würden, hätte ich der unverſchämten Forderung des Schurken nicht genügt. Auch hier bewährte es ſich, daß Derjenige, welcher auf die Dummheit der Menſchen rechnet, ein gutes Geſchäft macht: beſagter Zauberer, welcher von allen Karawanen einen „Schutzzoll" erhebt, galt als ein ſehr reicher Mann."

„Die Beſchaffung der Lebensmittel verurſachte fortdauernde Schwierigkeiten; die Einwohner von Nahigongo wollten um keinen Preis von ihren Vorräthen verkaufen. Ein Jagdausflug, welchen ich ſelbſt unternahm, war erfolglos geweſen; dagegen erlegte einer der Beludſchen eine Büffelantilope (?) von der Größe eines Ochſen. Aber was wollten einige Centner Fleiſches beſagen ſovielen hungrigen Afrikanern gegenüber? Faſt roh noch wurde das Genießbare verſchlungen, und ehe eine halbe Stunde vorbei, lagen nur noch abgenagte Knochen umher. Die Gier meiner Leute war jedoch noch keineswegs geſtillt; ſie verließen in kleinen Trupps das Lager, um nach pflanzlicher Nachkoſt ſich umzuſehen. Mit den hier wachſenden Pflanzen gänzlich unbekannt, vermuteten ſie in jedem Gewächs ein köſtliches Gemüſe und ſchleppten demzufolge alles ihnen genießbar Scheinende herbei. Darunter befand ſich auch ein Knollengewächs von vielverſprechendem Ausſehen, welches zunächſt gekocht werden und auch auf unſeren Tiſch kommen ſollte. Zu unſerem Heile verſuchten Koralli und die Suria des Dſchemmedar noch vor dem Kochen den Geſchmack. Kaum hatten ſie die Knollen mit dem Munde berührt, als ſie einen heftigen, brennenden Schmerz empfanden, welchem ſchnell auflaufende Blaſen auf Zunge und Lippe folgten. Wir waren ſomit hinreichend über die giftigen Eigenſchaften dieſes Gewächſes belehrt, welches leicht uns Allen hätte verderblich werden können, und Keiner bezeigte mehr Luſt, die Verſuche noch weiter auszudehnen." —

„Mit dem 4. Dezember begann ein neuer Jahresabſchnitt, die Regenzeit. Schon die vorhergehenden Tage über hatte eine unerträgliche Schwüle geherrſcht. Allabendlich thürmten ſich im fernen Oſten dunkele Wolken auf, kommenden Regen verkündend. Zuweilen erreichte auch das Rollen fernen Donners unſer Ohr. Jedermann erfreute ſich der Hoffnung auf die Kühle und Friſche, welche das nahende Gewitter bringen mußte. In ſpäter Abendſtunde des angegebenen Tages hatten die Wolken, vom beginnenden Nordoſtmonſune getragen, unſere Nähe erreicht, und gegen Mitternacht brach das Gewitter los. Der Sturm heulte und pfiff durch die elenden Hütten, jagte Sand und Steinchen bis in die verborgenſte Ecke und weckte im Nu ſelbſt die vom tiefſten Schlafe Umfangenen. Unter heftigem Blitz und Donner entlud ſich endlich das Wetter, aber keineswegs wolkenbruchartig, wie ich erwartet, ſondern nur in einem kräftigen, bis zum Morgen andauernden Regen."

„Bald nach unſerem Abzuge begann es von Neuem zu regnen. Die oft allerliebſte Landſchaft verſchleierte ſich, der Lehmboden weichte auf; die Schlüpfrigkeit der Wege ſowie das zahlreiche Vorkommen angeſchwollener Bäche hinderten ein ſchnelles Vorwärtskommen und machten den Marſch zu einem überaus beſchwerlichen. Nach der Menge von Hütten zu ſchließen, welche wir überall trafen, mußte die Gegend ſtark bevölkert ſein; zu unſerer Ueberraſchung aber bekamen wir die Bewohner ſelbſt nicht zu ſehen. Sie waren, wie wir darnach erfuhren, vor uns geflüchtet, weil einige Araber aus Kiloa erzählt hatten, daß weiße Männer kommen würden, welche abgerichtete Löwen mit ſich führten, um durch dieſe alle Schwarzen vertilgen zu laſſen. Unſere nächſte Halteſtelle, Lukoſe, fanden wir faſt ganz von Menſchen verlaſſen; der zurückgebliebene Häuptling benahm ſich indeſſen freundlich und war, nachdem er ſich von der Harmloſigkeit der Waſungu überzeugt, vernünftig genug, eine Botſchaft in die Berge zu ſenden und die dort verſteckten Dorfbewohner zurückzurufen. Geraume Zeit ſpäter kamen ſie an, zeigten ſich aber noch immer ſehr zurückhaltend und weigerten ſich, wie auch die Bewohner der früher berührten Ortſchaften, uns ihren Mtama zu verkaufen. Ob ihnen oder Abdallah die größere Schuld beizumeſſen, laſſe ich unentſchieden; jedenfalls war Letzterer unverantwortlich ſaumſelig in Erfüllung ſeiner Pflichten als Karawanenführer und Reiſemarſchall.“

„Meine Streifereien in der Umgegend, welche ich trotz des wieder beginnenden Regens unternahm, boten wenig des Anziehenden; nur ein kleines Denkmal, in der Mitte des Dorfes gelegen und mit Akazien und einem Rohrzaune umgeben, erſchien mir einigermaßen auffällig. Ein aus dunklem Lehm errichteter Aufbau trug am Kopfende einen kleinen Spiegel und war, nebſt einem daneben befindlichen Brunnen, von einem Dache geſchützt, von welchem zahlloſe Bänder und Zeugfetzen herabhingen. Man erzählte mir, daß ein liebender Ehemann ſeine abgeſchiedene Gattin hierdurch habe ehren wollen.“

„Am Abende vergnügten ſich die Einwohner von Lukoſe mit einer Muſikaufführung, ſei es, daß ſie unſere Ankunft feiern, ſei es, daß ſie ihre Freude bekunden wollten, weil ihre Beſorgniß wegen der mörderiſchen Abſichten der Waſungu unnöthig geweſen. Ihr Muſikinſtrument ähnelt einem Hackebrete: acht Stäbe von Holz, den acht Tönen der Oktave entſprechend, ruhen mit ihren Enden auf zwei Strohſeilen. Zwei Leute bearbeiten es vierhändig nicht ohne Geſchick. Die Erfindung eines ſolchen Inſtrumentes und die dadurch bewieſene Bekanntſchaft mit muſikaliſchen Geſetzen, welche den alten Griechen ſo lange fremd geblieben, gereicht den Leuten jedenfalls zur Ehre. Es iſt nicht anzunehmen, daß die edle Muſika ihnen von außen her bekannt geworden ſei; denn die Küſtenbewohner ſtehen ihnen in dieſem Punkte an Geſchicklichkeit und Erkenntniß nach, da ſie nur kleine, aus Holz, drei Darmſaiten und der Hälfte eines Flaſchenkürbiſſes verfertigte Tonwerkzeuge beſitzen“.

„Das Wetter änderte ſich noch immer nicht; in der Nacht entlud ſich wiederum ein heftiges Gewitter. Hätte ich meine Guttaperchadecke nicht über mir aufgeſpannt gehabt, ich wäre gründlich durchweicht worden; denn das Dach der Hütte wehrte dem Regen nicht. Auch am anderen Tage blieben die Schleußen des Himmels geöffnet; ich konnte mich indeſſen nicht entſchließen, in dem dumpfen Raume zu bleiben, ſondern wanderte gewiß vier Stunden lang umher. Die benachbarten Berge zeigen anmutige Partien; nur fehlen ihnen zu wirklicher Schönheit noch die munteren Bäche und plätſchernden Waſſerfälle, welche in heimatlichen Waldgebirgen den Wanderer entzücken.“

„Den 6. Dezember ſetzten wir unſere Reiſe fort und überſchritten den ſogenannten Muirafluß. Trotz des ſtarken Regens der letzten Tage enthielt er noch kein Waſſer. Im Dorfe gleichen Namens ſchlugen wir unſer Nachtlager auf. Ich kam mit wenigen Leuten zuerſt an; da Abdallah ſich unterwegs von mir entfernt hatte, mußte ich die nöthigen Einkäufe allein beſorgen. Lange verhandelte ich vergeblich mit den Leuten: ſie wollten ihr Korn nicht hergeben, bevor ſie den gleichen Werth an Baumwollenzeug in Händen hätten; ich aber konnte ihrem Verlangen nicht entſprechen, weil der Träger, welcher den zum Tauſche geöffneten Baumwollenballen trug, noch nicht angekommen war. Nach vieler Mühe erlangte ich glücklich ſechs Mäßchen Getreide, ſo daß ich wenigſtens den Heißhunger der Beludſchen, als der Hauptſchreier, vor der Hand befriedigen konnte. Eine unerquickliche Nacht beſchloß den feuchten, verdrießlichen Tag; der Regen fiel in Strömen und träufelte an hundert Stellen durch das Dach.“

„Am folgenden Morgen ſetzte ſich Abdallah, wie ſchon mehrmals vorher, der Weiterreiſe entgegen. Alle erdenklichen Vorwände ſuchte er heraus, um mich von der Nothwendigkeit eines längeren Aufenthaltes zu überzeugen, mußte aber endlich doch einſehen, daß ihm ſein Reden Nichts helfe. Der Weg durch das niedrige, verſumpfte Land war langweilig und beſchwerlich, die Luft darüber dumpfig und ſchwül. Gegen vier Uhr Nachmittags erreichten wir Merui, ein großes Dorf, wenn man die einzelnen Hütten zwiſchen ausgedehnten Pflanzungen ſo nennen will. Der größte Theil der Einwohnerſchaft beſteht aus Wagindo, welche ſich dadurch kennzeichnen, daß ſie ſich an Armen und Bruſt bis zum Leibe herab die ſonderbarſten Figuren, wie Männer, Fiſche, Vögel und dergl. einätzen und die vorderen Schneidezähne zur Verſchönerung ihres Geſichtes ſpitz feilen. Eine beſonders darauf eingeübte Klaſſe von Leuten betreibt dieſes einträgliche Verſchönerungsgeſchäft gewerbsmäßig. Auch einzelne Wahiao finden ſich in Merui; ſie unterſcheiden ſich durch ihre glatte, unverzierte Haut, während ſie die Vorderzähne befeilen wie Jene.“

„Wiederum hatte ich dieſelbe Noth, mir Lebensmittel zu verſchaffen. Die Einwohner ſind ſo ſtörrig, daß man kaum mit ihnen handeln kann; zehnmal meſſen ſie das eingetauſchte Zeug nach und verlangen nicht ſelten, noch ehe ſie ihre Waare überhaupt gezeigt oder gebracht haben, den entſprechenden Gegenwerth. Dabei ſtellen ſie wirklich unerhört hohe Preiſe: ſie ſcheinen keinen geringeren Werth als ein Mgono (eine Ellenbogenlänge, etwa vierzehn Zoll rheiniſch) Amerikano zu kennen und verlangen für ein Huhn ſowol als für zwei Eier Daſſelbe (15).“

„Unterwegs waren neun Träger abhanden gekommen. Da ſie auch am anderen Morgen nicht bei Zeiten eintrafen, ſah ich mich genöthigt, noch den 8. Dezember über im Dorfe Merui zu bleiben, ſetzte aber die Abreiſe beſtimmt auf den folgenden Tag feſt. So hatte ich alſo Ruhe, oder vielmehr Unruhe; denn als Abdallah meinen Befehl vernahm, gerieth er außer ſich vor Wut und Aerger. Die Soldaten unterſtützten ihn in ſeiner Widerſpenſtigkeit und murrten dabei fortwährend, daß ſie nicht genug zu eſſen bekämen, obgleich ich ihnen Hühner geſchenkt, Mahogo ſelbſt für ſie eingekauft, kurz, mir alle erdenkliche Mühe gegeben hatte, um ſie zu befriedigen. Glücklicher Weiſe erlegte der eine Beludſche, welcher ſich ſchon früher als guter Schütze erwieſen, ein Stück Wild. Nun gab es wieder einige Stunden lang ein großes Freſſen — anders konnte man das haſtige Verſchlingen und Zerreißen des Fleiſches nicht nennen.“

„Unſer Aufenthalt in Merui verlängerte ſich in höchſt unangenehmer Weiſe. Zuerſt weigerte ſich Abdallah, die Reiſe weiter fortzuſetzen, und entlief, als ich dennoch darauf beſtand, nach Muira. Dann wurde Koralli, wol in Folge des längerwährenden naſſen Wetters, von einem heftigen Fieber ergriffen, deſſen Vorwehen ihn ſchon ſeit Langem nicht zu völligem Wohlbefinden hatten kommen laſſen; jetzt verlor er alle Hoffnung, und vergeblich ſuchte ich ihn damit zu tröſten, daß der endliche Ausbruch des verborgenen Leidens bereits der Anfang der Beſſerung ſei.“

„Auch in Merui erhoben die Beludſchen wiederholt Geſchrei wegen des Eſſens. Zwar hatten ſie am erſten Tage bei dem großen Schlachtfeſte zweimal ſoviel verſchlungen als 45 Träger zuſammen und in Folge deſſen ſich auch theilweiſe ein Unwohlſein zugezogen; trotzdem aber war ihrer Gier noch keineswegs Genüge gethan. Um ſie endlich gefügig zu machen, verſuchte ich, da Güte bisher Nichts geholfen, einmal Strenge, und gab ihnen den folgenden Tag über gar Nichts zu eſſen.“

„Meine Schwarzen hingegen waren luſtig und guter Dinge und tanzten, lachten und ſchrieen, ohne auf den Kranken Rückſicht zu nehmen, den ganzen Tag über. Ihr Tanz gleicht einem Geſellſchaftsſpiele, bei welchem es darauf ankommt, daß jeder der beiden ſich gegenüberſtehenden Tänzer immer denſelben Fuß aufhebt; thut der Eine dies nicht, ſo muß er abtreten, und ein Anderer nimmt ſeine Stelle ein. Das Fußwechſeln geht mit beiſpielloſer Geſchwindigkeit vor ſich: ich konnte den ſchnellen Bewegungen kaum mit den Augen folgen; die Neger hingegen, welche daran gewöhnt ſind, bemerkten jeden Fehler.“

„Bei meinen öfteren Spaziergängen überraſchte mich einmal ein förmlicher Wolkenbruch. Ehe zehn Minuten vergangen, watete ich bis an die Kniee im Waſſer und mußte alle Kräfte aufbieten, um mich gegen die rauſchenden Fluten und den begleitenden Sturm auf den Beinen zu halten. Keine Hütte, unter der ich hätte Zuflucht finden können, fand ſich in der Nähe, und die Bäume, welche allerdings, auch wenn mit dem dichteſten Laube bedeckt, nur geringen Schutz gewährt hätten, waren gänzlich blattlos. Mit vieler Mühe erreichte ich meine Hütte, als das Unwetter ziemlich vorübergegangen. Ich fand, daß das Waſſer im Regenmeſſer in einer Zeit von 34 Minuten die Höhe von 5½ engliſchen Zoll erreicht hatte. Dieſe Regenmenge erſchien mir außerordentlich bedeutend, weil ich früher während eines ſehr ſtarken Gewitterregens binnen 24 Stunden nur 5,1 Zoll, und in Sanſibar, in der Zeit vom 1. Auguſt bis 28. September, ſogar nur 2,9 Zoll Regen gemeſſen hatte."

„Als Koralli's Befinden ſich nach Verlauf von mehreren Tagen noch nicht gebeſſert hatte, entſchloß ich mich, ihn auf einer Kitanda weiter zu befördern. Ein längerer Aufenthalt in Merui erſchien mir bedenklich, weil hier die Beſchaffung der nöthigen Lebensmittel mir große Mühe verurſachte, und insbeſondere, weil zu hoffen war, daß der nächſte Halteort geſunder ſei und dort die Beſſerung des Kranken eher eintreten werde. Uebrigens komme ich allmählich zu der Anſicht, daß es für mich beſſer geweſen wäre, ohne die Begleitung Koralli's zu reiſen, weil mir ſein fortwährendes Unwohlſein viele Sorgen verurſacht. Reiſt man allein und wird ſelbſt krank, je nun, ſo ſteht man in Gottes Hand; ein anderer Kranker dagegen verſetzt Einen fortwährend in Angſt und Noth."

„Am Morgen des 12. Dezember erklärte Koralli, daß er nun weiter reiſen könne und kein Tragbett bedürfe. Sofort ordnete ich den Aufbruch an, gab aber dem Geneſenden meinen Eſel zum Reiten, damit er ſich nicht durch übermäßige Anſtrengung von Neuem ſchade. Es war ein ſchlechter Marſch, von ſechs Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags in unaufhörlichem, heftigen Regen, auf grundloſen Wegen, welche häufig durch kleine, mit Waſſer gefüllte Thäler und Erdſpalten faſt ungangbar gemacht wurden. Durch ein unglückliches Verſehen hatte ich am Morgen ein Paar zu weite Stiefeln angezogen: ſie drückten mir die Füße wund; ich verſuchte nunmehr, barfuß zu gehen, doch meine Schmerzen wurden nicht geringer; zuletzt konnte ich mich kaum mehr weiter ſchleppen. Mit ſchlimmem Kopfweh langte ich in Kiangara an und legte mich nieder, ohne Etwas genoſſen zu haben."

„Ich erholte mich, Gott ſei Dank, bis zum anderen Tage wieder; Koralli aber war bedeutend ſchlimmer geworden, die ſofortige Weiterreiſe mithin unmöglich. Um den fortwährenden Verzögerungen ein Ende zu machen und zugleich dem Kranken die nöthige Ruhe gewähren zu können, ließ ich aus Rohr und Stricken eine Kitanda anfertigen und miethete ſechs Leute, welche den Kranken abwechſelnd darauf tragen ſollten. Ihr täglicher Lohn betrug, außer Beköſtigung, für jeden der Leute ſechs Armlängen Amerikano im Werthe von etwa einem halben Dollar — gewiß ein übertrieben hoher Preis."

„Tags darauf wanderten wir früh acht Uhr weiter. Noch war die Landſchaft eben und einförmig. Wald wechſelte mit ſtark bevölkertem Kulturlande ab. Der übermäßige Waſſerreichthum des Landes verurſachte uns viele Schwierigkeiten. Bereits geſtern hatten wir einen 25 Fuß breiten und gegen zwei Fuß tiefen Fluß, den Kiperele, überſchritten; heute hielten uns der Namitelle und Mihuhu lange auf, namentlich der letztere, deſſen Ufer ſo ſteil waren, daß die Eſel mit Gewalt in das Waſſer hinab geſtoßen und an der anderen Seite wieder empor gezogen werden mußten. Im Uebrigen ging Alles gut; die Träger des Kranken verrichteten ihre Arbeit mit Geſchick, und bei unſerer Ankunft in Nahilala fanden wir freundliche Aufnahme."

„In Kipindimbi, der nächſten Ortſchaft, verweigerte uns der Herr desjenigen Hauſes, in welchem die Führer der Karawane zu übernachten pflegen, hartnäckig ein Unterkommen. Durch halbſtündiges, vergebliches Hin- und Herreden ermüdet, ließ ich meine Zelte aufſpannen und richtete mich darin ein. Sogleich kam der unfreundliche Wirth und ſtellte mir mit höflichen Redensarten ſein Haus für einen viel geringeren Preis, als ich ihm vorher geboten, zur Verfügung. Ich blieb indeß meinem Grundſatze „an dem zuerſt geſprochenen

Worte feſtzuhalten“ getreu, zu nicht geringem Aerger des habſüchtigen Mannes, welcher darauf gerechnet hatte, von dem Mſungu eine theuere Miethe zu erpreſſen.“

„Der Abend bot meinen Leuten eine große Feſtlichkeit. Ein Bänkelſänger kam in das Lager und muſicirte auf einem eigenthümlich geformten Inſtrumente, einem ſauber geſchnitzten, mit acht Saiten bezogenen Kaſten. Die Töne, welche der Mann ſeiner Laute zu entlocken wußte und mit ſeinem Geſange begleitete, klangen durchaus nicht unangenehm. Hierzu führte er zum großen Vergnügen Aller einen Tanz mit unanſtändigen Stellungen und Bewegungen aus. Ich konnte es auf den Geſichtern meiner Träger und Beludſchen leſen, daß ſie den Darſteller für einen großen Künſtler hielten.“

„Auf dem Wege nach Luere, unſerem nächſten Reiſeziele, hatten wir wiederum mehrere Gewäſſer zu überſchreiten: zuerſt ein ſumpfartiges, ſtehendes Waſſer, Kilimatembo genannt, ſpäter den Ruhuhu, einen reißenden Fluß von der Größe des Kiperele. Als die Träger das wildrauſchende, rothe Waſſer des Ruhuhu erblickten, warfen ſie ohne Weiteres ihre Mſigo ab und ſtürzten ſich, ohne auf vorherige Abkühlung Rückſicht zu nehmen, in die Flut, um ſich vom Schmuze der letzten Woche zu reinigen. Man ſollte meinen, daß ein ſolches Bad nach ſtark anſtrengendem Marſche von ſchädlichſter Wirkung auf den erhitzten Körper ſein müſſe, den Schwarzen aber ſcheint es trefflich zu bekommen; denn niemals laſſen ſie eine ſolche Gelegenheit, ſich zu erfriſchen und zu reinigen, unbenutzt vorüber gehen. Umſoweniger vermochten die Eſel ſich mit dem Waſſer zu befreunden; auch hier mußten ſie wieder gewaltſam hindurch geführt werden. Dicht vor Luere galt es noch einen dritten, langſamer ſtrömenden und deshalb ziemlich hellfarbigen Fluß, von gleichem Namen wie die Ortſchaft, zu durchwaten. Luere zählt nur zwei Häuſer, bietet aber Lebensmittel in Menge, namentlich Mehl und Hühner zu billigen Preiſen, und eine Art Erbſen von kleiner, eckiger Geſtalt, an Größe und Geſchmack unſeren Linſen ähnlich (Dſchirokko der Suaheli?).“

„Nunmehr ſchien ſich Alles gut anlaſſen zu wollen. Wir kamen am folgenden Tage zeitig fort; Träger und Beludſchen beläſtigten mich nicht mehr mit Klagen; Koralli fühlte ſich wieder ſo kräftig, daß er aus eigenem Antrieb auf das Tragbett Verzicht leiſtete. Mit Ausnahme weniger Stellen war das Land ſehr ſtark bewohnt und vorzüglich bebaut. Faſt überall hielten die Leute Lebensmittel am Wege feil in einer Fülle und Mannigfaltigkeit, welche uns an die geſegneten Küſtenlandſchaften erinnerte. Man bot uns Ziegen, Hühner, Erbſen, Bohnen, Negerhirſe, ſüße Kartoffeln, Mehl, Zuckerrohr, Mango und Piſtaziennüſſe zum Kaufe an, wenn auch nicht gerade zu billigen Preiſen. Erſchwerten die Leute durch fortwährende betrügeriſche Verſuche den Handel einigermaßen, ſo wußten wir doch unſeren Zweck zu erreichen und ſchwelgten dann im Ueberfluſſe. Nächſten Tages erreichten wir nach Mittag den zwiſchen Bergen und Höhenzügen in einer anmutigen, reichbewäſſerten Landſchaft gelegenen Ort Nangungulu. Ein wol tauſend Fuß hoher Berg, der Lukunde, einige Meilen nordweſtlich von unſerem Lager, nahm durch ſeine auffallende Form meine Aufmerkſamkeit in hohem Grade in Anſpruch: auf der einen Seite ſchräg aufſteigend, fällt er nach der anderen zu faſt ſenkrecht ab, ein mächtiger Trümmerhaufen, gleich einem Denkmale, von Rieſenhänden aus unbehauenen Felsblöcken aufgebaut. Ich beſtieg ihn. Oftmals verzweifelte ich an der Möglichkeit fortzukommen, aber immer wieder fand ſich eine hervorragende Felsecke, welche mir geſtattete weiter zu klimmen, und nach anderthalb Stunden mühſamen Kletterns erreichte ich den Gipfel. Eine weite Ausſicht eröffnete ſich den erſtaunten Blicken. Grotesk und zerriſſen erheben ſich im Süden die Mbaha- und Makundueberge mit ihren zackigen Hörnern und Spitzen, eine Maſſe ungeheuerer Kegel in allen Lagen des Umſturzes, hier nach oben ſpitz zulaufend, dort mit der Spitze im Boden wurzelnd, nicht unähnlich den ſeltſamen Sandſteinbildungen Sachſens und Böhmens.“

„Abdallah bemerkte es mit ſichtlichem Mißvergnügen, daß einige Tage ruhig und angenehm verlaufen waren, und that ſein Möglichſtes, daß es nicht in dieſer Weiſe fortgehe, weigerte ſich auf das Entſchiedenſte, an dem Weitermarſche Theil zu nehmen, gab vor, es wären Träger krank und man müſſe ſich bis zu ihrer Beſſerung hier aufhalten, wollte noch vierzehn ſeiner eigenen Träger erwarten ſowie ſich der großen Karawane unter ſeinen Freunden Salem ben Abdallah und Banafumo anſchließen und meinte endlich, ein Weitergehen ſei ganz unmöglich, weil an dem Niaſſaſee Krieg herrſche. Ich erklärte ihm unwillig, daß ich jedenfalls weiter gehen würde, ſchon um den bisherigen Zeitverluſt einzubringen, da ich für die zurückgelegte Wegſtrecke bereits einundzwanzig Tage, mithin über doppelt ſoviel als Roſcher gebraucht hätte. Wolle er ſeinen Verpflichtungen nicht nachkommen und mich nicht ſelbſt begleiten, ſo ſolle er mir wenigſtens die für mich beſtimmten Träger geben. Abdallah hörte mich nicht und entlief zum zweiten Male. Noch hoffte ich, daß er ſein Unrecht einſehen werde, und ließ ihm beim Weggehen ſagen, daß ich ihn und die Träger in Meſſule erwarten wolle. Anſtatt nachzugeben, ſchickte er mir auf halbem Wege einen Mann nach, welcher mich zur Rückkehr bewegen ſollte, ließ mir heftige Vorwürfe machen, daß ich ihn treulos verlaſſen, und drohte, bei Seid Madjid und Seid Soliman, dem Stadtkommandanten von Sanſibar, Klage über mich führen zu wollen. Trotzdem verſuchte ich nochmals, den Widerſpenſtigen zum Gehorſam zurückzuführen, bot ihm eine Bedenkzeit von vierundzwanzig Stunden an und ſprach die Hoffnung aus, ihn dann in Meſſule zu treffen.“

„Gefolgt von einer geringen Anzahl meiner eigenen Leute und von den lange unſchlüſſigen Soldaten kam ich in Meſſule an und quartirte mich ohne Umſtände in dem beſten Hauſe des Ortes ein, obwol der Beſitzer, der alte Sultahn Djemao, abweſend war. Weit entfernt, mir zu zürnen, beſchenkte mich der freundliche Mann bei ſeiner Heimkunft mit Eiern, Kaſſavewurzeln u. dergl. m., ſtellte mir ſeinen hübſchen, kleinen Sohn vor und änderte auch dann ſein Benehmen nicht, als ich ihm bemerkte, ich könne ſeine Geſchenke nicht erwiedern, weil meine Mſigo noch nicht angekommen ſeien. Weniger gaſtfreundlich zeigten ſich die Bewohner des Dorfes. Sie wucherten mit den im Ueberfluſſe vorhandenen Lebensmitteln, forderten einen gewiſſen Preis, weigerten ſich aber zu verkaufen, wenn ich dieſen zahlen wollte, und ſtellten ihre Forderungen noch höher.“

Die Friſt verſtrich; Abdallah meldete ſich nicht. Der Dſchemmedar rieth mir auf mein Befragen, noch einmal die Hand zur Verſöhnung zu bieten. In Folge deſſen ſchickte ich ihn und Aſſani nach Nangungulu zurück und ließ Abdallah ſagen, ich wolle mich noch einen Tag gedulden, erwarte aber dann beſtimmt, daß er entweder ſich füge, oder wenigſtens die mir zukommenden Träger nicht länger zurückhalte. Die abgeſandten Leute kehrten zurück mit der Botſchaft, daß Abdallah wol bereit ſei, nach Meſſule zu kommen, aber allein und ohne Träger; er müſſe unbedingt auf die große Karawane warten. Darauf kündigte ich ihm an, daß ich morgen nach Nangungulu zurückkehren, dann aber, wenn er ſich nicht anders entſchlöſſe, ungeſäumt nach Sanſibar aufbrechen würde, um mich bei Seid Madjid über den Vertragsbruch zu beklagen. Eine andere Entſchließung war nicht möglich, wollte ich nicht, bei der Unzuverläſſigkeit meiner zwanzig Soldaten, ganz in die Gewalt der täglich näher kommenden, aus über 1500 Mann beſtehenden, großen Karawane gerathen und mich dem Schickſale Roſchers ausſetzen.“

„Als ich am 20. Dezember gegen Mittag wieder in Nangungulu anlangte, hatte Abdallah ſich bereits entfernt und hinterlaſſen, daß er, falls ich nach Kiloa zurückkehren wolle, den Trägern geſtatte, mich zu begleiten. Er ließ ſich nicht mehr vor mir ſehen, obſchon er noch in der Nähe weilte, vielleicht, weil er fürchtete, daß ich ihn feſthalten werde. Er mochte nicht ganz Unrecht haben; denn, hätte ich ihn in meine Gewalt bekommen, ſo würde ich ihn ſicherlich nicht leichten Kaufes wieder losgelaſſen haben.“

„Unter ſolchen Umſtänden mußte mir Alles daran liegen, ſo ſchnell als möglich, und zwar noch vor Abdallah, nach Kiloa zurückzukommen, um Klage bei dem Wali zu führen und auf Beſtrafung des Schuldigen zu dringen, ehe der Verräther Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen vermochte. Somit beſchloß ich längere Tagereiſen zu machen und von der drittnächſten Station Kiangara an einen kürzeren, nicht ſo weit nach Norden abbiegenden Weg einzuſchlagen.“

„Am Morgen des 21. Dezembers gelangte ich zeitig zum Aufbruche. Während des Marſches ging Alles viel beſſer und ruhiger als unter Abdallahs Leitung. Ein einziger Beludſche verſuchte, ſeinen Willen zur Geltung zu bringen; er wollte, anſtatt mit mir zurückzukehren, ſich der zu erwartenden großen Karawane anſchließen, weil er ſich an meiner Reiſe nur aus dem Grunde betheiligt hätte, um für ſeine Rechnung zu handeln und Sklaven zu kaufen. Genau genommen hätte es mir nur angenehm ſein können, den widerſpenſtigen Menſchen los zu werden; der Ordnung halber hielt ich es jedoch für beſſer, in durchgreifender Weiſe zu handeln. Ich befahl dem Dſchemmedar, Jenem ſeine Sklaven und die Waaren, mit denen er Handel treiben wollte, wegzunehmen und ihn, nöthigenfalls gebunden, weiterzuführen. Dies wirkte; der Rebell entſchloß ſich, mir nachzugeben, und fortan kam kein Fall des Ungehorſams mehr vor.“

„Wir kamen zeitig nach Luere. Diesmal lernte ich die andere Hütte kennen, weil der Beſitzer derjenigen, welche mich das erſte Mal beherbergte, mich von der Thüre wies. Ich vergnügte mich Nachmittags mit der Jagd auf wilde Tauben und Abends an einer Muſikaufführung der Einwohner. Das hierzu verwendete Inſtrument war von anderer Art als die früher geſehenen, übertraf an Einfachheit ſogar die an der Küſte üblichen: es war ein „Monochord“, eine einſaitige Geige, beſtehend aus einem kleinen Bogen ähnlich denen, welche zum Schießen gebraucht werden, und aus einem in der Mitte deſſelben angebrachten Flaſchenkürbiſſe, dem Reſonanzboden; ein naſſer Strohhalm diente als Fiedelbogen. Durch Verkürzung der Saite mit dem Finger wußte der Künſtler dem ſonderbaren Geräth eine immerhin überraſchende Mannigfaltigkeit von Tönen zu entlocken.“

„Nach Mitternacht weckte mich ein Geräuſch in der Nähe der Hütte; ich trat ins Freie und ſah einen Neger vorſichtig um die Wohnung ſchleichen, offenbar in der Abſicht zu ſtehlen. Als ich ihn anhielt und nach ſeinem Begehren fragte, erwiederte er ohne jegliche Verlegenheit, er ſei gekommen, mir ein Huhn zu verkaufen. Mit dieſer lächerlichen Entſchuldigung mußte ich mich begnügen, hielt es aber, nachdem der Strolch davon gegangen, doch für gerathen, den übrigen Theil der Nacht auf meiner Hut zu ſein, um die Gelegenheit zu gewinnreicheren Geſchäften abzuſchneiden. Trotzalledem fehlte uns am anderen Morgen ein Trägergewehr; das vergebliche Suchen darnach verurſachte viel Lärm und langen Aufenthalt.“

„Der Ruhuhufluß wurde heut an einer anderen Stelle überſchritten; ſein felſiges Bett enthielt etwa ebenſoviel Waſſer als vor acht Tagen. An ſeinem Ufer trafen wir eine Menge Leute Salem ben Abdallahs; ſie ſagten, daß er und Banafumo Kiloa noch nicht verlaſſen hätten. Wir übernachteten in dem ſtark bevölkerten Landſtriche Naſſoro, welcher mitten zwiſchen unſern früheren Stationen Nahilala und Kipindimbi liegt. Obgleich der Marſch kaum ſechs Stunden gewährt hatte, waren doch viele von den Abdallah gehörigen Trägern mit ihren Mſigos abhanden gekommen. Dies hinderte mich aber nicht, am anderen Morgen weiter zu gehen. Ueberall wimmelte es von Leuten, welche die große Karawane erwarteten; in Kiangara, wo wir über Nacht blieben, hatten ſie bereits unſer früheres Haus beſetzt, ſodaß ich auch hier in einem anderen herbergen mußte.“

„Folgenden Tag trafen wir wiederum Hunderte von Salem ben Abdallahs Leuten und endlich ihn ſelbſt. Er war höchlich verwundert, mich auf dem Rückwege zu finden und erbot ſich, an Abdallah ben Saids Stelle bei mir einzutreten, drang jedoch nicht weiter in mich, als ich ablehnend antwortete. Mit großer Freundlichkeit gab er mir Empfehlungsbriefe für die Rückreiſe, ſchenkte mir auch, da wir Mangel an Allem litten, eine Ziege. Die von mir nach Lebensmitteln ausgeſchickten Leute kehrten mit nur wenig Korn u. dgl. zurück und erzählten, daß alle Bewohner geflohen ſeien, weil in der Nähe ein Kampf zwiſchen den Wagindo und Wagao ſtattfände. Bei aufmerkſamen Horchen konnten wir in der That ein entferntes Schießen vernehmen.“

„Es war der 24. Dezember, alſo der Weihnachtsabend — für mich ein trauriges Feſt mit unangenehmen Erinnerungen, düſteren Ausſichten und einem Wetter wie es dazu paßte! Ich gedachte der Heimat, bereitete zur Feier des Tages ein Glas Grog und leerte es auf künftige, beſſere Zeiten. Auch die beiden Weihnachtsfeiertage boten wenig Erfreuliches. Wir wurden abwechſelnd vom Regen durchweicht und von der Sonne verſengt und fanden, kamen wir Abends ermüdet am Halteplatze an, nicht einmal ein geeignetes Unterkommen, oft nicht genügende Nahrung; denn meine Träger kamen zum Theil erſt nach mir an, hatten mich auch zum Theil verlaſſen, und Niemand wollte mir Etwas auf Borg geben.“

„So hatten wir bis zum 28. des Monats täglich ein gutes Stück Weges zurückgelegt und waren durch ſtark bevölkerte Landſtriche bis Namguira gelangt. Der Ortsvorſteher, für welchen mir Abdallah ben Salem einen Empfehlungsbrief gegeben, nahm uns freundlich auf und verſorgte uns ſogleich mit nöthigen Lebensmitteln. Doch bereits am anderen Tage, als er merkte, daß ich ſeine Gaſtfreundſchaft etwas länger in Anſpruch nehmen würde, änderte ſich ſein Benehmen. Koralli wurde nämlich wieder vom Fieber befallen, und ſein Zuſtand geſtaltete ſich ſo bedenklich, daß er unmöglich gehen konnte; auch Dſchemmedar Molluk erkrankte. Ich beſchloß, meinen Gaſtfreund keinen Tag länger zu beläſtigen und die Reiſe fortzuſetzen, koſte es, was es wolle. Um Koralli, wie früher, auf einer Tragbahre fortzuſchaffen zu können, bat ich meinen Wirth, mir acht Leute zu vermiethen, welche dieſelbe tragen ſollten. Er forderte das Zehnfache des üblichen Preiſes, verlangte, als ich zur Vermeidung längeren Aufenthaltes einwilligte, Vorausbezahlung und zwar in baarem Gelde, „weil er augenblicklich keinen Bedarf für Waaren habe“. Der ſchlaue Spitzbube wußte wohl, daß ich nur Waaren zu bieten hatte, und benutzte dieſen Umſtand geſchickt, um ſeine Forderungen noch um die Hälfte zu erhöhen. Ohne Weiteres brach ich die Verhandlung ab und nahm ſie auch dann, als er mir mäßigere Bedingungen bot, nicht wieder auf, ſondern ließ meine beiden Kranken mit einer Anzahl von Beludſchen und Trägern zurück, verſah ſie mit ſoviel Waaren als nöthig, um Nahrung für eine Woche zu kaufen, und eilte noch am ſelben Abende weiter. Während man ſich zum Aufbruche rüſtete, durchſtreifte ich die Umgegend und erbeutete in kurzer Zeit gegen dreißig Tauben, eine köſtliche Mahlzeit für die Kranken und für mich.“

„Anfangs koſtete es einige Mühe, die Träger im Gange zu erhalten; dann aber gingen wir einige Stunden lang, bis nach Mitternacht, ſtetig fort. Plötzlich ſtieß einer der Beludſchen einen fürchterlichen Schrei aus, warf ſich zu Boden und ſagte unter ſchmerzlichem Wehklagen, daß ihn eine Schlange gebiſſen. Ich unterſuchte ihn genauer und entdeckte in der That an ſeiner Ferſe zwei kleine Wunden, welche einen und einen halben Zoll von einander entfernt waren, mithin von einem beträchtlich großen Thiere verurſacht ſein mußten. Wahrſcheinlich war es von dem Beludſchen getreten worden und ſogleich nach dem Biſſe in das hohe Gras verſchwunden; wenigſtens hatte keiner meiner Begleiter, den Verwundeten nicht ausgeſchloſſen, etwas Kriechendes geſehen. Der Träger der Arzeneikiſte befand ſich wol eine Viertelſtunde hinter mir; ich konnte alſo in der Schnelligkeit der Wirkung des etwanigen Giftes nicht anders vorbeugen, als indem ich die Wunde mit meinem ſtumpfen Taſchenmeſſer ausſchnitt. Der Beludſche ſchrie mörderlich und wehrte ſich mit Händen und Füßen; ich ließ ihn von vier Leuten halten, ſchnitt ruhig weiter und brannte zuletzt, der

Vorſicht halber, die Wunde noch mit einer der ſtets brennenden Lunten der Soldaten aus. Hierauf umſchnürte ich das Bein oberhalb der Wade ſo feſt als möglich mit meinem Taſchentuche, um die zu erwartende Geſchwulſt vom Knie abzuhalten, lud den Kranken auf einen Eſel und brachte ihn nach einigen in der Nähe befindlichen Hütten. Die inzwiſchen angekommenen Träger ließ ich weiter marſchiren, weil der Gebiſſene in Ohnmacht gefallen war, und ich ihm noch etwas Ruhe gönnen wollte. Nach einer halben Stunde folgte ich auf einem höchſt beſchwerlichen Wege nach; breite Erdriſſe und ſteil abfallende Ufer zahlreicher, trockener Flußbetten machten es nöthig, daß der Kranke fortwährend vom Eſel herabgenommen und wieder aufgeladen wurde, weil das Thier ihn nicht bergauf zu tragen vermochte. Alle dieſe Mühſeligkeiten lagen allein auf mir: die Genoſſen des Beludſchen weigerten ſich beharrlich, „dem Vergifteten“ und „dem Tode Verfallenen“, wie ſie ſich ausdrückten, hilfreiche Hand zu leiſten, forderten mich ſogar zu wiederholten Malen auf, ihn im Stiche zu laſſen, damit wenigſtens wir raſcher fortkämen. So ermüdet ich auch war, und ſoviel mir daran lag, möglichſt ſchnell nach Kiloa zu gelangen: den Unglücklichen hilflos in der Einöde zurückzulaſſen, konnte ich mich nicht entſchließen; ich hätte mich meiner Geſittung ſchämen müſſen, hätte ich nicht mehr Barmherzigkeit gezeigt als jene Mahammedaner. Ich ſtrengte alſo alle meine Kräfte an, trug den Kranken ſelbſt an den beſchwerlichſten Wegſtrecken und kam endlich um drei Uhr Nachmittags an dem vorher beſtimmten Halteplatze Kunguruha an.“

„Hier fand ich keinen meiner Träger vor; ſie waren ſämmtlich nach Mukapunda gelaufen. Obſchon aller Hilfsmittel beraubt, hoffte ich doch noch, daß mir die Einwohner des Dorfes mit Nahrung aushelfen und zu meinem Weiterkommen behilflich ſein würden, weil einige von ihnen mich in dem nur anderthalb Tagereiſen entfernten Kiloa geſehen hatten: ich täuſchte mich — nicht die geringſte Kleinigkeit erhielt ich ohne Bezahlung, auch nicht auf das Verſprechen hin, die Gefälligen nach meiner Rückkehr in die Stadt reichlich zu belohnen. Sie hätten mich ſicherlich abgewieſen, ſelbſt wenn ich Haus für Haus vor den Thüren gebettelt hätte: ihr Europäer- oder Chriſtenhaß übertraf ihre Habgier! Eine mitleidige Seele fand ſich aber doch — die junge Frau des gerade abweſenden Häuptlings. Sie brachte mir einige Mangofrüchte zum Geſchenk und wollte mich auch mit etwas Milch erquicken, wurde jedoch hieran verhindert. Endlich gelang es mir, für mein Taſchentuch und mein vorletztes Hemd ein wenig Korn zu kaufen, und ſpäter half mir mein treues Gewehr, welches mir ſo oft in Verlegenheiten gute Dienſte geleiſtet, zu einer ſchmackhaften Zukoſt: ich erlegte beim Umherſtreifen etwa ein Dutzend Tauben.“

„Früh fünf Uhr, am 31. Dezember, verließen wir den ungaſtlichen Ort. Wir kamen langſam von der Stelle, weil der kranke Beludſche, deſſen Beine ſtark geſchwollen waren, fortwährend von zwei Leuten auf dem Eſel feſtgehalten werden mußte. Erſt gegen Mittag erreichten wir ein unbedeutendes Dorf, Namens Lungu, in welchem ſich ein großes Geweſe eines der Angeſehenen von Kiloa befindet. Auch hier verweigerte man uns jegliche Gaſtfreundſchaft unter dem Vorgeben, daß in der Abweſenheit des Herrn der Schamba Nichts verabreicht werden dürfe. Mein Gaumen war wie ausgedorrt nach dem anſtrengenden Marſche durch die heiße Ebene; das Trinkwaſſer war ſchlecht und ſalzig, aber vergeblich bat ich die Leute, mich mit einigen der in Menge vorhandenen und faſt werthloſen Kokosnüſſe zu erquicken. Ich ſah mich genöthigt, eine Liſt anzuwenden, um meinen brennenden Durſt zu befriedigen. Um die Argwöhniſchen ſicher zu machen, erlegte ich vorläufig einige kleine, auf den Palmen ſitzende Vögel; dann feuerte ich mit der Büchſe nach den Früchten, war auch glücklich genug, einige derſelben herabzuſchießen. Die Leute geberdeten ſich wie raſend vor Wut, zumal, als ich ihnen verſicherte, daß ich die Nüſſe nur aus Verſehen getroffen hätte, wagten aber nicht, mir meine Beute ſtreitig zu machen; ich würde dieſe auch unter keiner Bedingung ausgeliefert haben.“

„Als die ſtärkſte Sonnenhitze vorüber, wanderten wir noch vier Stunden weiter nach einer anderen Schamba. Wie wenn ſich Alles wider uns verſchworen hätte, gewährte man uns auch hier kein Obdach, ſchlug uns im Gegentheile, wenn wir beſcheiden klopften, die Thüre vor der Naſe zu. Wir zündeten alſo im Freien ein Feuer an, ſtreckten uns auf der Erde nieder und gedachten ſanft in das neue Jahr hineinzuſchlafen, in dem frohen Bewußtſein, morgen wieder in Kiloa zu ſein und dort von unſeren Anſtrengungen ausruhen zu können. Da weckte uns gegen neun Uhr ein heftiger Regenſchauer und durchweichte uns in wenigen Minuten bis auf die Haut. Unter ſolchen Umſtänden war an Schlafen nicht zu denken; wir ſetzten unſern Marſch fort und erreichten gegen vier Uhr Morgens am 1. Januar 1861 die erſten Häuſer der Stadt.“

„Alles ſchlief noch, als wir durch die Straßen zogen. Unſer altes Haus fanden wir bereits wieder beſetzt. Da ich nicht die mindeſte Luſt hatte, auch in Kiloa die Nacht wieder im Freien zuzubringen, befahl ich meinen Leuten, an den Thüren des Wali, des Zolleinnehmers, des Kadi und anderer öffentlicher Perſonen ſo lange zu lärmen, bis die hohen Herren aufſtänden und ſich zu mir begäben. Bereits nach einer halben Stunde waren die Väter der Stadt verſammelt, in hohem Grade erſtaunt und betreten, mich ſchon nach vierzigtägiger Reiſe wieder ankommen zu ſehen, und völlig unbekannt mit den Ereigniſſen, welche meine Rückreiſe herbeigeführt. Zehn Minuten ſpäter war mein Haus von ſeinen jetzigen Inſaſſen geräumt, und ſchon gegen Mittag befanden ſich acht Leute mit Reis, Mangos und anderen Erfriſchungen beladen auf dem Wege, um Koralli und die bei ihm Zurückgebliebenen abzuholen; ebenſo war ein Bote nach Kiloa Kibendſche gegangen, Abderrahman zu mir zu beſcheiden.“

„Die würdigen Alten waren ungemein begierig, meine Erlebniſſe und die Urſache des Mißlingens meiner Reiſe ausführlich zu vernehmen, doch vertröſtete ich ſie auf morgen — ich war ermüdet und wollte mir vor Allem Ruhe gönnen. Zur Vermeidung jeglicher Störung ſchloß ich die Hausthüre und ſchlief von zwei Uhr Nachmittags bis ſieben Uhr am anderen Morgen. Beim Erwachen fühlte ich mich ziemlich geſtärkt, aber hungrig wie noch nie; hatte ich doch während der letzten vier Tage ſehr ſchlecht gelebt und auch geſtern noch vor Aufregung Nichts zu eſſen vermocht!“

„Den ganzen Tag über drängten ſich die Beſucher in meinem Hauſe, um etwas Näheres zu erfahren. Ohne mich auf Einzelheiten einzulaſſen, erzählte ich nur ganz im Allgemeinen, Abdallahs Benehmen ſei ſo ſchlecht geweſen, daß ich, auch wenn er nicht entlaufen wäre, nach Kiloa hätte zurückkehren müſſen, um auf ſeine Beſtrafung zu dringen. Selbſt Dieſes äußerte ich erſt, nachdem mir der Statthalter und der Zolleinnehmer noch einmal den mit Abdallah ben Said eingegangenen Vertrag vor Zeugen vorgeleſen hatten; denn ich befürchtete, man möchte ſpäter, die Bedingungen deſſelben anders zu deuten oder gar abzuleugnen verſuchen. Dem Wali ſtellte ich die Nothwendigkeit vor, entſcheidende Schritte in meiner Angelegenheit zu thun, ſchrieb dann noch am ſelbigen Tage an den hanſeatiſchen und an den engliſchen Konſul in Sanſibar, benachrichtete ſie von dem gehabten Mißgeſchick und bat, bei Seid Madjid die Beſtrafung des wortbrüchigen Führers und Erſatz für meine Verluſte auszuwirken.“

„Unangenehme Tage waren es, welche ich nun verlebte. Es fehlte Alles. Ich hatte kein Kochgeſchirr, keine Bücher, kein Papier zum Schreiben, keine Arzeneien und würde ſogar mit meinem zerlumpten und beſchmuzten Anzuge in größte Verlegenheit gerathen ſein, hätte ich nicht zufällig einige Kleidungsſtücke zurückgelaſſen gehabt. Dazu kam die Sorge um Korallis Schickſal und der Aerger über die Saumſeligkeit der Aelteſten der Stadt, denen ſich ſchon am Tage nach meiner Ankunft Abderrahman zugeſellt hatte. Sie weinten heuchleriſche Thränen über mein Unglück, fanden ſich aber nicht zum Handeln bewogen, ſondern vertröſteten mich nur immerdar auf die in Kurzem zu erwartende Antwort des Sultahns.“

„Zu meiner großen Beruhigung kehrte am 5. Januar Koralli zurück, außerordentlich ſchwach zwar, doch frei von Fieber. Der Dſchemmedar war gleichfalls wieder geneſen; dieſe Nachricht aber ließ mich, ſoviel Mühe mir auch der Mann verurſacht hatte, ziemlich kalt, da ſämmtliche Beludſchen meine Theilnahme verſcherzt hatten.“

„Um der Ungewißheit meiner Lage ein Ende zu machen, ſandte ich in der Nacht deſſelben Tages einen meiner Leute nach Mukapunda. Er ſollte auskundſchaften ob mein Gepäck noch nicht angekommen. Der Mann kam zurück und berichtete, es fehlten nur noch wenige Mſigo, dagegen wäre Abdallah noch nicht angelangt. Nun forderte ich die Häupter der Stadt nochmals auf, mir ſchleunigſt mein Gepäck zu verſchaffen; denn ich war müde, Mangel zu leiden, während einige Stunden von mir mein Ueberfluß geſichert lag. Als ſie mich immer wieder durch Verſprechungen und ausweichende Antworten hinzuhalten ſuchten, erklärte ich, daß ich mir mein Eigenthum ſelbſt zu verſchaffen wiſſen würde. Ich gab den Beludſchen Befehl, ſich zum Aufbruche bereit zu machen, verſah ſie mit Pulver und Blei und wies ſie an, ohne Weiteres auf alle Leute Abdallah ben Saids zu ſchießen, wenn dieſe ſich hindernd in den Weg ſtellen ſollten, und ſich keinesfalls auf Verhandlungen einzulaſſen.“

„Da erſchien der Wali in Begleitung Abderrahmans und des Kadi; Einer wie der Andere beſchwor mich zu bleiben, und, wie ſie ſich kindlich ausdrückten, nicht böſes Blut zu machen; mit der Zeit werde noch Alles in Ordnung kommen; ich ſolle Nichts von meinen Sachen verlieren. Sie ſahen aber bald, daß meine Geduld jetzt zu Ende, und daß all ihr Reden Nichts half; Abderrahman erbot ſich daher, an meiner Stelle nach der Schamba zu gehen und das Gepäck nach der Stadt bringen zu laſſen. Nach zwei Tagen kehrte er auch wirklich zurück, brachte jedoch leider die Mſigo nicht in mein Haus, ſondern ließ ſie übernacht bei dem mir befreundeten Banian Dungurſi liegen und zeigte mir erſt am anderen Morgen, als Abdallahs Leute ſich bereits wieder entfernt, ſeine Ankunft an, wahrſcheinlich, weil er befürchtete, daß ich mich ihrer bemächtigen werde, um ein Unterpfand für den zu leiſtenden Schadenerſatz zu haben.“

„Bei dem Unterſuchen meiner Sachen fand ich, daß man faſt jedes Mſigo geöffnet und geplündert hatte. Bei einigen fehlten über vierzig Ellen Zeuges, bei anderen zehn Pfund Pulver, bei wieder anderen Lebensmittel; einige Gepäckſtücke, ſowie ſämmtliche, den Trägern gelieferte Gewehre waren gänzlich verſchwunden: ich war jedoch froh, wieder im Beſitze des Nothwendigſten und vor Allem meiner Arzeneikiſte zu ſein, welche ich in dieſen Tagen, als das afrikaniſche Feſtland begann, ſeinen Tribut zu fordern, ſchwer vermißt. Noch in der erſten Zeit nach meiner Rückkunft hatte ich mich, zu meiner Verwunderung, wohl gefühlt, denn ich hatte erwartet, daß ſich die Folgen der übermäßigen Anſtrengung ſchneller geltend machen müßten; demnach hatte ich gehofft, daß mein ſtarker Körper diesmal die Gefahr überwinden könne. Ich täuſchte mich ſchmerzlich: als die erſte Aufregung vorüber war, ſtellte ſich ein heftiges Fieber ein — nicht ein gewöhnliches Fieber (16), wie ich es ſchon in Sanſibar gehabt welches einige Stunden andauert und dann ſich erſt am zweiten Tage wieder zeigt, ſondern ein Fieber der gefährlichſten Art, welches Tag und Nacht andauerte und mir zu wiederholten Malen das Bewußtſein raubte. Es währte mehrere Tage, ehe ich wenigſtens wieder einzelne freie Stunden hatte; dann lag mir begreiflicher Weiſe Alles daran, ſobald als möglich aus dieſer Fieberhöhle fortzukommen. Aber erſt nach vielen Bemühungen gelang es mir, eine Dau zur Reiſe nach Sanſibar zu miethen. Ich mußte an Bord des Fahrzeugs getragen werden; denn ich war ſo ſchwach, daß ich in Ohnmacht fiel, ſobald ich zu ſtehen verſuchte. Acht Tage langweiliger Fahrt brachten uns nach Sanſibar. Hier genas ich unter Behandlung des trefflichen, dem engliſchen Konſulate beigegebenen Dr. Froſt, freilich langſam genug: es verging beinah ein Monat, ehe ich mich wieder mit einiger Sicherheit bewegen konnte; auch mein früher ſo vortreffliches Geſicht ſtellte ſich nur ganz allmählich wieder ein, noch nach Wochen wurde mir bei der geringſten leiblichen und geiſtigen Anſtrengung ſchwarz vor den Augen, und fortwährende Schwindelanfälle verhinderten mich, etwas Ernſtliches zu unternehmen.“

Neunter Abſchnitt.

Rückblicke und Ergebniſſe.

Roſchers Schickſale. — Abdallahs Handlungsweiſe. — Kurzarmige Gerechtigkeit. — Ausſichten für künftige Reiſende. — Stand unſerer bisherigen Kenntniß. — Der Niaſſaſee. — Ergebniſſe der Decken'ſchen Unternehmung: Bodenbeſchaffenheit und Gewäſſer, Vorkommen von Thieren, Ackerbau und Sklavenhandel.

Ehe wir das Gebiet des Niaſſaſee verlaſſen und uns dem Inneren der Suaheliküſte, dem eigentlichen Entdeckungsgebiete von der Deckens, zuwenden, wollen wir verſuchen, in einem kurzen Rückblicke einiges Licht über die dunklen Urſachen zu verbreiten, welche das Mißlingen dieſer zweiten „Niaſſareiſe" zur Folge hatten. Hierbei wird es nicht ohne Nutzen ſein, ſich der Schickſale Roſchers zu erinnern, wie ſie ſich aus den Berichten ſeines den Mördern entronnenen Dieners Raſchidi ergeben.

Nach der Rückkehr von einer ergebnißreichen Küſtenwanderung (17) reiſte Roſcher Ende Auguſt 1860 von Kiloa aus nach dem Inneren ab. Er nahm nur zwei Diener mit ſich, beſagten Raſchidi und deſſen Bruder Omar, außerdem neunzehn Leute zum Tragen ſeiner Waaren. Während der ganzen Reiſe, welche etwa drei Monate in Anſpruch nahm, litt er faſt ununterbrochen an Unwohlſein, gegen Ende derſelben ſogar in ſolchem Maße, daß er ſich auf einer Kitanda tragen laſſen mußte; über ſchlechte Behandlung von Seiten Salem ben Abdallahs ſoll er jedoch nicht zu klagen gehabt haben, im Gegentheil immer reichlich mit Lebensmitteln und Erfriſchungen verſorgt worden ſein. Bei den letzten Märſchen eilte er der großen Karawane etwas voraus und kam, in Begleitung des ihm freundlich geſinnten Wahiao-Sultahns Kingomanga, welcher in dem Dorfe Mamemba dreieinhalb Tagereiſen vom See entfernt wohnt, mehrere Tage vor Salem in Nuſewa am Niaſſaſee an. Hier wurde er von dem Sultahn Makaua nicht nur mit großen Ehrenbezeigungen empfangen, ſondern auch während der ganzen Dauer ſeines Aufenthaltes (gegen drei Monate lang) auf das Beſte behandelt und gepflegt. Es fehlte ihm an Nichts: die Leute brachten ihm Reis, Milch, Fleiſch, Geflügel und Fiſche, und als der wandernde Stamm der Mafiti das Land umher unſicher machte und Nuſewa ſelbſt anzugreifen drohte, fand er Aufnahme und Schutz im Hauſe des Sultahns. Nach der Abreiſe Salem ben Abdallahs und der großen Karawane blieb Roſcher allein mit ſeinen beiden Dienern zurück. Er hatte die Hälfte ſeiner Waaren in der Nähe des Fluſſes Ruvuma zurückgelaſſen, welcher unterwegs überſchritten werden mußte, und Salem beauftragt, ihm dieſe zuzuſchicken, wartete aber lange Zeit vergeblich, ſodaß er ſich endlich entſchloß, ſelbſt nach dem Ruvuma zu gehen, um in Beſitz ſeiner Habſeligkeiten zu gelangen. Seine Mittel ſcheinen nicht beträchtlich geweſen zu ſein; denn bei der Abreiſe der Karawane hatte er in einem Briefe die Herren O'Swald u. Co.

in Sanſibar dringend gebeten, ihm ſobald als möglich neue Waaren zu ſchicken, da er außerdem zu überſchneller Rückkehr genöthigt ſein oder in Verlegenheit gerathen würde — eine Bitte, welcher genannte Herren auf das Bereitwilligſte und Schnellſte durch Abſendung von vierundzwanzig belaſteten Trägern entſprachen.

Roſcher begab ſich am 17. März 1860, vier Tage nach Abgang jener Sendung, in Geſellſchaft ſeiner Diener und zweier Laſtträger von Nuſewa aus auf die Reiſe, gelangte unter dem Schutze von einigen Leuten des Sultahns Makaua glücklich bis an die Grenze des Gebietes von Nuſewa, wo ihn die Eingeborenen wieder verließen, und erreichte am Mittage des dritten Tages Kiſunguni. Ohne Bedenken leiſtete er der Einladung des dortigen Sultahns Makokota, in ſeinem Hauſe zu wohnen, Folge. Nachdem er ein ſchnell bereitetes Mahl genoſſen, ſtreckte er ſich im Inneren der Hütte zur Ruhe nieder; ſeine Diener legten ſich als Wache vor die Thür. Nach einiger Zeit bemerkt Raſchidi, daß vier Männer vorſichtig auf allen Vieren an das Haus herankriechen, geht hinein, weckt ſeinen Herrn und berichtet ihm das verdächtige Beginnen Jener; Roſcher beruhigt ihn aber und ſchickt ihn zum Waſſerholen an einen Fluß in einiger Entfernung vom Dorfe. Auf dem Rückwege hört Raſchidi ſeinen Bruder ſchon von Weitem rufen, er ſolle eilen, weil ſie angegriffen würden, und bemerkt in der That vor dem Hauſe eine Schar bewaffneter Eingeborener, an ihrer Spitze den verrätheriſchen Makokota. Sie ſtrecken Omar durch einen Pfeilſchuß nieder, nähern ſich der Thür, in welcher Roſcher ſoeben erſcheint, verwunden auch dieſen mit Geſchoſſen an der Bruſt und am Halſe und dringen hierauf in die Hütte, um ſich ſeiner Waaren zu bemächtigen. Jetzt kommen Einige auch auf den entſetzten Zeugen der Schandthat zu, verfolgen ihn mit Pfeilſchüſſen, verletzen ihn jedoch nur leicht am Finger: da entläuft Raſchidi ſo ſchnell er kann und verbirgt ſich in einem Mahogofelde.

Als es dunkel geworden und die Leute ſämmtlich ſich entfernt hatten, kehrte Raſchidi nach dem Hauſe zurück. Hier lagen völlig leblos die beiden von Pfeilen Getroffenen, an derſelben Stelle, wo ſie gefallen. Sie waren nicht geplündert worden; wenigſtens hatte man Roſcher ſeiner Kleider nicht beraubt. Um zu ſehen, was weiter geſchehen möchte, verbarg ſich Raſchidi in der Nähe. Gegen Mitternacht kamen mehrere Männer herbei, hoben die Leichen auf und trugen ſie hinweg. Am Morgen kehrte der dem Tode entronnene Diener nach Nuſewa zurück und meldete dem Sultahn das Geſchehene.

Makaua zeigte ſich äußerſt betroffen, ſandte aber ſofort zu Kingomanga, in deſſen Gebiete das Dorf Kiſunguni liegt, um ihn zur Ergreifung der Mörder zu veranlaſſen. Kingomanga ſchickte fünf Krieger aus; dieſe nahmen auch den Mörder, in deſſen Händen ſie eine Drehpiſtole des Reiſenden fanden, gefangen, ließen ihn aber wieder frei, weil viele Bewohner des Dorfes ihrem Häuptlinge zu Hilfe kamen. Hierauf erſchien Kingomanga ſelbſt mit fünfzig Mann und erlangte von den Einwohnern, obgleich dieſe ſich anfangs zur Wehre ſtellen wollten, die Auslieferung von vier als Mörder Roſchers bezeichneten Männern: zwei von ihnen, darunter Makokota, den Beſitzer des Hauſes, erkannte Raſchidi als Betheiligte; von den beiden übrigen aber ſagte er aus, daß ſie einem anderen Dorfe angehörten. Die Gefangenen wurden nach Mamemba, dem Dorfe Kingomangas gebracht, wohin auch Raſchidi kam, nachdem er von dem freundlichen Makaua mit Leuten verſehen und dadurch in Stand geſetzt worden war, die in Nuſewa zurückgelaſſenen Habſeligkeiten Roſchers nach Sanſibar zu bringen. Inzwiſchen waren auch die Träger mit der Nachſendung der Herren O'Swald in Mamemba eingetroffen; ſie kehrten mit den Anderen auf dem gewöhnlichen Wege über den Ruvuma nach Kiloa und von da nach Sanſibar zurück. Unter den geretteten Sachen befanden ſich leider Roſchers Tagebuch und andere Aufzeichnungen nicht; ſie waren nach der Ermordung weggenommen worden und konnten ſpäter nicht wieder erlangt werden. Mit den Gefangenen wurde ſchneller Prozeß gemacht: zwei von ihnen, welche Raſchidi als Schuldige bezeichnete, erlitten noch vor Deckens Abreiſe die Todesſtrafe; die anderen wurden, wenn wir uns recht entſinnen, nach ihrer Heimat zurückgeſchickt.

Die engliſche Regierung, unter deren Schutze der vom Könige von Bayern empfohlene und unterſtützte Roſcher reiſte, glaubte Makaua und Kingomanga für ihre guten Dienſte belohnen zu müſſen und übergab Herrn von der Decken mit rühmenswerther Freigebigkeit ein Paar geſtickte Röcke als Geſchenk für die beiden Häuptlinge und Briefe, in denen ſie ihnen Dank für ihr Benehmen ſagte. Dieſe wohlangebrachten Zeichen der Anerkennung ſind jedenfalls mit einer ſpäteren Gelegenheit an ihre Adreſſe gelangt. —

Bei ſeiner Abreiſe von Kiloa war Decken wol mit den Erlebniſſen Roſchers bekannt, ſtand jedoch den aufregenden Ereigniſſen allzu nahe, um die verſchiedenen Berichte, welche nach Sanſibar gekommen waren, ruhig prüfen und das Wahrſcheinliche von dem Zweifelhaften trennen zu können. Er hatte dem Gerede Glauben geſchenkt, daß Salem ben Abdallah den jungen Reiſenden ſchlecht behandelt, ihn, den Kranken und Hilfloſen, in ſeinem Bette den ſengenden Sonnenſtralen ausgeſetzt habe, um einige für ihn werthvolle Gegenſtände, namentlich ein Gewehr, zu erpreſſen, und, als er ſeinen Zweck nicht erreichte, ſich immer unfreundlicher gezeigt habe. Gegenwärtig finden wir Dies allerdings unwahrſcheinlich: hätte Salem doch leicht jenes Gewehr mit Gewalt nehmen können, wenn überhaupt der Beſitz eines Gegenſtandes von höchſtens vierzig Thaler Werth den reichen Araber zu ſolcher Grauſamkeit zu veranlaſſen vermochte — eine Annahme, welche auch durch Raſchidis Ausſagen durchaus bekräftigt wird. Decken glaubte das Schlimmere, fühlte ſich dadurch zur äußerſten Vorſicht veranlaßt, vermied es ängſtlich, ſich wieder in Abhängigkeit von einer großen Karawane und deren habſüchtigem Führer zu begeben, bildete ſich ſeine eigene kleine Reiſegeſellſchaft unter Abdallah ben Said und reiſte mehrere Wochen vor Jenen ab.

Anfangs gab das Benehmen ſeines Führers keinen Grund zu Mißtrauen. Zwar führte Abdallah den Reiſenden nicht auf geradem Wege, ſich entſchuldigend, daß dort zur Zeit kein Waſſer zu finden ſei; indeſſen konnte Dies recht gut möglich ſein: mußte er doch die Verhältniſſe beſſer kennen als der Fremde. Bald aber begann Abdallahs Widerſetzlichkeit. Aus verſchiedenen Gründen wünſchte er, was Decken gerade zu vermeiden ſuchte, ſich der großen Karawane anzuſchließen; jedenfalls dachte er mit dem des Ortes und der Verhältniſſe unkundigen Mſungu leichtes Spiel zu haben. Seine Ränke und Winkelzüge zeigten ſich der Feſtigkeit und Thatkraft Deckens gegenüber machtlos. Er mußte ſich in ſeinem Stolze tief verletzt fühlen, daß er, der reiche Schambabeſitzer, der angeſehene Kaufmann und Gebieter über Hunderte von Sklaven, von dem Willen des unbekannten und ganz in ſeine Hände gegebenen Fremdlings abhängig ſein, und gehorchen ſollte, wo er zu leiten gedachte. Dieſes bittere Gefühl konnte ihn leicht vergeſſen laſſen, daß er durch Annahme der im Vertrage feſtgeſetzten fünfhundert Thaler gebunden und verpflichtet war, den Anordnungen des Weißen Folge zu leiſten. Er begann nun das Vorwärtskommen auf jede ihm mögliche Weiſe zu hemmen, um durch Liſt zu erreichen, wozu er in der That weder Macht noch Recht beſaß: er ſorgte nicht für den Bedarf an Lebensmitteln, reizte wahrſcheinlich ſelbſt die Beludſchen zu ihrem ſtörriſchen Gebaren auf und verſuchte endlich, durch offene Widerſetzlichkeit den Mſungu zur Nachgiebigkeit zu zwingen — aber ohne allen Erfolg. Abdallah löſte alſo das ihm unerträglich dünkende Verhältniß, entlief und ließ ſich weder durch Bitten noch Drohungen zur Rückkehr bewegen. Hierdurch geriethen die Träger des Reiſenden, größtentheils Sklaven Abdallahs, in üble Stellung: konnte man es ihnen verdenken, daß ſie ihrem Brodherrn, in deſſen Hand ihr Schickſal ſtand, bei welchem ſie ihr Leben lang auszuharren hatten, mehr folgten als dem Fremden, deſſen Abſichten ſie nicht begriffen und mit dem ſie ſich kaum zu verſtändigen vermochten? Einzig auf die geringe Anzahl ſeiner eigenen Leute angewieſen, durfte Decken nicht an Fortſetzung der Reiſe denken; gewöhnt, ſich in das Unvermeidliche zu fügen, ſtrebte er ſchnell dem neuen Ziele Kiloa zu und ließ ſich, wie es nach dem früher Geſagten nicht anders möglich, ſelbſt durch Abdallah ben Salems Anerbietungen nicht aufhalten.

Begreiflicher Weiſe war es der lebhafteſte Wunſch des Reiſenden, den Urheber ſeines Mißgeſchickes ſtreng beſtraft zu ſehen, Erſatz für die bezahlten Summen ſowie Entſchädigung für den Raub an ſeinen Waaren zu erlangen. Er begab ſich alſo, da er in Kiloa Nichts erreichte, in Eile nach Sanſibar, um den Sultahn zu nachdrücklicher Handhabung der Gerechtigkeit zu veranlaſſen. Auch dieſe Bemühungen waren vergeblich, ſei es nun, daß Seid Madjid keine Macht beſaß, den angeſehenen Araber, deſſen Gut eine Tagereiſe von dem Fort zu Kiloa entfernt lag, zu beſtrafen, ſei es, daß es ihm an gutem Willen dazu fehlte, zumal ſeine Anſichten über dieſen Rechtsfall vermutlich weit von denen des Europäers abwichen. In ſeinem Zorne über das erlittene Unrecht, und reizbar in Folge der kaum überwundenen, ſchweren Krankheit, ließ Decken nach langem Hin- und Herreden dem Sultahn ſagen, er würde, wenn er von ihm Gerechtigkeit und Genugthuung nicht erlangen könne, ſich ſelbſt zum Richter aufwerfen, nach Kiloa zurückgehen und nicht eher ruhen, bis er Abdallah ben Said gefangen hätte, ihn dann gefeſſelt nach Sanſibar bringen und zum abſchreckenden Beiſpiele am höchſten Baume in der Umgebung der Stadt aufknüpfen. Es blieb bei dieſer Drohung, da Decken, als er wieder wohler wurde, einſehen mochte, daß ſolches Verhalten ihm Schaden für ſeine ſpäteren Reiſen bringen mußte; wäre er hingegen, von ſeinem erſten Mißgeſchicke abgeſchreckt, nach Europa zurückgekehrt, ſo würde er unzweifelhaft ſein Wort wahr gemacht und dadurch künftigen Reiſenden einen weſentlichen Dienſt geleiſtet haben. Ohne Eindruck ſcheint übrigens dieſer Vorfall nicht am Sultahn vorübergegangen zu ſein; wenigſtens waren die Empfehlungsbriefe, welche er dem Mſungu auf ſeine nächſte Reiſe mitgab, ganz anderer Art als die früheren und verſchafften ihm einen ausgezeichneten Empfang; doch mag auch ſein, daß Seid Madjid ſich aus Theilnahme für den ſo ſchwer von Unglück und Krankheit Getroffenen zu ſolcher Empfehlung beſtimmen ließ.

Zweimal iſt es alſo deutſchen Forſchern mißglückt, die ſchon von Alters her berühmte Karawanenſtraße von Kiloa nach dem Niaſſaſee zu erforſchen und Kunde von dem Oſtufer dieſes langgeſtreckten Seebeckens zu erlangen. Sollen wir deshalb an der Möglichkeit des Gelingens einer ſpäteren Reiſe verzweifeln?

Wir glauben dieſe Frage verneinen zu müſſen. Wie wir aus Deckens und Roſchers Berichten erſehen, war es durchaus nicht die Feindſeligkeit der Bewohner des Inneren, welche die Reiſen beider Männer vereitelte. Roſchers Ermordung iſt der Habgier eines Einzelnen zuzuſchreiben, und unſerem Reiſenden wurden eigentliche Schwierigkeiten nur durch das Widerſtreben und die Eiferſucht der Küſtenaraber bereitet. Letztere bieten begreiflicher Weiſe Alles auf, um neue Reiſen zu erſchweren oder zu vereiteln, weil ſie den wiſſenſchaftlichen Zweck des europäiſchen Reiſenden nicht zu begreifen vermögen, vielmehr fürchten, daß ihnen der Mſungu unter der Maske der Neugierde ihren einträglichen Zwiſchenhandel verderben werde.

Hätte Decken damals noch eine zweite Reiſe auf derſelben Straße verſucht, ſo würde er vorausſichtlich keinen beſſeren Erfolg gehabt haben, weil durch ſein Mißgeſchick ſeine eigene Zuverſicht herabgeſtimmt, der Mut der ungünſtig Geſinnten aber erhöht worden, und die böſen Gerüchte, welche Abdallah zu ſeiner Entſchuldigung verbreitet haben mochte, noch in vollem Umlauf waren. Spätere Reiſende, welche von den Erfahrungen ihrer unglücklichen Vorgänger Nutzen ziehen, werden ſicherlich ohne beträchtliche Schwierigkeiten den nur ſechs Längengrade von der Küſte entfernten See erreichen und uns genauere Nachrichten von ſeinen reichen Geſtaden verſchaffen: der Beweis iſt in neueſter Zeit von Livingſtone (18) geliefert worden. Bis die genaueren Berichte über dieſe Reiſe in die Oeffentlichkeit gedrungen ſein werden, beſchränkt ſich unſere Kenntniß vom Niaſſaſee auf Das, was Livingſtone in früheren Jahren von dem Süd- und Weſtufer des Sees erforſcht hat, für die öſtliche Straße aber auf Deckens Berichte. Die Portugieſen, obwol ſie das Küſtengebiet in der Breite des Niaſſaſees in Anſpruch nehmen und ſeit Jahrhunderten beſitzen, verdanken wir kaum eine Erweiterung unſerer Kenntniſſe; ſie haben in einer engherzigen, aufgeklärter Nationen unwürdigen Weiſe verheimlicht und gefälſcht was ſie wußten, und durch den Sklavenhandel, welchen ſie ſelbſt betrieben und förderten, das Gedeihen des Landes und die Entwickelung ſeiner Bewohner für lange Zeiten gehemmt.

Um das Ziel, welches Decken vergeblich zu erreichen beſtrebt war, wenigſtens einigermaßen in ſeiner Wichtigkeit zu kennzeichnen und ſomit gleichſam eine Grundlage für die Darſtellung der von der Deckenſchen Ergebniſſe zu erlangen, müſſen wir aus den Erzählungen Livingſtones ſchöpfen. Der berühmte Miſſionär und Reiſende erreichte am 16. September 1859 dem See an ſeinem Südende, alſo zwei Monate vor Roſcher, welcher am 19. Novbr. 1859 in Nuſewa ankam. Der Niaſſa oder Niandſcha Mkuba (großer See) iſt ein unüberſehbarer See mit prächtig tiefblauem Waſſer wie das offene Weltmeer und wird von Stürmen durchtoſt, welche den dort wütenden Nichts nachgeben; man könnte ihm nach ſeinem Entdecker den Namen „See der Stürme“ geben. Von den über dreitauſend Fuß erhabenen Hochlanden brauſen die Winde, ohne daß der Schiffer es vorher ahnt, auf die nur 1300 Fuß über dem Meeresſpiegel gelegene Seefläche herab: Boote und Schiffe, welche von ſolchem Unwetter überraſcht werden, dürfen ſich als verloren betrachten, weil ein Ankern in der Mitte des Sees wegen der beträchtlichen Waſſertiefe (bis hundert Klaftern) unthunlich, und das Herannahen an die brandende Küſte verderbenbringend iſt. Trotzdem wird der große See, welcher ſich in ſüdnördlicher Richtung, in Geſtalt einem Fiſche nicht unähnlich, über zweihundert Meilen erſtreckt und eine Breite bis zu fünfzig Meilen beſitzt, von Hunderten und aber Hunderten großer und kleiner Baumkähne, den Booten der Fiſcher, belebt, und neuerdings haben unternehmende Araber ſogar große Fahrzeuge von Art der an der Küſte üblichen auf ihm flott gemacht. Doch was nützt dieſer Verkehr, da, ſoweit man die Geſtade des Waſſers kennt, insbeſondere auf dem Oſtufer deſſelben, faſt allerorts Unſicherheit, Raub, Mord, oder mit Einem, der Sklavenhandel herrſcht, hervorgerufen und befördert von den Jüngern Chriſti und Mahammeds? An glücklicheren Stellen, wo weder Sklavenhändler noch räuberiſche Nachbarſtämme hingedrungen, gewahrt der Reiſende eine Fülle des Segens, welche ihn entzückt nach dem Elende, welches er vorher geſehen — aber wie lange wird es dauern, bis der böſe Feind auch hier ſeine Opfer ſucht?

Livingſtone erzählt, daß er nirgends in Afrika eine dichtere Bevölkerung geſehen, als an gewiſſen Küſtenſtrecken des Niaſſa. Dörfer grenzen hier an Dörfer, das offene Land iſt entweder mit Feldfrüchten beſtellt oder dient zahlreichen Viehheerden als Weideplatz, das Waſſer ſelbſt nährt durch ſeinen Fiſchreichthum Tauſende von Menſchen, und die Berge bieten vortreffliches Eiſen, welches in kunſtreicher Weiſe verarbeitet wird. Wo die Waniaſſa ſo durch das Wohngebiet begünſtigt werden, ſind ſie ehrlich, freigebig und höflich und fallen dem Reiſenden nicht durch zudringliches Betteln oder durch unverſchämte Zollforderungen, ſondern höchſtens durch eine leicht erklärliche Neugierde läſtig. Ganz daſſelbe hat Roſcher am Nordoſtende des Sees erfahren (die geographiſche Lage von Nuſewa iſt nicht genau bekannt): er fand die gaſtfreundlichſte Aufnahme bei Leuten, welche nie vorher einen Europäer geſehen, und traf Ueberfluß an Allem, was zum Leben nöthig, ſo daß er begeiſtert ausrief: „Ein ſchöneres Land als das am Niaſſa kenne ich nicht!“

Es führen mehrere Straßen von Oſten her nach dem großen See; die wichtigſte und belebteſte iſt diejenige, welche Decken von Kiloa aus betrat. Sie berührt etwa halbwegs den nördlich vom Kap Delgado mündenden Fluß Ruvuma, von welchem die

Eingeborenen ſagen, daß er oder wenigſtens einer ſeiner Arme im See ſeinen Urſprung habe, und erreicht das Waſſer bei Ngombo (d. i. Fährſtelle) Nuſewa. Solcher die beiden Ufer verbindenden Ngombo gibt es mehrere; einige von ihnen, vorzüglich die an breiteren Stellen gelegenen, führen an Inſeln vorüber, welche als Halteplatz und Zufluchtsort bei der langen Fahrt dienen.

Vom Nordende des Sees weiß man wenig mehr, als daß es etwas nördlich vom elften Grade ſüdlicher Breite liegt. Durch Livingſtone, welcher es auf ſeiner letzten Reiſe erreichte, werden wir Näheres erfahren, namentlich auch darüber, ob die Ausſage der Leute, daß zwiſchen dem Niaſſa- und dem Tanganikaſee eine Verbindung beſtehe, auf Wahrheit beruht. Im Süden gabelt ſich der See: der weſtliche Arm bildet einen vortrefflichen Hafen, der öſtliche ſendet einen ſtark fließenden Fluß, den Schire, dem Sambeſi zu. Von Weſten her münden fünf Gewäſſer in den Niaſſa, doch hält ihre Waſſermenge nicht einmal dem Abfluſſe durch den Schire, geſchweige denn der beträchtlichen Verdunſtung das Gleichgewicht; falls alſo die öſtlichen Gelände ihn nicht ſpeiſen, wird er hauptſächlich durch die Regengüſſe gefüllt. Dieſe müſſen allerdings ſehr beträchtlich ſein; denn aus untrüglichen Zeichen an den Uferfelſen kann man deutlich ſehen, daß nach der Regenzeit das Waſſer drei Fuß höher ſteht als gewöhnlich. Wegen ſeiner geſchützten Lage in einem Bergkeſſel und wegen ſeiner großen Waſſertiefe zeigt der Niaſſaſee eine ſehr gleichmäßige Temperatur, etwa 18° R.; frühmorgens, oder wenn kalte Winde aus den umgebenden Hochlanden herabwehen, ſteigen dichte Nebel aus ihm auf — ein gewiß nicht unbedeutendes Hinderniß der Schiffahrt. Livingſtone durchforſchte das Gebiet des Niaſſa vom 2. September bis 27. Oktober 1861 zu Waſſer und zu Lande und erreichte 11° 20′ ſüdlicher Breite.

Deckens Beobachtungen beziehen ſich zwar nur auf eine etwa 150 Seemeilen lange Strecke, ſind auch wegen der kurzen Dauer der Reiſe und wegen der mannigfachen Schwierigkeiten derſelben nicht ſehr ausführlich, aber von großer Wichtigkeit, weil ſie die ganze Summe unſerer Kenntniß von dieſem Theile des Binnenlandes ausmachen. Wir ſtellen die Ergebniſſe derſelben, welche ſich in dem Tagebuche hier und da zerſtreut finden, in nachfolgender Ueberſicht zuſammen. Unſer Reiſender war verſehen mit Allem, was zur Ausrüſtung einer derartigen Unternehmung gehört; er beſaß Sextanten und künſtlichen Horizont, Siedethermometer (19), Regenmeſſer, Pedometer (20) u. dgl. m.; aber was ihm fehlte, das war Zeit und Ruhe; er konnte bei einer ſo aufreibenden, mit ſovielen Widerwärtigkeiten verbundenen Reiſe nicht alle Beobachtungen in ſo ausgedehnter Weiſe vornehmen, wie er Dies urſprünglich beabſichtigt hatte. Dennoch legte er ſeine Route durch aſtronomiſche Längen- und Breitenbeſtimmungen (21), und die zwiſchen den Hauptpunkten liegenden Strecken durch Aufzeichnung der Wegerichtung und durch Pedometermeſſungen feſt: er erzielte hierdurch eine Uebereinſtimmung auf fünf bis ſechs Meilen, welche den Erdkundigen in hohem Grade befriedigen muß, da der Fehler einer aſtronomiſchen Längenbeſtimmung allein ebenſoviel betragen kann. An jedem Halteplatze beſtimmte er die Anſteigung des Bodens aus der Abnahme des Luftdruckes, und zwar nach der Wärme des ſiedenden Waſſers, welche bekanntermaßen genau dem jedesmaligen Barometerſtande entſpricht. Zum Sammeln von Gegenſtänden der Naturgeſchichte kam er nicht, weil er von der Sorge für den Lebensunterhalt u. A. m. allzu ſehr in Anſpruch genommen wurde; die Naturgeſchichte iſt mithin das durch dieſe Reiſe am wenigſten bereicherte Gebiet.

Von Kiloa nach dem Inneren zu ſteigt der Boden ſtetig; ſchon Mukapunda, die Schamba Abdallahs, liegt 509 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Der Weg dahin führt durch ein mit niedrigen Hügelketten durchzogenes Land, in welchem zahlreiche Schambas der Küſtenbewohner liegen. Zwiſchen der zweiten Station Mnaſi und zwiſchen Nahigongo nimmt die Bodenerhebung nur um etwa 150 Fuß zu. Auch hier zeigen ſich noch einzelne

Bergketten oder Landrücken, dagegen führt der Weg nicht mehr durch ſteppenartige Ebene, ſondern durch ausgedehnten Wald, welcher größtentheils aus Akazien mit ſechs bis neun Zoll dicken Stämmen beſteht, überragt von einzelnen, hohen Platanen. Schlingpflanzen zwiſchen Bäumen und Büſchen erſchweren das Vorwärtsdringen, und die zahlreichen Dornen der Akazien beläſtigen die barfüßigen Eingeborenen; um den Weg zu verbeſſern, hat man an den meiſten Stellen rechts und links davon den Wald durch Feuer zerſtört.

Jenſeit Nahigongo ſteigt das Land wieder ſtärker als vorher, bleibt aber immer noch ziemlich flach und einförmig. Erſt bei der 1300 Fuß hoch gelegenen Ortſchaft Nangungulu beginnt ein gebirgiges Land von eigenthümlicher Bildung. Anhäufungen von Baſaltblöcken treten auf, bald zu kleineren Gruppen vereinigt, bald hohe Berge darſtellend, alle von ſonderbarer, zackiger und zerriſſener Form. Vermutlich nimmt die Bodenerhebung bis nach dem Niaſſaſee hin ſtetig zu wenigſtens ſchätzt Roſcher den Rand des Hochlandes, welches jäh nach dem Waſſer zu abfällt, auf dreitauſend Fuß Höhe; Genaueres iſt uns nicht bekannt.

Ebenſo iſt uns ein Einblick in die Verhältniſſe der fließenden Waſſer verſagt; wir erfahren nur, daß alle Gewäſſer des durchwanderten Landſtriches ſich nach Süden und Oſten wenden. In den letzten Tagen des Marſches war der Waſſerreichthum ein ſehr beträchtlicher; außer den kleinen Bächen, welche täglich in großer Anzahl überſchritten wurden, hemmten auch größere Flüſſe, wie der Kiperele und der Ruhuhu, öfters den Marſch. Keiner iſt ſchiffbar; der größte von ihnen, der Ruhuhu, würde, ſeines überaus felſigen Bettes wegen, nicht einmal mit Baumkähnen befahren werden können. Die Leute behaupten, der Ruhuhu münde mit dem beträchtlicheren Runkuru vereint in einen der großen Flüſſe im Süden; dies könnte nur der Ruvuma ſein: Decken iſt jedoch der Anſicht, daß der Runkuru ſüdlich von Kiloa Kiſſiwani unmittelbar in das Meer fließt. Beim Beginne der Reiſe zeigte ſich das Waſſer außerordentlich ſpärlich, die meiſten Quellen und Brunnen waren vertrocknet, ebenſo auch die Flußbetten, von denen, nach den Berichten der Leute, nur der Mavujifluß das ganze Jahr über Waſſer enthalten ſoll. Dieſe Waſſerarmut darf nicht allein aus dem langen Ausbleiben des Regens erklärt werden, ſondern wird jedenfalls mit durch die einförmige Bodenbildung bedingt.

Auffälliger Weiſe wurde verhältnißmäßig wenig Wild geſehen, ſei es nun, daß die lebhafte Karawanenſtraße von den Thieren gemieden wird, oder daß der ſtarke Anbau des Landes ſie nach entlegenen Gegenden vertreibt; in größerer Entfernung von den Wohnungen der Menſchen werden ſicherlich auch die der afrikaniſchen Wildniß eigenthümlichen Thiere, Elephanten und Nashörner, Zebra, Girafen und Strauße in Menge zu finden ſein. Nur einige Male wurden anſehnliche Antilopen erlegt, welche Decken als Kuh- oder Elenn-Antilopen bezeichnet; von kleineren Säugern wird ein eichkatzenähnliches Thier und ein anderes, in der Geſtalt zwiſchen Ratte und Eichhörnchen ſtehend, erwähnt. Unter den Vögeln fällt vorzüglich die Häufigkeit der Tauben auf; außer dieſen berichtet der Reiſende nur von einem Papagei und einigen Nachtſchwalben, welch' letztere ihm in den Bergen bei Nahigongo aufgefallen waren. Als Hausthiere halten die Eingeborenen Hühner, Ziegen, Schafe und Kühe; Eſel ſind ihnen unbekannt und erregen überall das größte Aufſehen.

Wo Waſſermangel Dem nicht entgegenſtand, war der Anbau des Landes in blühendem Zuſtande; beſonders die letzten Stationen zeichneten ſich durch eine wunderbare Fruchtbarkeit aus. Lebensmittel, namentlich Mahogo und Mtama, waren im Ueberfluſſe vorhanden.

Wie in ganz Afrika hatten ſich auch hier die Eingeborenen vorzugsweiſe in der Nähe der Berge angeſiedelt — eine ſehr erklärliche Liebhaberei, denn die Berge gewähren Schutz gegen Ueberfälle und liefern das unentbehrliche Waſſer in Menge. Aber auch die offene Ebene war nicht unbewohnt; es fanden ſich öfters mitten im Walde einzelne Lichtungen mit ausgedehnten Ortſchaften, nicht eigentliche Dörfer in unſerem Sinne, aber weithin ſich erſtreckende Pflanzungen und Hütten: in der waſſerreichen Landſchaft jenſeit des Ruhuhufluſſes führte der Weg bisweilen ſogar eine bis zwei Stunden lang zwiſchen Hütten und Feldern hin.

Wenn trotz des Ueberfluſſes Lebensmittel nur mit Schwierigkeiten zu haben waren, ſo rührte Dies vielleicht weniger von angeborener Böswilligkeit der Einwohner her, als von einer Verſchlechterung der Sitten, wie man ſie überall an großen Karawanenſtraßen findet, wo halbgebildete Völker mit ſolchen noch nicht von der Kultur berührten verkehren — möglicher Weiſe aber wurden die Verkäufer auch zur Zurückhaltung veranlaßt durch die Erwartung, in Kurzem noch beſſere Preiſe von der herannahenden großen Karawane erzielen zu können. Im Allgemeinen hatte Decken weniger über die Ungaſtlichkeit der Bewohner des Inneren zu klagen, als über die alle Vorſtellungen überſchreitende Hartherzigkeit der verderbten Araber an der Küſte.

Bei beſchleunigten Märſchen, welche nur ab und zu einen Aufenthalt von längſtens einigen Tagen gewähren, kann man begreiflicher Weiſe von Sitten und Weſen der Leute wenig kennen lernen, zumal bei Tage die Hütten verlaſſen ſind, weil die Bewohner auf dem Felde arbeiten; dennoch hatte Decken bisweilen Gelegenheit, intereſſante Züge und Eigenthümlichkeiten zu belauſchen. Sehr bemerkenswerth erſcheint die Befähigung der Eingeborenen für Muſik: in dieſem Punkte müſſen ſie, nach dem oben Geſagten, ziemlich hoch geſtellt werden, da ihre, wenn auch einfachen Inſtrumente, diejenigen der Küſtenbewohner bei Weitem übertreffen. In ganz beſonderem Grade verdient der geſellſchaftliche Zuſtand der Wagindo und Wagao, welche vorzugsweiſe dieſe Gegend bewohnen, hervorgehoben zu werden: ſie verkaufen keine Sklaven, ſelbſt für die höchſten Preiſe nicht. Unſer Reiſender hatte an der Küſte vernommen, daß dieſer Theil Oſtafrikas die meiſten Sklaven liefere. Der ausgezeichnete Anbau des Bodens machte ihm dies ſchon von vornherein unwahrſcheinlich; um ſich jedoch Gewißheit zu verſchaffen, ließ er durch einen ſeiner Leute für einen achtjährigen Knaben, welcher in Sanſibar höchſtens acht bis zehn Dollars, alſo im Sklavengebiete kaum zwei gekoſtet haben würde, die ungeheuere Summe von fünfzig Dollars bieten: umſonſt, man verkaufte den Knaben nicht. Die Sklavenbeſitzer behandeln ihre Leute, welche im Hauſe dienen oder auf dem Felde arbeiten, faſt ausnahmslos gut; denn der Ackerbau nimmt viele Kräfte in Anſpruch, und tüchtige Arbeiter ſind ſelten. Aus eben demſelben Grunde verhandeln ſie auch ihr Eigenthum nicht, weil ihnen der Sklavenhändler niemals einen Preis zu bieten im Stande iſt, welcher dem Werthe der Arbeit Jener entſpricht. Die größte Anzahl der Sklaven, welche Kiloa ausführt, kommt von den ſüdlicher wohnenden Wabiſa und Wahiao; ſelbſtverſtändlich kann bei ihnen der Anbau des Bodens nur höchſt unvollkommen ſein.

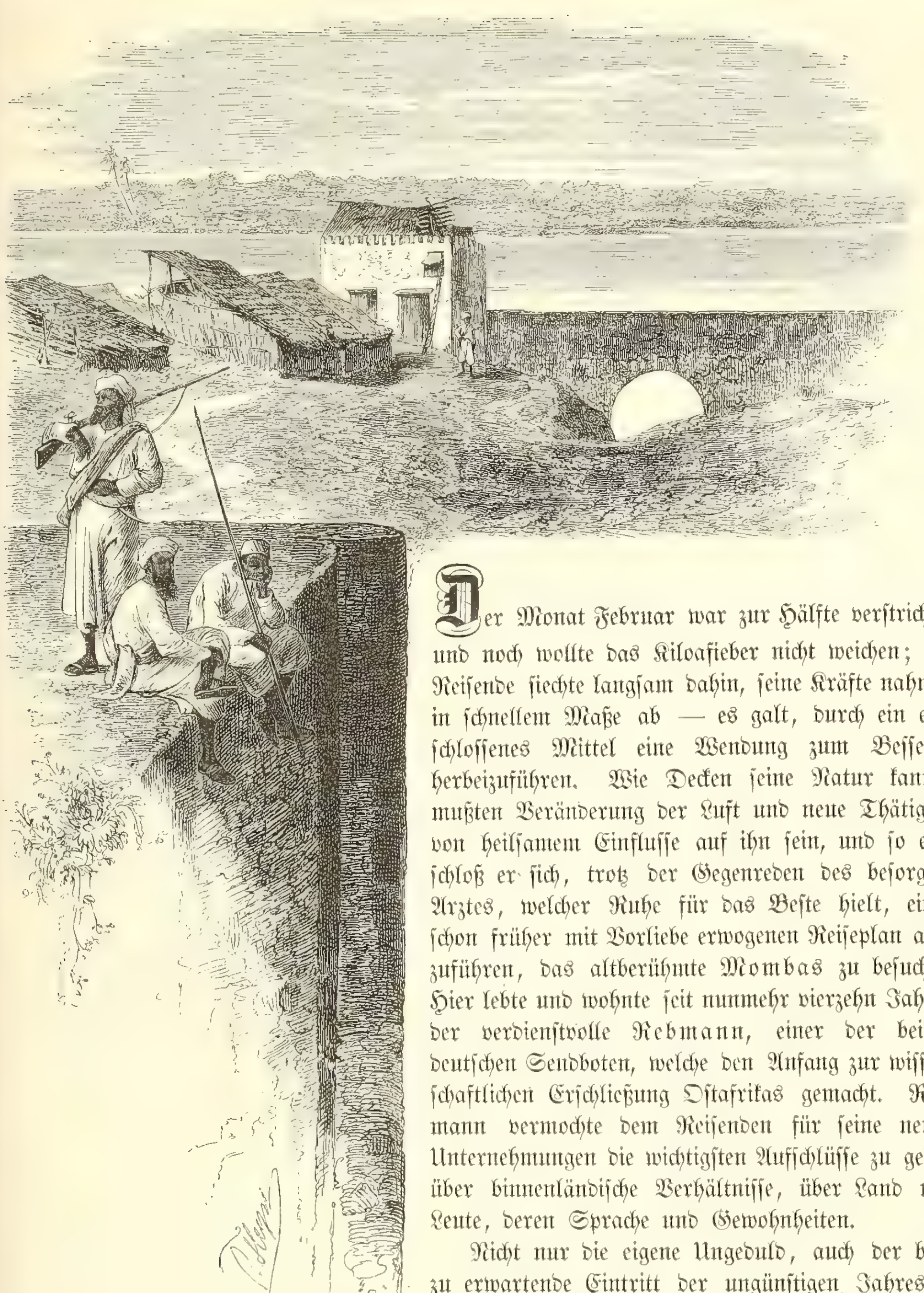
Man ſieht hieraus, das beſte Mittel, den Menſchenhandel mit der Wurzel auszurotten, iſt das, den Ackerbau zu heben. Niemand, der Sklaven ſelbſt nothwendig braucht, wird ſie verkaufen können, oder wenigſtens nur zu Preiſen, bei denen der Abnehmer nicht mehr ſeine Rechnung findet. So lange aber der Vortheil der Käufer ſowie der Verkäufer für ſolch' elenden Schacher ſpricht, wird man ſich vergeblich bemühen, durch Kriegsſchiffe das Uebel zu tilgen; man wird höchſtens erreichen, daß die Sklavenhändler ihre Waare mit mehr Vorſicht, zugleich aber auch mit mehr Grauſamkeit bis auf den Verkaufsplatz bringen und dort, zur Entſchädigung für die ausgeſtandenen Sorgen und Gefahren, einen umſo höheren Preis verlangen.

Kilimandſcharo.

Zehnter Abſchnitt.

Mombas.

Sanſibars Nordweſt-Küſte. — Erſter Eindruck von Mombas. Lage. Geſchichte. — Verſchiedenartige Pflanzenwelt: Kigelia, Dumpalme, Affenbrodbaum. — Thierleben: Webervogel, Schmarotzermilan, Zwergantilope, Stachelſchwein. — Die erſten Anſiedler. Wamwita und Wakilindini. — Die Herrſchaft ſonſt und jetzt. — Die Stadt Mombas. — Die Ruinen der Inſel. — Beſuch beim Kommandanten und im Inneren der Feſtung.



Der Monat Februar war zur Hälfte verſtrichen, und noch wollte das Kiloafieber nicht weichen; der Reiſende ſiechte langſam dahin, ſeine Kräfte nahmen in ſchnellem Maße ab — es galt, durch ein entſchloſſenes Mittel eine Wendung zum Beſſeren herbeizuführen. Wie Decken ſeine Natur kannte, mußten Veränderung der Luft und neue Thätigkeit von heilſamem Einfluſſe auf ihn ſein, und ſo entſchloß er ſich, trotz der Gegenreden des beſorgten Arztes, welcher Ruhe für das Beſte hielt, einen ſchon früher mit Vorliebe erwogenen Reiſeplan auszuführen, das altberühmte Mombas zu beſuchen. Hier lebte und wohnte ſeit nunmehr vierzehn Jahren der verdienſtvolle Rebmann, einer der beiden deutſchen Sendboten, welche den Anfang zur wiſſenſchaftlichen Erſchließung Oſtafrikas gemacht. Rebmann vermochte dem Reiſenden für ſeine neuen Unternehmungen die wichtigſten Aufſchlüſſe zu geben über binnenländiſche Verhältniſſe, über Land und Leute, deren Sprache und Gewohnheiten.

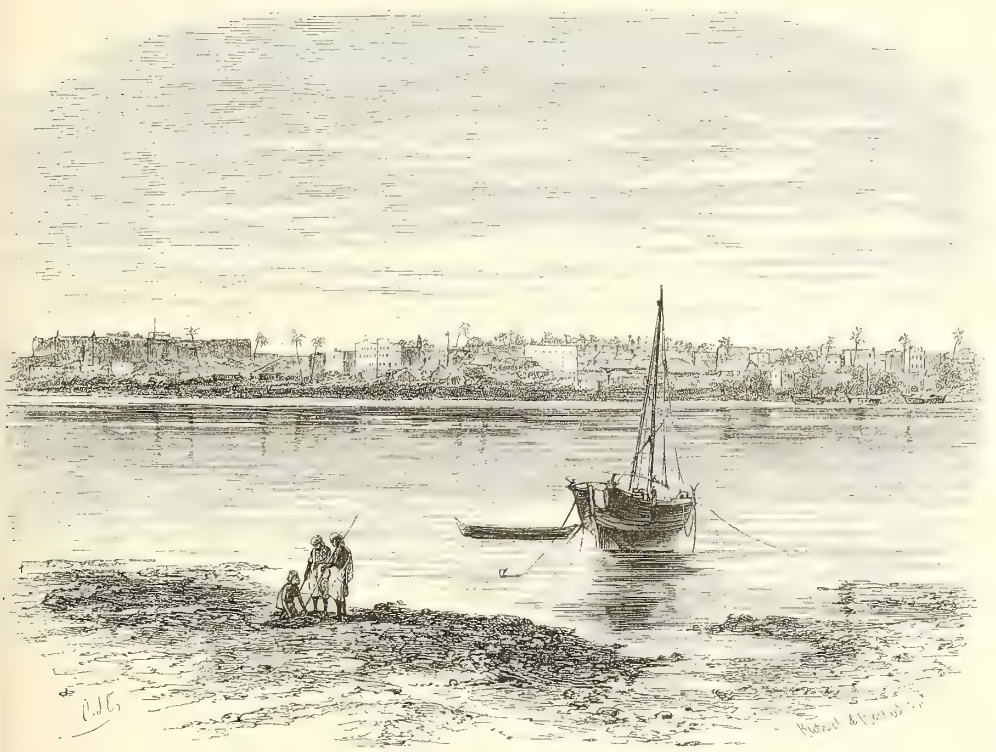
Nicht nur die eigene Ungeduld, auch der bald zu erwartende Eintritt der ungünſtigen Jahreszeit veranlaßte den Baron, ſeine Vorbereitungen zu beſchleunigen. Er miethete in Schnelle ein Fahrzeug, ließ es am Nachmittage des 21. Februar 1861 vor Mtoni legen, um ſich mit Waſſer zu verſorgen, und übergab das Gepäck der Obhut von Koralli, Aſſani und einigen eingeborenen Dienern, während er ſelbſt die Nacht am Lande, in Geſellſchaft ſeiner Freunde zubrachte. Am anderen Morgen, vor Sonnenaufgang, ritt er, vom Hamburger Konſul begleitet, zur Stadt hinaus, bald nah am Strande hin, bald durch die duftigen Schambas, auf dem belebten, breiten Wege, welcher nach Mtoni führt. Scharen von Negern beiderlei Geſchlechts begegneten ihm, die Einen Getreide und Früchte zu Markte bringend, die Anderen in röthlichen Mtungis die Stadt mit Waſſer verſorgend. Die herrliche Morgenluft, der Anblick der großartigen, vom Thaue der Nacht erfriſchten Pflanzenwelt, das fröhliche Leben und Treiben der geſchäftigen Menge, die Begleitung des theilnehmenden Freundes, endlich die frohe Ausſicht in die Zukunft übten einen erheiternden und erquickenden Einfluß auf das Gemüt des Reiſenden. Bald war der Ankerplatz erreicht, das plumpe Boot des Bethens nahete dem Strande, noch ein fröhliches „mit Gott“ ertönte zum Abſchied, und fort ging es, dem neuen Ziele zu.

Die Sonne, obwol erſt ſeit einer halben Stunde dem Meere entſtiegen, hatte bereits in ſteilem Bogen eine beträchtliche Höhe erreicht und den Morgenduft über dem waldigen Inneren der Inſel zerſtreut. Schon jetzt erſchien das ſich allmählich entrollende Bild, welches bei einer Fahrt nach dem Norden der Inſel nicht weniger anziehend iſt, als bei der Einfahrt von Süden her, in all' ſeiner Farbenpracht. Durch zwei Tonnen bezeichnet zieht ſich die enge Fahrſtraße zwiſchen Sanſibar und Schampani, dem nördlichſten der Hafeneilande, hin, der Begräbnißinſel der Europäer, wo ſchon Mancher ſeine Ruheſtätte gefunden und erſt vor wenigen Jahren noch der engliſche Konſul Hamerton. Rechter Hand liegt Mtoni, der Lieblingsſitz Seid Saids und, nach deſſen Tode, Landaufenthalt eines ſeiner Söhne. Von See geſehen bieten die geſchmackvollen Anlagen mit ihren ſteinernen und hölzernen Bauten einen überaus anmutigen Anblick, in weit höherem Grade als vom Lande aus; ſie ſtellen hier ein abgeſchloſſenes Bild in glänzendem Rahmen dar: zu unterſt die blaue, weiterhin grüne See, dann blendendweißer Strand, ſchlanke Palmen, mit Nelkenbäumen gekrönte Höhen, und darüber der dunkle und doch leuchtende Himmel. Kaum hat das Auge ſich an dieſem Schauſpiele geſättigt, ſo nehmen neue Gegenſtände die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Ein mächtiger, weißgetünchter Steinbau, mit hohen Mauern umgeben, auf einem Vorſprunge des Strandes errichtet, rückt näher und näher — es iſt Bet el Ras, der ſeiner Beſtimmung entfremdete Harehm Seid Saids. Haus reiht ſich nun an Haus, Pflanzung an Pflanzung längs des geſegneten Strandes; mancher dieſer Punkte weckt freundliche Erinnerungen, weil ihn der Reiſende ſchon auf anderem Wege beſuchte, darunter vor Allem ein allerliebſtes, dem engliſchen Konſul gehöriges Landhaus. Weiterhin erglänzen die Häuſer von Bububu, dann kommt hinter der Oswawembaſpitze die Inſel Tumbatu zum Vorſcheine, die Bucht von Kokotoni mit den engliſchen Zuckerrohrpflanzungen an ihrem Strande abſchließend. Jetzt gibt es Nichts mehr zu ſehen, weil von hier an das Schiff die Küſte verläßt und ſich in gerader Richtung dem erſtrebten Punkte des Feſtlandes zuwendet.

Bei unſerem Reiſenden, welcher noch ſchwach von langer und ſchwerer Krankheit war, machte ſich das Gefühl der Sättigung, der Ermüdung geltend, zugleich traten auch die Unannehmlichkeiten der Fahrt, welche bisher bei dem mit jedem Augenblicke erſcheinenden Neuen und Schönen überſehen worden waren, in den Vordergrund. Der Aufenthalt an Bord des Schiffleins war wirklich unausſtehlich. Die letzte Ladung hatte aus getrockneten Fiſchen beſtanden — nur Derjenige, welcher bei einem Haifiſchhändler Sanſibars vorübergewandelt, kann wiſſen, was Das zu bedeuten hat — außerdem hatte es vor Kurzem friſche Oelung erhalten, ſodaß, ſelbſt wenn die Briſe nicht ſo friſch gewehet hätte, ſchon hiervon allein manch' ſeefeſtem Manne der Magen in Bewegung gerathen wäre; doch nicht genug, Millionen ſummender Fliegen und Mücken ſchwärmten, gelockt durch die verſchiedenartigen Düfte, umher und beläſtigten, Ruhe oder Nahrung ſuchend, den Müden auf das Unausſtehlichſte.

Ruhelos lag der Vielgeplagte auf ſeinem Bett; gleichgiltig und ohne ſich daran zu freuen, ließ er am anderen Tage die hafenreiche, geſegnete Inſel Pemba an ſich vorüberziehen, die vielbeſungene (22) Djeſiret el Chotera (Inſel der Pflanzen) der Araber.

Erſt am dritten Tage gegen Morgen tauchte das Wahrzeichen von Mombas auf, die Koroa Mombaſa der Portugieſen, eine dreigipfelige Hügelgruppe, Ngu ſa Mombaſa von den Suaheli genannt. Beim Näherkommen bietet das Land einen überraſchend ſchönen Anblick. Jenſeits der Nguhügel faßt ein Kranz von bewaldeten Höhen die von Ferne kaum bemerkbare Bucht ein, in welcher die Inſel Mombas liegt. Die Stadt ſelbſt iſt noch nicht ſichtbar; nur im Süden der Inſel erſcheinen auf dem hohen Strande einzelne Ruinen, Befeſtigungen und Denkſäulen — eine der letzteren mit einem chriſtlichen Kreuze geſchmückt! Wir nahen einem Lande, von welchem die Geſchichte nicht wenig zu erzählen weiß, einem Lande, in welchem vor Jahrhunderten europäiſche Entdecker und Eroberer ſich niederließen, Feſtungen, Kirchen und Denkmäler baueten, Kriege führten, Gräuelthaten verübten und endlich hinweggetrieben wurden, ohne daß von ihrer Thätigkeit andere Spuren zurückgeblieben wären, als der Zerſtörung trotzende Steine und Trümmer eingeäſcherter Städte! Links von dem ſchäumenden Riffe im Norden, auf welchem Fiſcher in elenden Kähnen dem Meer eine Beute abzugewinnen ſuchen, erhebt ſich auf ſteilem Fels die Zwingburg der Unterdrücker, ein großartiges, maſſives Steingebäude, die Feſtung, welche nächſt den Portugieſen in buntem Wechſel nacheinander Suaheli und Araber, Engländer und Söhne Beludſchiſtans beherbergte: ſie beherrſcht den ſchmalen Eingang zu dem Nord- und Südhafen, unſeren Blicken die tiefer liegende Stadt noch verdeckend. Jetzt wendet ſich das Schiff nordwärts. Ferne Hütten kommen zum Vorſcheine, jemehr es ſich dem Kaſtelle nähert; aber erſt wenn



dieſes zur Seite liegt, bietet ſich ein umfaſſender Blick über die Stadt — eine geringe Anzahl weißer Steinhäuſer in einem Gewirre von Hütten.

Unſer Mombas iſt nicht mehr das alte, welches die portugieſiſchen Entdecker beſangen, weil es durch Schönheit der Bauart ſie an die heimatlichen Städte erinnerte, von welchem ſie rühmten, daß es die höchſten Thürme, die ſchönſten Frauen und die kühnſten Reiter habe: die Herrlichkeit der alten Mombaſa iſt geſunken, die Wut der Eroberer hat ſie zu mehreren Malen vernichtet; was jetzt noch ſteht, iſt ein aus Schutt emporgewachſener, ärmlicher Anfang. Mombas kann ſich nicht mit Sanſibar vergleichen in Bezug auf ſtattliches Aeußere, Größe und Lebhaftigkeit des Verkehrs; aber Sanſibar iſt ein Emporkömmling von geſtern: die Größe von Mombas liegt in der Vergangenheit, von welcher Ruinen und Inſchriften zeugen, und in der Zukunft, welche ſein Hafen und ſeine Lage ihm verſchaffen werden. Mombas wird wieder aufblühen unter der Herrſchaft eines geſitteten Volkes, über lang oder kurz; denn die Vortheile, welche es bietet, ſind auch dem Blinden nicht verkennbar.

Faſſen wir in wenigen Worten die traurigen Schickſale der Stadt Mombas zuſammen, um zu zeigen, in wie hohem Grade dieſer altehrwürdige Boden unſere Theilnahme verdient. Mit bewundernswerther Kraftentfaltung bemächtigte ſich im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts das kleine Portugal der unermeßlichen Küſtenſtrecken Afrikas und Aſiens, von den Säulen des Herkules bis zum Kap der guten Hoffnung und nach Arabien hinauf, und von Indien bis nach China. Der zum Vizekönige von Indien ernannte Franzisko d'Almeida ſegelte 1505 von Liſſabon nach Goa ab, um das von Vasko de Gama entdeckte Reich in Beſitz zu nehmen, die Macht ſeines Herrn und Königs zu befeſtigen. Noch in demſelben Jahr erſchien er an der oſtafrikaniſchen Küſte, eroberte Kiloa und baute hier eine Feſtung. Darauf griff er die Inſel Mombas an, welche ſich ihm freiwillig nicht unterwerfen wollte, und verbrannte die Stadt.

Mombas erhob ſich wieder, der Scheich der Stadt befeſtigte den Hafen, beſetzte die Feſtung mit Kanonen und unterhielt gegen ſechstauſend Bogenſchützen, in der Hoffnung, den Portugieſen bei der zu erwartenden Erneuerung ihrer Angriffe widerſtehen zu können. Aber das Stündlein der Unterdrücker hatte noch nicht geſchlagen: im Jahre 1528 erſchien Nuño, der Sohn des Triſtan da Cunha, warf mit Hilfe des Scheichs von Malindi die Aufſtändiſchen zu Boden und verbrannte die Stadt von Neuem. Später ſiedelten ſich Auguſtiner-Mönche auf der Inſel an und baueten Kirchen und Klöſter; endlich pflanzten auch die Jeſuiten ihr Banner hier auf mit dem berühmten I. H. S. (23)

Ueber ein halbes Jahrhundert lang blieb Mombas ruhig. Da erſchien im Jahre 1586 ein türkiſcher Bei Namens Ali, welcher ſchon in Südarabien ſich den Portugieſen fürchterlich gemacht, vor den Städten Oſtafrikas und forderte ſie auf, im Namen ſeines Herrn, des Beherrſchers aller Gläubigen, ſich ihm zu unterwerfen und die Chriſten zu vertreiben. Ueberall, nur in Malindi nicht, wo man von jeher treu zu den Portugieſen gehalten, gab man ihm Gehör. Der Scheich dieſer Stadt benachrichtigte den Statthalter Thome de Suza Cutinho von dem Geſchehenen, und dieſer ſandte ohne Verzug zwanzig Schiffe aus und ließ das aufſtändiſche Mombas, wo Ali Bei gerade weilte, belagern. Zur ſelben Zeit kam von Süden her ein wilder Volksſtamm, die Waſimba, verſprach den Belagerten Beiſtand gegen ihre Bedränger und bethörte ſie, daß ſie die Thore öffneten — ein verhängnißvoller Fehler, denn, kaum eingelaſſen, wüteten die Waſimba in entſetzlichſter Weiſe unter den Bewohnern und mordeten Alles, was ihnen in den Weg kam. Wer nur vermochte, ſuchte ſein Heil in der Flucht; viele der im eigenen Hauſe Angegriffenen, unter ihnen auch Ali Bei, ſtürzten ſich in die Fluten, doch nur, um von den Portugieſen niedergemacht oder gefangen zu werden. Letztere rückten nun in die Stadt ein und züchtigten ſie in ihrer Weiſe, indem ſie nochmals die Fackel in die Häuſer ſchleuderten. Kaum aber hatten ſie die Küſte verlaſſen, als der dem doppelten Gemetzel entronnene Sultahn von Mombas wieder Beſitz von der Inſel ergriff, freilich nur für kurze Zeit: ein anderer Stamm, die Waſegedſchu, welche es mit dem portugieſiſchen Malindi hielten, beſiegten ihn im Kampfe, tödteten ihn, bemächtigten ſich der Inſel und trugen die Herrſchaft dem Scheich von Malindi an. Hiermit war die alte mombaſiſche Herrſcherfamilie von perſiſcher Abſtammung beſeitigt.

Um den unternehmenden und zähen Geiſt der Bewohner von Mombas für immer niederzudrücken, befahl im Jahre 1594 der Vizekönig Mathias d'Albuquerque, dort eine Feſtung zu errichten, und ſetzte einen Statthalter ein. Dieſe Stelle bekleidete im Jahre 1614 Manuel de Melo Pereira, ein ſtolzer, habſüchtiger und hinterliſtiger Mann, welcher den treuen Scheich Achmed von Malindi ſeines Amtes in Mombas entſetzte und ihn durch Meuchelmörder umbringen ließ.

Die blutige Saat ſollte blutige Früchte tragen. Achmeds ſiebenjähriger Sohn Juſſuf, welcher nach Goa geſchickt und dort von den Auguſtinermönchen unterrichtet worden, brütete Rache. Um ſeine Pläne mit deſto größerer Sicherheit ausführen zu können, heuchelte er, auch als er erwachſen war, Willfährigkeit gegen den Mörder ſeines Vaters, ließ ſich taufen, zeigte Eifer für den ihm aufgedrängten Glauben, ſchrieb ſogar einen Brief an den Papſt und verlieh darin ſeiner vollſtändigen Hingebung Worte. Der Betrug gelang vollſtändig; Niemand hegte Argwohn gegen den jungen Mann, ja, man betraute ihn in ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre mit der Regierung von Mombas. Auch jetzt warf Juſſuf ſeine Maske nicht ab, herrſchte vielmehr, wie die arabiſche Chronik ſagt, „tyranniſch, d. h. im Sinne der Portugieſen, zwang die Gläubigen Mahammeds, Schweinefleiſch zu eſſen, und war „gottlos und ungläubig", d. h. ein guter Chriſt und Katholik. Im Geheimen aber beſuchte er das Grab ſeines Vaters, weinte an der ihm heiligen Stätte und verrichtete daſelbſt Gebräuche des Islahm. Einſtmals wurde Dies bemerkt; man beſchloß, den Abtrünnigen nach Goa zu ſenden und ihn der Inquiſition zu überliefern. Doch Juſſuf, ſonderbarer Weiſe von ſeinem Angeber ſelbſt hiervon in Kenntniß geſetzt, verſammelt in Schnelle dreihundert ihm ergebene Einwohner der Stadt und begibt ſich mit ihnen nach der Feſtung, unter dem Vorgeben, dem Befehlshaber de Gamboa aufwarten zu wollen. Kaum hier angekommen, werfen ſeine Begleiter ſich auf die wachthabenden Soldaten, während er den Gamboa mit eigener Hand erdolcht; Frau und Tochter des Letzteren werden am Altar ermordet nebſt dem Prieſter, welcher ihnen gerade Meſſe las. Siegesberauſcht eilen die Verſchwörer in die Stadt, verbrennen die Häuſer der Portugieſen und tödten Jeden, welcher den verhaßten Namen trug.

Nur wenige der unerwartet Ueberfallenen entrannen in das Auguſtinerkloſter. Sieben Tage lang leiſteten ſie tapferen Widerſtand; die Belagerer vermochten Nichts gegen die feſten Mauern auszurichten. Da verlegte ſich Juſſuf auf die Künſte, welche er in der Schule der Portugieſen gelernt, forderte die Vertheidiger auf, ihre Waffen abzulegen, und verſprach ihnen freien Abzug. Die Unglücklichen trauten den glatten Worten und verließen das ſichere Haus: ſie wurden erbarmungslos gemordet. Ein ſchreckliches Blutbad fand ſtatt. Nicht Weiber und Kinder noch Prieſter wurden verſchont. Alles, was zur Kirche gehörte, ward entweiht und vernichtet. Darauf warf der Sieger ſeinen Chriſtennamen Dom Geronimo Chingulia ab, welchen er ſo lange mit Widerwillen getragen, ſandte Boten in alle Städte und ließ ſie zur Vertreibung der verfluchten Fremdlinge auffordern: Tanga, Mtone und Tangata folgten ſeinem Beiſpiele.

Als die Kunde von dem Entſetzlichen nach Goa gedrungen, rüſtete man ſiebzehn Schiffe aus mit achthundert Soldaten und ſandte ſie vor Mombas. Drei Monate lang belagerte man die Stadt; dann kehrte man unverrichteter Sache und mit bedeutenden Verluſten wieder heim. Zwei Schiffe nur blieben als Wache vor dem Hafen, verfehlten jedoch gleichfalls ihren Zweck, da ſie nach Kurzem von den Blockirten genommen wurden. Juſſuf aber gefiel ſich nicht mehr in der Stadt, welche er ſo tapfer vertheidigt hatte; getrieben vom Geiſte der Rache wollte er die ganze Inſel zu einem Grabe machen zum Angedenken ſeines Vaters, zerſtörte Stadt und Feſtung, daß kein Stein auf dem anderen blieb, und hieb ſogar die Bäume um, ſammelte ſeine Schätze und floh mit ſeinen Getreuen auf den genommenen Schiffen nach Arabien. Hier irrte er lange Zeit flüchtig umher. Später begab er ſich nach der Weſtküſte von Madagaskar, nach einer alten Niederlaſſung der Araber; ſelbſt da verfolgten ihn die Portugieſen, wurden jedoch nochmals mit Schanden zurückgetrieben. So hatten die Scheichs von Malindi in der Geſchichte der Oſtküſte Afrikas ausgeſpielt. —

Die Portugieſen auf Sanſibar, welche bald erfuhren, daß Mombas wüſte liege und von den Bewohnern verlaſſen ſei, ſandten zwei Schiffe aus, ergriffen Beſitz von der Inſel und begannen im Jahre 1635 unter Franzisco de Xeixas Cabrera, Stadt und Feſtung wieder aufzubauen. Xeixas ſtellte auf der Küſte die verlorene Herrſchaft wieder her; ſeine Thaten ſind auf einer ſteinernen Tafel über dem Eingangsthore des Forts verewigt (ſ. Anhang). Nunmehr kamen auch wieder portugieſiſche Anſiedler aus Sanſibar herbei, legten ausgedehnte Pflanzungen auf dem Feſtlande an und gediehen bald mehr als zuvor. Um dieſe Zeit hören wir zum erſten Male von den Wanika: ſie hatten, weither aus dem Inneren kommend, das vorher unbebaute Land, die Wildniß (Nika) in Beſitz genommen und durch ihren Fleiß in Felder und Gärten umgewandelt und wurden von den Portugieſen als Lehensleute angeſehen, auch zu Sklavenarbeit herbeigezogen, im Ganzen aber gut behandelt. In friedlichen Zeiten tauſchten ſie mit ihnen Kopal und Getreide gegen Kleiderſtoffe aus; wenn ſie ſich gefährlich machten, erhielten ſie Geſchenke.

Eine Zeit lang hatten die Portugieſen die Abſicht gehegt, Mombas ganz aufzugeben und dafür Pemba zum Sitz ihrer Regierung zu erheben; bald jedoch ſtanden ſie davon ab und wendeten ihre ganze Kraft wieder der alten Hauptſtadt zu: Mombas ward von Neuem ein Mittelpunkt des oſtafrikaniſchen Handels und gewann von Jahr zu Jahr an Macht und Wichtigkeit. Aber mit dem Reichthume der Beherrſcher wuchs auch deren Härte und Grauſamkeit. Die gedrückten Bewohner von Mombas boten, da ihre Klagen Nichts fruchteten, alle ihre Kräfte auf, um das Joch der Tyrannen abzuſchütteln. Wie ſie Dies mit Hilfe der mächtigen Imahme von Omahn bewerkſtelligten, wie ſie unter eigenen Herrſchern ihre Unabhängigkeit zu behaupten ſuchten, ſchließlich aber durch Verrath und Hinterliſt ihre Freiheit verloren, haben wir bereits in der Allgemeingeſchichte geſehen.

Die Inſel Mombas liegt zwiſchen 4° 2′—5′ ſüdl. Breite und 39° 42′—44′,5 öſtlicher Länge von Greenwich, zwiſchen zwei ſchmalen Meeresarmen, von denen der ſüdliche ſich im Oſten der Inſel zu einem geräumigen Becken erweitert; ſie iſt eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit. Beide Kanäle, zuſammen eine von der Inſel zur Hälfte ausgefüllte Bucht bildend, verzweigen ſich nach dem Inneren des Landes zu in kleinere Salzwaſſeradern, welchen in der Nähe der Berge, wenigſtens zur Regenzeit, Bäche zufließen. Im Nordweſten, bei Makupa, ſteht das Eiland durch eine Untiefe mit dem Feſtlande gewiſſermaßen in Verbindung; denn hier fällt das Waſſer zur Zeit der größten Ebben ſo tief, daß man faſt trockenen Fußes hindurchwaten kann. Zum Schutze dieſer Furt, urſprünglich wol gegen Uebergriffe der Wanika, iſt eine von wenigen Beludſchen bewachte Befeſtigung angebracht.

Mombas iſt wie Sanſibar und der größte Theil des Küſtenrandes eine Korallenbildung: das durchläſſige Geſtein erhebt ſich, von einer überaus fruchtbaren Erdſchicht bedeckt, etwa zwanzig bis dreißig Fuß über die Oberfläche des Waſſers, an einigen Stellen ſenkrecht abfallend, an anderen allmählich in einen ſandigen Strand verlaufend: dort vermögen die Schiffe ohne künſtliche Vorrichtungen zu löſchen, hier können ſie, unterſtützt von der zwölf bis ſechzehn Fuß ſteigenden Flut, ſich gefahrlos trocken legen, um etwa nöthige Ausbeſſerungen vorzunehmen. Ein üppiges Grün, ein dichter, durch Lianen und Gebüſch faſt unzugänglich gemachter Wald, zwiſchen welchen einige lichte Stellen mit Pflanzungen oder mit Fluren mannshohen Graſes liegen, bedeckt die geſammte Oberfläche — die Inſel iſt alſo ſchlecht bebaut, ſie vermöchte, bei größerer Betriebſamkeit der Bewohner, einen zehn- bis zwanzigfach höheren Ertrag zu liefern. In weit beſſerem Zuſtande befindet ſich das von dem ackerbautreibenden Stamme der Wanika bewohnte Feſtland, die Mombas einſchließende und gewiſſermaßen zu ſeinem Gebiete gehörende Landſchaft, namentlich im Norden der Meeresbucht: der Fleiß der Anſiedler, unterſtützt von dem Waſſerreichthume des Landes und einer üppigen Fruchtbarkeit des Bodens, hat ſie ſtellenweiſe zu einem Paradieſe geſtaltet, welches weder durch lange fortdauernde Kämpfe noch durch die Einfälle räuberiſcher Stämme zerſtört werden konnte. Sie erzeugt dieſelben ergiebigen Nutzgewächſe, welche wir auf Sanſibar zu bewundern Gelegenheit hatten, bietet aber einen erhöhten Reiz durch den anmutigen Wechſel von Berg und Thal und durch das Hereinragen der Wildniß mit ihren ſonderbaren Pflanzenformen, mit ihren von keiner Geſittung beleckten Bewohnern — wir ſtehen hier an der Pforte des eigentlichen Afrika, von hier aus führen nach allen Richtungen die Wege in das wunderreiche Land.

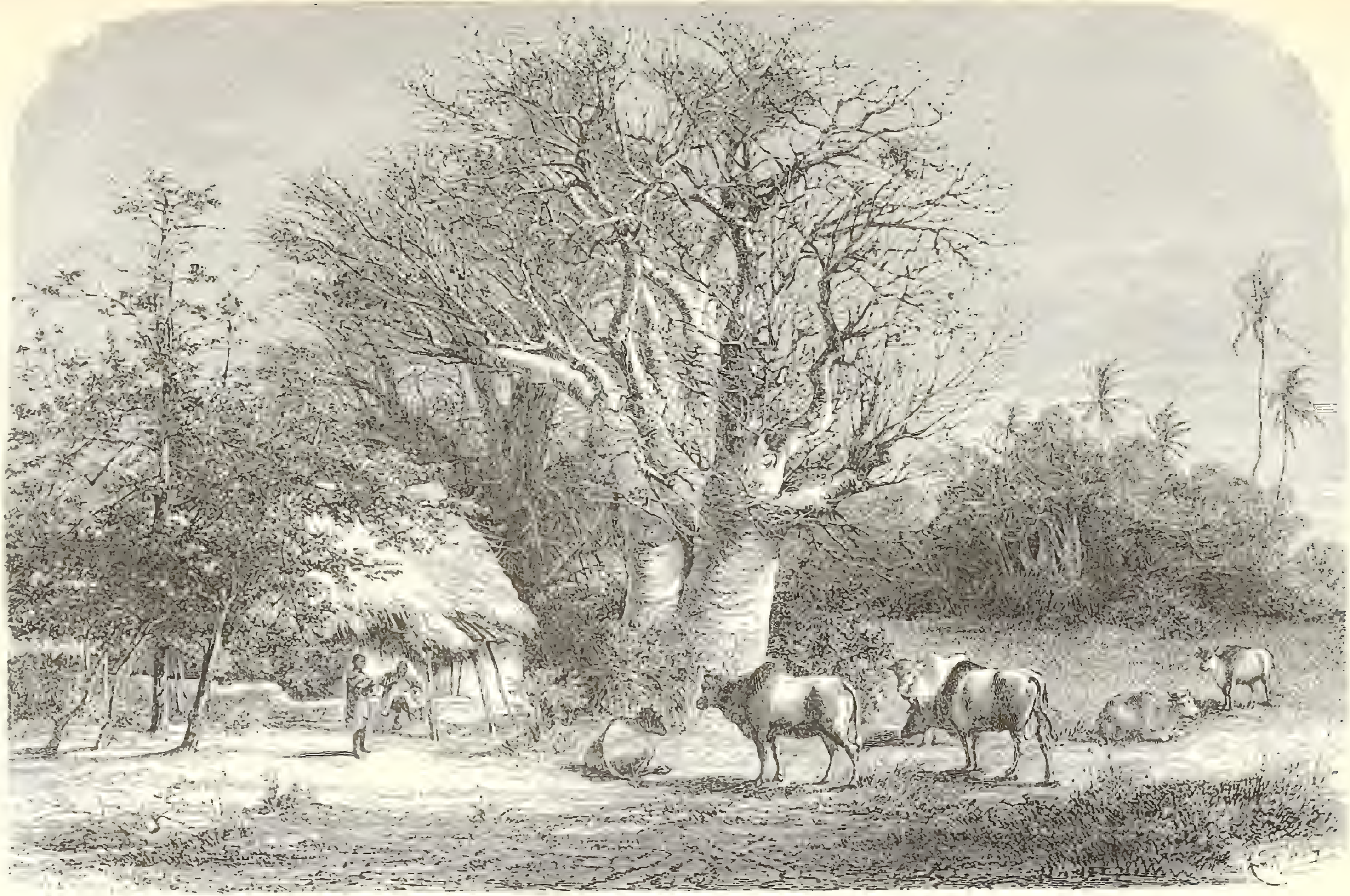
Ein beträchtlicher Unterſchied zwiſchen Sanſibar und Mombas macht ſich ſchon in der Stadt bemerklich: dort haben wir es mit einer wirklichen Stadt zu thun, hier mit einer mehr ländlichen Anhäufung von Häuſern und Hütten, welche bunt mit Fruchtbäumen und mit Baobabs, den Rieſen der Wildniß, durchſetzt iſt. Noch merklicher wird dieſer Unterſchied im Freien, auf der Schamba: nur ſelten gewahrt man hier die lebenden Hecken des falſchen Krotonſtrauches, welche dort die Grenzen der Beſitzungen bilden; hier verrichten zumeiſt ſtachlige Euphorbienarten dieſen Dienſt.

Nach kurzem Marſche hat man die angebauten Strecken hinter ſich; man wandelt zwar noch auf gebahntem Wege, doch inmitten in einer urkräftigen, urwüchſigen Vegetation. Kein Pflanzenkundiger hat hier die Arten gezählt, aus denen der „Buſch“ ſich zuſammenſetzt; wir vermögen daher nur wenige der auffälligſten Formen zu nennen. Vor Allem erregt die rieſige Kigelia (Kigelia pinnata DC.) die Aufmerkſamkeit des Reiſenden, ein Baum von 80 Fuß Höhe und 24 Fuß Stammumfang, in der Belaubung unſeren Nußbäumen täuſchend ähnlich; an ſechs bis acht Fuß langen Stielen ſitzen in ſchönen Trauben dunkelpurpurrothe Blüten, und aus deren jeder entwickelt ſich eine zwei Fuß lange und einen halben Fuß dicke Rieſenfrucht von der Geſtalt einer etwas plattgedrückten Gurke. Es kann nicht befremden, daß an eine ſo wunderbare Pflanze ſich eine eigenthümliche Sage knüpft; wunderbarer aber iſt es und kaum zu erklären, daß dieſe Fabel überall, wo die Kigelia vorkommt, hier wie im fernen Senahr und in Habeſch, in derſelben Weiſe erzählt wird. Es handelt ſich um einen Aberglauben und um einen Gebrauch, welcher an unſere ſympathetiſchen Kuren erinnert, welcher den Eingeborenen helfen ſoll in gewiſſen Fällen, in denen ſie oft den Rath des Mſungu in Anſpruch nehmen. Man behauptet nämlich, daß das Wachsthum der rieſigen Frucht in Zuſammenhang mit dem Wachsthume eines beliebigen Körpertheiles gebracht werden könne, indem man in dieſen und in die junge Frucht einen Einſchnitt mache und etwas von dem herauslaufenden Safte auf das Glied, und umgekehrt von dem Blute auf die Frucht bringe. Beide Theile gedeihen nun in gleichem Maße; wünſcht der „Blutsbruder“ des Baumes, mit dem Ergebniſſe zufrieden, weitere Entwickelung zu hemmen, ſo braucht er nur die Frucht vom Stamme zu löſen. Wie bei jeder Zauberei und bei allem Spiele mit dem Teufel lauert aber auch hier die Gefahr. Falls nämlich der unglückliche Unzufriedene die Frucht ſich nicht ordentlich merkt und ſie nicht rechtzeitig abſchneidet, währt an ſeinen Leibe das Wachsthum fort und fort und findet erſt dann ein Ende, wenn die Frucht ihre volle Größe erreicht hat und abfällt. Und Dies ſoll keineswegs ein Märchen ſein; man könne, wird behauptet, tagtäglich Leute ſehen mit den ſchrecklichen Auswüchſen (ſie meinen die in Anmerkung 16 erwähnte Form der Elephantiaſis). — Die Kigelia hat bereits Eingang in einzelnen botaniſchen Gärten Europas gefunden.

Einen anderen Baum von noch auffälligerer Form aber weniger ſonderbaren Eigenſchaften haben wir öfters auf der Inſel und in deren Nähe gefunden, wiſſen ihn aber nicht zu nennen; er findet ſich auf der Tafel „See Teka" im folgenden Buche abgebildet.

Betreten wir das Feſtland, ſo fällt uns vor Allem der Tyrann der Wildniß, wie Krapf ihn ſo paſſend nennt, in die Augen, der Dornbuſch, welcher von jedem Reiſenden Blutſteuer fordert. Selten in dicken Hecken, einzeln zumeiſt erhebt er ſich hier und da aus dem dünnbegraſten Boden. Ebenſo gewahren wir hier zum erſten Male die Dumpalme, einen Baum von nicht geringerer Verbreitung als die Kigelia, welchen man ſowol jenſeit der Sahara als auch bis weit hinab im Süden findet. Von allen Fächerpalmen iſt ſie die auffälligſte, weil der Stamm ſich in etwa halber Höhe in zwei Aeſte theilt, deren jeder ſich wieder in derſelben Weiſe verzweigt. Ihre fächerartig gefiederten Blätter, welche an langen, dünnen Stielen hängen und bei dem leiſeſten Winde raſcheln, bleiben auch, nachdem ſie abgeſtorben, noch längere Zeit an dem Stamme hängen; einzelne Blattüberreſte und Stielanſätze verbleiben ſogar den älteſten Stämmen noch. Nächſt der Aſtbildung des Baumes iſt das Merkwürdigſte jedenfalls ſeine Frucht, eine fauſtgroße, apfelartige Bildung, welche zu langen, ſchweren Trauben vereinigt dicht am Stamme hängt und in Farbe und Geſchmack dem Pfefferkuchen ähnelt. Bei Affen und Negern iſt ſie ungemein beliebt (24); ſelbſt Europäer knabbern bisweilen an ihr, weil ihr ſpärliches Fleiſch die Feuchtigkeit des Mundes zuſammenzieht. Eine Gruppe Dumpalmen wird auf dem Marſche mit Jubel begrüßt; man hält, pflückt die Früchte, und in Kurzem iſt Alles mit der Vertilgung des ſonderbaren Gewächſes beſchäftigt. In ihrer Bildung hat die Pfefferkuchenfrucht einige Aehnlichkeit mit der Mango, nur daß bei dieſer, wenigſtens bei der kultivirten, das Fleiſch viel reichlicher vorhanden, und die durchwachſenden Haare oder vielmehr Borſten ſpärlicher und dünner ſind. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Frucht der Dumpalme durch ſorgſame Pflege von kundiger Gärtnerhand einſt ebenſo veredelt werden wird, als es die ehedem gleichfalls ungenießbare Mangofrucht oder die lederartige wilde Banane bereits iſt. In ihrem jetzigen Zuſtande gleicht ſie einer harten, grobhaarigen Flaſchenbürſte, zwiſchen deren Borſten ein wenig Pfefferkuchenteig eingerieben und deren Oberfläche mit einem bräunlichen Leder überzogen worden iſt.

Das Wunder aller Bäume iſt der Affenbrodbaum (Adansonia digitata L.). Das Rieſenhafte und das Ungewöhnliche iſt das Geſetz ſeines Wachsthums. Jahrtauſende wird er alt, doch iſt ſein Holz ſo ſchwammig und weich wie das verwitterter Weiden; ſein Stamm iſt dicker als hoch und erreicht bisweilen den Umfang von 150 Fuß und mehr; in geringer Höhe theilt er ſich in mächtige, über hundert Fuß lange Aeſte, welche an Stärke unſeren größten Eichen Nichts nachgeben und nur wenig dünnes Gezweig tragen; den größten Theil des Jahres über ſteht er kahl und dürr, wie abgeſtorben da, nur mit zahlreichen, flaſchenförmigen Früchten behangen, deren graubraune Farbe ſich eigenthümlich von dem Weißgrau der Rinde an Stamm und Aeſten abhebt: zur Zeit der Regen aber ſproſſen, das Gerippe des Baumes verdeckend, große, handförmige Blätter in Fülle hervor, und prachtvolle, ſchneeweiße Malven, an Geſtalt und Schönheit unſeren Roſen nicht unähnlich, ſchmücken das großartige Laubgewölbe. Leider prangt er nur kurze Zeit in ſeiner Schöne:



Mombas-Baume.

nach wenigen Monaten iſt die Herrlichkeit entſchwunden, und der Rieſe ſteht entblättert da, als ob er ermattet wäre von der Anſtrengung, welche die Entwickelung ſolcher Pracht erforderte. Es iſt ein *einziger* Baum, die Adanſonia; Afrika hat nur dieſes eine Geſchlecht und nur die eine Art deſſelben hervorgebracht. Sie iſt dieſem wunderreichen Erdtheile eigenthümlich, und nur das ähnlichgeſtaltete und -geartete Auſtralien weiſt eine ähnliche aber kleinere Art auf, die erſt neuerdings entdeckte Adansonia Gregorii F. Müll. Ueberall zwiſchen den Wendekreiſen, alſo beinah in ganz Afrika, findet man den Affenbrodbaum, und überall ſteht er in Verehrung, ſeiner ungeheuren Größe, ſeines ehrwürdigen Alters, ſeiner wunderbaren Eigenſchaften wegen. In Weſtafrika dient er Negerfamilien zur Wohnung und als Begräbnißplatz für Zauberer, mit deren Gebeinen man die Erde nicht entweihen will; im Oſtſudahn beherbergt er Heerden von Kleinvieh in dem Bauche ſeines zumeiſt hohlen Stammes; in Senegambien genießt man die Blätter als wohlſchmeckendes und zuträgliches Gemüſe, und allerorts erfriſcht man ſich an dem ſaueren Marke ſeiner Früchte. Die früheren Eroberer Afrikas, die Portugieſen, hielten den faſt Unvergänglichen für geeignet, die Erinnerung an ihre Thaten, an ihre Gegenwart aufzunehmen; ſie gruben in ſeine weiche Rinde Namen und Jahreszahlen, nach denen man mit Verwunderung das Alter der Bäume ſchätzt. Aus Meſſungen der Jahresringe an ſolchen mit Inſchriften verſehenen Bäumen und an anderen gefällten Bäumen fand man, daß ein zwei Fuß dicker Stamm dreißig Jahre zählt, ein vier Fuß dicker hundert Jahre, ein Stamm von vierzehn Fuß tauſend, von achtzehn Fuß zweitauſendvierhundert, und von dreißig Fuß über fünftauſend Jahre; man darf alſo dieſe Dickhäuter unter den Bäumen, wie *Brehm* ſie ſo paſſend nennt, dieſe Methuſalems unter ihnen, mit größtem Recht als „Zeugen der Sündflut“ bezeichnen.

Der Affenbrodbaum (wir wiſſen nicht, woher dieſe Benennung rührt, da wir nicht erfahren haben, daß jemals Affen ſich von ſeinen Früchten nähren) iſt unter verſchiedenen Namen bekannt. *Adanſonia* heißt er nach Adanſon, dem berühmten Botaniker und Zoologen, welcher der Wiſſenſchaft die Schätze des Senegal erſchloß; *Baobab*, auch *Boabab* nennen ihn die Eingeborenen Weſtafrikas, *Tabaldīe* die Sudaneſen, *Mbuju* die Bewohner der Oſtküſte von Afrika. Letzterer Name kommt zuweilen in geographiſchen Benennungen vor, gewöhnlich mit der ortsbezeichnenden Endſilbe „*ni*“, alſo *Mbujuni*, d. i. an oder bei dem Affenbrodbaume. So gibt es ſüdlich von Ras Puna ein *Ras Mbujuni*, welches die Engländer in Kap *Bouillon* umgeſtaltet haben, vermutlich weil ſie ſich unter Mbujuni Nichts zu denken wußten und doch das Bedürfniß fühlten, mit der Bezeichnung welche ſie gaben, auch einen Sinn zu verbinden.

In *unregelmäßiger Bildung* ſteigt der Stamm der *Mbuju* bald als ſtark ſich verjüngender Kegel empor, die ungeheueren Aeſte wagerecht oder nach oben ſtreckend, bald in Geſtalt einer Säule mit zahlreichen, niſchenbildenden Vorſprüngen oder Nebenſäulen, die rieſigen Aeſte mehr nach unten, bis auf die Erde geneigt; bisweilen auch theilt er ſich ſchon in geringer Höhe über dem Boden. Deshalb und wegen des veränderten Ausſehens zu den verſchiedenen Jahreszeiten bleibt eine Beſchreibung dieſes wunderbaren Baumes immer unzulänglich: beſſer als alle Worte verdeutlicht eine Abbildung die Geſtalt dem Fremden. Es würde jedoch auch einem geſchickten Zeichner Mühe machen, die mannigfachen Verzweigungen genau aufzufaſſen und darzuſtellen, wenn ihm nicht die gerade in ſolchen Fällen unſchätzbare Photographie zu Hilfe käme. Der Baobab wächſt zumeiſt einzeln, ſeltener in Gruppen, entweder in der Steppe oder mitten im Walde; auffälliger Weiſe gewahrt man niemals einen jungen Baum. In Mombas findet er ſich auf der Inſel ſelbſt und auf dem Feſtlande in mannigfachſter Form. Auf Sanſibar iſt er gleichfalls häufig, ſowol innerhalb wie außerhalb der Stadt und auf einigen der benachbarten Inſeln, doch ſieht man hier ſelten ſo rieſige und ſonderbare Formen, als auf der der Wildniß näher ſtehenden Küſte. Dem

Reiſenden iſt der Affenbrodbaum gleich der Dumpalme angenehm und nützlich, weil der Inhalt der fußlangen, einer dickbauchigen Gurke ähnlichen Früchte durch ſeine ſäuerlichen und kühlenden Eigenſchaften weſentlich zur Verbeſſerung des Trinkwaſſers beiträgt. Zerſchlägt man die ziemlich feſte, doch ſpröde, mit einem graubraunen Filz überzogene Schale, ſo findet man, in zehn bis zwölf durch faſerige Scheidewände getrennte Fächer vertheilt, ein weißes, trockenes, leicht zerreibliches, zuſammengebackenem Mehle ähnliches Mark vor, in welchem zahlreiche, braune, nierenförmige Kerne eingebettet liegen; im Waſſer erweicht es ſich, und ſein Hauptbeſtandtheil, die organiſche Säure, löſt ſich auf. Um Baobablimonade zu bereiten, ſchlägt man einen Theil der Schale ab, gießt Waſſer in die ganz gebliebene untere Hälfte und rührt, mit den Fingern die Kerne ihrer Umhüllung entkleidend, die Maſſe durcheinander, bis der Geſchmack der Flüſſigkeit hinlänglich kräftig geworden. In beſonderer Weiſe, durch einen Einſchnitt an der Seite geöffnet, dienen die Mbujufrüchte als Schöpfgefäße für Waſſer, wie ſonſt auch die Schalen der Kokosnüſſe; wegen dieſer Verwendung nennt man die Mbuju bisweilen Kalabaſſenbaum, aber mit Unrecht; denn der eigentliche Kalabaſſenbaum iſt eine Kürbispflanze, der Mbuju aber ein Malvengewächs.

Zu derſelben Familie, aus welcher wir bereits die Stinkfrucht und den Affenbrodbaum kennen gelernt, zählt auch der in Mombas, beſonders in der Nähe der Hütten häufige Mſuffi oder Baumwollenbaum. Er hat einen wirtelförmigen Wuchs, wie unſere Fichten, iſt nur dünn belaubt und trägt Früchte, welche an Geſtalt denen des Baobab ähnlich, doch nur halb ſo groß ſind und eine grobe, kurzhaarige, nur zum Stopfen von Matratzen geeignete Baumwolle enthalten.

Auch die Thierwelt von Mombas unterſcheidet ſich weſentlich von derjenigen Sanſibars: ſie zeigt eine größere Fülle und Mannigfaltigkeit und einige neue Formen, während ihr andere, jener Inſel eigenthümliche, fehlen. Die Betrachtung der niederen Thiere, vorzüglich der Kerbthiehre, verſparen wir auf eine ſpätere Gelegenheit, wo wir ſie mit derjenigen der geſammten Küſtenregion zu verbinden gedenken; nur die beiden höchſten Klaſſen der Wirbelthiere mögen hier eine Erwähnung finden, weil ſie ſich dem Sammler wie dem flüchtigen Wanderer auf Schritt und Tritt aufdrängen. Gehen wir am Strande hin, oder beſteigen wir eines der plumpen Boote der Eingeborenen und fahren den Meeresarm entlang, ſo finden wir überall, wo die ſteil abfallenden Korallenfelſen zurücktreten und Raum laſſen für einen ſandigen Strand, oder wo die wunderbaren Manglebüſche in der ſalzigen Flut üppig grünen und gedeihen, eine reiche Mannigfaltigkeit von Waſſer- und Strandgeflügel, Ibiſſe, Strandläufer, Eisvögel und Reiher, ab und zu wol auch den rieſigen Marabu oder einen anderen Vogel aus dem Storchgeſchlechte. Ebenſo ſind die kleinen Regenteiche des Feſtlandes und der Inſel Mombas keinesweges arm an Vögeln; hier findet ſich die zierliche Taucherente, welche wir von den Teichen Sanſibars her kennen, und auf den Bäumen ringsumher niſten prachtvolle Tauben, von jeglicher Farbe und von der Größe eines Küchleins bis zu der eines Huhnes. Noch reicher zeigen ſich die unbebauten Striche des Feſtlandes: feuerbrüſtige Finken (Euplectes) huſchen hier von Strauch zu Strauch; in geringer Höhe ſegelt die Paradieswitwe (Vidua paradisea L.), mit Mühe den Schmuck ihres langen Schwanzes nach ſich ziehend; im dichten Graſe liegen Laufhühner und Frankoline (Turnix und Francolinus) verſteckt, und hoch in der Luft laſſen kleine Schwalbenarten (?) ein weitſchallendes Klappern ertönen. Die anziehendſten Vögel aber trifft man in der Nähe der menſchlichen Wohnungen. Schon die umgebenden Wäldchen werden von zierlichen, kleinen Papageien bewohnt, welche umſomehr auffallen, als man in Oſtafrika nur ſelten Papageien zu ſehen bekommt. Betritt man das Dorf, ſo vernimmt man von den Wipfeln der Kokospalmen herab ein lautes

Zwitſchern und Schwatzen; ſchwarz- und gelbgekleidete Vögel, geſchäftigen Bienen vergleichbar, fliegen unabläſſig in ſonderbar geformten Neſtern ein und aus — es ſind die kunſtſinnigen Webervögel (Ploceus), gewiſſermaßen die afrikaniſchen Vertreter unſerer Sperlinge, obſchon auch dieſe in Afrika nicht gänzlich fehlen. Hoch oben, an den äußerſten Enden der ſchwankenden Zweige, haben ſie an einem hohlen Stiele ihre wunderbaren Neſter aufgehängt, geflochtene Kugeln mit einem engen Eingange von unten her. In ihnen brüten ſie ihre Eier, hier wachſen, vor jeglichem Feinde geſichert, ihre Jungen heran. So ſieht man überall in Afrika und Südaſien die Webervögel ihre „Siedelungen“ bauen, wie der Kunſtausdruck lautet, nie allein, ſtets in Geſellſchaft; denn Einſamkeit ſcheint ihnen, wie unſeren Sperlingen, unerträglich zu ſein. Hier bauen ſie in Palmen, dort in Mimoſen, bald einzelne Neſter, bald Neſtermaſſen unter einem gemeinſamen Dache, immer aber gleich kunſtfertig und ſchön.

Ein nicht minder häufiger Vogel, doch kein fleißiger Arbeiter, ein frecher Dieb und Räuber niſtet hier, ein Vogel, welchen ſchon ſein Name brandmarkt, der Schmarotzermilan (Milvus parasiticus Daud.), welcher ſich von Egypten und Arabien bis herab nach Madagaskar und hinüber nach Guinea, in Wald und Steppe und auf den Bergen, vorzüglich aber bei den Wohnungen der Menſchen findet. In Oſtafrika, wenigſtens in den Ortſchaften der Küſte, tritt die nützliche Seite ſeines Weſens in den Vordergrund: er verzehrt Aas und mancherlei Abfälle und ſättigt ſich damit reichlich, ſodaß er nicht als Dieb ſich zu nähren braucht; im Inneren jedoch wird er bisweilen ſchon höchſt zudringlich und verwegen und ſchnappt dem Menſchen, ſo zu ſagen, den Biſſen vor dem Munde weg; in höchſter Ausbildung aber zeigt ſich ſein eigentliches Weſen oder vielmehr die Artung, welche durch Noth und Mangel ſich bei ihm ausgebildet, in den Ländern des rothen Meeres, in Egypten, Nubien und Abyſſinien. Hier hat ihn A. E. Brehm während ſeiner Reiſe nach Habeſch beobachtet; wir bekennen uns außer Stande, ein beſſeres Lebensbild von dieſem „Vogel Ueberall“ zu geben, als der berühmte Forſcher und Thierfreund Dies in ſeinen „Ergebniſſen“ thut.

„Der Schmarotzermilan“, ſagt Brehm, „iſt der frechſte und zudringlichſte Vogel, welchen ich kenne. Ihm gegenüber beſitzt der Sperling Anſtand und Ehrgefühl. Kein Thier kann dieſen Namen beſſer verdienen als unſer Raubvogel. Die Ortſchaften ſind auch ſein Aufenthalt; er ſiedelt ſich auf der Palme im Garten, wie auf der Spitze des Minarets an; er iſt im Hofe der tägliche Gaſt und auf der Dachfirſte ebenſo ſicher zu finden, als bei uns zu Lande der Spatz. Dieſer meidet aber doch wenigſtens einzelne Orte im Gebirge, während der Schmarotzermilan überall zu treffen iſt.“

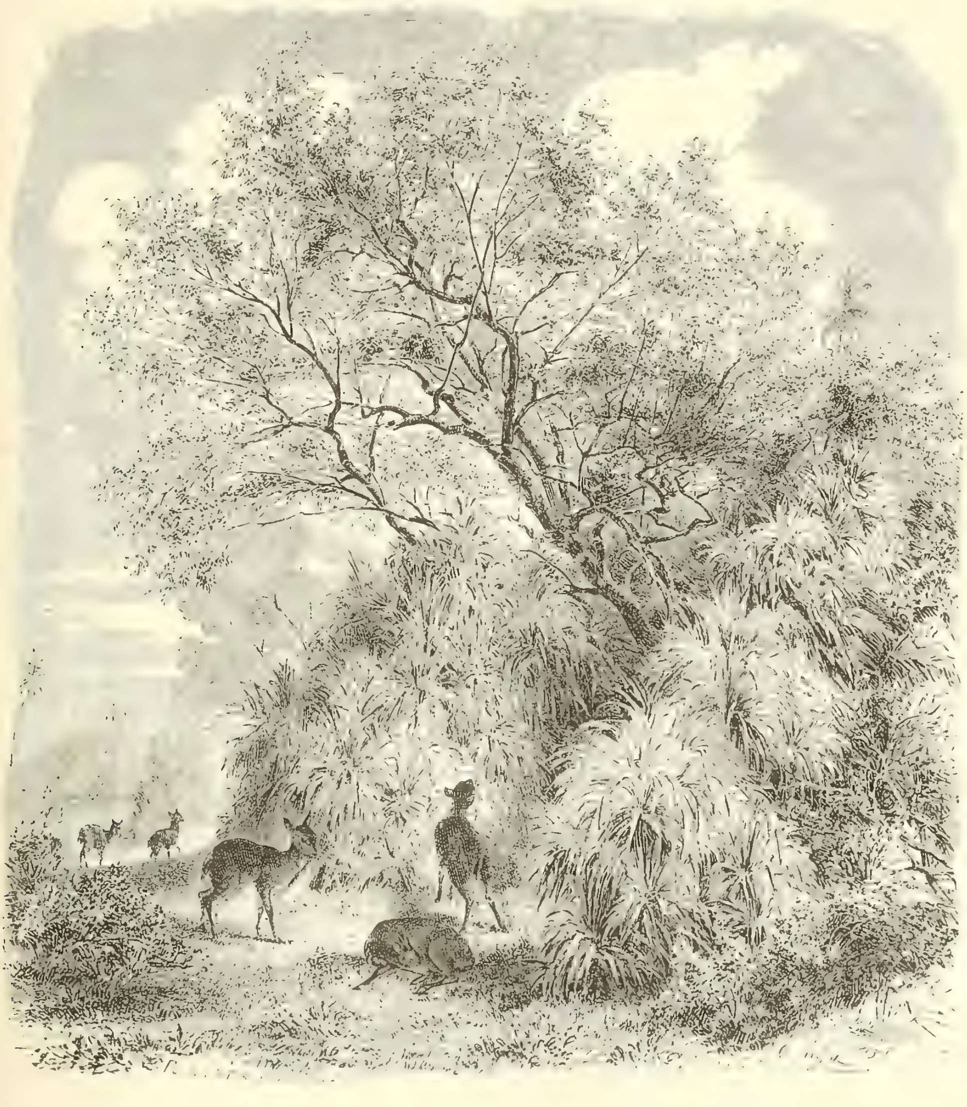
„Gerade dieſe Allgegenwart iſt es, welche ihn läſtig und verhaßt macht. Seinem ſcharfen Auge entgeht Nichts. Sorgfältig achtet er auf das Treiben und Handeln der Menſchen, und Dank ſeinem innigen Umgange mit dieſem, hat er eine Ueberſicht, ein Verſtändniß der menſchlichen Geſchäfte erhalten, wie wenig andere Thiere. Dem Schafe, welches zur Schlachtbank geführt wird, folgt er gewiß, während er ſich dagegen um den Hirten nicht kümmert; den ankommenden Fiſchern fliegt er entgegen, die zum Fiſchfang ausziehenden berückſichtigt er nicht. Er erſcheint über oder ſogar auf dem Schiffe, wenn dort irgend ein Thier geſchlachtet wird; er umkreiſt den Koch der feſtſtehenden oder ſchwimmenden Wohnung, ſobald er ſich zeigt; er iſt der erſte Beſucher im Lagerplatze, der erſte Gaſt auf dem Aaſe. Ja, ich möchte behaupten, daß er bereits das ſterbende Thier mit Frohlocken beobachtet. Vor ihm iſt kein Fleiſchſtück ſicher; mit ſeiner Falkengewandtheit paart ſich die Frechheit, mit ſeiner Gier das tiefe Studium — ſo will ich mich ausdrücken — der menſchlichen Gewohnheiten. Scheinbar theilnahmlos ſitzt er auf einem der Bäume in der Nähe der Schlachtplatzes oder auf der Firſte des nächſten Hauſes am Fleiſchladen; kaum ſcheint er die leckere Speiſe zu beachten: da aber kommt der Käufer, und augenblicklich verläßt er ſeine Warte und ſchwebt in ſchönen Kreiſen über ihm dahin, in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, von Jenes Tiſche zu ſchmauſen. Wehe dem Unvorſichtigen, welcher, nach gewohnter Art, auch das Fleiſch im Körbchen oder in der Holzſchale auf dem Kopfe heimträgt: er wird wahrſcheinlich ſein Geld umſonſt ausgegeben haben. Ich ſelbſt habe zu meinem großen Ergötzen geſehen, daß ein Milan aus dem Körbchen, welches ein Sudaneſe auf dem Kopfe trug, ſich das ganze, zwei Pfund ſchwere Fleiſchſtück erhob und trotz alles Scheltens des Geſchädigten davontrug. Die Frechheit dieſes Schmarotzers iſt wirklich beluſtigend. In Umkullu zerſchnitt unſer Koch auf einer im Hofe ſtehenden Kiſte einen Haſen in mehrere Stücke, wandte, gerufen, den Kopf nach rückwärts und ſah in demſelben Augenblicke eines dieſer Stücke bereits in den Fängen des Strolches. Aus den Fiſcherbarken habe ich ihn mehr als einmal Fiſche aufnehmen ſehen, obwol der Eigner ſich redlich bemühte, den unverſchämten Geſellen zu verſcheuchen. Er ſtiehlt buchſtäblich aus der Hand der Leute weg.“

„Der Menſch iſt übrigens nicht der einzige Brodherr unſeres Vogels, ſondern dieſer erhebt auch von anderen Thieren ſeinen Zoll. Ich bin feſt überzeugt, daß die größeren Edelfalken und Adler kein Thier grimmiger haſſen als den Schmarotzermilan. Der ſcharfängige Geſell achtet nicht blos auf das Treiben der Menſchen, ſondern auch auf das Thun ſeiner Mitgeſchöpfe. Sobald einer der ſtolzen Räuber ſich eine Beute erobert hat, wird er umringt von der zudringlichen Bettlerſchar. Schreiend, mit Heftigkeit auf ihn ſtoßend, verfolgen ihn die Milane, und je heftiger die Jagd wird, umſo größer wird die Zahl der Verfolger. Die ſchwere Laſt in den Fängen hindert den Edelfalken, ſo ſchnell als ſonſt zu fliegen, und ſo kommt es, daß die trägeren Milane ihm immer auf dem Nacken ſitzen. Der Edelfalke iſt viel zu ſtolz, als daß er ſolch’ ſchnöde Bettelei längere Zeit ertragen könnte; er wirft den erbärmlichen Gegnern gewöhnlich bald ſeine Beute zu, läßt die gierige Schar nun unter ſich um dieſelbe balgen, eilt zurück zum Jagdplatz und ſucht ein anderes Wild zu gewinnen. Am Menſalehſee habe ich binnen wenigen Minuten unſern Wanderfalken (Falco peregrinus L.) vier Wildenten erheben und den Milanen erboſt zuwerfen ſehen; erſt mit der fünften flog er davon. Auch den Geiern iſt der Schmarotzermilan verhaßt. Er fliegt beſtändig um die Schmauſenden herum oder zwiſchen ihnen hindurch und fängt geſchickt jedes Fleiſchſtück auf, welches dieſe bei ihrer haſtigen Mahlzeit losreißen und wegſchleudern. Die Hunde knurren ihn an und beißen nach ihm, ſobald er ſich zeigt; denn ſie wiſſen genau, daß der Vogel die eigennützige Abſicht hegt, jeden Fleiſchbiſſen, den ſie ſich ſauer genug erworben, mit ihnen zu theilen.“

„Man ſieht unſeren Milan regelmäßig in größeren Scharen; paarweiſe findet man ihn nur am Horſte. Ueber den Schlachtplätzen größerer Städte treibt er ſich zuweilen in Flügen von fünfzig bis ſechzig Stücken herum; dagegen habe ich nie geſehen, daß er, wie die Königsmilane (Milvus regalis Briss.), vor dem Schlafengehen ſich in Flügen ſammelt, welche Hunderte zählen, und daß er dann auch in ſo großer Menge den einmal erwählten Schlafplatz bezieht.“ —

Unter den Säugethieren ſuchen wir den liebenswürdigen, nächtlichen Galago Sanſibars vergeblich; dagegen gewahren wir hier zum erſten Male eigentliche Affen, kleine, keke, ſtraffhaarige, langſchwänzige Burſchen, welche zu jeder Zeit des Tages am Rande des Urwaldes dicht an den gebahnten Wegen ſich mit poſſierlichen Sprüngen ergötzen. Leider vermögen wir ihren Namen nicht zu nennen, weil die Bälge derer, welche hier erlegt wurden, verloren gegangen ſind; wir werden indeſſen kaum irre gehen, wenn wir ſie für graugrüne Meerkatzen halten, für den weitverbreiteten Cercopithecus griseo-viridis Desm.

Zwergantilopen finden ſich auch hier an geeigneten Orten in Menge, ſelbſtverſtändlich mit Ausnahme der Sanſibar eigenthümlichen Art. Sie werden dem Reiſenden von ſeinen eingeborenen Freunden häufig zum Geſchenke dargebracht. Im Anfange freut er ſich der reizenden Geſchöpfe, welche ſo unſchuldig und mit furchtſamer Zutraulichkeit aus den wundervollen, dunklen Augen blicken, räumt ihnen den ſchönſten Winkel des Zimmers ein und ergötzt ſich an ihren überaus zierlichen Sprüngen, an ihrer zunehmenden Kirre. Er achtet nicht der nächtlichen Störungen durch die Ruheloſigkeit des neuen Stubengenoſſen; denn dieſer iſt allzu lieb, als daß man ihm zürnen könnte. Doch ſchon nach wenigen Tagen wird die Freude an dem zarten Kälbchen vergällt: das kluge Auge umſchleiert ſich, die Munterkeit des vordem unermüdlichen Geſchöpfes ſchwindet, es legt ſich öfters, und — über kurz oder lang liegt es verendet in einer dunklen Ecke. Der Thierfreund iſt aufs Tiefſte betrübt über das jähe Schickſal ſeines Lieblings. Noch ein- oder zweimal macht er dieſelbe Erfahrung, dann gibt er es für immer auf, ein Zwergböckchen im Zimmer zu halten; er will ſich den Schmerz der baldigen Trennung erſparen.



Strandbild von der Oſtküſte der Inſel Sanſibar: Zwergantilopen, Pandanusgebüſch und Kaſuarinenbaum.

Mehr Vergnügen gewährt es, ein Stachelſchwein (Hystrix cristata L.), Rungwi der Suaheli, zu halten, einen der in den Mafuta- oder Simſimfeldern nicht ſeltenen, großen Nager. Obgleich durchaus nicht luſtig geartet, vielmehr überaus mürriſch und plump, iſt doch das Stachelſchwein eines der unterhaltendſten Thiere. Es weiß ſich nicht ſogleich, wenn überhaupt jemals, in die Gefangenſchaft zu finden, ſchnuppert, ſchnüffelt und grunzt unwillig, wenn der Menſch ſich ihm nähert, ſträubt die langen, gebänderten Stacheln, wirbelt mit der kaſtagnettengleichen Klappervorrichtung an dem kurzen, fetten Schwanze in Einem fort und erzittert in machtloſer Wut von vorn bis hinten. Berührt man aber das ungeberdige Geſchöpf auch nur an der äußerſten ſeiner Stacheln, ſo läßt es das Grunzen in ein wirkliches Donnern und Poltern übergehen, hebt dabei den einen Hinterfuß und ſtampft wie ein unartiges Kind, wie ein trotziger, widerbelfernder Menſch mit aller Kraft die nackte Sohle auf den Boden. Eben dadurch aber reizt es den Necker zu neuen Angriffen; denn Jedermann findet es höchſt ergötzlich, eine ſo menſchliche Aeußerung bei dem Thiere zu beobachten.

Betrachten wir den Gefangenen etwas näher. Er hat ſich in eine Ecke zurückgezogen und verhält ſich gerade ſtill, den Murrkopf von uns abgewendet und das Anziehendſte, den noch immer von Aufregung und Furcht durchſchauerten Leib, uns zeigend. Die Stacheln, die „Haare“ des Stachelſchweines, ſitzen einzeln in warzenförmigen Erhöhungen der ſchwarzen, glatten, ſpeckig glänzenden Schwarte des Thieres. Am Kopfe ſind ſie klein, biegſam und dünn wie Stricknadeln, verſchmächtigen ſich darauf und gehen am Schwanzſtummel in die ſonderbare Klapperbildung über, fingerlange, dünne Röhrchen in Geſtalt dicker, plattgedrückter Federkiele. Das Aeußere der Stacheln iſt bekannt genug. Ihr Inneres wird von einem weichen, weißen, in ſternenförmigen Zellen vertheilten Marke erfüllt; die Feſtigkeit des Ganzen, welche übrigens im friſchen Zuſtande nicht ſehr beträchtlich iſt, wird durch die äußere, farbige Schicht bedingt. Schon dieſe Weichheit der „Pfeile“ des Thieres und der häufige Mangel einer ſcharfen Spitze macht es unwahrſcheinlich, daß ſie als gefährliche Waffe abgeſchoſſen werden können, wie man allerorts in Afrika und häufig auch noch in Europa glaubt. Daſſelbe ergibt ſich aus näherer Unterſuchung: der Stachel ſitzt in keiner Röhre, aus welcher er ſich durch gepreßte Luft ins Weite ſchleudern ließe, auch iſt er an ſeinem unteren Ende viel zu weich, als daß er, wie etwa ein glatter Kirſchkern zwiſchen den Fingern, von beſonderen Muskeln des Thieres losgeſchnellt werden könnte. Wir freilich werden belehrt; die Eingeborenen laſſen ſich nicht ſo leicht von ihrer Furcht zurückbringen und halten ſich ſtets außerhalb Schußweite. Zur Entſtehung jener Sage vom „Stachelſchießen“ dieſes Nagers, ſcheint das leichte Ausgehen der Stacheln, das ſeitliche Laufen des Thieres und ſeine Unart, dem Beſchauer ſtets das Hintertheil zuzukehren, Veranlaſſung gegeben zu haben. Was kann wol, wenn man das wütend grunzende und klappernde, mit einem kräftigen Gebiſſe bewehrte Thier ſeinem Gegner plötzlich den Rücken zuwenden und in dieſer Stellung beharren ſieht, natürlicher ſein, als anzunehmen, daß dieſe Stellung am geeignetſten zur Vertheidigung, und daß ſeine Waffe der ſpitze Stachel oder Pfeil ſei?

Das Stachelſchwein, der Vater der Dornen in der bilderreichen Sprache der Araber, iſt über ganz Afrika verbreitet, findet ſich auch, vermutlich durch die Römer verpflanzt, bereits in Italien. Seine Lebensweiſe iſt eine rein nächtliche; deshalb bekommt der Reiſende und Jäger es ſelten anders als in Gefangenſchaft zu ſehen. Der Thierfreund zahlt mit Vergnügen einen Thaler und mehr, um ſich einen ſo ſonderbaren Hausgenoſſen zu verſchaffen, trifft die nöthigen Anſtalten zu deſſen Pflege, verwahrt den noch unabläſſig Grollenden in einem vermeintlich ſicheren Raume und genießt ſchon im Voraus die Freude, welche ihm der zahm Gewordene bereiten ſoll. Aber noch an demſelben Tage werden die Schattenſeiten dieſes Verhältniſſes offenbar. Wann es finſter geworden und die Müden in tiefem Schlafe liegen, beginnt das Stachelſchwein in ſeinem Schuppen ſich zu regen, findet ihn zu enge, ſucht einen Weg nach außen und weiß ihn ſich zu bahnen, ſei es durch Scharren und Wühlen mit den mächtigen Krallen, ſei es durch Nagen mit den ſcharfen Zähnen. Sobald es die Freiheit erlangt hat, beginnt es, das „Terrain zu rekognoſciren", tappt treppauf, treppab, durchläuft alle Räume, welche es offen findet, und geräth hierbei zuletzt in das Schlafgemach ſeines Herrn. Eine Weile läuft es im Zimmer umher, ohne auf Widerſtand zu ſtoßen, endlich aber verirrt es ſich unter die niedrige Kitanda, auf welcher der Schläfer ruht; die Spitzen der Stacheln ſtreifen die Unterlage der Matratze, und der kleine Kobold, welcher ſich von Jemand berührt glaubt, fängt ein unbändiges Huſten, Kollern und Poltern an, raſſelt mit Stacheln und Klappern und ſtampft wütend den Boden. Der Schläfer erwacht, vernimmt halb träumend noch den entſetzlichen Lärmen und glaubt nicht anders, als daß der böſe Feind bei ihm eingebrochen, wagt anfangs kaum, ſich zu bewegen, bis ihm endlich klar wird, daß der neue Hausgenoſſe, das Stachelſchwein, ihm den Schreck verurſacht hat! Nun zündet er das zur Hand ſtehende Licht an und ruft den vor der Thüre ſchlafenden „Boy". Beide entfalten mit Stecken und Stangen eine ungemeine Thätigkeit, um den Eindringling zu vertreiben; dieſer aber ſteckt, wie immer, wenn er ſich bemerkt weiß, die Schnauze in die Ecke, wankt und weicht nicht vom Platze und kollert immer zorniger. Endlich, vielleicht durch einen ſeitlichen Hieb bewogen, hält er es doch für gerathen, nachzugeben, und ſchießt nun mit Windeseile das Gemach entlang, der Thüre zu, wo ihn andere inzwiſchen herbeigeeilte Diener empfangen, ihn durch Scheuchen und Vorhalten von Stöcken nicht ohne Mühe in ſeine alte Wohnung treiben und dieſe von Neuem und feſter als vorher verſchanzen.

Größere Säugethiere, namentlich auch Flußpferde finden ſich bei Mombas nicht. Letztere ſcheinen überhaupt wähleriſch in ihrem Aufenthaltsorte zu ſein, da man ſie nur an einzelnen Punkten der Küſte findet, an anderen aber, welche ſcheinbar durch Waſſerreichthum und paſſende Verſtecke ebenſoviele Vortheile bieten, ſie vergeblich ſucht.

Die Einwohnerſchaft von Mombas umfaßt weniger Fremdlinge (Araber und Indier), hat weniger Zufluß von Sklaven der verſchiedenartigſten Stämmen, kurz, iſt urſprünglicher und gleichartiger in ihrer Miſchung als diejenige Sanſibars. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß die hieſige Bevölkerung einen einheitlicheren Urſprung hätte als jene: ſie iſt im Gegentheil aus der Vermiſchung der verſchiedenartigſten Beſtandtheile hervorgegangen, nur fand dieſe Vermiſchung ſchon vor langen Zeiten ſtatt und hat ſeitdem nur geringe Veränderungen erfahren. Außerdem hat die frühere ſtaatliche Abgeſchloſſenheit von Mombas bei ſeinen Bewohnern die urſprünglichen Sitten in größerer Reinheit erhalten, die Ausbildung vieler Eigenthümlichkeiten in Gebräuchen und Mundart begünſtigt, ſowie ein gewiſſes Gefühl der Zuſammengehörigkeit und einigen Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit entſtehen laſſen, welchen das charakterloſe Sanſibar, wo man von jeher ohne Erregung die Herrſchaft wechſeln ſah, nicht kennt.

Vor vielen Jahrhunderten, als die Inſel noch unbewohnt war, kamen Leute von Schiras längs der Küſte herab und ſetzten ſich in Mombas feſt. Später geſellten ſich Fremde anderer Abſtammung vom Kilefi- und Oſifluſſe, von Malindi, von Patta und ſelbſt vom Somalilande zu ihnen. Sie gründeten kleine Städte und traten in gutes Einvernehmen zu den erſten Anſiedlern, hielten ſich aber zumeiſt in Stämmen oder Familien (Kabila) zuſammen und wohnten, jeder Stamm auf beſonderen Beſitzungen, getrennt von den anderen. Gegenwärtig mag die Geſammtzahl der Einwohner des Mombasgebietes ſechstauſend betragen, dreitauſend auf der Inſel ſelbſt und ebenſoviel auf dem Feſtlande. Ihrem Urſprunge nach zerfallen ſie in zwölf Kabilen unter ebenſovielen Scheichs oder Oberhäuptern.

Viele dieſer Kabilen aber beſtehen nur noch dem Namen nach oder ſind ſo ſchwach, daß ſie ſich mit anderen haben vereinigen müſſen; auch ſind die in früheren Zeiten gewiß ſtark ausgeprägten Unterſchiede in Aeußerem und in Gewohnheiten größtentheils verſchwunden, ſodaß man jetzt hauptſächlich nur zwei große Abtheilungen, die Wamvita (nach Mvita, dem Suahelinamen von Inſel und Stadt genannt) und die Wakilindini (nach der früher angeſehenen Stadt Kilindini an der entgegengeſetzten Küſte der Inſel) unterſcheiden kann. Erſtere umfaſſen neun Stämme, letztere nur drei, ſind aber trotzdem viel zahlreicher als jene. Unter den Wamvita kommen die Wapatta und Wapaſa dem arabiſchen Typus am nächſten; unter den Wakilindini erinnern die Wadſchengamue und die Watanga, welche größtentheils von hellerer Farbe ſind als ſelbſt Araber, ſtark an ihre perſiſche Abſtammung. Die Wakilindini im engeren Sinne haben eine ziemlich dunkle Farbe, ſtark ausgebildete Lippen, etwas hervorragende Kinnladen, ſpärlichen Bart und ſchwach ſich kräuſelnde Haare, im Uebrigen aber eine keineswegs häßliche Bildung, edle Stirn und kleine, faſt gerade Naſe mit etwas weiten Naſenlöchern. Solche Unterſchiede werden jedoch hauptſächlich nur bei den erſten Familien jeden Stammes bemerklich und verſchwinden bei dem „Volke“ faſt gänzlich.

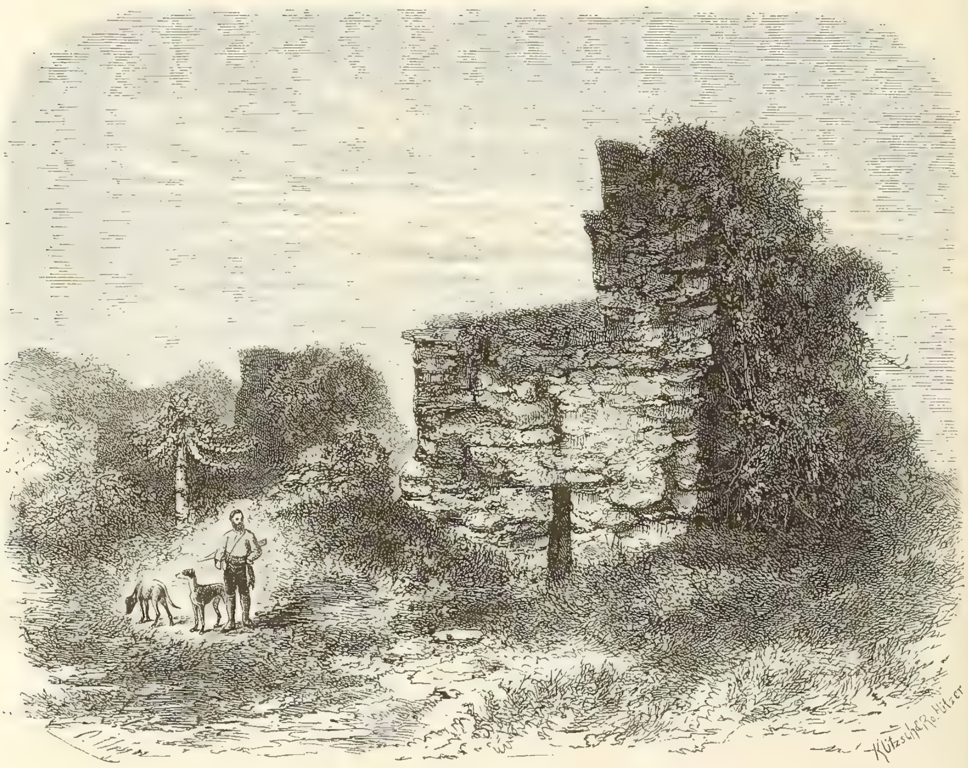
Außer dieſen früheſten Anſiedlern ſind noch vierzig bis fünfzig Indier und gegen vierzig arabiſche Familien, etwa 250 Mann ſtark, zu erwähnen. War ſchon in Sanſibar der arabiſche Einfluß ein geringer, wenigſtens was die Strenge der muslimitiſchen Lebensweiſe betrifft, ſo tritt er in Mombas, bei dem ſtarken Ueberwiegen der leichtlebigen Suaheli, noch weniger hervor. Zwar verſchleiern ſich die Frauen der höheren Stände noch außerhalb des Hauſes, doch legen ſie ſich im Inneren deſſelben keinen Zwang mehr auf und bleiben ſelbſt dort nicht ängſtlich von dem Verkehre mit der Außenwelt abgeſchnitten. Leider hat die größere Freiheit einen unvortheilhaften Einfluß auf die Sittlichkeit ausgeübt: die Damen von Mombas ſind überaus gefallſüchtig und gelten keineswegs als Muſter von ehelicher Treue; ſie alle — der Berichterſtatter Guillains, welchem wir dieſe Angaben verdanken, nahm ſogar ſeine eigene Frau nicht aus — verlaſſen, wenn ihre Männer verreiſt ſind, Abends in der fünften Stunde (elf Uhr nach unſerer Rechnung) die Wohnungen, um ihr Glück zu probiren. Eltern bezeigen auch in Mombas ihren Kindern große Zärtlichkeit und genießen von dieſen hohe Achtung und Ehrerbietung; ſie erziehen dieſelben, nach muslimitiſchen Begriffen wenigſtens, ſorgfältig, entlaſſen ſie aber leider allzu zeitig aus der Zucht, ſodaß die kaum herangewachſenen Burſchen gar bald durch böſe Beiſpiele verdorben werden.

Weit zahlreicher als die Wamvita und Wakilindini ſind die gleichfalls zum Mombas-Gebiete zu rechnenden Wanika, die erſten „Wilden“ (wie manche Reiſende zu ſagen belieben), denen wir auf dieſem Gebiete begegnen. Wir werden ſie in ihren Dörfern ſelbſt aufſuchen, um ihre Sitten und Anſchauungen, gegen welche ſeit nunmehr zwanzig Jahren die Miſſionäre vergebens ankämpften, genauer kennen zu lernen.

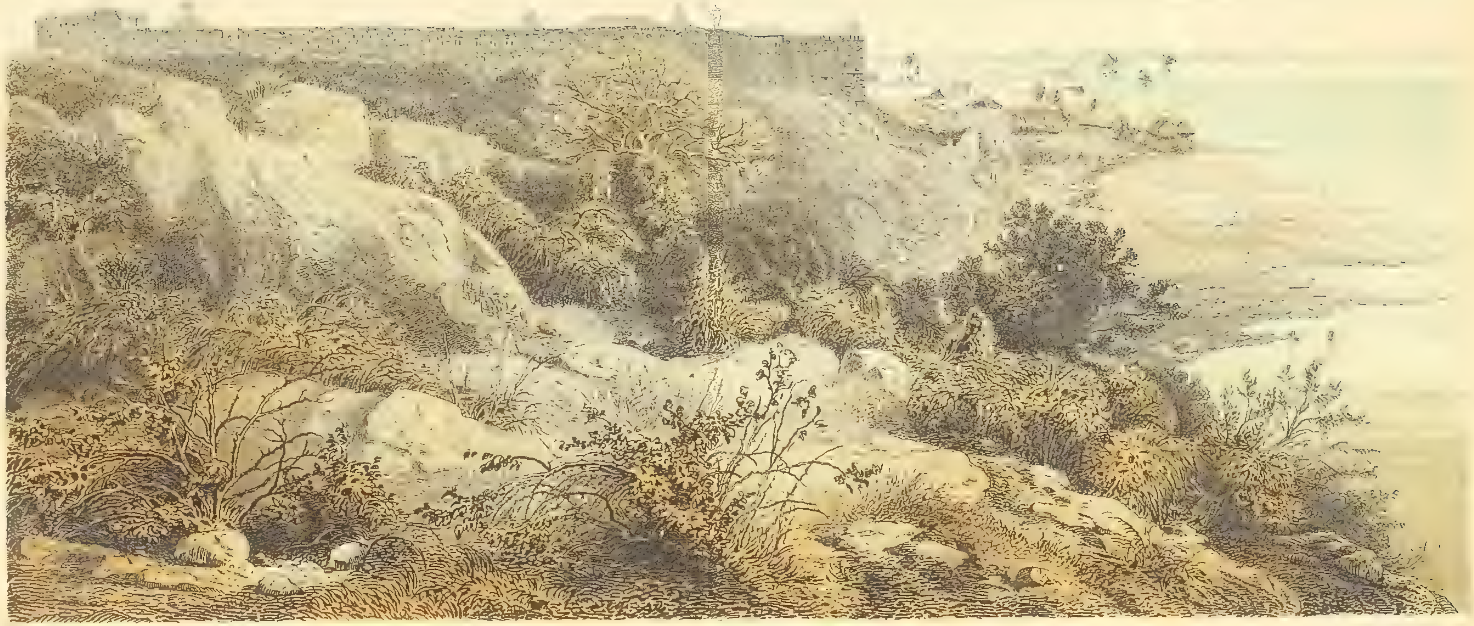
Zu ihren ehemaligen Herrſchern, den Mſara, welche ſich perſiſcher Abkunft rühmen, ſtanden die Bewohner im beſten Verhältniſſe. Der Fürſt verkehrte mit ſeinen Unterthanen nicht unmittelbar, ſondern mit den Scheichs der einzelnen Stämme durch einen Vezir, welchen er bei den Verſammlungen der Aelteſten zu ſeiner Linken ſitzen ließ. Die Mſara waren mild und einfach in ihrem Weſen und zeichneten ſich nur durch die weiße Farbe ihres Turbans auch äußerlich vor Anderen aus. Sie beſtritten alle Ausgaben zum Beſten des Landes aus ihrer eigenen Taſche und bezogen dafür eine geringe Abgabe — einige Pfund Getreide für jeden Sklaven, welche nur in Friedenszeiten zur Deckung der Bedürfniſſe genügte. Das Fehlende wußten ſie durch Handelsgeſchäfte und durch Ausbeutung einiger Vorrechte zu gewinnen: ſie hatten ſich das Vorkaufsrecht beim Elfenbeinhandel ausbedungen, beſaßen das Fiſchereirecht und hatten alle Schiffe mit einer Art Frohne belaſtet, d. h. konnten jedem Schiffe gegen eine geringe Entſchädigung Waaren mitgeben, auch es im Kriege benutzen. Soldaten wurden ſowol unter den Suaheli als unter den Wanika ausgehoben; das unter einem Emir ſtehende Heer zählte in Friedenszeiten etwa 1500 Mann.

Anders geſtaltete ſich die Regierung unter Seid Said. Dieſer ernannte einen Befehlshaber des Forts, einen Statthalter, einen Kadi oder Richter (in Wirklichkeit gibt es deren jedoch drei) und, zur Vermittelung des Verkehrs mit ſeinen Unterthanen, drei Scheichs, einen für die Araber, einen für die Wamvita und einen für die Wakilindini. Hatten nun die Einwohner irgend Etwas vorzubringen, ſo wandten ſie ſich zunächſt an ihren Vorſteher, welcher das Anliegen dem Kommandanten vortrug, und, falls dieſer ſich nicht zur Entſcheidung berechtigt fühlte, dem Sultahn ſelbſt. Als die Scheichs erwählt worden waren, baten ſie ſich als Entſchädigung für ihre Mühewaltung Zollfreiheit aus: Said zog es jedoch der Einfachheit wegen vor, die Zollverpflichtung beſtehen zu laſſen, dafür aber ihnen achthundert Dollars zu geben. Späterhin, als einmal ein Banian ermordet worden war und man den Thäter nicht verrathen wollte, kürzte der Sultahn dieſe Summe und beſchnitt ſie in den folgenden Zeiten unter den verſchiedenſten Vorwänden immermehr, ſodaß das Gehalt der Scheichs, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, nur noch dreihundert Dollars beträgt, alſo einhundert für jeden. Außerdem beſaß der Sultahn das Recht, Truppen auszuheben, ohne jedoch auch Waffen und Schießbedarf fordern zu können, und Zoll zu nehmen von den auszuführenden Waaren. Alle dieſe Einrichtungen waren gut und angenehm; nur die Art und Weiſe der Zollerhebung mißfiel. Die Vertreter des Hauptbanians in Sanſibar ſchadeten in der That dem öffentlichen Wohlſtande ungemein; ſie rafften und liſteten das wenige im Umlaufe befindliche Geld zuſammen und ſchleppten es auf Nimmerwiederkehr nach Indien. Mit dieſen zähen und ſparſamen, gewandten und ſchlauen Indiern konnten die trägen Araber es nicht aufnehmen — ihr früher blühender Seehandel kam herab, ſie verarmten von Jahr zu Jahr. Hierzu trugen allerdings auch die räuberiſchen Stämme des Inneren, welche die Karawanenſtraßen unſicher machten und plündernd und mordend ſelbſt bis zur Küſte vordrangen, nicht wenig bei; aber ſo fein unterſcheiden die Bewohner von Mombas nicht. Sie ſchreiben das Sinken ihres Stammes einzig der arabiſchen Herrſchaft zu und wünſchen die vertriebenen Mſara zurück; ſogar Diejenigen, welche durch ihren Verrath den Umſchwung der Dinge herbeiführten, blicken jetzt mit Bedauern in die Vergangenheit. Aller Orten hört man die Weisheit und Stärke, die Ritterlichkeit und Freigebigkeit der Herrſcher aus dieſer Familie rühmen, hört erzählen, wie ſie den Bedürftigen in Zeiten der Noth zu Hilfe kamen, wie ſie die Kinder der Armen beſchneiden und ihnen auf eigene Koſten das dabei übliche Feſt bereiten ließen, vernimmt Sagen und Lieder zum Preiſe der Tapferkeit und Hochherzigkeit Mabruks, des Vertheidigers von Pemba, des letzten Vertreters dieſer Herrſcherreihe, welcher die lockenden Anerbietungen des arabiſchen Sultahns ſtolz zurückwies und es vorzog, in Armut zu ſterben, anſtatt den Titel, welchen er mit Recht und mit Bewußtſein trug, zu verkaufen. Solche Gefühle und Aeußerungen ſind jedoch nicht gefährlich: die Vornehmſten und Unternehmendſten der Mſara ſind ja in der Verbannung umgekommen, und von den Anderen hat Niemand den Mut und das Geſchick, gegen die Macht der Araber anzukämpfen.

Die Stadt Mombas zieht ſich nördlich vom Fort in einer Länge von 1200 bis 1500 Schritt am Strande hin und zerfällt in zwei Viertel: das der Feſtung näher liegende, auf drei Seiten mit einer Mauer umgebene Gawana — welches die wenigen Steinhäuſer enthält, im Uebrigen aber ſchlechte Hütten aus Stangen und Lehm und dazwiſchen winklige Gäßchen, ausgenommen eine einzige, breite, nach Norden zu führende Straße — und die größere Altſtädt, Charā el Kedīme, mit noch weniger anſehnlichen Gebäuden. Bemerkenswerth in Mombas ſind nur: einige mit Mühe kenntliche Ueberreſte portugieſiſcher Häuſer, Kirchen oder Klöſter in Gawana, welche theils in Trümmern liegen, theils überbaut ſind und als Wohnungen für Vieh und Menſchen dienen; ferner der Kirchhof der Mſara, an dem offenen Theile von Gawana nach der Feſtung zu gelegen, welcher die einfachen, mit Inſchriften (25) verſehenen Gräber aller Herrſcher aus der ruhmreichen Familie enthält mit Ausnahme eines Einzigen, welcher in Sanſibar ſeine Ruheſtätte fand; endlich eine unterirdiſche Landungstreppe neueren Urſprungs, aus der Zeit der engliſchen Oberherrſchaft, und neben ihr, nahe dem Strande, eine in den Felſen gehauene Badewanne.



Um andere Merkwürdigkeiten aufzufinden, müſſen wir die Stadt verlaſſen und uns am Strande der Inſel umſehen. Wenden wir uns zunächſt ſüdwärts, dem Kreuze zu, welches dem ſich nahenden Schiffer vor Allem in die Augen fällt. Der Weg iſt ſchwierig, ſowol zu Waſſer, weil man in Booten nur zu gewiſſen Zeiten an dem ſteilen Ufer landen kann, als auch zu Lande, weil man hier eine lange Strecke dichten, dornigen Geſtrüppes zu durchdringen hat. Hieraus erklärt es ſich, daß dieſe Ruinen, vielleicht die merkwürdigſten von allen, welche Mombas beſitzt, ſo lange unbekannt blieben. Decken wußte ſich mit Axt und Hirſchfänger einen Weg zu bahnen durch das „undurchdringliche Dickicht“, wie Burton es nennt, durch die mit Schlingpflanzen verſtrickten Euphorbien- und Mimoſendornenbüſche — freilich nicht ohne Schaden für Kleider und Haut, doch ward er in hohem Grade befriedigt von Dem, was er ſah. Es ſcheint dort, etwa eine Viertelmeile ſüdlich vom Fort, eine vollſtändige Befeſtigung errichtet geweſen zu ſein. Gegenwärtig ſteht nur noch eine halbzerfallene Baſtion in Hufeiſenform und ein ſtark mitgenommener Thurm, vor welchem ein junger Wolfsmilchbaum ſeine ſonderbaren Aeſte armleuchterähnlich emporſtreckt. In geringer Entfernung hiervon befindet



Stadt und Feſtung Mombas.

Geſehen von Südweſten.

[illegible]

ſich, von dem Buſchwerke halb verdeckt, der Eingang zu einer ſteinernen Treppe, offenbar ein geheimer Ausweg für die Belagerten. Die Wände ſind feucht, mit Moos überzogen und von kleinen Schnecken bewohnt; ſie ſehen morſch und hinfällig aus, allein der Fels iſt feſt, wir brauchen uns nicht zu ſcheuen, in die Tiefe zu ſteigen. Vierundzwanzig in den Stein gehauene Stufen führen durch den dunklen, gewölbten Gang nach dem rauhen Strand, an welchem zur Flutzeit die Wogen ſich toſend brechen. Von See aus iſt dieſes Ausfallspförtchen, dieſer Sicherheitsgang kaum zu bemerken, ſelbſt wenn man ſeine Lage kennt; noch keines der vielen aus- und eingehenden Schiffe und Boote hat dieſes Thor geſehen oder von ſeinem Vorhandenſein berichtet. Von dem Platze vor dem eben erwähnten Thurme genießt man einen reizenden Blick auf die Feſtung, auf die dahinter liegende Stadt, auf die friedliche Meeresbucht und die waldigen Höhen im Hintergrunde (von hier aus iſt auch unſere Anſicht aufgenommen); nach Süden zu gewahrt man eine kreuzgezierte Säule auf dem nächſten Vorſprunge.

Ein weit bequemerer Weg führt an einem tiefen, ausgemauerten Brunnen vorbei nach der Bucht von Pombaraki (pua ja Mbaraki = Naſe des Baraki, von der Geſtalt der Bucht ſo genannt) im Südweſten der Inſel. Hier ſteht im Oſten der Bucht ein Minaret, der Sage zufolge das Denkmal eines Scheichs, deſſen Stamm einſtmals das umliegende Land beſaß. Weiter ſüdwärts liegt im Dickicht eine hufeiſenförmige Batterie, von den Arabern Kaberas genannt, zur Erinnerung an das gleichnamige Schiff des Sef ben Sultahn ben Sef, deſſen Mannſchaft mit Heldenmut dem wütendſten Geſchützfeuer getrotzt und im Sturme die Schanze genommen hatte. Einige tauſend Schritt nordweſtlich von dem anderen Ufer der Bucht finden ſich jüngere Ruinen, die der vormals blühenden Stadt Kilindini. Nur eine verfallene Moſchee ſteht noch, und auch dieſe wird bei der ſchlechten Bauart der Araber den an ihr rüttelnden Gewalten nicht lange mehr widerſtehen. Kilindini ward im Jahre 1837 von ſeinen Einwohnern verlaſſen, nachdem die Truppen Seid Saids einen Theil der Stadt zerſtört — vierundzwanzig Jahre alſo haben genügt, die arabiſche Stadt den Ueberbleibſeln der jahrhundertealten Bauten der Portugieſen ähnlich zu machen!

Auch nach Makupa, einem von den Portugieſen erbauten und von den Arabern wieder hergerichteten Kaſtelle im Nordweſten der Inſel, gelangt man mühelos. Hier ſoll Seid Said gelandet ſein, als er von der Inſel Beſitz nahm; jetzt hauſen hier einige Beludſchen zur Ueberwachung der vom Feſtlande herüber kommenden Marktleute. Bei ſpäterer Gelegenheit durchſuchte Decken das Gebäude mit größter Sorgfalt, fand aber nur ein Relief an der Wand eines großen Gemaches (ſ. Anhang) mit einer verwiſchten Inſchrift, von welcher ſich blos der erſte Buchſtabe H entziffern ließ. Zwei andere, kleine Forts in der Nähe ſind in einem noch ſchlechteren Zuſtande der Erhaltung.

Zwiſchen Pombaraki und der zuerſt beſuchten Baſtion gibt es außer einigen kleinen Vertheidigungswerken ausgedehnte Ruinen von abweichendem Ausſehen, welche auf ein vormals anſehnliches Gebäude ſchließen laſſen; in der That findet man auf alten portugieſiſchen Karten an dieſer Stelle eine Kapelle Nossa Senhora da Esperanza, die Kirche unſerer lieben Frauen zur Hoffnung, angezeigt.

Noch manch' andere merkwürdige Denkmäler mag die Inſel bergen, doch ſind ſie unbekannt geblieben wegen der Unzugänglichkeit des mit dichtem Wald und Geſtrüppe bedeckten Bodens.

Trotz der Mittagsſonnenglut begab ſich Decken ſofort ans Land und überreichte dem Vorſteher der Zollſtätte die Empfehlungsbriefe, welche ihm Ludda mitgegeben. Er kam ſehr gut mit dem Banian aus, weil dieſer die Sitten der Europäer kannte und ſogar etwas Engliſch ſprach, und erfuhr von ihm das Wichtigſte über die Zuſtände und Perſönlichkeiten der Stadt.

Am Nachmittage ſtattete der Reiſende dem Kommandanten der Feſtung ſeinen Beſuch ab. Nach wenigen hundert Schritten gelangte er vom Zollhauſe aus vor das anſehnliche Thor der Feſtung. Der kam ihm alte Tangai mit einem ſchnell zuſammengerufenen Gefolge von gegen hundert der vornehmſten Araber der Stadt entgegen, begrüßte ihn auf äußerſt höfliche und zuvorkommende Weiſe und führte ihn in die zum Empfange beſtimmte Baraſa. Zwar nur ein elendes Gebäude, beſtehend aus zwei niedrigen Steinmauern mit ſteinernen Bänken zur Seite und überdacht mit Makuti, iſt dieſe Baraſa; aber in ihr wurde mehrmals das Schickſal von Mombas entſchieden: hier trat im Jahre 1785 der kühne Emir Achmed vor die verſammelten Häupter der Stadt, allein und ohne Waffen und fragte, ob man es mit dem Imahm halte oder von ihm abgefallen ſei, worauf die ob ſolcher Keckheit Betroffenen ihm ihre Ergebenheit bezeugten und eine Urkunde darüber ausſtellten; hier hatten ſich Ende 1823 die Mſara verſammelt, als der Imahm mit ſeiner Macht herannahte und ſie zu vernichten drohte, baten in ihrer Noth die Engländer auf das Flehentlichſte, ſich ihrer anzunehmen, und trugen den durch Glaube und Sitten ihnen ſo fern ſtehenden Fremdlingen die Oberherrſchaft über ihr Gebiet an, um nur nicht in die Hände der verhaßten Omahnen zu fallen; hier endlich nahm im Jahre 1837 der falſche Seid Chalid im Auftrage Seid Saids die Häupter der Mſara gefangen, nachdem er ſie mit ſüßen Worten zu einer Beſprechung herbeigelockt, ließ ſie in Ketten werfen und führte ſie dem Verderben entgegen. Und dieſe Baraſa nennt Burton ein — Palaverhaus!

Das Gebäude war feſtlich geſchmückt zum Empfange, die ſteinernen Bänke prangten mit ſchöngeflochtenen Matten, die Ehrenplätze mit perſiſchen Teppichen und ſeidenen Kiſſen. Nachdem man Platz genommen, erſchienen Diener mit Kaffee und Scherbēt und mit einer Kuka oder Waſſerpfeife. Dies war das erſte Mal, daß man dem Reiſenden eine ſolche anbot; er verſchmähte aber die vielgebrauchte und zündete ſich eine Cigarre von ſeinen eigenen an. Tangai verſicherte einmal über das andere, daß er, in Folge des erhaltenen Briefes, dem Reiſenden Alles zur Verfügung ſtelle, daß aber dieſer Brief durchaus nicht nöthig geweſen wäre, da er die Weißen im höchſten Grade verehre und ihn ganz beſonders bereits wie ſeinen eigenen Bruder liebe; er trieb ſeine Höflichkeit ſo weit, daß er, als Decken im Laufe der Unterhaltung das damascirte, reich mit Silber verzierte Gewehr eines der anweſenden Beludſchen bewunderte, ihm dieſes trotz wiederholter Weigerung als Geſchenk aufnöthigte. Unſer Reiſender, welcher bereits das Geſchenke-Unweſen kannte und ſich für alle Fälle vorgenommen hatte, das Erhaltene nur durch den wirklichen Werth zu erwiedern, fragte den anweſenden Banian, was das Gewehr wol werth ſein möge, und ließ dem Geber den genannten Preis von fünfundzwanzig Thalern auszahlen. Tangai nahm das Geld mit freundlichſter Miene, mochte aber wol innerlich einige Enttäuſchung fühlen, denn er hatte jedenfalls gehofft, ein vortheilhaftes Geſchäft zu machen. Schon von Guillain wird Tangai als derſelbe beſchrieben, der er noch jetzt iſt: ein alter, dunkelfarbiger Beludſche von ſtattlichem Wuchſe und gewinnenden Manieren, dem ſein weißer Bart etwas Ehrwürdiges verleiht, ſodaß man ihn ohne den Pallaſch an ſeiner Seite eher für einen frommen Hadſchi als für einen rauhen Krieger halten würde. Auch ſeine Kunſt, auf feine Weiſe zu betteln, bekundete er damals ſchon in hohem Grade und gab dadurch dem franzöſiſchen Kapitän Stoff zu den ergötzlichſten Geſchichtchen. Trotzdem aber iſt mit dem alten Dſchemmedari recht wohl auszukommen; er iſt keineswegs, wie ihn Andere darſtellen: „ein verrätheriſcher, roher Mann, welcher den Reiſenden ihre Drehpiſtolen und Flinten rauben will.“

Decken hatte von dem höflichen Dſchemmedari ſchon Abſchied genommen, als er auf den Gedanken kam, auch das Innere der Feſtung anzuſehen. Auf ſeine Frage erklärte ſich Tangai nach kurzem Bedenken bereit, ihn ſelbſt herumzuführen, und bat nur um einige Augenblicke Geduld, bis er die nöthigen Anordnungen getroffen hätte. Der Reiſende war erfreut und überraſcht, daß er die Erlaubniß ſo leicht erhalten; denn ſeit der Beſitznahme des Forts durch die Araber war ſolche Vergünſtigung noch keinem Europäer, weder dem engliſchen Admiral Trotter, noch den Kapitänen Burton und Speke, noch auch britiſchen Seeleuten zu Theil geworden. Er war in Zweifel, wie er dieſe Bereitwilligkeit erklären ſollte, ob das Verbot des Beſuches blos auf Officiere ausgedehnt war (Tangai konnte natürlich nicht wiſſen, daß Decken gedient hatte), oder ob die Briefe Seid Madjids eine ganz außergewöhnliche Empfehlung enthielten. Wie Dem auch ſei, er nahm die Vergünſtigung mit beſtem Danke auf, bat jedoch den höflichen Alten, welchem das Steigen offenbar beſchwerlich fiel, ſich nicht mit der Begleitung zu bemühen, ſondern einen ſeiner Untergebenen damit zu beauftragen. Der Weg führt durch einen dickwandigen Thurm mit ſtarkem, eiſenbeſchlagenen Thore, über welchem die oben erwähnte Gedenktafel angebracht iſt.

Zwei Geſchütze vertheidigen den Eingang, zwei andere beſtreichen den im Thurme rechtsum ſich wendenden Weg. Hat man die wenig gefährlichen Feuerſchlünde hinter ſich, ſo befindet man ſich inmitten der Feſte. Hier ſieht es wüſt genug aus: mehrere ſteinerne Häuſer und eine Anzahl Lehmhütten, von den Beludſchen und deren Familien bewohnt, füllen den weiten Raum. Nach der Seeſeite zu ſind zwei Batterien errichtet, die eine über der anderen, jede mit elf Geſchützen auf gut erhaltenen Lafetten: ſie beſtreichen das gegenüberliegende Feſtland und den Eingang zum Hafen. Steigt man nach der oberſten Batterie empor, welche ſich auf einer Terraſſe neben der Hauptwache befindet, oder beſſer noch, auf einen der beiden Wachtthürme daſelbſt, ſo bietet ſich eine prächtige Ausſicht über das Meer auf der einen Seite, auf der anderen über die Stadt und den weit in das Land hineingeſtreckten Meeresarm bis nach den höheren Bergen, welche weiterhin den Geſichtskreis abgrenzen; gerad unterhalb beſpült die See den ſteilen Felſen.

Die Feſtung von Mombas vereinigt natürliche und künſtliche Stärke. Auf einer mächtigen Felsſtufe erbaut, mit Mauern, deren keine unter vier Fuß, wenige unter ſechs Fuß Dicke haben, auf der einen Seite dicht am Meere ſtehend, auf der anderen durch einen breiten, tiefen Graben von dem höheren Lande geſchieden, mit geräumigen Vorrathskammern und Waſſerbehältern verſehen, muß ſie den Arabern für uneinnehmbar gelten und kann ſelbſt Europäer für kurze Zeit täuſchen; bei genauerer Prüfung jedoch findet der Kundige Fehler in der Ausführung, beſonders ſogenannte todte Winkel, welche von den Geſchützen nicht beſtrichen werden, und außerdem allerorts Verfall und Vernachläſſigung — ein europäiſches Kriegsſchiff würde dieſe Mauern, an denen ſeit der Vertreibung der Portugieſen Nichts wieder gethan worden, nach einem Feuer von wenigen Stunden niederwerfen, wiederum aber würde eine europäiſche Macht dem Platze bei ſeiner natürlichen Stärke leicht eine große Feſtigkeit verleihen können.

Elfter Abſchnitt.

Das Miſſionsgebiet.

Nach Kiſoludini. — Miſſionsthätigkeit Krapfs und Rebmanns. Aeußeres, Lebensweiſe und Sitten der Wanika. — Ein Jahrmarkt zu Emberria. — Glaube und Aberglaube. — Der Muanſa. — Herrſchaft der Aelteſten. — Verhältniß der Wanika zu Suaheli und Arabern. — Gottesdienſt in der Landesſprache. — Rabbai Mpia. — Nächtliche Fahrt auf dem Panganiſtrome.

Es war ſpät am Nachmittage, als der Reiſende das Fort verließ. Eine friſche Briſe erhob ſich und rief in ihm den Wunſch hervor, noch an demſelben Tage eine Bootfahrt anzutreten nach Kiſoludini, wo Rebmann derzeit wohnte; er ging an Bord des Fahrzeugs und packte in Schnelle ſeine Sachen. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang erſchien ein Boot mit der nöthigen Mannſchaft und fünf Beludſchen als Ehrenwache, von deren Mitgabe der alte Dſchemmedari nicht hatte abſehen wollen, und bald darauf ſegelte man den Meeresarm hinauf. Als ob es auf eine Fopperei abgeſehen ſei, wurde der Wind kaum einige hundert Schritte hinter der Stadt flauer und flauer und endlich ganz unmerkbar. In Folge deſſen gelangte die kleine Geſellſchaft erſt nach dreiſtündiger, angeſtrengter Ruderarbeit an den Landungsplatz. Die Ausſchiffung begann ſofort. Trotz der herrſchenden Dunkelheit und der Steilheit der Ufer ging Alles glücklich von Statten, und Nichts von dem Gepäcke ward verloren, nur nahm ein Beludſche, welcher ausglitt und den Abhang hinunterrollte, ein unfreiwilliges Bad. Unter einem hart am Uferrande befindlichen Regendache hinterließ Decken, da es ihm an Trägern mangelte, die entbehrlichſten Gepäckſtücke nebſt zwei Soldaten zu deren Schutze; dann begab er ſich auf den Weg. Der Himmel war dicht mit Wolken bezogen, und kein Lichtſchimmer erhellte den holperigen und ſteilen Weg, ſodaß Alle ſich freuten, als ſie nach anderthalb Stunden, gegen drei Uhr Morgens, die Miſſion erreichten; um die ſchlafenden Inſaſſen nicht zu ſtören, zündeten ſie ein Feuer an und verbrachten daneben den Reſt der Nacht. Man ſtelle ſich Rebmanns Ueberraſchung vor, als er beim Erwachen den europäiſchen Beſuch vorfand — ſolcher Beſuch war der Miſſion während ihres vierzehnjährigen Beſtehens nur dreimal zu Theil geworden — er und ſeine Frau, eine geborene Engländerin begrüßten den Reiſenden auf das Herzlichſte und boten ihm vollſte Gaſtfreundſchaft. Decken blieb drei Tage lang, unterhielt ſich mit dem erfahrenen Miſſionär über deſſen frühere Ausflüge, pflog Berathungen mit ihm über die beſte

Art und Weiſe, eine Reiſe nach dem Inneren einzurichten und ſah ſich Land und Leute an. Dr. Krapf, welcher den Anfang mit der oſtafrikaniſchen Miſſion gemacht, weilte damals bereits ſeit ſechs Jahren in Europa, gedachte jedoch ſpäter, wenn es ſich ſo fügen ſollte, nochmals nach Mombas zurückzukehren. —

Als Krapf im Jahre 1844 nach der Suaheliküſte kam, wußte er nicht, mit welchem der Heidenvölker er ſich zuerſt beſchäftigen ſollte. Anfangs hegte er die meiſte Theilnahme für die Galla, weil er dieſe in ihren nördlichen Stammesabtheilungen in Abyſſinien bereits kennen gelernt und hervorragende Eigenſchaften, ſogar hier und da noch Spuren früherer chriſtlicher Einwirkung an ihnen gefunden hatte; er glaubte ſich durch ihre Tapferkeit, Geradheit und Sittenſtrenge berechtigt, die Galla oder Orma, wie ſie ſich ſelbſt nennen, mit den alten Germanen zu vergleichen, und hegte die Hoffnung, daß Ormanien, das Land der Galla, dereinſt das Germanien Afrikas werden, daß von dieſem Lande der Anſtoß ausgehen könne zu einer Umgeſtaltung der geſammten afrikaniſchen Verhältniſſe. In Mombas angelangt beſtimmten ihn die günſtige Lage des Ortes und die freundliche Aufnahme, welche er bei Arabern, Suaheli und Wanika fand, einſtweilen ſeinen Sitz hier aufzuſchlagen, umſomehr, als er ja den Galla ſo nahe war, zu gewiſſen Jahreszeiten auf Märkten mit ihnen verkehren, ſie auch leicht in ihrem eigenen Lande aufſuchen konnte. Mit bewundernswürdigem Eifer legte er ſich auf die Erlernung der nöthigen Sprachen und überwand in Kurzem alle die Schwierigkeiten, welche ſich einer beginnenden Miſſion entgegenſtellen: ſeinem unermüdlichen Fleiße verdanken wir Wörterbücher, Sprachlehren und Ueberſetzungen von Bruchſtücken des neuen Teſtaments in ſechs bis acht der oſtafrikaniſchen Mundarten. Mit rührender Hingebung widmete der begeiſterte Mann ſich der Bekehrung der in Elend, Laſter und Unwiſſenheit lebenden Stämme der Küſte und ließ ſich nicht entmutigen durch das Ausbleiben des Erfolges, ſondern erſann immer neue, kühne Pläne, um auch anderen Völkern die Himmelsbotſchaft wenigſtens zu verkünden. Ohne Waffen und Gefolge, mit Bibel und Regenſchirm allein, wie er ſelbſt ſagt, unternahm er jene gefährlichen Reiſen nach Ukambani, wohin ſeitdem noch Niemand wieder vorgedrungen, beſuchte zu wiederholten Malen das Bergland Uſambara, um ſich zu überzeugen, ob hier vielleicht für ſeine Thätigkeit ein günſtiger Boden ſei, wanderte tagtäglich, wenn ſeine Geſundheit Dies geſtattete, in die Weiler und Dörfer der Wanika, verkehrte mit den Galla und Wakamba und arbeitete raſtlos, getragen von dem Bewußtſein, daß er im Auftrage des Herrn handle, und geſtärkt von der Ueberzeugung, daß er ſo handeln müſſe, auch wenn ein augenblicklicher Nutzen ſich nicht zeige. Sein Mitarbeiter Rebmann, welcher im Jahre 1846 in Mombas ankam, betheiligte ſich getreulich bei dieſen Thaten, baute Häuſer und Hütten und gründete die ſtattliche Niederlaſſung, welche Burton und Speke zu bewundern Gelegenheit nahmen, arbeiteten in Haus und Umgegend, um einige der Wanika zu chriſtlichem Lebenswandel zu bekehren, und beſuchte dreimal das hundert Stunden von der Küſte entfernte Dſchaggaland und das Gebiet der kriegeriſchen Wateita.

Noch Andere ſchafften an demſelben Werke; aber Keiner mit ſolcher Ausdauer wie jene Beiden. Leider iſt der Erfolg dieſes ihres Mühens im Verhältniſſe zu den aufgewandten Mitteln nur unbedeutend, ſei es nun, daß die Art und Weiſe der Miſſionsthätigkeit nicht die richtige war, oder daß die Völker Oſtafrikas noch nicht reif ſind, höhere Geſittung zu empfangen. Daſſelbe hat man auch anderwärts beobachtet, ſodaß es beinahe ſcheinen will, als ob die Heidenlehrer nicht genug Rückſicht auf den geiſtigen Zuſtand und die Verhältniſſe der Eingeborenen nähmen und das Licht des Evangeliums allzu plötzlich und blendend in die Finſterniß einbrechen ließen. Behelligt man Leute, deren kindlicher Geiſt nur das Einfache zu faſſen weiß, ohne Weiteres mit den ſchwierigſten und feinſten Begriffen, welche ſelbſt von nur Wenigen unter uns verſtanden werden und vielleicht Nichts weiter ſind als Auswüchſe und Mißbildungen des wahren Chriſtenthums, im Laufe der Jahrhunderte entſtanden und durch ſcharfſinnige und ſpitzfindige Lehrer befördert, ſo kann man unſeres Erachtens nach auf Erfolg nicht rechnen. Welcher Neger ſoll die Lehre von der Dreieinigkeit erfaſſen; wie ſoll er ſich überzeugen, daß Vielweiberei eine Sünde ſei, da er es ganz ſelbſtverſtändlich findet, daß Jeder ſich ſoviel Weiber, Sklaven und Vieh hält, als er ernähren und bezahlen kann, da er die ſo hoch über ihm ſtehenden Araber daſſelbe thun ſieht; wie darf man hoffen, einem Volke, welchem das Trinken berauſchenden Palmſaftes zur zweiten Natur geworden, dieſes Laſter durch bloßes Predigen abzugewöhnen? Jedenfalls haben die glaubensmutigen Männer, welche vor mehr als tauſend Jahren in unſer Land kamen, die Boten des Chriſtenthums, welche den Römern und Griechen predigten, es beſſer verſtanden, Anhänger zu gewinnen: ſie ließen heidniſche Feſte und andere volksthümliche Einrichtungen beſtehen und nannten ſie nur mit chriſtlichen Namen; ſie ſchafften die alten Götter nicht ab, ſondern brachten ſie in Verbindung mit heiligen Sagen oder ſetzten ſie nöthigenfalls an die Stelle paſſender Heiligen und bauten ſo gewiſſermaßen eine Brücke zum Uebergang in den neuen Glauben. Hiermit ſoll nicht geſagt ſein, daß bei anderen Völkern, unter anderen Umſtänden nicht auch andere Wege zum Ziele führen könnten: nur das Predigen ohne Vorbereitung und ohne erleichternde Zugeſtändniſſe erſcheint uns vergeblich; es iſt ein Säen, wo man nicht gepflügt hat.

In der Wahl der Mittel ſind manche katholiſche Miſſionen den proteſtantiſchen überlegen. Sie verſuchen vorerſt, wie wir es bei den Franzoſen zu Sanſibar kennen gelernt haben und es weiterhin auf Bourbon bemerken werden, dem Neger Geſchmack an der Arbeit beizubringen, unterrichten ihn in weltlichen und geiſtlichen Dingen, ohne ihm irgend eine Lehre aufzudrängen, und zeigen ihm durch ihr Beiſpiel den Segen eines geordneten, chriſtlichen Haus- und Familienlebens; erweiſt ſich dann der Eine oder Andere als würdig, den Namen Chriſti zu tragen, und ſpricht er den Wunſch zum Uebertritte ſelbſt aus, ſo wird er getauft, nachdem man ſich von ſeiner Feſtigkeit überzeugt — keineswegs aber ſucht man ihn durch äußere Mittel für die Bekehrung zu gewinnen, weil man weiß, daß ein Rückfälliger der guten Sache nur Schaden bringen kann. Andere Miſſionäre gehen in ihrem Eifer weiter und ſuchen Heiden an ſich zu feſſeln, indem ſie ihnen Kleidung und Nahrung geben, gewiſſermaßen als Entſchädigung dafür, daß ſie den Predigten zuhören, nehmen ſie auch wol als Diener und Handlanger an, halten ſie gut und laſſen ſie wenig arbeiten; die armen Schlucker thuen dann den gütigen Herren den Gefallen, ſich taufen zu laſſen — freilich nur, um bei erſter Gelegenheit, wenn Islahm oder Heidenthum größere Vortheile bieten, das nie in ihr Weſen aufgenommene Chriſtenthum abzulegen wie ein Kleid. Und warum ſollten Sie Dies nicht? wiſſen wir doch aus ſicherſter Quelle, daß im Morgenlande ſelbſt Europäer den blinden Bekehrungseifer durch öfteren Wechſel des Bekenntniſſes geſchäftlich ausnutzen!

Die Wanika bewohnen den Küſtenſtrich von der Bai von Kiléſi in 3° 37′ ſüdlicher Breite bis zur Bai von Tanga in 4° 55′, verbreiten ſich im Norden bis an das Gebiet der Galla, im Süden bis an jenes der Waſchenſi, das Vorland des gebirgigen Uſambara, und wohnen weſtwärts bis an die Ebenen des Inneren. Ihre Zahl mag 50,000 betragen, 20,000 Walupangu oder Wanika im engeren Sinne, im Norden von Mombas, und 30,000 Wadigo ſüdlich davon.

Die Wanika ſtammen, wie ihre alten Sagen melden, aus Dſchagga, dem Kilimandſcharolande. Dort lebte im Gebiete Kilema ein König Namens Munie Mkoma; der ſchlachtete einſt eine Kuh und nahm bei der Vertheilung die beſten Stücken für ſich, weil er in ſeinem Lande ein großer König ſei. Nur die eine Hälfte ſeiner Unterthanen erkannte ſolche Anſprüche als berechtigt an, die andere wanderte entrüſtet aus nach dem benachbarten Rombo. Auch hier geriethen ſie in Streitigkeiten, ſodaß viele von ihnen wiederum auszogen, um ſich eine neue, fernere Heimat zu ſuchen. Unter Führung der Gebrüder Mfumo und Ndikao fanden ſie den geeigneten Ort endlich in Rabbai an der Küſte, im Norden von Mombas. Wie lange dieſe Wanderungen währten, wiſſen wir nicht; jedenfalls vollendeten ſie ſich nicht auf einmal, es hatten die Leute ihr Glück erſt hier und da verſucht, ehe ſie ſich dauernd für die Gegend von Mombas entſchieden. Ihre Ankunft fällt nur wenige Jahrhunderte zurück, muß aber jedenfalls noch vor der völligen Vertreibung der Portugieſen ſtattgefunden haben.

Durch die Abgeſchloſſenheit des Landes und die Gleichmäßigkeit der Lebensweiſe hat ſich in den Geſichtszügen der Wanika ein ſehr beſtimmtes Gepräge erhalten, eine überraſchende Stammes- und Familienähnlichkeit, wie man ſie in gleich hohem Grade nur bei Chineſen, Hottentotten und amerikaniſchen Indianern findet. Ihr Aeußeres wird von Burton folgendermaßen beſchrieben: „In phyſiologiſcher Hinſicht ſind die Wanika keine untergeordnete afrikaniſche Raſſe; ſie haben die Geſichtszüge des Negers nur von den Augen abwärts. Wie bei den Galla und Somali iſt der Schädel pyramidal und länglichrund, abgeplattet, wo die Phrenologen den Sitz der Moralität annehmen, und an den Seiten zuſammengedrückt, das Geſicht ziemlich breit und flach mit ſtark vorſpringenden Jochbeinen, die Stirn mäßig hervortretend, hoch und breit, während Naſe, Lippen und Kinnladen negerartig ſind. Ihr Haar wächſt lang und ſtraff und hängt in dünnen Korkzieherlocken fettſtarrend herab; nur über der Stirn wird es von Ohr zu Ohr wegraſirt. Wie ihre Züge, ſo iſt auch ihr Körper oben, d. i. am Rumpfe, ſemitiſch, unten, in den Gliedern, negerartig. Ihre Haut iſt weich und chokoladenbraun, ſelten ſchwarz von Farbe — letzteres nur, wenn die Mutter eine Sklavin aus dem Süden war — ihre Ausdünſtung echt afrikaniſch. Stiere Augen, haſtige Bewegungen, barſche, laute, bellende Stimme kennzeichnen den Wilden. An den Weibern fällt der Gegenſatz zwiſchen Geſicht und Geſtalt in hohem Grade auf: von den unteren Gliedmaßen, namentlich den Hüften einer mediceiſchen Venus trifft das enttäuſchte Auge auf ein häßliches, faltenbedecktes Geſicht.“

„Die Kleidung der Männer beſteht in einem gegerbten Felle oder einem Stück Baumwollenzeug um die Lenden, der Schmuck aus allerlei Zierrathen von Kupfer und Eiſen; Tätowiren iſt ſelten, und zwar faſt nur bei Weibern im Gebrauch. Entfernen ſich die Männer von ihren Wohnungen, ſo führen ſie Bogen bei ſich und Rohrpfeile mit vergifteten Spitzen aus Holz oder Eiſen, einen Sper, ein langes, roh gearbeitetes Schwert, ähnlich dem geraden Schwerte der Omani, und im Gürtel Meſſer und Wurfkeule. Auf Reiſen tragen ſie außerdem einen kleinen, dreibeinigen hölzernen Stuhl auf dem Rücken (um nicht auf bloßer Erde ſitzen zu müſſen), einen langen dünnen Stab, an deſſen Spitze ein kleines Kreuz ſich befindet (zum Miſchen eines unter ihnen gebräuchlichen Gerichtes aus Blut und Milch) und einige andere Geräthſchaften. In ähnlicher Weiſe kleiden ſich die Frauen. Ein Fell oder Stück Zeug um die Hüften, bisweilen auch ein anderes zur Verhüllung des Buſens, ſind die Hauptkleidungsſtücke neben mancherlei Schmuck, Ohr-, Arm- und Beinringe, Halsketten u. ſ. w. Eine um den Hals getragene, flache Scheibe von dickem Kupferdraht macht, daß es ausſieht, als ſtände der Kopf auf einem Teller.“ — So wenig gewiſſenhaft auch Burton ſonſt bei ſeinen Schilderungen ſein mag, in dieſer Beſchreibung rein äußerlicher Dinge ſtimmen wir mit ihm überein.

In ihren geiſtigen Eigenſchaften unterſcheiden ſich die Wadigo weſentlich von den Walupangu, den nördlichen Wanikaſtämmen. Sie ſind kriegeriſcher und benehmen ſich ſchicklicher als dieſe; auch halten ſie regelmäßige öffentliche Märkte ab, ein ſicheres Zeichen höherer geſelliger Ausbildung. Die Wanika im engeren Sinne ſind ſelbſtiſch und habſüchtig, betteln daher in läſtiger Weiſe und halten Verſprechungen nicht, wenn Wortbruch ihnen

Vortheil ſchafft; dagegen ſtehlen ſie höchſt ſelten und bringen Gefundenes ehrlich zurück. Als ihr größtes Laſter muß ihre gewohnheitsmäßige Trunkſucht gelten. Namentlich zu gewiſſen Zeiten des Jahres, nach der Ernte und bei feſtlichen Anläſſen, fröhnen ſie tagelang dem Genuſſe des berauſchenden Tembo und verſetzen ſich mit Behagen in einen thieriſchen Zuſtand, ohne jedoch dabei in ungewöhnlichem Grade raufluſtig zu werden. Todtſchlag kommt bei ihnen höchſt ſelten vor, wenn er nicht durch eine ſpäter zu erwähnenden Sitte veranlaßt wird. Begreiflicherweiſe hat die vor Geſchlechtern begonnene, von den Vätern auf die Söhne vererbte Trunkſucht einen überaus nachtheiligen Einfluß auf das Aeußere ſowie auf den geiſtigen Zuſtand der Wanika ausgeübt: ihre niedrige Stellung im Vergleiche zu den Wadigo iſt hauptſächlich dieſem Laſter zuzuſchreiben. Auf die Ausrottung der Trunkenheit müßte, wenn jemals Europäer jene Geſtade unter ihren Schutz nehmen ſollten, das erſte Augenmerk zu richten ſein — bloßes Predigen dürfte hierbei freilich wenig helfen. Derartige Bemühungen würden die ſegensreichſten Folgen nach ſich ziehen, wie man ſchon bei den von ihrer Heimat entfernten Wanika beobachten kann, welche, wenn ſie keine Gelegenheit zum Trinken haben, durchaus brauchbare und tüchtige Menſchen ſind.

Die Wanika ſind mißtrauiſch gegen Europäer, weil ihnen das Gebaren der Portugieſen von ehedem noch in Erinnerung ſteht, oder weil ſie die Waſungu mit den gehaßten Arabern verwechſeln, wie Dies ja auch bei den Volksſtämmen im Inneren vorkommt: ihr Mißtrauen gegen Araber und Suaheli iſt übrigens vollberechtigt, weil dieſe ſie bei jeder Gelegenheit übervortheilen und ausbeuten.

Bei der Arbeit ſind die Wanika ausdauernd und unermüdlich, wenn ihr eigener Vortheil Dies gebietet oder man ſie paſſend anzuregen weiß; auf Reiſen z. B. laufen ſie, mit ſchweren Bündeln beladen, täglich zehn bis vierzehn Stunden und zeichnen ſich durch ordentliches und ruhiges Betragen ſowie durch die Willigkeit, mit welcher ſie ihre Arbeit verrichten, vor Anderen aus. Ihre Hauptbeſchäftigung beſteht im Ackerbau; ſie verſorgen Mombas zum größten Theile mit Lebensmitteln und würden dieſe in noch größerer Menge erzeugen, wenn ſie Abſatz dafür fänden. Die freie Zeit, welche der Ackerbau ihnen läßt, füllen ſie mit Mattenflechten aus; mit Schwatzen und Zechen erholen ſie ſich. Einige Stämme, namentlich im Süden von Mombas, beſchäftigen ſich auch mit Fiſcherei; andere graben Kopal, und die meiſten, denen ſich Gelegenheit bietet, treiben einträglichen Handel mit den umwohnenden Galla und Wakamba. In dem Weiler Emberria im Kiriamagebiete namentlich kommen zu beſtimmten Zeiten die Handelsleute aus dem Inneren und von der Küſte zuſammen. Es entwickelt ſich ein Treiben wie auf der Leipziger Meſſe: Suaheli und Araber, die „Groſſiſten", deren Ankunft mit Muſik und Tanz gefeiert wird, nehmen für die Dauer des Jahrmarktes von den beſten Hütten Beſitz; die Galla beziehen als „Kleinhändler" ein Lager außerhalb des Dorfes, eine Anhäufung von kleinen, aus Baumzweigen errichteten und mit Gras bedeckten Hütten. Es werden hauptſächlich Kühe, Schafe, Ziegen und Elfenbein gegen Baumwollenzeuge, Meſſingdrath und Glasperlen eingetauſcht. Bei dieſem Schacher überſteigt der Gewinn der Suaheli und Wanika oft den Einkaufspreis der Waaren; in Folge deſſen ſind auch die Wanika von Emberria die reichſten unter ihren Verwandten, wozu allerdings nicht wenig beiträgt, daß auch der Kopal ſich gerade in ihrem Gebiete findet. Solcher Handel übt einen ſittigenden Einfluß auf die Stämme, welche er verbindet; denn wilde Stämme bequemen ſich, wenn auch nur für kurze Zeit, zu einem ruhigen, ſeßhaften Leben, und Streit und Fehde ſchwinden für einige Wochen. Sobald nämlich eine Gallakarawane bei Emberria ankommt und ſich außerhalb des Ortes gelagert hat, müſſen die Führer Urfehde ſchwören, d. h. die feierliche Zuſage geben, daß ſie während ihres Aufenthaltes ſich friedlich verhalten, Streitigkeiten vermeiden und für dennoch entſtehende Unruhen haften wollen. Die Wanika trauen indeſſen dem Landfrieden nicht unbedingt, ſie ſtellen bei Nacht Wachen in die Nähe des Lagers und überlaſſen ſich auch bei Tage nicht gänzlich dem Gefühle der Sicherheit.

Wanika-Wohnungen gleichen, wie die Hütten faſt aller Afrikaner, Bienenkörben oder umgekehrten Fingerhüten an Geſtalt und ſtehen, in Gruppen oder Dörfern (Kaia) vereinigt, zumeiſt innerhalb eines hohen, dichten Zaunes, durch deſſen niedrigen Eingang man nur kriechend gelangen kann. Oft findet man zwei bis drei Reihen ſolcher Vertheidigungswerke errichtet, theils zum Schutze gegen wilde Thiere (Panther), namentlich aber zur Abwehr der Ueberfälle räuberiſcher Stämme. Für gewöhnlich wohnen die Wanika auf ihren Pflanzungen, und nur zu gewiſſen Zeiten ziehen ſie ſich in die Kaia zurück.

Gleich den meiſten Oſtafrikanern ſind auch die Wanika beſchnitten, und wie wol alle huldigen ſie der Vielweiberei. Ihre Ehe iſt ein lockeres Band, welches abſeiten der Männer ohne Schwierigkeiten gelöſt werden kann; kranke und zur Arbeit unfähig gewordene Frauen wenigſtens werden nicht ſelten verſtoßen. Für Ehebruch ſucht der Beleidigte ſich durch Tödtung des Schuldigen zu rächen.

Ehemals mußten die Weiber, wann ihre Stunde nahte, in der Kaia bleiben, weil man glaubte, daß durch die Geburt eines Kindes die Schamba verunreinigt, das Feld unfruchtbar werden würde; jetzt dürfen ſie ihre Niederkunft auch auf den Pflanzungen abwarten, nur müſſen ſie darnach ein Soſonga, ein Reinigungsopfer, darbringen. Sie lieben ihre Kinder zärtlich und ziehen ſie mit großer Sorgfalt auf; Dies hindert ſie jedoch nicht, mißgeſtaltete Säuglinge zu tödten in der Meinung, daß in ſolche der böſe Geiſt eines Verſtorbenen gefahren ſei. Irgend ein zufälliges Ereigniß beſtimmt den Namen der Neugeborenen; reiſt z. B. ein Europäer durch das Gebiet, ſo finden ſich viele Eltern veranlaßt, ihre zu dieſer Zeit geborenen Kinder mit dem Namen Mſungu zu belegen. Im achten oder zehnten Jahre oder noch ſpäter findet die Beſchneidung ſtatt, aber nicht an Einzelnen, wie bei den Mahammedanern, ſondern, wie bei der Firmung in katholiſchen Ländern, an einer großen Anzahl, an der geſammten gleichalterigen Jugend zugleich, und zwar aller fünf bis ſechs Jahre einmal.

Bei der Mannbarwerdung angeſehener junger Leute, beſonders der Söhne von Häuptlingen, herrſcht ein grauenvoller Gebrauch, Wagnaro genannt: die Jünglinge von demſelben Alter begeben ſich in völlig nacktem Zuſtand in den Wald und bleiben dort, bis ſie einen Mann erſchlagen haben. Zur Zeit, wann ein Wagnaro gefeiert wird, iſt es gefährlich, ſich in die Nähe des betreffenden Dorfes zu begeben, weil den aufgeregten jungen Leuten jede Perſon recht iſt, um an ihr der „Sitte“ Genüge zu leiſten.

Zu gewiſſen Zeiten des Jahres ritzen ſich die Jünglinge die Bruſt mit einem Meſſer, um, wie ſie ſagen, friſches Blut an Stelle des alten zu erhalten und dadurch ſtark und tapfer zu werden; hierbei wird, wie bei allen Feſtlichkeiten der Wanika, getrommelt, getanzt, gejubelt und Palmwein in Menge getrunken.

In einem anderen Brauche, einer Art Mummenſchanz, welcher darauf berechnet iſt, die Aufmerkſamkeit Anderer auf ſich zu ziehen und die Anknüpfung von Liebesverhältniſſen zu erleichtern, könnten die Wanika unſeren „Löwen und Löwinnen“ zum Vorbilde dienen: junge Leute beiderlei Geſchlechts hängen nämlich bisweilen eine Menge Glöckchen an ihre Kleider und ziehen damit in Dorf und Landſchaft umher.

Ueber die Förmlichkeiten beim Heirathen haben wir Nichts erfahren können; vermutlich werden die Ehen mit ebenſowenig Umſtänden geſchloſſen als gelöſt. Todesfälle und Begräbniſſe geben zu den bedeutendſten Feſtlichkeiten Anlaß. Sterben gilt den ſinnlichen Wanika, wie billig, als das größte Unglück. Sie heulen und jammern über den Tod von Verwandten in entſetzlichſter Weiſe, benutzen aber zugleich ſolche Erinnerung an die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, um die zeitlichen Güter noch einmal im vollſten Maße zu genießen, d. h. ſie tanzen, trommeln und ſchreien am Grabe, verüben ſchamloſen Unfug aller Art und ſchwelgen und zechen Tage lang, bis ſie die Beſinnung verlieren. Die Beſtattung ſelbſt geſchieht in folgender Weiſe: zuerſt ſalbt man den Leib des Verſchiedenen und ſein Kleid mit Oel von den Bohnen des Ricinusſtrauches (dieſes Salben nennt man Sara), dann legt man ihn auf eine aus dicken Stäben zuſammengefügte Bettſtelle (Luttara) und trägt ihn nach dem Grabe, wo der erwähnte Tanz (Uira) u. ſ. f. beginnt; endlich ſchlachtet man eine Ziege oder Kuh, ſchneidet ein Stück von der Stirnhaut des Thieres ab und legt es in die Hände des Todten, während mit dem Blute das Grab auf drei Seiten beſprengt, das Fleiſch aber unter die Anweſenden vertheilt wird. Das Grab iſt ſo weit ausgetieft, daß ein Mann darin aufrecht ſtehen kann; der Todte kommt darin mit dem Haupte nach Südweſten (?) gewendet zu liegen, von welcher Gegend die Stammväter der Wanika gekommen ſein ſollen. Gewöhnlich liegt das Grab in der Kaia, im Mittelpunkte der Anſiedelung, in dem Hauptverſammlungsorte, weil man glaubt, daß hier der Todte am ungeſtörteſten ruhe. Neuerdings nimmt man auch Begräbniſſe auf entfernteren Pflanzungen vor, um das beſchwerliche Fortſchaffen der Leiche zu vermeiden; dann aber gräbt man nach einiger Zeit das Haupt des Todten aus, um wenigſtens dieſes in der Kaia zu beerdigen. Gräber werden heilig gehalten; auf ihnen bringt man den Geiſtern der Verſtorbenen Speiſe- und Trankopfer dar, d. h. man ſchüttet zu gewiſſen Zeiten ein Gemenge von Waſſer, Mais und Durrha auf daſſelbe, ſpendet auch ſonſt von Mahlzeiten und Gelagen eine Kleinigkeit an demſelben Orte, um damit die Verſtorbenen zu befriedigen, welche ſonſt über die Genüſſe der Lebenden neidiſch werden oder ſich erzürnen könnten.

Schon hieraus erhellt, daß die Wanika in gewiſſer Weiſe an ein Fortleben nach dem Tode glauben. Noch beſtärkt und näher beſtimmt wird dieſe Anſicht durch die allgemein verbreitete Meinung — wonach man die Aehnlichkeit der Kinder und Eltern erklärt — daß die Geiſter der Verſtorbenen in Kinder vor deren Geburt überſiedeln. Dieſe Geiſter (Koma) ſollen bald im Grabe, bald über der Erde, bald im Donner, bald im Blitze weilen, aber nicht geſehen werden können, obwol ſie dargebrachte Gaben annehmen und ſich dadurch den Gebern geneigt ſtimmen laſſen. Sie genießen alſo Verehrung, werden jedoch nicht bildlich dargeſtellt und angebetet, etwa in der Weiſe wie die Penaten oder Hausgötter der alten Römer, ſondern nur als rein geiſtige Weſen. Die Wanika kennen überhaupt keine Götzenbilder, falls man nicht etwa ein von den Portugieſen zurückgelaſſenes Bild der Maria oder irgend eines Heiligen, welches in Zeiten der Noth in feierlichem Aufzuge umhergetragen wird, als Fetiſch betrachten will.

Außerdem glaubt man noch an Geiſter von Quellen und Bäumen, alſo an Dryaden, Nymphen u. dergl., und erweiſt insbeſondere den Geiſtern der Kokospalmen große Ehre. Dies erſcheint ganz natürlich, wenn man bedenkt, wie großen Nutzen dieſer Baum gewährt, und vor Allem, wie hoch ſein gegohrener Saft geſchätzt wird. Das Umhauen einer Kokospalme gilt als unſühnbares Verbrechen, wird dem Muttermorde gleichgeſtellt. Man opfert der Palme bei jeder Gelegenheit, ſo oft irgend Etwas geſchieht, was mit ihr in Verbindung ſteht: fällt z. B. Jemand beim Pflücken der Nüſſe herab, ſo wendet man die ſonderbarſten Mittel an, um den Geiſt des Baumes, welcher Dies in ſeinem Zorne veranlaßte, wieder zu verſöhnen. Bei dieſer Vielgötterei fehlt der Glaube an ein höchſtes Weſen nicht; die Vorſtellung von demſelben iſt freilich eine überaus unklare. Man bezeichnet es mit dem allen Stämmen der ſüdafrikaniſchen Sprachfamilien gemeinſamen Worte Mulungu und glaubt, gleich den Anhängern gewiſſer Abtheilungen unſerer chriſtlichen Kirche, daß die oberſte Gottheit viel zu erhaben ſei, den Menſchen viel zu fern ſtehe, als daß man ſie unmittelbar behelligen dürfe, wendet ſich alſo an die näher ſtehenden, noch menſchlich denkenden und fühlenden Untergottheiten, an die Geiſter der Verſtorbenen, der Bäche und des Waldes.

Faſt noch weiter als das Gebiet des Glaubens dehnt ſich dasjenige des Aberglaubens: außer der Regenmacherei, welche ja bei allen Afrikanern bekannt und angenommen, gibt es noch Zauberei, Traumdeutung, Vogelſchau und andere ſolche Dinge, wie ſie eine furchtſame Einbildungskraft ohnmächtiger und unwiſſender Völker nur hat ausdenken können. Die Schlauen und Mächtigen — die mahammedaniſchen Bewohner der Küſte und die Aelteſten der Wanika — befördern dieſen Aberglauben auf jede Weiſe und wiſſen den größten Vortheil daraus zu ziehen, jene, um die Leichtgläubigen auf wirklich ſchamloſe Weiſe zu betrügen und zu übervortheilen, dieſe, um ihren Ausſprüchen und Geſetzen größere Geltung zu verſchaffen.

Eines der Hauptmittel, die dumme Menge in Gehorſam und Unterwürfigkeit zu halten, iſt der Muanſa. Fragt man einen Mnika, was der Muanſa eigentlich ſei und zu bedeuten habe, ſo antwortet er, Dies könne er nicht ſagen; denn Niemand außer den Aelteſten dürfe das „Muanſa“ genannte Geräth ſehen, Unberechtigte würden von dem Anblicke todt niederfallen, und Weiber würden unfruchtbar werden. Soviel iſt indeſſen bekannt, daß der Muanſa ein hohler Baum oder ein hohles Stück Holz iſt, vermittelſt deſſen man, ähnlich wie mit unſern „Waldteufeln“, ein ſtarkes Brummen hervorbringt! Nur Wenige werden in das Geheimniß eingeweiht, nachdem ſie eine reiche Gabe von Geld, Reis und Fleiſch darangewendet. Eingeweihte oder gar Beſitzer eines Muanſa genießen große Vortheile, nicht nur an Anſehen und Einfluß, ſondern auch dadurch, daß ſie bei allen Saufgelagen ihren Antheil erhalten. Der Muanſa bildet den Mittelpunkt des bürgerlichen und religiöſen Lebens. Bei allen wichtigen oder feierlichen Angelegenheiten wird er in Bewegung geſetzt: wenn geopfert oder Regen erfleht werden ſoll, wenn man ein mißgeſtaltetes Kind im Walde erdroſſeln oder neue Geſetze einführen will, ſo muß immer das Brummen des Muanſa die Gemüter darauf vorbereiten. Er wird zuerſt im Walde geſpielt, damit er von Unbefugten nicht geſehen werde. Sobald dieſe ſein Herannahen merken, verſtecken ſie ſich eiligſt in Gebüſch oder Häuſern, da ſie die Strafe fürchten, welche das frevelnde Auge treffen ſoll, und, kommt der Popanz in das Dorf ſelbſt, ſo ſchließen ſie in ihrer Angſt alle Thüren.

Derartiger Mittelchen bedürfen übrigens die Aelteſten, um ſich Anſehen und Gehorſam zu verſchaffen; denn von einem Gehorchen allein aus Achtung vor dem Geſetze iſt auch bei den Wanika nicht die Rede. Leider mißbrauchen die Gewalthaber ihre Macht nicht ſelten, um ſich zu bereichern, um Andere zu unterdrücken oder um den Fortſchritt aufzuhalten. Hiervon erzählt Rebmann ein ergötzliches Beiſpiel: Ein junger Mnika, welcher längere Zeit in Mombas als Tiſchler oder Zimmermann gearbeitet hatte, kehrte mit ſeinen Werkzeugen zu ſeinem Stamme heim, um dieſem mit der mühſam erlernten Kunſt zu dienen. Anſtatt ſich hierüber zu freuen, nahmen die Aelteſten ihm ſeine Geräthe weg und machten ſomit ſeine Thätigkeit unmöglich: ſie fürchteten, daß der junge Mann ſich überheben könne, und wieſen die Neuerung zurück mit dem Ausſpruche, welchen man bisweilen auch noch bei unſeren Bauern hört: „unſere Eltern und Voreltern haben es auch nicht ſo gemacht und ſind doch durchgekommen, deswegen iſt es beſſer, es bleibt beim Alten.“

Die Herrſchaft der Aelteſten kann alſo recht wohl eine despotiſche genannt werden, dennoch aber iſt im Allgemeinen die Regierungsweiſe eine republikaniſche: es bewährt ſich auch hier die alte Erfahrung, daß unbotmäßige Gleichheit Aller mit tyranniſcher Herrſchaft Einzelner zuſammengeht. In anderen Punkten nimmt man es allerdings genauer mit den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit; hat z. B. irgend ein Häuptling wider gewiſſe Geſetze gehandelt, ſo ſchützt ihn ſeine Würde nicht vor der verdienten Strafe.

Alle wichtigen Angelegenheiten werden vor den Aelteſten verhandelt, welche viel bedeutenderen Einfluß beſitzen als die eigentlichen Häuptlinge — ſind letztere doch oft mittelloſe Leute, mithin ganz unberechtigt, irgend welchen Einfluß zu üben. Zuerſt verſammeln ſich die

Angeſehenſten des Dorfes auf einem freien, von großen Bäumen überſchatteten Platz inmitten der Kaia; ſie ſetzen ſich feierlich auf die an jeder Seite liegenden Palmſtämme und halten Rath. Haben ſie ſich geeinigt, ſo treten die Scheichs oder Aelteſten in einer benachbarten Hütte zu einer zweiten Berathung zuſammen, um die endgiltige Entſcheidung abzugeben.

Die Beobachtung ſolcher Anfänge von Staatsverwaltung und geſetzgebenden Körpern bietet dem Unbefangenen viel des Anziehenden, umſomehr, als er in Oſtafrika Gelegenheit hat, faſt alle Staatsformen in ihrer Kindheit zu beobachten, von der zügelloſen Freiheit bei umherſchweifenden Hirtenvölkern bis zu der ſegensreichen Verwaltung eines aufgeklärten Despotismus im Berglande Uſambara, von der Republik unter der Herrſchaft der Aelteſten, welche gleich den alten egyptiſchen Prieſtern den Glauben und Aberglauben des Volkes benutzen, um ihre Stellung zu behaupten, bis zum Schattenkönigthum im Lande des Schneeberges Kilimandſcharo, wo die Soldaten als echte Prätorianer den größten Theil der Macht an ſich geriſſen haben.

Bald nach ihrer Einwanderung geriethen die Wanika in Abhängigkeit von den früheren Anſiedlern, doch war dieſes Verhältniß keinesweges drückend, vielmehr auf freundſchaftliche Uebereinkunft zu gegenſeitigem Schutze gegründet. Sie wurden in inneren Angelegenheiten berathen und gegen Feinde geſchützt, wurden in Theuerungszeiten umſonſt geſpeiſt oder wenigſtens gegen das Verſprechen ſpäterer Zurückerſtattung mit Getreide verſehen, und ihre Häuptlinge erhielten von den Mſara jedes Jahr 150 Kleider geſchenkt. Dafür brachten ſie ihren Schutzherren alljährlich zwei Frasla Elfenbein und zwanzig oder mehr ſäugende Kühe, je nachdem das Jahr ein fruchtbares und regenreiches geweſen war; denn ſie glauben, der Regen komme von den uferbewohnenden Suaheli und könne von dieſen ſpärlich gemacht oder ganz zurückgehalten werden.

Mit dem Sturze der Mſara gingen die ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Wanikaſtämme der Auflöſung entgegen. Langer Friede ließ feſtes Zuſammenhalten unnöthig erſcheinen, die großen Häuptlinge verloren ihren Einfluß, Jedermann that, was ihm recht dünkte, und ſchlug ſeine Hütte auf, wo es ihm beliebte. Die Omahnen aber gelangten niemals zu größerem Anſehen, weil ſie verſäumten, durch Freundſchaftsgeſchenke ein gutes Einvernehmen mit den Wanika aufrecht zu erhalten, ſie vielmehr unterdrückten und zufällig eintretende Nothſtände in rückſichtsloſeſter Weiſe ausbeuteten. Jetzt herrſcht Gleichgiltigkeit, wenn nicht gar Gereiztheit zwiſchen beiden Abtheilungen der Bevölkerung, und die Unterthänigkeit der Wanika, welche ſich namentlich auch durch Stellung von Soldaten in Kriegsgefahr bethätigte, iſt faſt völlig verloren gegangen, ja die Achtung vor den Geboten des Sultahns oder ſeines Statthalters ſo gering geworden, daß keiner der Wanika zu einer Beſprechung erſcheint, ohne vorher ein Geſchenk von einigen Thalern (Diäten) erhalten zu haben.

An Stelle der Ordnung unter dem weiſen und milden Regimente der Mſara iſt Geſetzloſigkeit und Selbſthilfe getreten: fühlen die Wanika ſich gekränkt, ſo halten ſie die Mahammedaner zurück, zwingen ſie, Schweinefleiſch zu eſſen u. dergl. m., bis ein entſprechendes Löſegeld bezahlt oder der Beſchwerde abgeholfen worden iſt; hat dagegen ein Wanika Schulden in der Stadt und vermag, wenn es dem Gläubiger gefällt, nicht ſogleich zu bezahlen, ſo werden ſeine Stammes- und Familienangehörigen feſtgenommen und eingeſperrt, wol auch als Sklaven verkauft. Daß ein ſolcher Zuſtand zu Ausſchweifungen aller Art führen muß, zu Schlägereien, zu Verwundungen und ſelbſt zu Mord, iſt ſelbſtverſtändlich; in der That iſt der Verkehr zwiſchen beiden Parteien in Folge ſolcher Zwiſtigkeiten nicht ſelten gänzlich unterbrochen.

Die Hauptſchuld hiervon kommt jedenfalls den Bewohnern von Mombas zu, welche ſich ſchwer an den Wanika verſündigt haben. Einen Beleg liefert die große Hungersnoth, welche im Jahre 1836 in Folge von Mißwachs und der Verheerung der Felder die Wanika heimſuchte. In ihrer Noth kamen die Armen nach Mombas und baten den Statthalter Ali ben Naſſer und Andere um Korn, damit ſie nicht verhungerten. Sie erhielten es auch, nachdem ſie ihre Kinder als Pfand gegeben; als ſie aber ſpäter das Geliehene abtragen wollten, und die Kleinen, an denen ſie mit ſo großer Liebe hängen, zurückverlangten, waren dieſe nicht mehr vorhanden — ſie waren als Sklaven verkauft worden, von demſelben Naſſer, welcher ſpäterhin von Seid Said nach London geſchickt ward, um mit der engliſchen Regierung über Abſchaffung der Sklaverei zu berathen, welcher dort mit menſchenfreundlichen Redensarten um ſich warf und ſich als „Fremder von Diſtinktion“ feiern ließ. Schauen wir indeſſen nicht allzu verächtlich auf die arabiſchen Menſchenwucherer herab; jene Unmenſchlichkeiten geſchahen zum Theil auf Antrieb und zum Vortheile von Europäern; haben doch Europäer ſelbſt vor nicht zu langer Zeit noch ähnliche Geſchäfte auf eigene Fauſt und ohne Vermittelung ausgeführt, indem ſie mit ihren Schiffen in den Hafen einliefen, durch luſtige Muſik die Eingeborenen verleiteten, an Bord zu kommen, und dann mit der reichen Beute von dannen fuhren nach Märkten, wo ſchwarze Arbeiter gut im Preiſe ſtehen. Uebrigens trägt, hiervon abgeſehen, Europa einen Theil der Schuld an den Gräuelthaten von 1836: hätte England ein Jahrzehend früher die ihm angebotene Oberherrſchaft und damit die Vormundſchaft über jene unmündigen Wanika angenommen, ſo würden zur Zeit der Hungersnoth längſt beſſere Zuſtände eingetreten, wenigſtens ſolche Grauſamkeiten unmöglich geweſen ſein. Möge den beklagenswerthen Eingeborenen noch einmal ein ähnlicher Stern leuchten, dann aber für längere Zeit, bis ſie zu einiger Selbſtſtändigkeit und Sittlichkeit herangewachſen ſein werden.

Am Tage ſeiner Ankunft hatte Decken Gelegenheit, einem Gottesdienſte beizuwohnen, welchen Rebmann mit den Wanika in ihrer eigenen Sprache abhielt. Die kleine Gemeinde welcher bibliſche Geſchichte vorgeleſen und erklärt wurde, beſtand aus zwei Chriſten, vier unbekehrten Erwachſenen und drei Kindern. Alle folgten dem Vortrage mit Aufmerkſamkeit und Spannung, wie Kinder, denen man ein Märchen erzählt; kam ihnen Etwas unklar vor, ſo fielen ſie dem Lehrer ohne Weiteres mit Fragen in das Wort; fanden ſie Etwas ſonderbar, ſo brachen ſie in helles Gelächter aus, kurz geberdeten ſich wie bei uns die Beſucher der niedrigſten Klaſſe einer Elementarſchule. Dies waren die Erfolge vierzehnjähriger Miſſions-Arbeit! Trotzalledem aber gibt es Leute, welche aus dieſem Verhalten der Zöglinge Hoffnung zu ſchöpfen wagen; ſolchen ſei geſagt, daß, ſelbſt wenn die Saat hier Wurzel ſchlüge, ſie dennoch durch die Fäulniß der häuslichen und ſtaatlichen Verhältniſſe vergiftet werden müßte, daß alle Predigt vergebens iſt, wenn nicht zuvor die äußeren Zuſtände gebeſſert werden. —

An einem Nachmittage ging der Reiſende in Rebmanns Begleitung nach Rabbai Mpia, um den Platz zu beſuchen, wo Dr. Krapf bei ſeiner Herkunft ſich angeſiedelt hatte. Der Weg führt durch ein tiefes Thal auf eine bedeutende Höhe, deren Gipfel jenes Wanikadorf einnimmt. Um in die Kaia zu gelangen, muß man durch drei niedrige hölzerne Pforten kriechen, jede etwa hundert Schritte von der anderen entfernt; hinter der letzteren ſtehen dreißig bis vierzig kleine, ärmlich ausſehende Hütten von Bienenkorbform, ohne Plan und Ordnung hier und da errichtet. Vom Hauſe Krapfs bemerkt man nur geringe Ueberbleibſel, da die Eingeborenen alles Brauchbare hinweggeſchleppt haben, um es anderswie zu verwenden. Die Ausſicht iſt eine prächtige und kann als Gegenſtück zu der gelten, welche man im Fort zu Mombas genießt: in deutlicher Ferne die Meeresbucht, die Stadt und die erhabene Feſtung mit ihren Thürmen und der von hohem Maſte wehenden rothen Flagge, und jenſeits des fruchtbaren Geländes der weite Ocean. Auf der anderen Seite bietet ſich ein weiter Blick in das Innere, über die unabſehbare Ebene, welche im Weſten des

Wanikahöhenzuges ausgebreitet liegt. Früher war dieſe Ebene weithin bebaut und mit Dörfern beſät. Sie nährte die Eingeborenen reichlich und weidete deren Heerden. Da kamen im Jahre 1857 die Maſai, trieben das Vieh hinweg, zerſtörten die Dörfer und mordeten die Einwohner. Die dem Blutbade entronnenen Wanika zogen ſich auf die Berge zurück: wenige Jahre genügten, die Felder in Wildniß zu verwandeln.

Nachdem ſo der Reiſende Alles geſehen und erfahren hatte, was er gewollt, verließ er den Ort mit dem Vorſatze, die Entdeckungen der deutſchen Miſſionäre durch eigene Anſchauung zu prüfen und wo möglich weiter zu führen, ein Entſchluß, welchem wir den umſtändlichen und ſorgfältigen Beweis von der Wahrheit aller Berichte dieſer wackeren Männer verdanken.

Unterwegs ſprach Decken noch in Pangani vor, einer kleinen Stadt an der Mündung des Panganifluſſes, von welcher gleichfalls Karawanen nach dem Inneren abgehen. Er wurde, obwol er keine Empfehlungsbriefe vorzeigen konnte, von dem Banian freundlich aufgenommen, kam dagegen mit dem europäerfeindlichen Statthalter in ernſtliche Streitigkeiten. In Folge deſſen ſchien es ihm nicht gerathen, hier längere Zeit zu bleiben, doch unternahm er wenigſtens eine Fahrt auf dem ſtattlichen Panganiſtrome, deſſen Urſprung und mittleren Lauf er auf ſeiner nächſten Reiſe erforſchen, deſſen Quellflüſſe, die vom Kilimandſcharo herabſtürzenden Bergwaſſer, er zu wiederholten Malen überſchreiten ſollte. Der Aufbruch geſchah um zwei Uhr in einer wundervollen Nacht, bei feenhafter Beleuchtung — Mond und Sterne glänzten um die Wette, und Millionen von Leuchtfliegen ſuchten es den Lichtern des Himmels zuvorzuthun. In einer Breite wie die Donau bei Wien ſtrömt der Pangani raſch dahin; zu beiden Seiten umſäumt ihn undurchdringliches Gebüſch, überragt von baumhohen und doch buſchförmigen Sumpf- und Uferpalmen; Affen und Papageien gaukeln auf den Zweigen und laſſen ihre mißtönenden Laute erſchallen; im Waſſer aber tauchen zackige Krokodile lautlos empor, und ungeſchlachte Flußpferde entſteigen dem Strom, um am Lande ihre Spiel- und Weidepätze aufzuſuchen.

Etwa fünf Stunden lang fuhr der Reiſende in ſeinem Boote ſtromaufwärts. Als er ſich an all' der Herrlichkeit geſättigt, erwachte die Jagdluſt in ihm. Eine Menge der verſchiedenartigſten Vögel fielen ihm zur Beute; er hatte ſogar das Glück ein rieſiges Nilpferd von 5½ Fuß Höhe und 9 Fuß Länge zu erlegen. Um 9 Uhr Abends an demſelben Tage kam er von dem genußreichen Ausfluge zurück, ließ ſofort das gemiethete Fahrzeug in Bewegung ſetzen und ruhete am anderen Nachmittage bereits wieder in ſeinem Zimmer zu Sanſibar.

Zwölfter Abſchnitt.

Bis an die Grenze der Wildniß.

Ein Wettrennen in der Naſimoja. — Mr. Thornton als wiſſenſchaftlicher Reiſebegleiter. — Schwierigkeiten des Reiſens in Oſt-Afrika. — Feſtlicher Abſchied. — Die erſten Tage in Mombas. — Von der Decken und Rebmann. — Unterhandlungen mit Karawanenführern. — Packen der Mſigo. — Auszahlungsfeierlichkeit. — Beſtand der Reiſegeſellſchaft. — Ehrengeleit bis aufs Feſtland.

Decken hatte ſeinen Körper richtig beurtheilt, als er zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit einen immerhin mit Anſtrengung verbundenen Ausflug unternahm. Anfänglich ſchien es zwar nicht ſo; denn wenige Tage nach ſeiner Rückkehr kam ein Fieberanfall bei ihm zum Ausbruche: aber nicht ein Rückfall der in Kiloa erlangten Krankheit, ſondern der Beginn einer neuen, des Klimafiebers, welches unausbleiblich Jeden befällt bei der Rückkehr von dem Inneren nach der Küſte oder von der Küſte nach Sanſibar. Dies einmal überſtanden, gewann der Reiſende täglich an Kräften und fühlte ſich bald wieder ebenſo munter wie vordem.

Um dieſe Zeit ereignete ſich ein Vorfall, welcher den Bewohnern Sanſibars und der Küſte noch jetzt in friſchem Gedächtniß iſt, und bei deſſen Erwähnung man überall mit Bewunderung für den kühnen und gewandten Mſungu ſpricht. Längſt ſchon war Decken zu der Anſicht gekommen, daß die Miſchlingsaraber Sanſibars eine entartete Raſſe wären und ſich in keiner Beziehung mit ihren Stammherren und Verwandten in der Wüſte, noch weniger aber mit den ſo mannigfach veredelten Sprößlingen Europas meſſen könnten. Seine Anſicht ſtieß auf Widerſpruch, man geſtand den Arabern eine gewiſſe Ritterlichkeit zu, Gewandtheit des Körpers, Reitertalente u. dergl. m.; er ließ aber das Alles nicht gelten und vermaß ſich geradezu, mit jedem Araber, wer es auch ſei, in jeder beliebigen Körperübung, in Springen, Klettern, Reiten, Ringen und Fechten ſich meſſen und den Sieg davon tragen zu wollen. Solch' kühne Behauptung wurde von den jederzeit wettluſtigen Waſungu mit Beifall aufgenommen. Sie theilten ſich in zwei Lager, die Einen für, die Anderen wider, doch nur klein war die Zahl der Anhänger des Mutigen, kaum daß er einige ſeiner Landsleute zu ihnen zählen durfte. Es wurde beſtimmt, daß eine Entſcheidung des ſtreitigen Satzes baldigſt herbeigeführt werden, und daß ein feſtliches Frühſtück den Siegespreis bilden ſolle.

Die Sache ward ruchbar in der Stadt. Seid Sud ben Chalid, der Neffe Seid Madjids, bekannt als der gewandteſte Reiter Sanſibars, hob den Handſchuh auf und ließ den übermütigen Fremden auffordern, mit ihm zu reiten. Der Prinz ſuchte ſich den beſten Renner im Marſtalle ſeines Oheims aus, ein edles Thier, welches den Ruf unübertroffener Schnelligkeit beſaß; der Reiſende bat den hanſeatiſchen Konſul um ſein Pferd, welches noch nie Gelegenheit gehabt, ſeine Fähigkeiten zu zeigen. Als Rennbahn war die Naſimoja auserſehen und hier mit Flaggen ein Bogen von tauſend Schritt abgeſteckt worden. Am feſtgeſetzten Tage erſchienen gegen fünf Uhr, als es kühler wurde, ſämmtliche Waſungu und Tauſende von Arabern auf dem Platze — ſelbſt der Sultahn und ſein Haus fehlten nicht. Trommler und Pfeifer waren aufgeſtellt, um den ſiegenden Prinzen zu feiern und im Triumphe zur Stadt zu geleiten; denn daß der kecke Fremde gewinnen werde, hielt man für unmöglich, wenigſtens traute man, falls man doch dieſe Möglichkeit in Erwägung zog, ihm ſoviel Höflichkeit zu, daß er den hohen Gegner gewinnen laſſe. Decken jedoch, welcher ja die Ehre ſeiner Abſtammung vertrat, war feſt geſonnen, ſeine volle Kraft einzuſetzen, und betrieb die Vorbereitungen mit größtem Ernſte. Beide Männer ließen ſich wägen. Der leichtere Seid Sud mußte zur Herſtellung gleichen Gewichtes noch 27 Pfund mit ſich auf den Sattel nehmen; denn Decken war ein ſtarker Mann, nicht nur in ritterlichen Uebungen, ſondern auch durch ſeinen mächtigen Körper, welcher das gewöhnliche Maß weit überragte und trotz des Mangels an Beleibtheit gegen 170 Pfund wog.

Das Rennen begann. Mit leichter Mühe gewann unſer Held einen gewaltigen Vorſprung — es ſtellte ſich heraus, daß die Araber überhaupt nicht reiten können. Seid Sud, ergrimmt ob der bevorſtehenden Niederlage, warf die ausgleichende Belaſtung zur Erde, verzichtete, als trotzdem mit jedem Sprunge des Roſſes ſeine Ausſichten ſich verringerten, ſchließlich ganz auf die Vollendung des Laufes und kehrte zurück, ohne das Ziel erreicht zu haben. Die Verblüffung der arabiſchen Zuſchauer war unbeſchreiblich. Lautlos und beſchämt, anſtatt unter dem Klange von Siegeshymnen, verließen ſie den Platz, im Geheimen den Ungläubigen verwünſchend, der fähig und unverſchämt genug geweſen, ihren Prinzen zu ſchlagen. Seid Sud verließ ſeine Wohnung mehrere Tage lang nicht. In den Häuſern der Vornehmen trauerte man ob der Niederlage, und der Herrſcher ſelbſt erkrankte vor Aerger. Das Volk aber, welches es immer mit Denen hält, die ſich durch Kraft und Mut, durch Tugenden des Leibes hervorthun, begrüßte jubelnd den Baron, wo er ſich zeigte, mit ſchmeichelhaften Zurufen: er reitet wie der Wind, wie ein Vogel, er ſteht auf dem Pferde, er iſt ein Meiſter Aller, er iſt ein Zauberer, iſt der Teufel ſelbſt!

Decken betrachtete ſeine Aufgabe noch nicht als gelöſt, und um den Arabern zu zeigen, daß nicht der Zufall ihm zum Siege verholfen, ſandte er am nächſten Tage in den Palaſt des Prinzen und erbot ſich nochmals, auch in anderen Dingen, im Waffenkampfe und in jeglichem Spiele des Körpers ihn und jeden ſeiner Landsleute zu übertreffen. Keiner nahm die Herausforderung an, es mußte ſomit als erwieſen gelten, daß die Einbildung der Araber, in körperlicher Beziehung wenigſtens den Europäern voranzuſtehen, grundlos ſei.

Inzwiſchen rüſtete Decken unausgeſetzt, um nach der Regenzeit ſeine Reiſe in das Innere antreten zu können. Damals hielt ſich in Sanſibar ein junger engliſcher Geolog, Richard Thornton, auf, welcher vordem mit Livingſtone am Zambeſifluß und am Schirwaſee gereiſt war, ſich aber aus verſchiedenen Gründen bewogen gefunden hatte, dieſe Expedition zu verlaſſen und ſeine im Süden begonnenen geologiſchen Arbeiten auf eigene Fauſt in nördlichen Gebieten fortzuſetzen. Er wurde mit unſerem Reiſenden bekannt, begeiſterte ſich für deſſen neue Pläne und machte ihm eines Tages das Anerbieten, ihn bei ſeiner nächſten Unternehmung zu begleiten.

Solche Vereinigung entſprach in hohem Grade den Bedürfniſſen und Wünſchen Beider; denn Thornton war augenblicklich ohne Mittel und ſomit nicht im Stande, eine Reiſe anzutreten, bevor die von daheim erwarteten Sendungen an Geld und Inſtrumenten eingetroffen, es mußte ihm alſo lieb ſein, ſich an einem anderen Reiſeunternehmen betheiligen zu können und in dem Baron von der Decken einen Mann zu finden, bei welchem er ſich nicht ähnlichen Unannehmlichkeiten wie früher ausſetzte; — Decken hingegen, durch ſeinen erſten Ausflug belehrt, daß Einer allein unmöglich alle nothwendigen Arbeiten zu überwältigen vermag, mußte die ſich bietende Gelegenheit als einen ganz beſonderen Glücksumſtand betrachten, da ſie ſeine Kraft verdoppelte und die bevorſtehende Reiſe zu einer außerordentlich ergebnißreichen zu machen verſprach.

In der That ſind die Anforderungen, welche an einen wiſſenſchaftlichen Reiſenden der Neuzeit geſtellt werden, faſt unglaublich. Er ſoll bei tropiſcher Sonnenhitze alltäglich zehn bis fünfzehn Seemeilen und mehr marſchiren, ſich mit Führern über Wegerichtung, mit Trägern ob deren Faulheit zanken; ſoll auf dem Marſche jagen, ſammeln oder einer Meſſung halber kleine Abſtecher machen und Berge beſteigen; ſoll des Abends, wann er ermüdet ankommt, ſein Tagebuch ſchreiben, Nachts aſtronomiſche Beobachtungen anſtellen oder ſolche berechnen und den zurückgelegten Weg aufzeichnen; außerdem ſoll er an Ruheplätzen Nahrungsmittel einkaufen, das heißt den in widerwärtigſter Weiſe feilſchenden Leuten ihre Waaren zu möglichſt hohen Preiſen abdingen, ſoll das Völkerleben beobachten, ſtatiſtiſche Notizen ſammeln und Wörterbücher unbekannter Sprachen aufzeichnen! Und mehr als irgendwo iſt der Reiſende in Oſtafrika geplagt; denn hier vereinigen ſich noch ganz beſondere Umſtände zur Erſchwerung ſeines Weiterkommens. Ueberall in der Welt reiſt man bequemer als hier: in Südamerika reitet man auf Pferden und Mauleſeln, in Nordafrika auf Kamelen, in Indien auf Elephanten; in Madagaskar ſowie in Weſtafrika bedient man ſich tragbarer Palankins oder Hängematten zum Weiterkommen; in Südafrika läßt man Gepäck und Menſchen auf Ochſenwagen vorwärts ſchaffen — aber hier iſt der Reiſende für ſeine Perſon einzig auf ſeine Beine angewieſen und für ſein ſchwerwiegendes Gepäck, beſtehend aus Baumwollenſtoffen, Metalldraht und Glasperlen, auf die dicken Schädel und kräftigen Nacken der Eingeborenen. Die Schwerfälligkeit einer ſolchen Karawane und die Schwierigkeit, ſoviele Menſchen tagtäglich mit Speiſe und Trank zu verſorgen, erhellt hieraus von ſelbſt. Wie koſtſpielig und wenig fördernd das Reiſen in dieſen Gegenden iſt, mag der nachfolgende, flüchtige Ueberſchlag zeigen. Die Ladung eines Trägers, ſelbſt wenn ſie aus den theuerſten Waaren, aus baumwollenen Stoffen beſteht, reicht höchſtens drei Tage zu Ernährung von hundert Leuten; mithin kann eine Karawane mit hundert ſolchen Laſten im äußerſten Falle dreihundert Tage lang reiſen, wenn es ihr nicht etwa gelingt, unterwegs noch einmal Waaren auf Borg zu erhalten. Bedenkt man aber, daß auch eine Menge Güter von geringerem Werthe mitgenommen werden müſſen, daß manches Tauſchmittel nach Schwankungen des Geſchmackes ſeinen Werth zum Theil oder ganz verliert, daß Durchgangszölle und Geſchenke bisweilen nicht weniger koſtſpielig ſind als der Einkauf von Nahrungsmitteln, endlich, daß der ſtarke Beſuch einer Straße oder herrſchende Hungersnoth ungewöhnliche Theuerung hervorrufen können: ſo darf es wol nicht als übertrieben gelten, wenn man behauptet, daß hundert Mann durch den Verkauf ihrer Waaren nur für 150 bis 200 Tage Unterhalt finden. Und dieſe Friſt wird bei wiſſenſchaftlichen Reiſeunternehmungen noch dadurch in bedenklicher Weiſe verkürzt, daß viele Leute mitgenommen werden müſſen, welche wol eſſen wie die Anderen, nicht aber Handelsgegenſtände tragen, ſondern Inſtrumente, Bücher, Gewehre u. dgl. m. Das Ergebniß wird dadurch, daß man die Karawane ſtärker rechnet, im Weſentlichen nicht geändert, weil damit zugleich auch die Anzahl der hungrigen Magen vermehrt wird. Hieraus folgt für den Reiſenden die Nothwendigkeit, bei dem Einkaufe der Lebensmittel mit der äußerſten Sparſamkeit zu Werke zu gehen: er muß Alles in eigener Perſon einhandeln, weil er außerdem in ſchändlichſter Weiſe übervortheilt und, vielleicht auf halbem Wege ſchon, durch Mangel an Tauſchmitteln zur Umkehr gezwungen würde.

Hiernach ſteht das Reiſen in Oſtafrika noch auf der niedrigſten Stufe der Entwickelung. Dies erklärt ſich daraus, daß die Europäer, welche überhaupt erſt ſeit einem Jahrzehend hier zu reiſen begannen, zumeiſt nicht Zeit und Mittel hatten, um ſich auf Verſuche und Verbeſſerungen einzulaſſen, während die Eingeborenen theils zu träge ſind, Dies ihrerſeits zu thun, theils auch keinen Vortheil in der Erleichterung des Verkehrs mit dem Inneren zu erblicken vermögen — würde dann doch Jedermann reiſen können und der Preis der Waaren in kurzer Zeit beträchtlich ſinken. Ohne Zweifel werden ſpätere Reiſende dieſen Uebelſtänden abzuhelfen ſuchen, etwa indem ſie die jenſeit der Linie befindlichen Kamele einführen oder das überall vorhandene Rindvieh zum Ziehen von Wagen abrichten. —

Zwiſchen beiden Reiſenden wurde nun ein Vertrag vereinbart, nach welchem Decken die Koſten für Geſchenke, Abgaben und Einkäufe von Lebensmitteln zu tragen verſprach, Thornton aber nur für ſeine und ſeines Dieners Ausrüſtung und Unterhaltung ſorgen ſollte, dagegen ſich verpflichtete, die wiſſenſchaftlichen Arbeiten, wie geologiſche und aſtronomiſche Beobachtungen, zu übernehmen und die Ergebniſſe dem Anderen mitzutheilen, ſie jedoch ohne Vereinbarung mit ihm nicht zu veröffentlichen.

Nach vielfachen Schwierigkeiten und Verzögerungen konnte die Abreiſe auf Dienſtag den 28. Mai feſtgeſetzt werden. Seid Madjid hatte ſich das Fortkommen des Reiſenden ſehr angelegen ſein laſſen, ihm ſogar eines ſeiner Schiffe, die Brigg Afrika, zur Ueberfahrt nach Mombas überlaſſen. Die Vertreter der europäiſchen Mächte hatten gleichfalls das Ihrige dazu beigetragen, um dem Baron die Wege zu ebenen und ähnliche Unfälle wie bei ſeiner erſten Reiſe unmöglich zu machen. Alle Waſungu zeigten die lebhafteſte Theilnahme für das neue Unternehmen, und die meiſten von ihnen nahmen noch perſönlich Abſchied von dem Reiſenden. Die Abfahrt des Schiffes, welche durch Seid Madjid auf zwei Uhr Nachmittags feſtgeſetzt worden, bot ein ganz anderes Schauſpiel als früher die Abreiſe nach Kiloa: diesmal war es nicht ein elendes, mit Leuten und Waaren vollgepacktes Küſtenfahrzeug, welches die Reiſegeſellſchaft trug, ſondern ein Schiff des Sultahns ſelbſt; und nicht verſchämt, wie damals, ſondern gegrüßt von den Flaggen des Herrſchers und der Konſuln verließ es den Hafen. Solch' feſtlicher Abſchied ehrte nicht allein den Reiſenden, er erhöhte auch ſeine Zuverſicht und gab dem Volke zu erkennen, daß der Fremde mit den Vertretern aller Mächte auf gutem Fuße ſtehe.

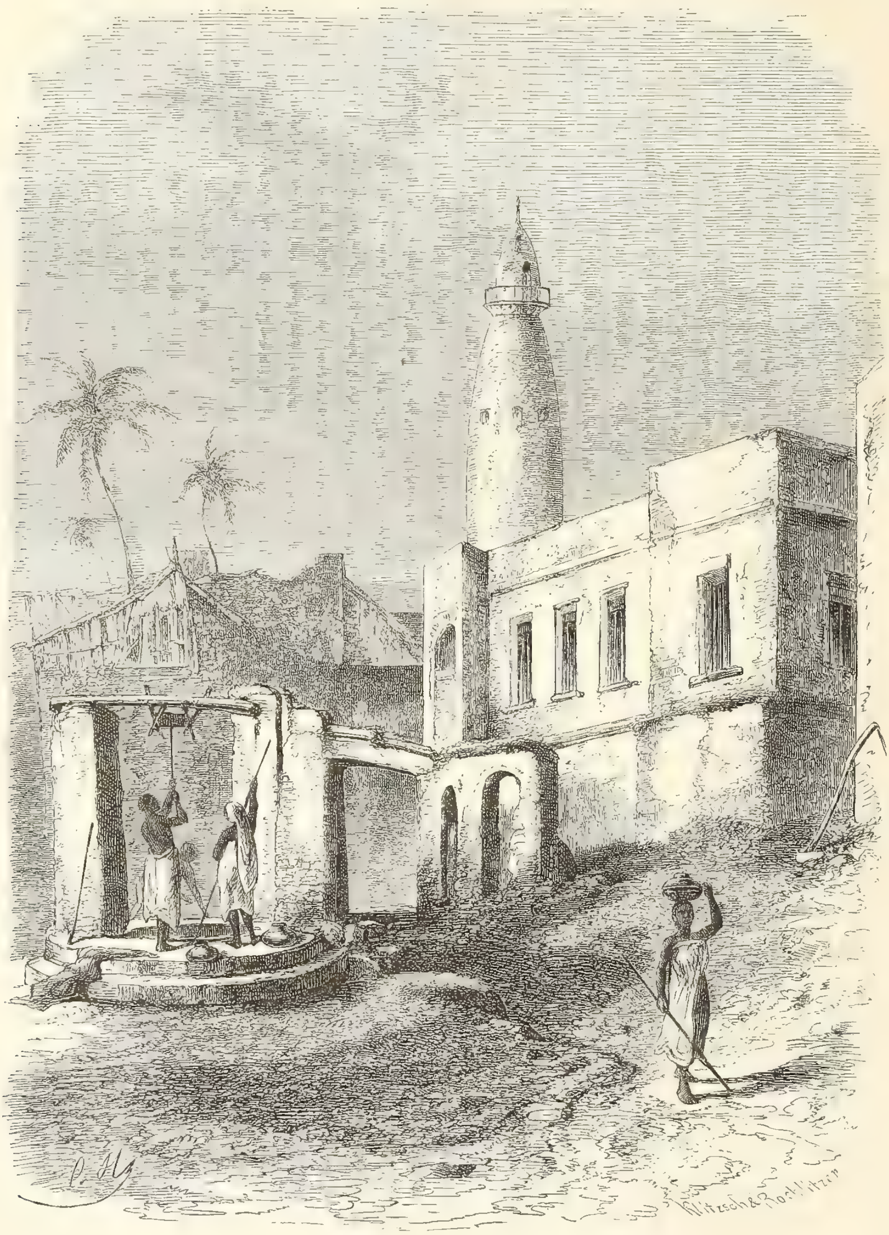
Es war ein wirres Durcheinander von Mannſchaft, Fahrgäſten und begleitenden Freunden, vermehrt durch den Eifer einiger Kapitäne Seid Madjids, welche gekommen waren, um ſich zu verabſchieden, und nun ſämmtlich das Kommando führen wollten. Trotzdem ging Alles glücklich von ſtatten, man gelangte ohne Unfall in das offene Fahrwaſſer jenſeits Schampani. Der Wind erfaßte die Segel, und die begleitenden Herren nahmen Abſchied.

Begünſtigt von einer andauernd friſchen Briſe nahm die Reiſe nur achtzehn Stunden in Anſpruch: früh acht Uhr am anderen Morgen kam Mombas in Sicht, und anderthalb Stunde ſpäter lag das Schiff auf der äußeren Rhede vor Anker. Der Nahoſa ſchien ſich vor der engen Einfahrt in den Hafen, welche ein genaues Manövriren erfordert, zu fürchten, ja ſelbſt vor einer Annäherung an die Inſel; denn trotz aller Vorſtellungen des Reiſenden hatte er das Schiff gewiß drei Seemeilen weit vom Lande ab gelegt. Seine Aengſtlichkeit war übrigens wohlbegründet, da nur zwei ſeiner Leute wirkliche Matroſen waren, die übrigen aber kaum je eine Reiſe an Bord einer Dau gemacht hatten.

Die See ging hoch; die Ausſchiffung des Gepäckes und der Eſel mußte vorausſichtlich mit vielen Schwierigkeiten verbunden ſein, deshalb begaben ſich die beiden Reiſegefährten allein ans Land, um vorerſt mit dem Statthalter, mit dem Befehlshaber des Forts und mit dem Banian Rückſprache zu nehmen. Seid Madjids und Luddas Briefe thaten ihre Wirkung. Man empfing die aufs Beſte Empfohlenen in zuvorkommender Weiſe, ſtellte in den bekannten Redensarten Alles zur Verfügung und that auch wirklich das Mögliche d. h. räumte in wenigen Stunden ein ſchönes, am Strande gelegenes Haus und beſorgte große Boote für die Ausſchiffung am nächſten Morgen. Nach einem Beſuche bei Rebmann verließen beide Herren die Stadt; nach vierſtündiger Arbeit gegen Wind und Flut, abwechſelnd rudernd und ſegelnd, langten ſie bei einbrechender Dunkelheit an Bord wieder an.

Gegen alle Erwartung wurde beim Löſchen der Ladung Nichts verloren und nur Weniges zerbrochen. Einzig die Eſel hatten dabei Viel zu leiden: ſie wurden durch das Geſtoßenwerden und Umfallen in dem engen Boote für mehrere Tage gelähmt. Mit der erſten Einrichtung des Hauſes wurde man raſch fertig, trotz der häufigen Beläſtigungen durch die beiden Häupter der Stadt, welche alle Viertelſtunden kamen, um ſich zu erkundigen, ob ſie nicht helfen könnten, und, eben höflichſt abgewieſen, immer von Neuem ihre Dienſte anboten. Um ſie nur los zu werden übertrug Decken endlich dem Einen die Waſſerlieferung für das Haus und dem Anderen die Sorge für Beſchaffung von friſchem Graſe für die geprellten Eſel. Ganz befriedigt waren aber die dienſtwilligen Männer noch nicht; ſie mußten noch ihre Ankunftsgeſchenke übergeben, ſchafften aber auch hiermit mehr Verwirrung als Nutzen. Der alte Tangai brachte nämlich einen gar unbändigen Ochſen, welcher ſich ein Mal über das andere losriß und ſogar, die ſteile Treppe munter erklimmend, wiederholt Beſuche im erſten Stockwerk abſtattete, ſodaß den Bewohnern angſt und bange wurde, ſowol um der Sicherheit ihrer Glieder, als auch um des braven Wiederkäuers willen. Endlich mußte man das ſchöne Thier zurückgeben, gewiß zu nicht geringem Aerger der ſchwarzen Dienerſchaft, deren Einbildung es ſchon geſchlachtet und geviertelt vorgeſchwebt hatte. Auch Decken erſchien nicht mit leerer Hand; er erfreute beide Häupter der Stadt durch Drehpiſtolen und begeiſterte dadurch den Dſchemmedari zur Nachſendung von noch einem Ochſen und einem Fettſchwanzſchafe.

Die folgenden Tage vergingen mit Beſuchen und mit weiterer Einrichtung des Hauſes. Es wurde vor Allem eine Treppe nach dem flachen Dache gebaut, ſowol um oben die Sterne beobachten, als auch um in den kühleren Tagesſtunden die allerliebſte Ausſicht über Hafen und Stadt, nach einer benachbarten Moſchee und dem vor ihr befindlichen, jederzeit belebten Brunnen (ſ. f. S.) ſowie nebenbei die nicht minder feſſelnde in des Nachbars Hof genießen zu können. Sobald letztere Abſicht bemerkt wurde, erhob ſich von Seiten des Gekränkten ein lebhafter Widerſpruch; denn, wie man bei uns nicht ohne Erlaubniß eine Giebelwand durchbrechen und ein Fenſter nach des Anderen Grundſtück öffnen laſſen darf, ſo wird es auch von den Arabern nicht gern geſehen, wenn man in ihr Gehöfte blickt, insbeſondere wenn der Neugierige ein Ungläubiger iſt. Der Hof iſt ja das „Heilige“ des Hauſes; in ihm halten ſich, luſtwandelnd oder mit allerlei Arbeiten beſchäftigt, die Frauen auf; wie leicht kann es nicht geſchehen, daß zwei zündende Blicke ſich begegnen? Der Nachbar kam alſo zu dem Reiſenden und bat, unter dem fälſchlichen Vorgeben, daß ſeine Weiber durch das Erſcheinen von Fremden auf dem Dache beunruhigt und erſchreckt würden, um Abſperrung des Daches. Nur mit Mühe ließ er ſich belehren, daß von den Waſungu Nichts zu fürchten ſei, und nur ſcheinbar beruhigt ging er wieder heim: innerlich ließ ihm der Gedanke an die Gefahr, welche dem Frieden ſeines Hauſes drohte, keine Ruhe; er ſann darauf, wie er ſie ganz beſeitigen könne und verfiel zuletzt auf ein ſchlechtgewähltes Mittel. Er meldete ſich eines Tages bei dem Baron und beklagte ſich, daß ein weißer Mann in der Nacht bei ſeinen Frauen geweſen. Decken überzeugte ſich von der Unrichtigkeit dieſer Behauptung und wies dem falſchen Kläger, nachdem er ihm ſein Unrecht ernſtlich vorgehalten, aus dem Hauſe.



Als der Statthalter von dem Geſchehenen erfuhr, ergriff er den Unverſchämten, welcher es gewagt, den ſo hoch in der Gunſt des Sultahns ſtehenden Fremden zu beläſtigen, und ſperrte ihn ins Gefängniß. Allerdings wurde der Miſſethäter auf Fürbitte eines ſeiner Verwandten ſchon am anderen Tage wieder freigelaſſen, doch hatte die kurze Haft genügt, ihn für künftig zur Vorſicht zu mahnen: er kam mit ſeiner ganzen Familie bei dem Mſungu vor, bedankte ſich für gnädige Strafe und bat zerknirſcht um Verzeihung.

Wochen vergingen, ehe die Verhandlungen mit Führern und Trägern in Gang kamen. In der Zwiſchenzeit durchſtreiften die Reiſenden Stadt und Inſel, beſahen vor Allem die merkwürdigen Ruinen und kopirten alle vorhandenen Inſchriften mit größter Sorgfalt, photographirten, zeichneten oder unternahmen auch weitere Ausflüge — z. B. nach den Antimongruben von Maweni (26) im Dorumalande — um durch Meſſungen von verſchiedenen Ausſichtspunkten aus eine Grundlage für die während der Reiſe zu fertigende Karte des Inneren zu erhalten. Zu eben dieſem Zwecke ſollte auch die Feſtung nochmals beſucht werden. Sonderbarer Weiſe machte der alte Tangai diesmal Schwierigkeiten, vielleicht weil ein Engländer dabei war oder weil Meßinſtrumente in Thätigkeit geſetzt werden ſollten, und gab erſt nach längeren Verhandlungen die Erlaubniß dazu.

Die Abende brachte Decken zumeiſt in Rebmanns Geſellſchaft zu, ebenſo auch regelmäßig die Sonntag-Vormittage nach dem Gottesdienſte, welchen der Miſſionär in engliſcher Sprache abhielt. Bei dem häufigen Verkehre beider Männer kam die Verſchiedenheit ihrer Anſichten, wie ſie durch einen abweichenden Bildungsgang bedingt war, häufig zum Vorſcheine: Rebmann, welcher vor ſeiner Ueberſiedelung nach Afrika die engen Grenzen Würtembergs nur ſelten verlaſſen und ſeine ſpätere Bildung in dem bekannten Baſeler Miſſionshauſe vollendet hatte, zeigte ſich als ſtrenger und ſtrenggläubiger Proteſtant; Decken hingegen, welcher faſt alle Länder und großen Städte Europas, ſpäterhin auch einen Theil Algiers beſucht und mit allen Schichten der Geſellſchaft verkehrt hatte, dachte freier und duldſamer. Die lebhaften Unterhaltungen, welche ſich in Folge ſolcher Meinungsverſchiedenheit entſpannen, konnten aber das gute Einvernehmen zwiſchen beiden Männern nicht dauernd ſtören: Rebmanns Verdienſte um die Erdkunde Oſtafrikas, welche mit ſeinem Berufe zuſammenhingen, ließen ſeine kleinen Schwächen umſomehr überſehen, als er ſich des Reiſenden mit außerordentlicher Freundlichkeit annahm. Er vermittelte namentlich die in der Landesſprache geführten Verhandlungen mit den Karawanenführern, welche ihre Dienſte angeboten hatten. Unter dieſen ſchien ein gewiſſer Kapitao der geeignetſte zu ſein, weil er mit den zu beſuchenden Gegenden am beſten vertraut war. Von nun an fanden faſt täglich Beſprechungen ſtatt über den abzuſchließenden Vertrag, über die Erforderniſſe der Reiſe, beſonders aber über die Anwerbung von Trägern. Kapitao entſprach jedoch den gehegten Erwartungen nicht; er zeigte in keiner Weiſe Eifer für den Fortgang der Vorbereitungen, ſteigerte mit jedem Tage die Forderungen für ſich und für die Träger und verlangte endlich ſogar die Mitnahme von Soldaten. Rebmann, welcher doch nach fünfzehnjährigen Erfahrungen die Artung der Eingeborenen kennen mußte, glaubte ſeinen Lügen, unterſtützte ihn in ſeinen Forderungen und ſuchte den Reiſenden zur Nachgiebigkeit zu bewegen, ſodaß endlich Decken, um Dem ein Ende zu machen, den Auserwählten verabſchiedete. Am fünfzehnten Juni wurde ein neuer Vertrag mit Mukurugenſi Faki abgeſchloſſen: ein Vorſchuß von fünf Thalern gab den Verabredungen geſetzliche Giltigkeit.

Jetzt wurden die bisher angenommenen Träger mit Packen und Herrichten der Mſigo oder Waarenbündel beſchäftigt. In Oſtafrika wird jedes Handelsgut zu einem Ballen von $1^{1}/_{2}$ Fraslah oder $52^{1}/_{2}$ engliſchen Pfund geformt und mit dem bereits erwähnten Maſchpatta (ſ. S. 101) in ſo geſchickter Weiſe umnäht, daß man meint, die ganze Umhüllung beſtände aus einem Stücke. Man ſchiebt nämlich die ſpitzen und ſteifen Blätter derſelben Pflanze, welche zur Verfertigung des ſchmalen Maſchpattageflechtes dient, zwiſchen die einzelnen Windungen bald dieſes bald jenes Bandes und verſtärkt darnach das Gefüge durch kräftigeres

Anziehen. Begreiflicher Weiſe kann man auf dieſe Art jeden Körper von beliebiger Form mit Flechtwerk umſpinnen und ihm Schutz gegen äußere Beſchädigungen verleihen. Die Mſigo ſelbſt ſind von verſchiedener Geſtalt und Größe: Baumwollenzeug verpackt man als Ballen von etwa vier Fuß Länge, anderthalb Fuß Breite und einem Fuß Dicke, Eiſendraht in Ringen von ein bis zwei Fuß Durchmeſſer und die ſchweren, auf Fäden gereihten Perlen zu kleinen Rollen.

Obwol ſich erſt ein Theil der nöthigen Träger hatte anwerben laſſen, wurde doch ſchon der Zahltag, an welchem dieſe die Hälfte ihres Lohnes bekommen ſollten, und der Tag der Abreiſe beſtimmt; es war zu hoffen, daß andere Reiſeluſtige hierdurch zu ſchleuniger Meldung bewogen würden. Dieſe Vorausſetzung erwies ſich als richtig: zwei Tage ſpäter war die Trägerliſte bereits vollzählig, wenngleich Rebmann es für eine Unmöglichkeit erklärt hatte, für den üblichen Preis von zwölf Thalern auf die Dauer der Reiſe, an welchem Decken feſthielt, eine genügende Anzahl von Leuten zu finden.

An dem vorherbeſtimmten Tage, am 24. Juni, erſchienen Morgens 9½ Uhr der Statthalter Ali ben Naſſer (ein anderer als der früher erwähnte; dieſer war 1845 in einer Schlacht gegen die Bewohner von Siwi auf der Inſel Patta gefallen), Muſtafa (der Sohn des Fortkommandanten), die beiden Banianen vom Zollhauſe, einige Angeſehene der Stadt und ſpäter auch Rebmann, um der Auszahlungsfeierlichkeit beizuwohnen. Nach einer kleinen Anſprache des Wali empfingen einige vierzig Leute je ſechs Thaler als die Hälfte ihres Lohnes und einen halben Thaler zur Beköſtigung bis zur erſten Station, dem Kadiaroberge, der Führer Faki aber dreißig Thaler; ſie benahmen ſich dabei ruhiger und geſetzter, als es die lärmende Art der Neger erwarten ließ. Der Zolleinnehmer ſchrieb die Namen Aller auf, um Die, welche ſich ſchlecht betragen würden, ſpäter zur Rechenſchaft ziehen zu können. Einer der Angeworbenen, ein Aufſeher Namens Hammis, zeigte ſich, wie ſchon mehrmals vorher, ſaumſelig, erſchien zwei Stunden zu ſpät und entſchuldigte ſich mit allerlei Flauſen; danach brachte er dem Baron, „um ihn zu verſöhnen“, wie er ſich ausdrückte, eine ganze Ananas im Werthe von drei Pfennigen zum Geſchenk! Bereits am Nachmittage ſagten drei der Träger ihren Dienſt auf und brachten ihr Geld zurück. Ihre Herren, Beludſchen von der Beſatzung des Forts, hatten die im Voraus gezahlte Summe für ſich in Anſpruch genommen; die Sklaven aber wollten ſich hierauf nicht einlaſſen und löſten einfach das eben erſt eingegangene Verhältniß — ſolche Fälle kommen hier häufig vor, wenn auch nicht gerade ſo oft wie in Kiloa. Dieſer Ausfall ließ ſich leicht ergänzen und hatte weiter keinen Nachtheil zur Folge, als daß der Banian eine neue Liſte anfertigen mußte.

Mit allem Ernſte wurden nun die Vorbereitungen zur Abreiſe betrieben, Rechnungen bei den Kaufleuten der Stadt berichtigt, Beſuche empfangen und erwiedert ſowie Briefe nach Europa und Sanſibar geſchrieben. Als Tangai und einige der Angeſehenen von den Briefen erfuhren, kamen ſie ſchleunigſt zu dem Baron und baten, er möchte nur recht viel Gutes von ihnen berichten und ſie der Gnade des Sultahns anempfehlen.

Zur Feier des Abſchieds von Rebmann ſtellte Koralli mit den wenigen verfügbaren Mitteln ein vorzügliches Mahl her, bei welchem die Reiſenden noch einige Stunden in heiterer Stimmung verbrachten. Auch die Träger ſollten nicht leer ausgehen: nach alter Karawanenſitte wurde am Tage vor der Reiſe ein Ochſe geſchlachtet und das Fleiſch deſſelben nebſt Zukoſt unter ſie vertheilt. Die letzte Nacht über mußten ſie im Hauſe des Reiſenden ſchlafen, damit der Aufbruch am folgenden Morgen nicht durch Nachläſſigkeit Einzelner verzögert würde. Dank dieſer Vorſicht waren am 28. früh ſechs Uhr Alle vor der Thür verſammelt, erhielten ihre Bündel und, falls ſie mit Feuerwaffen umzugehen wußten, auch Radſchloßgewehre (alte, engliſche Towermusketen). Wunderbarer Weiſe und trotz der Verſicherung aller Erfahrenen, daß vor Nachmittag nicht an Aufbruch zu denken ſei, konnte der Zug ſich ſchon anderthalbe Stunde ſpäter in Bewegung ſetzen.

Die Reiſegeſellſchaft beſtand aus den drei Europäern (Baron von der Decken, Mr. Thornton und Koralli), einer Dienerſchaft von fünf Mann und der eigentlichen Karawane d. i. Mukurugenſi Faki, zwei Kilongolo oder Wegweiſern (Mnubiē und Hammis) und 47 Trägern, von denen mehr als die Hälfte Sklaven. Unter den Trägern zeichneten ſich zwei aus: Muanſalini, der Sklave eines Arabers, welcher als Elephantenjäger die Gebiete von Pare, Dſchagga, Dafeta, Aruſcha, Ukambani u. a. zu verſchiedenen Malen bereiſt, und Schangame, ein freier Neger, welcher als Träger dieſelben Länder beſucht und ſeine Reiſen ſogar bis Kikuju, nördlich von Ukambani, ausgedehnt hatte und deshalb in hohem Anſehen ſtand — eine Reiſe nach Kikuju gilt ſogar in Mombas als Heldenthat oder Herkulesarbeit. Die Diener verdienen ſämmtlich genannt zu werden, weil ihre Namen im Verlaufe der Reiſe öfters vorkommen. Oberſter von ihnen war Aſſani ben Edi, ein Komorianer, welcher als Aufwärter und Matroſe auf franzöſiſchen Kriegsſchiffen gefahren hatte, dabei bis Marſeille gekommen war und trefflich Franzöſiſch gelernt hatte; ſchon während der Niaſſareiſe hatte er ſich als Dolmetſcher ſehr nützlich gemacht, danach, wie es ſchien, Zuneigung zu dem Mſungu gefaßt und ſich verpflichtet, ihn auf allen ſeinen Reiſen in Oſtafrika zu begleiten. Ein anderer vom Hauche der Geſittung angewehter Komorianer Namens Hammadi, hatte früher als Matroſe auf franzöſiſchen, als Koch auf arabiſchen und amerikaniſchen Schiffen gedient und bekleidete jetzt wiederum eine hervorragende Stelle in der Küche. Ein Landsmann jener Beiden, Namens Redjabu, früher Diener des engliſchen Konſuls, ferner der vierzehnjährige Mhiao Anamuri, ein geſchickter und treuer Diener, und der elfjährige Seguat, ein von Thornton mitgebrachter Neger vom Sambeſi, machten die Zahl voll. Seguat ſprach Portugieſiſch und Suaheli und dolmetſchte ſeinem Herrn, welcher nach langem Aufenthalt in den portugieſiſchen Beſitzungen erſtere Sprache gelernt, aber noch nicht Zeit gefunden hatte, ſich das Suaheli anzueignen; durch ſeine Sprachfertigkeit und durch die Erforſchung der Bedürfniſſe und Gewohnheiten Thorntons hatte er ſich dieſem unentbehrlich zu machen und deſſen unbegrenztes Vertrauen zu gewinnen gewußt. Leider log und ſtahl er in unverſchämteſter Weiſe, wie ſich noch während des Aufenthaltes in Mombas herausſtellte. Er hatte nämlich drei Thaler entwendet; als er trotz ſeines hartnäckigen Leugnens mit einer Züchtigung bedacht und in der Feſtung eingeſperrt worden war, geſtand er, durch die eiſernen Armbänder und die ſchmale Koſt bewogen, ſein Vergehen und entſchuldigte ſich mit großer Unbefangenheit: „er habe das Geld ja blos ſeinem Herrn genommen“. Thornton mochte den Knaben nicht miſſen und behielt ihn in ſeinen Dienſten, in der Hoffnung, daß die Strafe wenigſtens für einige Zeit nachhalten werde.

Außer dieſen 58 Menſchen gingen fünf unbelaſtete, nur mit Sattel und Zaum verſehene Eſel mit, welche den Europäern in Ausnahmsfällen, bei Unwohlſein oder Ermüdung, als Reitthiere dienen ſollten.

Nach reiflicher Ueberlegung hatte der Reiſende ſich für den Weg über die Schimbakette entſchieden, welche von Süden her bis an die Bucht von Mombas reicht. Allerdings war dieſe Straße ſeit einiger Zeit „todt“ d. h. nicht mehr begangen, doch ſchien Dies nicht von Belang zu ſein gegenüber dem Umſtande, daß der ſüdliche Weg, im Anſchluß an die nördlich von Mombas gemachten Meſſungen, eine ausgedehntere Grundlage für die Kartenaufnahme des Binnenlandes ermöglichte.

Geleitet von Rebmann, Tangai, Muſtafa, den beiden Banianen, mehreren angeſehenen Indiern und Arabern ſowie von einer Anzahl Beludſchen als Ehrenwache, ſchlug die Karawane den Weg nach Kilindini ein. Dort lagen bereits zwei kleine Daus, welche Mann und Vieh und Gepäck nach der anderen Seite des Meeresarms zu bringen ſollten; nach dreimaliger Fahrt war der Uebergang vollendet. Noch wurde Aufenthalt dadurch verurſacht, daß mehrere der Begleiter, trotz der Widerrede des Reiſenden, auf das Feſtland gefolgt waren und erſt hier ſich verabſchiedeten, weiter durch einen Häuptling der Wanika des Schimbagebirges, welcher den Mſungu begrüßte und mit Kokosnüſſen beſchenkte. Endlich war Alles vollbracht, die Zurückkehrenden erhielten einige Zeilen zur Beſorgung an den Hamburger Konſul zu Sanſibar, in denen dieſer von der glücklichen Abreiſe Nachricht erhielt, und fort ging es, in das unbekannte Land hinein. Nach vierſtündigem Marſche wurde auf einem freien Platze im Wanikadorfe Bombo Halt gemacht und das Lager aufgeſchlagen für — die erſte Nacht im Freien.

Dreizehnter Abſchnitt.

Reiſeleben.

Der Aufbruch. — Marſchordnung. — Leiden des Trägerſtandes. — Zeiteintheilung. — Ankunft im Lager. — Sorge für den Magen bei Herr und Dienern. — Tagebuchſchreiben. — Verſchanztes Lager. — Annehmlichkeiten der erſten Nacht. — Wanikadörfer. — Bei den Wakamba. Tracht, Wohnung, Sitten. — Die Wildniß. — Eſelreiten. — Faki's Führertalente. — Schlafende Wachen. — Ein geſchickter Bogenſchütz. — Aufgeſcheuchte Girafen. — Die erſten Ngurunga's. — Am Kilibaſſi. — Die erſte Station für Einkauf von Lebensmitteln.

Die erſte Nacht im Freien, die erſte Nacht allein! Allein — ſo darf man ſagen, auch wenn man in einem Dorfe nächtiget: ſo neugierig die Bewohner am Tage ſind, nach Sonnenuntergang halten ſie ſich vom Lager fern. Bald verſtummt die Unterhaltung, ein Jeder überläßt ſich ſeinen Gedanken, ſei es nun, daß ſie in der fernen Heimat ſchweifen oder ſich mit Dem beſchäftigen, was die Zukunft in ihrem Schoſe trägt; die Gegenwart entſchwindet, immer ſeltener und matter kommen Eindrücke von der Außenwelt zum Bewußtſein, immer allgemeiner und unbeſtimmter werden die Vorſtellungen, und bald umfängt der Schlummer den Müden.

Lange vor Tag ruft das Krähen der Hähne zum Aufbruch. Die zuerſt Erwachten erheben ſich, wecken die Anderen, und bald herrſcht reges Leben überall. Die Diener bereiten in Schnelle Thee für die Gebieter und ſatteln die Eſel; die Träger packen ihr Schlafgeräth zuſammen und befeſtigen es an ihren Bündeln: ſo arm dieſe Neger auch ſein mögen, eine Matte hat ein Jeder zur Decke oder Unterlage, bereitet von der kunſtfertigen Hand ſeines Weibes oder ſeiner Freundin. Der Morgen grauet; Alles iſt bereit, und langſam ſetzt der Zug ſich in Bewegung, voran die beiden Kilongolo, dann die Eſel, danach die Träger und zuletzt die Europäer mit dem Mukurugenſi. So wenigſtens geſchieht es zumeiſt in den erſten Tagen, ſo lange der Marſch noch durch Weiler und Dörfer führt, wo leicht der Eine oder Andere zurückbleiben und entweichen kann; ſpäterhin in der Wildniß iſt ſolche Vorſicht nicht mehr nöthig, weil Furcht die Leute zuſammenhält.

Die Europäer gehen in leichter Tracht, in wollenem Hemde, Beinkleidern und Jacke von Flanell oder Baumwollenzeug, Leibbinde, Mütze oder Hut mit Shawlumwickelung oder mit einem Futter von friſchgepflücktem Graſe gegen die Wirkung der Sonnenſtralen, in dicken, dreiſohligen Stiefeln — nur ſelten barfuß, weil um die Mittagszeit mehrere Stunden lang der Boden ſo heiß iſt, daß die verwöhnten Füße ſich verbrennen würden — und ledernen Gamaſchen bei dornigem Wege. Sie tragen nur ihr Jagdgewehr und diejenigen kleineren Gegenſtände, welche ſie fortwährend zur Hand haben müſſen; die übrigen Gewehre, ebenſo Inſtrumente, Küchengeräthe u. dergl. werden von den Hausdienern getragen. Dem jüngſten unter letzteren fällt die Sorge für das Kleinvieh zu d. h., für eine nachzuziehende Ziege oder für die Hühner, welche mit den Beinen nach oben in langer Reihe an eine Stange gebunden und in dieſer unbequemen Lage ſtundenlang getragen werden, trotzdem aber ſich ganz wohl zu befinden ſcheinen — wenigſtens bleiben ſie kräftig und fett, ja, wir haben eine Henne mit uns geführt, welche jeden Abend, wann ſie losgebunden wurde, munter gackernd ein Ei legte.

Führer und Aufſeher gehen gleichfalls ledig, müſſen aber, wenn einer der Träger erkrankt, deſſen Gepäckſtück abwechſelnd übernehmen. Umſomehr ſind die Pagaſi oder Träger beladen. Außer ihrem Mſigo von verſchiedenartiger Geſtalt — lange Amerikanoballen, Drahtrollen oder Perlenpäckchen, Kiſten, Kaſten und Säcke — welches ſie ausnahmslos auf dem Kopfe tragen, führen ſie eine Kitoma oder Kürbisflaſche voll Waſſer, einen Pack mit Lebensmitteln, ihr Schlafgeräth und kleine Vorräthe an Zeug, Kauris u. dgl. zum Selbſtgebrauche oder um Dies und Jenes, was ihnen während der Reiſe in die Augen ſticht, erwerben zu können, ein Paar lederne Sandalen, welche angezogen werden wo Dornen auf dem Wege liegen, eine ſchwere Muskete, wenn ſie die Berechtigung dazu nachgewieſen haben, und jeder fünfte oder ſechſte einen Kochtopf: es iſt in der That ſchwierig, auf Kopf, Rücken, Schultern und Lenden noch ein Plätzchen für Etwas mehr zu finden. Das Los eines Pagaſi, mit derartiger Bepackung ſechs bis acht Stunden täglich zu marſchiren für Bohnenkoſt und wöchentlich ein- bis zweimal Fleiſch und die Ausſicht, nach Verlauf mehrerer Monate ſechs Thaler zu erhalten (der Vorſchuß iſt ſelbſtverſtändlich ſchon wenige Tage nach der Auszahlung verjubelt), kann ſomit kein beneidenswerthes genannt werden; dennoch aber ſind dieſe Träger immer munter und guter Dinge und ſelbſt zu außergewöhnlichen Anſtrengungen bereit, wenn man ſie nur zu behandeln weiß.

Aller anderthalb oder zwei Stunden Weges wird geraſtet, damit die Karawane ſich wieder ſammele. Man benutzt die kurze Ruhe, um einen Schluck Waſſer oder ein Stück Schiffszwieback zu nehmen — denn der an regelmäßiges Frühſtücken gewöhnte Magen wird in den erſten Tagen der Reiſe ungeduldig bei der Ausſicht, erſt am Abende für ſich gedeckt zu ſehen — man hilft kleinen Unbequemlichkeiten an Kleidung und Schuhwerk ab, bringt einige Bemerkungen zu Papier u. dergl. m., kurz, die zwanzig bis dreißig Minuten, welche der Führer gönnt, entſchwinden ſchnell genug. In ſolchen Märſchen geht es weiter, den ganzen Tag über, bis eine oder zwei Stunden vor Dunkelheit. Nur wenn beſondere Umſtände es veranlaſſen, wenn das einzig mögliche Lager früher erreicht wird oder wenn lange waſſerloſe Strecken bevorſtehen, weicht man von dieſer Regel ab, d. h. man raſtet eher oder ſetzt die Reiſe auch nach Einbruch der Dunkelheit fort.

Nachdem ein paſſender Platz fürs Lager erwählt worden — am liebſten eine ſchattige Stelle unter einem Baum in der Nähe eines Gewäſſers — legen die Träger ihre Mſigo in der Mitte deſſelben zuſammen und gehen aus, die Einen um Brennholz zu ſuchen, die Anderen um Waſſer in Töpfen und blechernen Eimern herbeizuholen, während die Dritten für die Küche ſorgen d. h. je drei Steine zu einem Herde zuſammenbauen und auf die Ränder derſelben einen dickwandigen irdenen Kochtopf ſtellen. Um ein Feuer nach dem anderen gruppiren ſich die fünf bis ſechs Mann ſtarken Kochgeſellſchaften, welche gemeinſchaftlich ihre Rationen empfangen. Während es kocht und brodelt, wird eine Banane hervorgelangt, ein Knoten Zuckerrohr gekaut — für Zuckerrohr und Honig vertauſcht ein Neger ſein letztes Kleidungsſtück — oder ein Maiskolben im Feuer geröſtet. Leckermäuler, welche die Kunſt, den Genuß zu verlängern, verſtanden, bringen ein dünnes Stäbchen mit ſonderbaren Biſſen zum Vorſcheine: aufgeſpartes Fleiſch, welches ſie in zollgroße Scheibchen zerſchnitten und, dicht auf das Hölzchen geſpießt, für die Reiſe geröſtet hatten. Eine halbe Stunde ſpäter iſt Alles im beſten Schmauſen, und kurz darauf Topf und Tiegel geleert.

Minder bequem haben es die Europäer. Man meint vielleicht, ſie, die Herren, hätten Nichts zu thun und könnten ſogleich nach der Ankunft ſich der Ruhe überlaſſen, doch iſt es nicht an Dem. Zuerſt müſſen ſie alle Anordnungen überwachen, namentlich aufpaſſen, wenn die Diener Gras und Gewurzel abhauen und die Stätte reinigen und ebenen, welche für ihr einfaches Lager beſtimmt iſt; denn, thun ſie Dies nicht, ſo ſuchen ſie möglicher Weiſe in der Nacht vergebens die Ruhe, deren ſie bedürfen, ſie finden das Lager ſchief und rutſchen herab, oder ſie werden von Ameiſen überraſcht, welche der flüchtige Arbeiter nicht bemerkte oder nicht bemerken wollte. Dann ſucht ſich ein Jeder, der kein tragbares Bett beſitzt, fünf gleichmäßige Ballen Amerikano aus, legt zweimal je zwei in der Längsrichtung nebeneinander, den fünften auf die hohe Kante quervor und darüber einen Eſelſattel oder ein ſchmächtiges Perlenmſigo als Kopfkiſſen; auf das Ganze kommt eine wollene Decke als Unterlage und eine zweite als Zudecke zu liegen und zur Seite eine Gummidecke zum Schutze gegen Regen und Thau. Nun iſt das Bett bereitet, aber Ruhe gibt es deshalb noch nicht; jetzt heißt es, Tagebuch ſchreiben und die Erinnerungen aufzeichnen, welche außerdem entſchwinden würden. Der Vielgeplagte iſt ermattet, möchte gern ſich dehnen und ſtrecken, doch Nichts hilft ihm von der Verpflichtung los, er muß ſich zum Schreiben zwingen: thäte er es heute nicht, er thäte es ſpäter nimmer, und aus dem Tagebuche würde ein Wochen- oder Monatsbuch werden, wenn überhaupt etwas. Daß die unter ſolchen Umſtänden entſtandenen Aufzeichnungen nicht immer feſſelnd und geiſtreich geſchrieben ſind, darf uns nicht Wunder nehmen. Dem Reiſenden erſcheinen und ſind Alltäglichkeiten wichtig, welche dem ſpäteren Leſer ein Lächeln abnöthigen; ſo beginnt Thornton ſein Tagebuch gewöhnlich mit: slept well, poor night's rest, hard dreaming all the night (gut geſchlafen, elende Nachtruhe, ſchwer geträumt die ganze Nacht über) oder ähnlichen Bemerkungen. Daher können nur in ſeltenen Fällen Tagebücher von Entdeckungsreiſenden ohne Verarbeitung und ſorgfältige Durchſicht zum Druck gebracht werden. Decken ſprach einſt ein wahres Wort, als er ſagte: „Wenn ich einmal des Reiſens überdrüſſig werde, ſo iſt es, weil ich ein Tagebuch führen muß!“ Er kannte die Stenographie nicht, welche beim Schreiben auch dem minder Geübten eine vierfache Zeit- und Krafterſparniß ſichert. Für Niemand iſt die edle Kunſt Gabelsbergers erſprießlicher als gerade für den Reiſenden; wir ſind der feſten Ueberzeugung, daß ſie dem Reiſenden der Zukunft ebenſo unentbehrlich ſein wird, wie die Photographie es jetzt ſchon iſt.

Noch während dieſer Arbeit beginnt der Magen immer gewaltiger zu knurren. Dort ſitzen die Neger bereits bei dampfenden Schüſſeln, wie gern möchte man ſich betheiligen — man darf es nicht, darf keine Schwäche zeigen, muß warten, bis Koch und Diener Alles zugerichtet haben, wie es ſich für den Herrn und Gebieter geziemt; man möchte den Geſchäftigen gern alle Umſtände erlaſſen, allein ſie halten auf Etikette, und — man fügt ſich.

Wer es verſucht hat, ſeinen Magen mit einer Mahlzeit täglich zu befriedigen, wird ermeſſen können, was der Wanderer leiſtet, welcher einen vollen Tag im Sonnenbrande marſchirte, ohne einen Biſſen genoſſen zu haben. Man glaube nicht, daß tropiſche Wärme den Magen erſchlaffe, den Hunger benehme; im Gegentheil, mit doppelter Schnelle gehen alle Verrichtungen des Körpers von ſtatten: der Hunger, welchen man Abends nach einem Reiſetage fühlt, iſt unbeſchreiblich. Daß nach Beendigung ſolch' einer Mahlzeit, welche darauf berechnet iſt, vierundzwanzig Stunden widerzuhalten, keine lange Unterhaltung mehr geführt wird, kann nicht befremden; Müdigkeit und Sättigung fallen ſchwer auf die Lider, die immermehr überhand nehmende Dunkelheit und das Beiſpiel der längſt auf ihre Mkekas (Matten) ausgeſtreckten Neger tragen das Ihrige dazu bei, kurz, der Reiſende liegt, ſo ſehr er ſich auch ſpäter ſchämt, es zu geſtehen, bereits um ſieben Uhr in tiefem Schlafe.

Unterwegs, in der Wildniß, lebt man einfach genug von Dem, was man mit ſich führt, anfangs von Reis, ſpäter hauptſächlich von Bohnen und einer Art Erbſen, da Reis im Inneren nicht mehr zu haben iſt, und genießt dazu das vom letzten Halteplatz mitgenommene Fleiſch, einige der verkehrt aufgehängten Hühner oder das Fleiſch einer friſchgeſchlachteten Ziege. An bewohnten Orten hingegen ſchwelgt man zumeiſt im Ueberfluſſe. Milch und Honig fließt dann in Wahrheit, und nicht nur die Zahl der Mahlzeiten, auch die der Gerichte wird vervierfacht: ſüße Milch oder perlender Bananenwein bilden das Tafelgetränk, und der vorher ungezuckerte Thee wird mit dem gewürzhaften Honig des Landes verſüßt; Hammel und Rinder werden geſchlachtet, ſüße Kartoffeln und Bananen geben herrliche Zukoſt — man lebt ſo gut man kann, um die folgenden vier bis fünf Tage des Mangels deſto beſſer überſtehen zu können.

An den erſten Wandertagen fällt dem Reiſenden die ungewohnte Anſtrengung des Gehens und Faſtens ſchwer genug; iſt aber einmal erſt das faule Fleiſch und Fett verzehrt, welches ſich beim Wohlleben an der üppigen Küſte angeſetzt, iſt man erſt ſo zu ſagen „drainirt“, ſo fühlt man ſich nirgends wohler als auf der Reiſe, in der herrlichen, ſtärkenden Luft der Ebene, wo Tag und Nacht nur Himmel Einen deckt.

Für gewöhnlich ſchlägt man des Abends keine Zelte auf; nur bei längerem Aufenthalte an demſelben Orte, oder wenn Regen droht, gönnt man ſich dieſe Bequemlichkeit, baut wol auch leichte Hütten. Anders geſtaltet ſich das Bild in unſicherem Lande, wo Gefahr von den umherſchweifenden räuberiſchen Horden der Maſai droht: hier wird des Abends ein verſchanztes Lager errichtet. Binnen einer halben Stunde iſt eine Befeſtigung hergeſtellt, welche durch Zuverläſſigkeit alle anderen übertrifft. Die Bauſteine dazu liefert die Wildniß ſelbſt in Menge. Mit allen verfügbaren Aexten ziehen die Träger aus, fällen eine Anzahl der nirgends fehlenden Dornbäume dicht am Boden, ſchleifen ſie nach dem Lager und legen ſie, die Krone nach außen, in einem Kreiſe ringsum. Zwar luftig ſieht dieſe Verſchanzung aus, aber ſie iſt feſt und ſicher; kein Thier ſpringt über ſie hinweg, kein Menſch vermag hindurchzudringen oder ſie zu zerſtören: dafür ſind die fürchterlichen Dornen und die Unverbrennlichkeit des grünen Holzes gut.

Wie es unterwegs zugeht, welche kleinen Leiden und Freuden Veränderung in das Einerlei des Wegabſchreitens bringen, erfahren wir am beſten aus den mit ſoviel Selbſtüberwindung zu Papiere gebrachten Aufzeichnungen des Reiſenden ſelbſt.

In der erſten Nacht, ſchreibt Decken, ließen uns mehrere ſtarke Regengüſſe bereuen, daß wir die Zelte nicht aufgeſchlagen hatten; ich half mir indeſſen mit meiner unſchätzbaren Gummidecke, unter welcher ich zwar jeden Tropfen fühlte, aber warm und trocken blieb, und Thornton kroch in die Hütte eines Dorfbewohners. Späterhin vertrieb der glänzende Mond die Wolken, ſchaffte uns aber eben dadurch neues Ungemach; denn er verführte Koralli, uns ſchon um zwei Uhr zu wecken. Kaum hatten wir in neuem Schlaf unſeren Aerger vergeſſen, als wir wiederum, diesmal zu rechter Zeit, geweckt wurden. Wir brachen um ſechs Uhr auf und erreichten nach zwei Stunden die Wanikadörfer Schigoto und Matuga, beide mit Dornenhecken umgeben und mit einem Thore verwahrt, welches nur auf allen Vieren durchkrochen werden kann. Faſt alle Bewohner befanden ſich auf den Feldern und ſuchten hier, von den Bäumen herab, durch entſetzliches Geſchrei die Vögel (unzweifelhaft Feuerfinken und andere Webervögel) von dem reifenden Mtama und Mahindi abzuhalten. Nach kurzem Halte wanderten wir nach Sendereni weiter, wo wir, da ſich ein hübſcher Blick nach dem Südhafen von Mombas und nach den Nguhügeln bot, einige Kompaßwinkel nach hervorragenden Punkten maßen. Um die Leute zu ſchonen, bis ſie ſich an die Anſtrengung gewöhnt haben würden, ließ ich ſchon im nächſten Dorfe, Malobeni halten, jenſeit einer der Küſte gleichlaufenden, etwa 400 Fuß hohen Hügelkette, deren Kamm wir bei Schigoto überſchritten hatten. Das Lager wurde innerhalb der Umzäunung unter dem Schatten eines prächtigen Baumes aufgeſchlagen, in deſſen ausgebreitetem Geäſte rieſige Schoten von ſechs bis acht Zoll Länge und zwei Zoll Breite hingen; geöffnet und auseinandergeklappt gleichen die Schoten einem reichen Schmuckkäſtchen, ſo ſchön geordnet liegen die ſchwarzen Bohnen mit prächtigrothem, ſammetmatten Fruchtbecher in dem weißen Marke eingebettet. Die Suaheli nennen den Baum Bombakoffi.

Nach einer regneriſchen Nacht brachen wir am 30. Juni mit Tagesanbruch auf und erklommen in Kurzem den höchſten Punkt der Schimbaküſtenkette, auf deren flachem Rücken mehrere Wanikadörfer erbaut ſind. So oft wir Leute ſahen, rief Faki, ſich mit ſeiner neuen Würde als Mukurugenſi brüſtend: „Kennt ihr mich nicht? ich bin der Karawanenführer Faki; ſagt nur allen Leuten, daß ich die Weißen nach Dſchagga bringe!“ Auf der anderen Seite des Schimba ging es bergauf, bergab, über rauhen, mit Sandſteinblöcken bedeckten Boden, auf welchem hier und da ungeheuere Stücke verſteinerten Holzes lagen; mehrere kleine Bäche und ein Moadjinga genanntes, mit gutem Regenwaſſer gefülltes Becken im Sandgeſteine machten es den Trägern möglich, mit leeren Kitomas zu marſchiren. Einige Stunden nach Mittag erreichten wir ein großes, mit einem Pfahlzaun umgebenes Dorf der Wakamba, vor deſſen Thoren Rindvieh, Schafe und Eſel in zahlreichen Heerden weideten. Hier kam uns ein Suaheli aus Mombas, der Handelsmann und Karawanenführer Naſoro, mit freundlichem Gruß entgegen und wies uns innerhalb der Umzäunung einen Platz zum Lager an. Er hatte ſich für einige Zeit hier niedergelaſſen, um Elfenbein aufzukaufen, und genoß, wie es ſchien, viel Einfluß und Anſehen unter den Wakamba. Nach guter alter Sitte ſorgte er ſogleich für unſere hungerigen Magen, brachte einen ſchönen, jungen Ochſen zum Geſchenk und bewegte den alten Häuptling des Dorfes, ſich durch eine Gabe von zwei Hühnern gleichfalls um unſere Tafel verdient zu machen.

Die Wakamba haben einen ſchlanken, ſchmächtigen Körper und eine angenehme Geſichtsbildung, leicht aufgeworfene Lippen, ziemlich große Augen, ſpitzes Kinn, weiße, ſpitzgefeilte Zähne und ſehr ſchwachen Bart; ſie ſcheeren das Haupthaar glatt ab oder ringeln es mit reichlicher Anwendung einer rothen Miſchung aus Butter und Ocker zu dünnen, korkzieherförmigen Locken und reiben die Haut mit derſelben Salbe ein. Spärlich bekleidet, ſind ſie mit Schmuckgegenſtänden überladen, da ſie Alles, was ihnen gefällt, ſelbſt durchbohrte Thalerſtücke, an ſich hängen. Gleich den Wanika tragen ſie um den Hals uhrfederähnlich zuſammengewundene Scheiben von Meſſingdraht ſowie Ringe von Perlen und Eiſenkettchen, Armbänder von Holz, Meſſing- und Eiſendraht, Ohrringe aus ſchneckenförmig aufgerolltem Draht und Streifen von Fell am Knie. Die Weiber hüllen ſich in einen Schurz von Amerikano, tragen Schnüre von weißen Perlen um Hals und Leib, Meſſing- oder Eiſendrathringe oberhalb der Knöchel, in einzelnen Fällen auch Drahtkrauſen um den Hals.

Anfänglich zeigten die Schönen ſich etwas ſcheu, bald aber bekam ihre Neugier die Oberhand; ſie drängten ſich in unſere Nähe, ohne uns übrigens läſtig zu fallen, und waren gegen Abend bereits ſo zutraulich geworden, daß ſie mir geſtatteten, mich im Inneren ihrer Hütten umzuſehen. Dieſe beſtehen aus einer Anzahl kurzer, im Kreiſe in die Erde getriebener Stangen mit einem Pfahl in der Mitte, auf welchem das runde, mit Gras (die Wurzeln nach außen) bedeckte Dach ruht, und ſind halbkugelig oder auch von der Form eines an den Enden abgerundeten Bienenkorbes. Durch eine höchſtens drei Fuß hohe Thür kroch ich in den Wohnraum. Die Ausſtattung deſſelben iſt überaus einfach und nur bei den Wohlhabendſten wie folgt: eine Matte zum Schlafen, eine Kitanda, ein großer Thontopf mit Waſſer, ein Feuerplatz zwiſchen drei Steinen, niedrige Stühlchen zum Sitzen, welche auch auf Reiſen überall mitgenommen werden, einige aus Rindenfaſern geknotete

Säcke, kleine Beile, Meſſer, Schwerter, Bogen, Pfeile, Trommeln, Kriegshörner und Tabakspfeifen.

Nach Krapf ſtammen die Wakamba, deren Seelenzahl ſich auf 70,000 belaufen mag, aus den Ebenen in der Nähe des Kilimandſcharo. Durch die Maſai und Wakuafi von dort vertrieben, ſiedelten ſie ſich ſüdlich vom Schneeberge Kenia in dem jetzt Ukambani geheißenen Lande an. Später breiteten ſie ſich auch ſüdwärts aus, bis zum Gebiete der Wanika nördlich von Mombas. Ihr Land hat fruchtbaren Ackerboden, treffliche Weiden, iſt reich an Eiſen von vorzüglicher Güte und ſteht mit den wichtigſten Gebieten des Inneren und der Küſte in Verbindung. Viehzucht, Ackerbau und Handel nähren die Wakamba und verhelfen ihnen zu nicht unbedeutender Wohlhabenheit; namentlich bringt der Verkauf von Elfenbein und Vieh den in der Nähe der Küſte wohnenden Stämmen beträchtlichen Gewinn. Seit das Verbot der Sklavenausfuhr nach Arabien die Preiſe der Menſchenwaare herabgedrückt, haben die Küſtenwakamba angefangen Sklaven zu kaufen; den Bewohnern des eigentlichen Ukambani iſt die Sklaverei fremd. Sie wohnen in Dörfern oder Weilern, welche unter Häuptlingen und den Aelteſten ſtehen; einen Oberherrſcher oder König haben ſie nicht, obwol ein durch große perſönliche Eigenſchaften, durch Reichthum, Macht der Rede, ſowie durch den Ruf der Zauberei und Regenmacherkunſt ausgezeichneter Mann viel Macht und Anſehen unter ihnen erlangen kann. Ihre Nahrung beſteht aus Milch, Fleiſch und einem Brei von gemahlenem Getreide, ihr Getränk aus Mtamabier und dem gegohrenen Safte des Zuckerrohrs. Die Wakamba heirathen erſt nach Eintritt der Mannbarkeit, und zwar erwirbt der Bräutigam die Braut von deren Eltern erſt durch eine Anzahl Kühe und raubt ſie danach noch mit Liſt und Gewalt. Wohlhabende heirathen mehrere Frauen von denen diejenige, welche ſich durch Schönheit, Fruchtbarkeit, Verſtand, Erfahrung, Anhänglichkeit und ähnliche Tugenden auszeichnet, als Hauptfrau gilt. Den Weibern kommt es zu, das Land zu bauen, Getreide zu mahlen, Holz zu holen u. dgl. m., während die Männer die Heerden weiden, der Jagd und dem Handel obliegen oder ſich mit Plaudern, Schmauſen und Trinken die Zeit vertreiben. Sie ſind geſchwätzig, lärmend, unzuverläſſig, habſüchtig; die an der Küſte wohnenden ſind ſogar als Lügner, Bettler und Diebe verſchrieen. Dieſes Sündenregiſter ſcheint jedoch durch die fortwährenden Streitigkeiten, Eiferſüchteleien und Uebervortheilungen zwiſchen Wakamba und Suaheli beeinflußt zu ſein; denn Krapf ſelbſt weiß auch vieles Gute von den Wakamba zu erzählen, daß ſie mutig, unternehmend und ausdauernd, gaſtfrei und großmütig ſind. Wie alle ungeſitteten Völker folgen ſie dem Antriebe des Augenblickes, laſſen ſich durch Kleinigkeiten zu heftigem Aufbrauſen, zu Zweikampf, ja ſogar zu Mord hinreißen, ſind aber unmittelbar darauf oder, wenn man es verſtanden, ihre Leidenſchaften zu leiten, wieder gefügig und freundlich. Auf ärmere Völkerſchaften blicken ſie mit Stolz und Verachtung herab; unter ſich ſcheinen ſie eng zuſammenzuhalten. Auch die Wakamba haben eine ſchwache Vorſtellung von einem höchſten Weſen und werden von ſonderbaren Formen des Wahnes beherrſcht, glauben namentlich an Zauberer — welche die Güter des Anderen zu verderben, aber auch Reiſenden Schutz in Gefahren zu gewähren vermögen — an Regenmacherei, Wahrſagung aus Vogelflug und an böſe, durch Opfer zu verſöhnende Geiſter. Götzenbilder ſind ihnen unbekannt. —

Heute Nacht regnete es ausnahmsweiſe nicht. Als wir am erſten Tage des Juli früh ſechs Uhr weiter wanderten, geleitete uns Naſoro nebſt einer Anzahl Wakamba eine Strecke lang und gab uns dann einen Führer mit — eine ſehr dankenswerthe Fürſorge, denn Faki verlor ſchon nach einer Viertelſtunde den Weg und, was noch ſchlimmer, den Kopf. Als wir den weſtlichen Abfall des Höhenzuges erreichten, gewahrten wir zum erſten Male in voller Deutlichkeit den Kadiaro und den Kilibaſſi, zwei einſame Berge, welche einige Tauſend Fuß hoch die weithin ſich vor uns dehnende Graſebene überragen und den

Karawanen als Wegweiſer dienen. Nach einem ſteilen Abſtiege befanden wir uns inmitten der Wildniß. Der rothe Thonboden war ziemlich dicht mit Büſchen und Bäumen beſtanden, welche Dornen ſtatt der Blätter tragen, Dornen der verſchiedenſten Art, bald kurz und mit Widerhaken, bald mehrere Zoll lang und gerade.

Weiterhin zeigten ſich ausgedehnte Flächen mit hohem, üppiggrünen Graſe und dazwiſchen Gruppen von Gebüſch oder Wäldchen von ſchönen Bäumen. Das Ganze macht den Eindruck eines gewaltigen Parkes. Vermutlich verdanken die Bäume ihr Daſein einer, wenn auch nicht bemerkbaren Feuchtigkeit des Bodens, wenigſtens ſind Waſſeradern überall mit Bäumen umſtanden: dunkelgrüne, faſt ſchwarze Laubmaſſen, welche ſich in ſchmalen Reihen weithin durch die Landſchaft ziehen, verrathen mit Sicherheit das Daſein eines Baches oder wenigſtens eines halbtrockenen Regenſtromes.

Hier, auf dem glatten, nur an einzelnen Stellen mit Brocken von feinem Sandſteine bedeckten Thonboden, konnten wir zum erſten Male die Eſel zeitweilig benutzen. Dies gereichte vorzugsweiſe meinem Begleiter Thornton zum Vortheil, da er, wenn er wegen ſeiner Meſſungen zurückblieb, mit ſeinem kleinen, munteren Thiere uns ſchnell wieder nachzukommen vermochte. Das Eſelreiten hat übrigens ſeine Schattenſeiten; denn Grauchen kennt die Empfindlichkeit der menſchlichen Haut für die Berührung mit Dornen und erlaubt ſich, ſo oft es angeht, den Scherz, den Reiter in das ſtechende Gebüſch hinein zu tragen: dann gibt es kein anderes Mittel als ſchnell zu Boden zu ſpringen. Um ſolche Unannehmlichkeiten zu vermeiden, muß man die mutwilligen Thiere faſt unausgeſetzt am Zaume führen laſſen.

Fakis Unfähigkeit in jeder Hinſicht wurde immer mehr offenbar. So oft der Weg ſich theilte widerſprach er dem anderen Führer und veranlaßte einen Streit über die Wegerichtung, durch welchen wir bisweilen mehr Zeit verloren, als wenn wir den Umweg wirklich gemacht hätten. Bei den Trägern wußte er ſich nicht in Anſehen zu ſetzen; dieſe lärmten und ſchrieen faſt unabläſſig und beachteten ſeine Ermahnungen nicht, ſodaß ich ſelbſt ſie mehrmals zur Ruhe mahnen und zuletzt ſogar handgreiflich einſchreiten mußte.

Unſer heutiges Lager befand ſich mitten im Buſch, in einem dichten Geſtrüppe von Dornen und Euphorbien, entſprach ſomit völlig dem Geſchmacke der Neger, welcher freien Plätzen abhold iſt. Das Wegräumen der hinderlichen Dornen nahm lange Zeit in Anſpruch. Wir bildeten von dem abgehauenen Gezweig einen Wall um die Lagerſtätte, zum Schutze gegen Hyänen und anderes Raubgeſindel, und ließen nur eine ſchmale Lücke frei, welche durch ein dahinter angezündetes Feuer ungangbar gemacht wurde. Dieſe Vorſicht erwies ſich als überflüſſig; nicht ein einziges Mal ertönte das unmelodiſche Geheul der Aasfreſſer, auch zeigte ſich ſonſt bei meinen nächtlichen Rundgängen Alles in Ordnung, mit Ausnahme der Wachen, welche ſämmtlich eingeſchlafen waren! Falls alſo Wachen wirklich nöthig ſind, werden wir Europäer ſelbſt den Dienſt übernehmen müſſen.

Am 2. Juli gingen die Leute bedeutend beſſer als vorher; dies Wunder war verſchiedenen Stockſtreichen zu verdanken, welche ich bei paſſender Gelegenheit ausgetheilt. Wir wanderten durch niedriges Land, über eine durch Dürre und Hitze zerriſſene Fläche von ſchwarzem, harten Thone. Später trat wieder anmutiges Parkland auf. Nach mehreren Stunden Weges kamen wir in Moamandi, einem inmitten ausgedehnter Pflanzungen von Mtama und türkiſchem Weizen gelegenen Dorfe an. Meine Träger baten um einen kurzen Halt zum Einkaufe von neuen Lebensmitteln, weil von hier bis zum Kadiaro keine Gelegenheit mehr dazu ſei. Aus dem kurzen Halte wurde aber ein ſehr langer und endlich ein Raſttag; denn die Einwohner waren auf den Feldern beſchäftigt oder auf die Jagd gegangen und kamen erſt ſpät am Nachmittage zurück.

Um mir die Zeit zu vertreiben, ging ich mit einem Mkamba auf die Jagd. Zum erſten Male gewahrte ich großes Wild, ohne jedoch zum Schuß kommen zu können. Mein

Begleiter bewies eine große Fertigkeit im Bogenſchießen: er traf auf dreißig Schritt dreimal nacheinander eine Frucht von doppelter Fauſtgröße, aber immer ſo unglücklich, daß die werthvolle Eiſenſpitze vom Pfeilſchafte abbrach und im hohen Graſe verloren ging. In Folge deſſen war er im höchſten Grade verdrießlich und machte ſeinem Aerger in ſo ergötzlicher Weiſe Luft, daß ich mich einigermaßen für die verfehlte Jagd entſchädigt fühlte. Einige Vögel bildeten meine ganze Beute, aber dieſe war theuer genug erkauft — ich hatte mir den Sonnenſtich am Arme zugezogen und wurde durch die darnach entſtehende Entzündung bei Allem, was ich that, in hohem Grade behindert.

Am Abende kamen mehrere Häuptlinge benachbarter Wanikadörfer in das Lager und boten mir Hühner zum Geſchenk; ich wies ihre Gabe zurück, weil ſie durch das nöthige Gegengeſchenk ſehr theuer zu ſtehen gekommen wäre.

Um noch einmal mein Jagdglück zu erproben, brach ich am folgenden Tage, von nur drei Leuten und einem Mnika begleitet, bereits früh fünf Uhr auf und ließ die Karawane in einiger Entfernung folgen. Wild zeigte ſich in Menge, wurde aber ſchon in ſolcher Ferne flüchtig, daß ich Blei und Pulver ſchonen zu müſſen glaubte. Selbſt Perlhühner, welche doch in Abyſſinien und im Sennahr verhältnißmäßig leicht zu erlegen ſind, waren außerordentlich ſcheu. Ich kann mir Dies nicht recht erklären, da doch Jäger mit weittragenden Gewehren niemals hierher gekommen ſind; ſollte ich ſelbſt die Wildſcheuche ſein mit meiner ungewöhnlichen Kleidung? Vergnüglich war der Jagdſpaziergang immerhin: einmal ſtörte die Karawane hinter mir fünf ſchlafende Girafen auf, ich ſchoß auf mehrere hundert Schritt und verwundete die eine; ſie drehte ſich ringsum wie ein Kreiſel, raffte ſich aber wieder auf und folgte den anderen, welche in ungeſchicktem Galopp das Weite ſuchten. So ſchön und ſtattlich die ruhig äſenden Thiere mit dem mächtigen Halſe von doppelter Körperhöhe, dem zierlichen, von leichtem Gehörn gekrönten Haupte, dem abſchüſſigen Leibe und dem prächtig gelben, dunkelgefleckten Felle ſich auch ausnehmen, ſo häßlich und plump erſcheinen ſie auf der Flucht: wie ein Pendel bewegt ſich der lange Hals bei jedem Sprunge; man glaubt, die ſonderbaren Geſchöpfe müßten zuſammenbrechen oder umkippen bei der Höhe des Körpers und der Schwäche der Läufe.

Gegen zehn Uhr erreichten wir wieder ein kleines, mit Regenwaſſer gefülltes Sandſteinbecken und dicht dabei den nach dem Kilibaſſi führenden Fußpfad. Von hier an ſei der Weg nicht mehr zu fehlen, ſagte der von Naſoro mitgegebene Führer, und bat um ſeine Entlaſſung; ich belohnte ihn und gab ihm einige mit Bleiſtift geſchriebene Zeilen zur Beſorgung an Herrn Rebmann mit. Nach einer Stunde trafen wir wiederum Waſſer, diesmal in kreisrunden Löchern von ein bis drei Fuß Tiefe, ſogenannten Ngurunga's: darnach der Name des Platzes Ngurungani d. i. bei den Waſſerlöchern.

Da den Ausſagen der Leute zufolge der Kilibaſſi heut nicht mehr erreicht werden konnte und andere Waſſerplätze ſpäterhin nicht mehr zu erwarten waren, ließ ich halten und das Mittagseſſen kochen. Die Zwiſchenzeit benutzte ich, um mir die Ngurunga's näher zu betrachten. Ihre Form glaubten wir durch die Annahme erklären zu müſſen, daß vor grauen Zeiten hier Bäume ſtanden, welche, als ihr Holz verfault war, in dem ſpäter erſtarrten Boden die Höhlung zurückließen (ſ. 21. Abſchnitt). Eine Menge Fröſche, kleine, braune Krabben und eine Art glattgegürtelter Blutegel von einem halben Zoll Länge bei zwei Linien Breite belebten das Waſſer. Nicht weit vom Lager wuchs ein Baum, Njukuffi von den Suaheli genannt, mit kleinen, pflaumenartigen Früchten, welche wie Miſpeln ſchmeckten. Ein Fruchtbaum in der Wildniß iſt immerhin ein Ereigniß; außer der Frucht des Pfefferkuchenbaumes und der Mbuju bringt ſie nur wenig Genießbares hervor.

Der Nachmittagsmarſch führte bald über ſchöne Grasflächen, bald durch dichtes Gehölz, eine anmutige, von Antilopenheerden und Straußen belebte Landſchaft. Später traten Akazien und ſtachlige Euphorbien nahe an den Pfad heran, Kleider und Haut in unbarmherziger Weiſe zerreißend: an meinem Leibe war keine handgroße Stelle, welche nicht zerkratzt und zerritzt geweſen wäre. Bei meinen Streifereien hatte ich in dem hohen Graſe eine Menge Wildläuſe und Holzböcke aufgeleſen und mir die Füße wund gelaufen, ſodaß ich vor Schmerzen kaum auftreten konnte — doch das ſind kleine Leiden, welche man am Tage darauf vergißt, falls man wieder Waſſer findet und den Körper durch ein Bad erfriſchen kann.

Schon gegen neun Uhr am 4. Juli erreichten wir den Fuß des Kilibaſſi und raſteten am ſüdlichen Abhange dieſer übergangslos aus der Ebene emporſteigenden Kuppe. Auch hier fanden wir mit Waſſer gefüllte, größere Sandſteinbecken; ſie waren mit Schilf und ſchönblühenden Waſſerlilien überwachſen. Leider war das Waſſer von ſchlechter Beſchaffenheit; vermutlich hatte es Elephanten zur Schwemme gedient, ſo wenigſtens mußten wir ſchließen nach den zahlloſen, rieſigen Fußſpuren und nach der kopfgroßen Loſung, mit welcher der Boden weithin überdeckt war. Anfänglich hatten wir beabſichtigt, hier zu bleiben, den Kilibaſſi zu beſteigen und Meſſungen anzuſtellen; wir ſahen uns aber genöthigt, davon abzuſehen, weil das Haupt des Berges ſich dicht mit Wolken umhüllte. Beim Weitermarſche wurde der Pflanzenwuchs ſpärlicher, der Boden ſteiniger. Gegen ein Uhr erreichten wir die von Norden nach Süden laufende Rukingakette und raſteten hier ein Stündchen. Zahlloſe Wildſpuren, vorzüglich vom Rhinozeros, waren in den Boden eingedrückt; wir vermuteten das Vorhandenſein eines ähnlichen Waſſerplatzes wie am Kilibaſſi, doch ſuchten wir nicht weiter darnach, benutzten vielmehr den Halt, um Kräfte für den bevorſtehenden, langen Marſch zu ſammeln.

Um zwei Uhr ging es weiter über denſelben rothen, ſandigen Boden, abwechſelnd gelind auf- und abwärts, gegen Sonnenuntergang aber ſteil empor nach dem Fuße des Kadiaro. Schon weit ab vom Berge war das Land bebaut; auf umhegten Feldern, durch kunſtreich überdeckte Fallgruben vor naſchendem Wilde geſchützt, harrte der reife Mtama des Schnitters. Nach Kurzem trafen wir zahlreiche, guterhaltene Hütten innerhalb eines Dornenverhaues — ein altes Karawanenlager — und kaum zweihundert Schritt davon einen lebendigen Bach mit Pflanzungen von Zuckerrohr, Bananen und Kokospalmen an ſeinen Ufern. Hier ließen wir uns nieder und ſchlugen, ſo gut es bei der einbrechenden Dunkelheit anging, vor den aufgeſtapelten Gepäckſtücken unſere drei Zelte auf. Noch an demſelben Abende, kurz nachdem wir unſere Ankunft durch Abfeuern der Gewehre gemeldet, kamen die Eingeborenen in Menge herbei. Sie ſtaunten uns gebührender Maßen an und verſprachen, am anderen Morgen einen Markt zu eröffnen, ein höchſt wichtiger Umſtand, denn unſer Abend- und zugleich auch Mittagstiſch trug nur ein wenig kaltes Huhn, Mtama und gekochten, kalten Reis, und mit dem Eſſen der Träger ſah es noch dürftiger aus.

Vierzehnter Abſchnitt.

Das Binnenland und ſeine Bewohner.

Die oſtafrikaniſche Ebene. Bodengeſtalt und Landſchaftliches. — Nur die Berge ſind bewohnt. — Sprachverwandtſchaft. — Die Wateita. Wohnſitze. Tracht und Benehmen. — Weiſſagung aus den Eingeweiden. — Beſteigung des Berges. Hinderniſſe. Das höchſte Dorf. — Noth um Lebensmittel. — Die Eſel werden geraubt. — Neue Feindſeligkeiten. Waffentanz der Krieger. Entſchloſſenheit Deckens. — Grigri und Schauri. — Nächtlicher Aufbruch. — Fakis Lohn. — Wirkung des Biſſes der Donderobofliegen. — In Gefahr zu verdurſten. — Der Elephantenfluß. Nachts auf dem Anſtande. — Lager am Paregebirge. Die Eingeborenen. — Wie man am billigſten einkauft. — Bluttrinken. — Ein würdiger Herrſcher. — Verlaſſenes Lager in Kiſuani. — Ein Stutzer und Uſurpator.

Gar wenig iſt es, was wir von der Bodengeſtalt Afrikas wiſſen, dieſes plumpeſten aller Erdtheile, dieſer unförmlichen Ländermaſſe ohne Gliederung und tiefere Einſchnitte. Wir kennen weder die Höhenſchichtung ſeines Inneren noch die Grundzüge ſeines geologiſchen Baues, und Jahrzehende werden noch vergehen, bevor die mühſamen Forſchungen wiſſenſchaftlicher Reiſenden uns eine annähernd genaue Vorſtellung von dieſen hochwichtigen Verhältniſſen ermöglichen werden.

Dem großen Sir Roderick Murchiſon, dem langjährigen Vorſitzenden der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft, gelang es zuerſt, durch ſcharfſinnige Folgerungen aus dürftigen Angaben einiges Licht über die wahre Natur des „Räthſeldreiecks der alten Welt“ zu verbreiten — ſo wenigſtens müſſen wir annehmen, da ſeine Anſichten bisher durch alle Entdeckungen beſtätigt wurden. Nach ihm (ſ. Journal R. G. Society, 1852, CXXII ff.) erhebt ſich Afrika von See aus hier allmählich, dort jäher zu ausgedehnten Hochebenen, welche weiterhin ſich wieder zu tieferem Lande verflachen, und ſendet ſeine Gewäſſer theils nach dem Inneren, wo ſie ſich zu großen Binnenſeen anſammeln, theils durch Spalten im Rande des Hochlandes nach dem Weltmeere: ſolchen Durchbruch wies Livingſtone in der That bei dem Sambeſifluſſe nach, und von ſolchen Seen kennen wir bereits den Schirwa- und Niaſſaſee im Südoſten, den Ukerewe-, Tanganika- und Luta-Nzigeſee im Oſten, endlich den Tſchadſee im Nordweſten des unbekannten Kernes von Afrika. Von den größeren Erhebungen über die allgemeine Ebene und über deren Form, ob ſie einzelne Berge, langgeſtreckte Gebirgsketten oder alpenartige Gebirgsſtöcke bilden, weiß ſelbſt Murchiſon Nichts zu ſagen.

Uns Laien wird man verzeihen, wenn wir uns den Bau unſeres Nachbarerdtheils dadurch zu verſinnlichen ſuchen, daß wir, in allerdings unwiſſenſchaftlicher Weiſe, annehmen, Afrika ſei im Beginne der Zeiten wie eine zähflüſſige Maſſe in den Ocean ausgegoſſen worden und habe ſich dann, als das Aeußere erſtarrt, in der Mitte ein wenig eingeſenkt, eine Annahme, welche zugleich die abgerundete, glattrandige Geſtalt Afrikas erklärt. Daß Afrika eine überaus gleichartige Entſtehung gehabt haben müſſe, beweiſen alle Berichte der Reiſenden in Nord und Süd, in Weſt und Oſt: überall hat man im Weſentlichen eine einförmige Bildung gefunden, eine Ebene, welche an dem einen Orte von Granit- und Syenitbergen, an anderen von vulkaniſchen Bildungen durchbrochen wird und hier lockeren Sand, dort feſteres, geſchichtetes Geſtein, in den meiſten Fällen aber ein rothes, lehmiges Erdreich trägt, wie es ſich, in Oſtafrika wenigſtens nachgewieſener Maßen, durch Zerſetzung alter vulkaniſcher Steine bildet. Und einförmig wie der Boden iſt auch die Pflanzen- und Thierwelt Afrikas, was ſchon die gleichmäßige Vertheilung dieſer Ländermaſſe zu beiden Seiten des Gleichers erwarten läßt.

Nördlich von der Inſel Sanſibar bis einige Grade ſüdlich von der Linie erhebt ſich das Land in ſtarker Steigung nach den Hochebenen des Inneren zu, erſcheint alſo, von See aus geſehen, hoch und bergig: dieſer Theil der Küſte iſt es, welchen die Suaheli Mrima (eine andere Form des Wortes Mlima d. i. Berg) nennen. Zu beiden Seiten der Mrima ſteigt der Boden nur im Verhältniſſe von wenigen Fuß auf die Meile an. Gehen wir, gleich unſerem Reiſenden, ſüdlich von Mombas aus, ſo haben wir ſchon am zweiten Tage einen etwa 600 Fuß hohen, der Küſte gleichlaufenden Höhenzug zu überſchreiten. Hinter dieſem ſenkt das Land ſich wieder, um bald darauf eine noch höhere Welle zu bilden, die gegen 1000 Fuß hohe Schimbakette. Jenſeit derſelben dehnt ſich die unabſehbare Grasebene des Inneren aus, in 300 Fuß Meereshöhe beginnend und nach einigen Tagemärſchen bis über 2000 Fuß anſteigend. Sie wird im Süden von dem Alpenland Uſambara und den ſich nordweſtlich daran ſchließenden Parebergen begrenzt und verläuft nach Norden und nach dem Inneren zu in die große, afrikaniſche Ebene. Im Allgemeinen zeigt ſie einen rothen, bald mehr bald minder ſandigen Thonboden mit Muſchelbruchſtücken und einzelnen glänzenden Theilchen, in der Nähe der Küſte aber metamorphiſche (d. i. durch Feuer umgeſtaltete) Sandſteingebilde, hier in größeren, feſten Maſſen, dort in einzelnen, loſe daliegenden, mit Stücken verſteinerten Holzes untermengten Blöcken. An tieferen Stellen bemerkt man dunkle, vielfach zerſprungene Erde, die Schlammkruſte ausgetrockneter Waſſeranſammlungen. Das Gepräge der Ebene iſt Dürre und, als nothwendige Folge davon, Unfruchtbarkeit. Dünnes, grobes Gras bedeckt den Boden, ab und zu von einzelnen Dornbüſchen, neuen Zeichen des Waſſermangels, überwuchert. In der Nähe der Küſte jedoch, wo der befruchtende Einfluß der feuchten Seewinde ſich noch geltend macht, treten bisweilen größere Gebüſch- und Waldgruppen auf, welche im Verein mit den dort üppiger grünenden Grasflächen dem Lande das Ausſehen eines anmutigen Parkes verleihen; anderwärts aber erzeugt wiederum dieſelbe Feuchtigkeit faſt undurchdringliche Dickichte ſtachliger Euphorbien.

Man ſollte meinen, daß eine ſolche Wildniß von Gras und Dornen einen traurigen Eindruck auf das Gemüt des Reiſenden hervorbringen müßte; doch auch ſie hat ihre Reize. Eine wunderbare Luft macht das Wandern in der Hochebene ſo angenehm und erfriſchend, daß man ſich nirgends wohler fühlen kann als hier; und in dieſer reinen, trockenen Luft färben die Berge ſich ſchon in geringer Entfernung mit dem zarteſten, duftigen Azurblau, welches immer dunkler wird, jemehr man ſich nähert, und wunderbar ſich abhebt von dem Schwarzgrün der Laubmaſſen zu ihrem Fuße; im Frühling aber, nach der Regenzeit, bedecken die vorher blattloſen Akazien ſich mit Gelaub und herrlich duftenden Blüten, die köſtlichſten Honiggruben für ſummende Käfer und Schmetterlinge, und das grobe, mehr als mannshohe Gras hat, Dank der Fürſorge wandernder Hirtenſtämme, welche es angezündet, einer jungen Raſendecke Platz gemacht. Mit vollem Rechte preiſen alſo Krapf und Rebmann, welche manchen Tag in der Steppe zugebracht haben, in beredten Worten die Schönheit dieſer Landſchaft.

Die Ebene ſelbſt iſt unbewohnt. Wochenlang kann man das Land durchwandern, ohne einen Menſchen anzutreffen. Will man Leute ſehen, ſo muß man ſie ſuchen, wo ſie wohnen — auf den Bergen, wohin ſie ſich geflüchtet haben vor den räuberiſchen Maſai und Wakuafi. Dieſe Nomadenſtämme, welche viele Tagereiſen weit weſtwärts, zwiſchen den rieſigen Schneebergen Kilimandſcharo und Kenia ſitzen, unternehmen Raubzüge oft bis an die Küſte hin und ſchleppen namentlich das Vieh mit ſich fort. Ihre kriegs- und beuteluſtigen, den Tod verachtenden Scharen ſind der Schrecken friedlicher Leute, der anſäſſigen Ackerbauer wie der wandernden Kaufleute, und bringen durch das Ungeſtüm ihres wilden Anpralls und durch ihren Todesmut den beſſer bewaffneten Arabern nicht ſelten empfindliche Verluſte bei. Mit dem Worte Maſai machen die Küſtenbewohner ihren Kindern bangen, dieſes eine Wort genügt, ganzen Karawanen heilloſen Schreck einzujagen, ſodaß die Träger ihre Bündel zur Erde werfen und in wilder Flucht von dannen jagen.

Auf den größeren Gebirgsſtöcken, welche Schutz vor jenen Barbaren gewähren, ſind zahlreiche, durch Körperbildung und Sprache nahe verwandte Volksſtämme ſeßhaft, ſchöngewachſene, hellfarbige Leute, zumeiſt nach dem Namen ihrer Heimatberge benannt (27) als Wapare (Bewohner des Paregebirges), Wabura u. ſ. w. Dem flüchtigen Beobachter fällt es auf, daß ſo nahe wohnende, durch geringe, ebene Strecken getrennte Völkerſchaften verſchiedene Sprachen reden; er bemerkt mit Verwunderung, daß die nächſten Gebirgsnachbarn ſich nicht mit einander verſtändigen können. Dieſe Sprachverwirrung iſt aber nur ſcheinbar: wer ſich die Mühe gibt, eine Anzahl Wörter aus mehreren dieſer Sprachen aufzuzeichnen und zu vergleichen, findet bald, daß nur die Verſchiedenartigkeit der Ausſprache der abweichende Gebrauch der Mundwerkzeuge den fremdartigen Klang hervorbringt, die Worte ſelbſt aber beinahe gleich ſind. Zu allen dieſen Sprachen oder Mundarten gibt die dem Reiſenden geradezu unentbehrliche Suaheliſprache den Schlüſſel. Mit ihrer Hilfe lernt man jene leicht oder verſtändigt ſich doch allerorts mit den Bewohnern, da überall ſich Suaheli finden, welche die Landesſprache verſtehen, oder Eingeborene, welche das Suaheli an der Küſte gelernt haben.

Der Kadiaro oder Kaſigao, eine einzelnſtehende, mächtige Bergmaſſe, ſteigt ſo ſteil aus der Ebene empor, daß er als faſt uneinnehmbare Feſtung gelten kann; die Vertheidiger würden allein durch Herabrollen von Steinen eine hundertfach überlegene Macht abwehren können. Mehrere Quellen prächtigen Waſſers entſpringen ſeinen von Thau und Regen triefenden Höhen, welche der üppigſte Pflanzenwuchs ziert. Er wird nebſt den nördlich davon gelegenen Bura- und Endarabergen von den Wateita bewohnt. Man darf dieſe drei Bergſtöcke ſomit als Teitaland bezeichnen, ſelbſtverſtändlich jedoch mit Ausſchluß der dazwiſchen liegenden Ebene. Von Rebmann wird die Geſammtzahl der Wateita auf 152,000 veranſchlagt, nämlich auf dem Bura 500 Dörfer, auf dem Endara 100, auf dem Kilibaſſi 8, zuſammen 608 Dörfer zu je 250 Einwohnern.

Wir laſſen im Folgenden, wo Dies thunlich, den Reiſenden ſelbſt ſprechen, bemerken jedoch ausdrücklich, daß wir der Einfachheit wegen die uns vorliegenden Tagebücher Deckens und Thorntons verſchmolzen haben, indem wir der fortlaufenden Erzählung des Barons die bewundernswürdig genauen Beſchreibungen ſeines Begleiters einfügten, welche Aeußeres, Trachten und Waffen, Sitten und Gebräuche der Eingeborenen behandeln.

Da ſich die Wateita ſchon geſtern zudringlich gezeigt, ſchreibt Decken vom 6. Juli, ließ ich Stricke um den Lagerplatz ziehen, um Unverſchämte mir nöthigenfalls vom Leibe halten zu können. Schon am frühen Morgen erſchienen Hunderte von Eingeborenen; Jeder brachte ein winziges Beutelchen voll Bohnen, ein halbes Dutzend Mhogowurzeln, ein einzelnes Huhn oder eine Hand voll Mehl, und Jeder verlangte für ſeine Waare drei Ellen Zeug oder dreißig bis vierzig Stränge Perlen. Von einem Handel konnte unter ſolchen Umſtänden keine Rede ſein; ich hielt, obgleich wir der Nahrung dringend bedurften, an meinem Grundſatze, mich unverſchämten Anforderungen niemals zu fügen, feſt. Nach Kurzem ſtellte ſich mir ein alter Mann von unangenehmen Geſichtszügen als Sultahn vor und bat für ſich und ſeine beiden Söhne um ein Geſchenk, „für die Erlaubniß zum Waſſerſchöpfen“, wie er ſagte. Nach langen Verhandlungen gab ich dem Bettler acht Kitamba (28) Amerikano und zwei Stück Barſati (ein bunter Baumwollenſtoff aus Indien) für ihn ſelbſt, ſowie vier Kitamba für andere Häuptlinge, welche gleichfalls ein Recht auf das Waſſer haben ſollten, und verabreichte ihm außerdem im Geheimen, um die Habſucht der Anderen nicht zu reizen, ein zweites Geſchenk mit dem Bemerken, daß er ein drittes erhalten werde, wenn er mich auf den Berg führe und mir die oben befindlichen Dörfer zeige. Er verſprach, ſich die Sache zu überlegen, und entfernte ſich, mir einige Kokosnüſſe als Gegengabe zurücklaſſend.

Daß der Häuptling ſeine Beſchlüſſe noch heut überbringen würde, ſtand nicht zu erwarten; wir hatten alſo Muße genug, die Eingeborenen, welche ſich neugierig um uns drängten, etwas näher zu betrachten. Sie ſind zumeiſt von hohem Wuchſe, wohlgebaut, eher beleibt als hager und übertreffen durch gefällige Körperbildung und gewecktes Ausſehen die Wanika, ihre durch gewohnheitsmäßiges Trinken herabgekommenen Stammesgenoſſen. Gleich den Wakamba verwenden ſie eine rothe mit Fett vermengte Erde, um Haut und Haare zu ſalben, ſowie um das zur Kleidung dienende weiße Baumwollenzeug zu färben und waſſerdicht zu machen. Das Haupthaar wird zumeiſt in kleine Büſchel geflochten, nur ſelten geſchoren. Beide Geſchlechter kleiden ſich beinahe gleichmäßig: ſie tragen einen Schurz von Amerikano um die Lenden und hinten, um beim Sitzen eine Unterlage zu haben, ein Stück Leder, wie es unſere Bergleute zu anderem Zwecke gebrauchen. Hierzu fügen die Frauen ein kleineres Fell, welches vorn von den Hüften bis auf die Schenkel reicht; beide Schürzchen haben ſie oft ſauber mit Perlen geſtickt. Männer wie Frauen ſind mit Zierrathen der verſchiedenſten Art, namentlich mit Spangen und Ringen aus Meſſing und Zinn, Halsbändern und Kettchen aus Eiſendraht, Glasperlen, Muſcheln und kleinen Gazellenhörnern förmlich bedeckt. Den auffälligſten Beſtandtheil des Schmuckes bilden aus dickem Draht gewundene Armſpangen in der Form von Sanduhrgläſern oder von Stahlfedern, wie ſie zum Polſtern der Sofas gebraucht werden: dieſe ſitzen in der Weiſe auf dem Oberarme, daß ihre mittlere Einſchnürung den Mausmuskel dicht umſchließt. Ihr aus demſelben Drahte gefertigter Halsſchmuck, den ſteifen Halskrauſen engliſcher Rechtsgelehrter oder den „Mühlſteinen“ der Geiſtlichen früherer Zeiten nicht unähnlich, gleicht dem bei den Wanika üblichen, ihr Fußſchmuck, Spangen von einer zinnähnlichen Miſchung, welche dicht an der Fußbeuge getragen werden, dem der Suaheli und Indier. Wahrhaft übertrieben iſt die Anwendung der Glasperlen zu nennen: Frauen namentlich tragen lange, dicke, bis zehn Pfund ſchwere Perlenſchnüre um Hals und Leib, oft auch über beide Schultern. Als Bewaffnung führen die Männer dünne, etwa drei Fuß lange Bogen, dazu Pfeile mit hölzernen Spitzen (in einem ledernen Köcher oder auch in der Hand), Meſſer und lange, gerade Schwerter in kurzer, nur bis zur halben Länge reichender Lederſcheide. Waffen und

Schmuckgegenſtände ſind recht hübſch gearbeitet, aber leider ſelbſt für hohen Preis nur ſchwierig zu erwerben.

Aus der Ueberladung mit Kleidern und Schmuck erklärt ſich die Theuerung der Lebensmittel: die Leute ſind durch den häufigen Verkehr der Karawanen reichlich mit allen ihren Bedürfniſſen verſorgt und verkaufen deshalb ihre Waaren nur zu ganz außergewöhnlichen Preiſen. Dieſem Umſtande verdankt auch das freie, faſt unverſchämte Benehmen der Wateita ſeinen Urſprung: ſie gehen Einem kaum aus dem Wege, vermutlich in dem ſtolzen Bewußtſein, daß der Reiſende gänzlich von ihnen abhängt und auf ihre Lebensmittel angewieſen iſt.

Wie es ſcheint, ſind die Wateita thätig und arbeitſam; ſchon am frühen Morgen kommen ſie in Menge vom Berge herunter, um nach den Pflanzungen zu ſehen, Brennholz zu ſchlagen oder die zahlreichen Kuh- und Ziegenheerden zu weiden. Sogar der jüngſte Nachwuchs iſt hierbei in Anſpruch genommen; ich ſah drei- bis vierjährige Kinder mit beträchtlichen Laſten von Brennholz und Gras auf dem Kopfe, ſcheinbar ohne Schwierigkeiten, den Berg erklimmen.

7. Juli. Die Nacht war bitterkalt, ich vermochte vor Froſt nicht zu ſchlafen, obwol ich im Zelte und unter zwei wollenen Decken lag. Man wird lächeln, wenn ich ſage, daß die Wärme 13° R. betrug; aber ſolche Abkühlung iſt empfindlich genug für Den, welchem 22° bis 25° zur Gewohnheit geworden. Bei Sonnenaufgang hingen ſchwere Wolken über dem Berge, ſodaß man kaum ſeine Umriſſe erkennen konnte.

Gegen neun Uhr erſchien der Sultahn (wie die kleinen Häuptlinge ſich zu nennen belieben), begleitet von ſeinem Sohne und dem Hauptzauberer. Er führte einen alten, mageren Ziegenbock an der Hand und erklärte, daß man dieſen ſchlachten müſſe, um aus den Eingeweiden zu ſehen, ob ich ein gutes Herz habe und ihr Freund ſei. Unter ſonderbaren Bräuchen, bei denen das Anſpucken des Opfers die Hauptrolle ſpielte, ſchlachtete man den Bock, legte die Eingeweide auf das am Boden ausgebreitete Fell und unterwarf ſie einer umſtändlichen Prüfung; hierbei murmelte man allerlei verdächtige Worte, wie „es ſei nicht Alles in Ordnung“ u. dgl. m., und verlangte, ich ſolle eine andere Ziege kaufen, vielleicht daß deren Eingeweide günſtiger für mich ſtimmten. Endlich ward ich der Faxen, mit denen wir über eine halbe Stunde verloren, müde und erklärte, daß ich die Eingeweide ſelbſt einmal unterſuchen würde. Ich legte ſie mit grübelnder Miene mehrmals hin und her und ſprach, als ich die Erwartung genügend geſpannt glaubte, die gewichtigen Worte: „Die Wateita werden ein anſehnliches Geſchenk erhalten, wenn ſie ſich freundlich gegen die Weißen benehmen; andernfalls aber wird der Mſungu ſeine Hand verſchließen und ſich mit Gewalt den Weg zum Berg eröffnen“. Meine Weiſſagung verwunderte die Wateita ſichtlich, ärgerte auch in hohem Grade den Zauberer, welchem ich ins Handwerk gepfuſcht, bewog aber doch die Zögernden zum Nachgeben, da ſie mich feſt entſchloſſen ſahen, meine Worte wahr zu machen.

Meine Vorbereitungen waren in Schnelle beendet. Das Lager überließ ich, nicht ohne Sorge, der Obhut von Faki und Mnubie, indem ich ihnen dringend einſchärfte, den Sultahn, deſſen Perſon mir einige Sicherheit für das Verhalten ſeiner Unterthanen gewähren ſollte, unter keiner Bedingung vor meiner Rückkehr entweichen zu laſſen. Thornton, Koralli und fünf meiner Leute begleiteten mich.

Des Sultahns Sohn hatte uns etwa zwanzig Minuten lang auf wahrhaft halsbrechendem Pfade bergauf geführt, da ſtellte ſich uns plötzlich ein Häuptling mit zwanzig Bewaffneten entgegen, bot mir ein kleines Gefäß voll Honig — oder richtiger geſagt voll Bienen, Fliegen und Schmutz — und forderte das ihm gebührende Geſchenk. Als ich erwiederte, daß ich die für alle Häuptlinge beſtimmte Abgabe bereits entrichtet habe, er alſo den ihm gebührenden Theil von ſeinen Genoſſen fordern müſſe, brach er in Verwünſchungen aus und ließ ſich ſelbſt dadurch nicht beruhigen, daß ich verſprach, ihm nach meiner Rückkehr ein Geſchenk zu geben; er verlangte, daß ich es augenblicklich holen ſolle, vertrat mir auf meine Weigerung den Weg und gab mir zu verſtehen, daß er ſich jedem Weiterdringen mit Gewalt widerſetzen werde. Die Sache begann, ſich ernſthaft zu geſtalten: mein tapferer Führer war heimlich entlaufen, eine zweite Abtheilung von Eingeborenen hatte uns den Rückweg abgeſchnitten, und mit Gewalt war Nichts dagegen auszurichten, weil ich, um die Leute durch Mitnehmen von Waffen nicht argwöhniſch zu machen, mich nur mit einer einläufigen Vogelflinte verſehen hatte. Ich verſuchte alſo nochmals, den Häuptling durch Güte zur Nachgiebigkeit zu bewegen: ſtatt aller Antwort zog er ſein langes Schwert aus der Scheide und wetzte es am Felſen. Dieſes Gebaren erfüllte meine Begleiter, welche ſich im Geiſte ſchon abgeſchlachtet ſahen, mit Angſt und Schrecken, erweckte aber in mir von Neuem Hoffnung; ich gedachte des alten Wortes „viel Geſchrei und wenig Wolle“. Lachend ſchritt ich auf den Ungeberdigen zu, drehte ihn einige Male im Kreiſe und ſchritt dann ruhig den Berg hinan. Ein wütendes Geſchrei erſcholl; ich wandelte jedoch meine Straße weiter, und meine Leute, welche ſich in meiner Nähe ſicherer fühlen mochten, folgten mir nach kurzem Bedenken. Dies änderte mit einem Schlage das Benehmen der Wateita: ſie erboten ſich ſelbſt, uns den Weg bergauf zu zeigen. In derſelben Weiſe verſuchte man noch zweimal, mich aufzuhalten und Geſchenke zu erpreſſen, doch beide Male mit gleichem Erfolg. Es ging mir wie dem Helden des Märchens, welcher den Löwen, Drachen und anderen Ungeheuern nur entſchloſſen entgegen zu treten brauchte, um ſie zu beſiegen. Anderthalb Stunden nach Mittag kam ich in der höchſten Kaia (Ortſchaft) an.

Anfänglich zeigten die Einwohner einiges Mißtrauen, allgemach aber fügten ſie ſich in unſere Gegenwart, wurden höflich und zutraulich, ſetzten uns Waſſer und Zuckerrohr zur Erfriſchung vor, betrachteten neugierig unſere Meßwerkzeuge, erkundigten ſich nach dem Gebrauche derſelben und geſtatteten mir ſogar, einige der Hütten zu beſuchen, deren das Dorf mehr denn hundert zählt. Dieſe ähneln durch ihre runde Geſtalt den Wohnungen der Wanika, unterſcheiden ſich jedoch dadurch, daß die Strohdächer nur wenig überhängen, während ſie bei jenen bis auf die Erde reichen. Ein ſchmaler Gang führt dicht an der Wand hin nach dem einzigen Gemache des unteren Geſchoſſes; darüber befindet ſich ein vermutlich zur Aufbewahrung von Geräthen beſtimmter Bodenraum.

Nach unſeren Beobachtungen liegt das Dorf etwa 4000 Fuß hoch über dem Meeresſpiegel und 2600 Fuß über der Ebene. Bei hellem Wetter muß die Ausſicht großartig ſein. Leider umzogen ſich die fernen Höhen, und endlich fing es ſogar zu regnen an. Die Wateita verſicherten, daß bei ſolchem Wetter der nur 800 bis 1000 Fuß höher gelegene Gipfel des Berges nicht erreichbar ſei. In der That waren die beinahe ſenkrecht emporſtrebenden Felſen ſo ſchlüpfrig geworden, daß es Thorheit geweſen wäre, den Verſuch weiter fortzuſetzen; wir beſchloſſen daher, uns mit dem heute Erreichten zufrieden zu geben und einen anderen Tag unſer Glück von Neuem zu verſuchen. Als ich die Leute nach dem See fragte, welcher, wie Rebmann erzählt, ſich auf dem Gipfel des Berges befinden ſoll, lachten ſie und ſagten, „wie ich nur ſo Etwas glauben könne“.

Nachdem wir noch über eine Stunde vergeblich gewartet hatten, begannen wir den Rückweg. Beim Herabſteigen wurde es heller und heller, und in halber Höhe waren wir im Stande, noch einige Punkte durch Winkelmeſſungen feſtzulegen.

Diesmal führte man uns auf bedeutend beſſerem Pfade; es ſchien, als ob die Leute vorher die ſchwierigſten Stellen ausgeſucht hätten, um uns von der Beſteigung abzuſchrecken. Um fünf Uhr langten wir im Lager an. Der Sultahn, welcher mir als Geiſel gedient, erhielt zweiunddreißig Armlängen Amerikano und zwei Stück buntes Zeug als Entgelt für die ertheilte Erlaubniß und entfernte ſich kurz darauf, da ſeine Gegenwart nicht weiter nöthig war.

8. Juli. Heut wieder die geſtrige Noth: keine Lebensmittel, dafür aber Forderungen von Geſchenken! Faki beeiferte ſich redlich, die Wateita in ihrer Unverſchämtheit zu beſtärken, indem er unabläſſig laut erklärte, ich habe ihnen nicht genug gegeben und müſſe mich in Allem fügen. Des langen Redens müde, gab ich ſchließlich den Befehl, das Gepäck zurecht zu machen und die Zelte abzubrechen; ich gedachte nach dem nächſten Dorfe zurückzukehren, mich dort mit neuen Lebensmitteln zu verſehen und auf anderem Wege weiter zu reiſen. Als die Häuptlinge Dies vernahmen, gaben ſie nach, brachten etwas Mhogo und Bananen und verſprachen, Sorge zu tragen, daß am folgenden Tage Lebensmittel zu annehmbaren Preiſen zu haben wären.

Im Laufe des Tages erſchienen Abgeſandte der Bewohner des zwei Tagereiſen entfernten Buragebirges, in deren Gebiete jüngſt eine Suahelikarawane beraubt worden war, und forderten mich auf, ſie zu beſuchen. Die Führer riethen mir zu einer zuſtimmenden Antwort; „ich könne ja ſpäter immer noch thun, was ich wolle“. Da ich mir aber vorgenommen, den Eingeborenen unter keiner Bedingung eine Unwahrheit zu ſagen, erklärte ich den Wabura geradezu, daß die mir zu Ohren gekommenen Uebergriffe ihrer Landsleute nicht geeignet ſeien, mich zu einem Beſuche zu ermutigen.

Meine Leute wurden gegen Abend in Furcht und Schrecken verſetzt durch einen Verſuch der Wateita, die außerhalb des Lagers weidenden Eſel heimlich zu entfernen. Zum Glück bemerkte ich es rechtzeitig; ich ſchickte ohne Verzug Mnubie mit zwölf Bewaffneten aus und hatte die Genugthuung, ſie nach einer Stunde mit den geraubten Thieren zurückkehren zu ſehen. Ohne den Vorfall weiter zu beachten, begab ich mich nach einem benachbarten Hügel und zeichnete dort, umringt von Eingeborenen, die Umriſſe des Berges. Nach kurzer Zeit erſchienen mehrere Träger mit ängſtlichen Geberden, „um mich zu vertheidigen“, wie ſie ſagten, in Wirklichkeit aber, um mich zurückzuholen, weil ſie ſich allein nicht behaglich fühlten. Ich war allerdings ohne Waffen, doch ſchickte ich ſie zurück, um zu zeigen, daß ich Nichts fürchte, und blieb noch eine Viertelſtunde ruhig ſitzen; dann erſuchte ich in handgreiflicher Weiſe einen der Krieger, mir mein Reißbret zu tragen, und langte bei Dunkelwerden wohlbehalten im Lager an.

9. Juli. Die geſtrigen Verſprechungen erwieſen ſich als eitel; nur wenige Frauen erſchienen im Lager, und alle Verſuche, einige Ziegen oder einen Ochſen zu kaufen, ſcheiterten; offenbar wollte man mich durch Hunger zur Nachgiebigkeit zwingen. Ich ſetzte den Aufbruch für nächſten Morgen feſt, obgleich ich den Trägern nur trockenen Mhogo zu geben hatte, und auch dieſen nicht in genügender Menge. Zur Vermehrung des Ungemachs beläſtigte mich Faki unaufhörlich; er klagte, daß ich ihm nicht genug Waaren zum Einkaufe von Lebensmitteln gegeben, erklärte, daß ich morgen nicht aufbrechen könne, weil Dies den Wateita „böſes Blut“ machen würde, ſuchte mich zur Reiſe nach Bura zu überreden, weil andernfalls die durch meine abſchlägliche Antwort aufgebrachten Leute ſich rächen würden, kurz, betrug ſich ſo unleidlich, daß ich ihm mit ſtrenger Strafe bei der Rückkehr nach Mombas drohte. Es war ein beklagenswerther Mißgriff, dieſen Faki zum Karawanenführer zu wählen: er iſt durchaus unfähig zu ſeinem Amte, entbehrt jeglichen Anſehens unter den Trägern und ſpricht in dem einen Augenblicke ſo, im nächſten anders. Setzt man ihn wegen ſeiner Doppelzüngigkeit zur Rede, ſo ſagt er einfach, er habe vorher gelogen, ſpreche aber jetzt die Wahrheit; zehn Minuten darauf wiederholt er daſſelbe Spiel.

10. Juli. Während der Vorbereitungen zum Aufbruche wurde mir berichtet, daß zwei Eſel fehlten. Ich ſchickte ſofort Leute aus, um ſie zu ſuchen, und ging ſelbſt nach dem Platze, wo die Thiere angebunden geweſen. Die Stricke waren nicht zerriſſen, ſondern

abgeſchnitten, die Eſel aber fanden ſich ruhig graſend in den Mtamafeldern; offenbar hatten die Wateita Nachts, während die Wachen ſelbſtverſtändlich ſchliefen, die Eſel befreit und in die Pflanzungen geführt, um ſpäter eine übertriebene Forderung für den angerichteten Schaden zu ſtellen. Kaum waren die Träger mit den Thieren in der Nähe des Lagers angelangt, als plötzlich ein Trupp von dreißig bewaffneten Wateita mit fürchterlichem Geſchrei aus den Feldern brach und ſich der Thiere wieder bemächtigte. Ich eilte den Kriegern in Begleitung Korallis entgegen und bedrohte ſie mit angelegter Büchſe; ſie begrüßten mich mit Heulen, Schwerterſchwingen und Bogenſpannen, zogen ſich aber doch endlich langſam zurück. Da währenddeſſen die Eſel von meinen Leuten in Sicherheit gebracht waren, ſtand ich von der Verfolgung ab und befahl, den Aufbruch ſchleuniger zu betreiben: da erſchienen fünf Abtheilungen vollſtändig bewaffneter Wateita, jede etwa ſechzig Mann ſtark und aus vier Gliedern unter Führung eines Häuptlings zuſammengeſetzt, heulten Kriegsgeſänge, führten mit vielem Geſchick eine Menge Wendungen und Schwenkungen aus und kamen bis dicht an das Lager. Einmal trieb ich ſie in angemeſſene Entfernung zurück; als ſie aber immer aufgeregter lärmten und tanzten, und als immer neue Trupps erſchienen, verweigerten meine Leute, faſt ſinnlos vor Furcht, mir den Gehorſam.

Bis gegen elf Uhr dauerte der Lärm fort. Was ſollte ich, allein mit zwei zuverläſſigen Männern, gegen die Unzahl der tobenden Feinde thun? Vor Allem kam es jedenfalls darauf an, ihnen durch Furchtloſigkeit Achtung einzuflößen. Ich ging alſo mehrere Male, blos mit dem Revolver im Gürtel, zwiſchen das ſchreiende Geſindel, bat, wenn ſie einen Augenblick ruhten, die Geſänge und Tänze doch von Neuem zu beginnen, da ich viel Gefallen daran fände, gab einem der übermütigſten Burſchen, welcher mit ſeinem Schwerte mir gar zu nahe vor dem Geſichte herumfuchtelte, einen tüchtigen Fauſtſchlag — aber alles Das machte der unangenehmen Lage kein Ende. Da gewahrte ich glücklicher Weiſe den Sultahn. Durch Faki und Hammis ließ ich ihn fragen, was das Toben und Tanzen bedeuten ſolle? „Sie wollten mich bekriegen“, erwiederte er, „weil ich nicht freigebig genug geweſen ſei, ihre Lebensmittel nicht zu den geforderten Preiſen gekauft, ihren Berg beſtiegen, mit meinem Fernrohre den Regen verhindert (es hatte nämlich geſtern mehrmals geregnet), Blumen gepflückt und dadurch ihre Ernte verdorben und endlich Feuer angezündet habe (ſie meinten eine geſtern in Brand geſteckte Rakete), um den Berg zum Einſturz zu bringen“. Darauf verlangte er zwei Ziegen und einen Ochſen zum Geſchenk, letzteren, um die von der anderen Seite des Kadiaro und vom Bura gekommenen Krieger zufrieden zu ſtellen. Den Ochſen, oder vielmehr deſſen Werth in Waaren, bewilligte ich, um mir wenigſtens die entfernt wohnenden Feinde vom Halſe zu ſchaffen, verweigerte aber die Ziegen, da ich hoffte, mit meinen nächſten Nachbarn allein fertig zu werden. Sie gaben ſich damit zufrieden und verlangten nur noch, ich ſolle mich einem Grigri, einer Zauberei unterwerfen, damit ſie ſähen, daß ich nicht mehr böſe ſei. Auch Dies geſtand ich zu unter der Bedingung, daß Faki mich in dieſer den Europäer entwürdigenden Poſſe vertreten dürfe. Der Hokuspokus begann. Der Zauberer klopfte dem Mukurugenſi dreimal (auch hier iſt die Drei eine heilige Zahl) mit der Schale einer Kokosnuß auf das Haupt und goß ihm einen aus Kräutern gebrauten Saft in den Hals. Jetzt verlangten die Leute, daß auch ich den Trank probire; ich weigerte mich aber ſtandhaft, obgleich meine Träger mich dringend baten, und ließ mich auch nicht dadurch zur Nachgiebigkeit bewegen, daß die Wateita ihre Feindſeligkeiten wieder aufnahmen, ja ſogar große Steine in das Lager warfen. Meine Geduld war zu Ende. Ich ſpannte den Hahn meiner Büchſe und erklärte dem Häuptling, ich würde, wenn das Spiel nicht augenblicklich aufhöre, zunächſt ihn niederſchießen, um zu ſehen, welchen Eindruck Dies auf ſeine Unterthanen hervorbrächte. Er ſchien mich vollſtändig zu verſtehen; denn er ergriff ſofort einen Dornenaſt, ſtürzte ſich zwiſchen die tanzenden und ſchreienden Krieger und ſchlug unbarmherzig zwiſchen ſie. Die Meiſten fügten ſich, einige jüngere Leute aber fuhren, als ob ſie vom Böſen beſeſſen wären, in ihren Wutäußerungen fort, warfen ſich auf die Erde, verrenkten in ſchrecklicher Weiſe die Glieder, ahmten dabei Stimmen und Geberden wilder Thiere nach und kamen mir immer näher: dieſe ließ er mit Gewalt entfernen.

Nunmehr fand ein langes Schauri (Verhandlung, Berathung) ſtatt. Ich erlangte zu meiner Sicherheit zwei Geiſeln in der Perſon eines der Alten und eines Mkambakaufmannes, welcher in großem Anſehen zu ſtehen ſchien, und bewilligte, um die Leute nur zufrieden zu ſtellen, vierundzwanzig Ellen Baumwollenzeug. Kaum aber war der Friede wieder hergeſtellt, als die Eſel auf dem Wege zur Tränke von Neuem von den verrätheriſchen Wateita genommen wurden. Nochmals nahm ich ſie ihnen ab, von Koralli und zehn Trägern begleitet, wiederum, ohne von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen, obſchon ich gewaltige Luſt verſpürte, den unverſchämten Geſellen, welche jetzt ſogar mit Pfeilen zu ſchießen begannen, eine tüchtige Lehre zu geben.

Eigentliche Feindſeligkeiten fanden von nun an nicht mehr ſtatt; es erſchienen ſogar wieder Verkäuferinnen von Lebensmitteln im Lager: doch hatte ich noch keineswegs Urſache, mit dem Stande der Dinge zufrieden zu ſein, denn die Preiſe waren unſinniger als je, und die Geiſeln ſuchten unter allerlei Vorwänden loszukommen. Beruhigung fand ich erſt dann, als der mir ausgelieferte Mkamba verſprach, uns nach dem See Jipe zu begleiten, und endlich ſogar Blutsbrüderſchaft mit meinen Führern ſchloß. Damals glaubte ich nämlich noch, daß Bluttrinken und Blutsbrüderſchaft — überaus feierliche Handlungen, bei denen man die ſchrecklichſten Plagen und Unglücksfälle auf den Eidbrüchigen herabſchwört — mit der größten Treue gehalten würden; ſpäter mußte ich freilich erfahren, daß auch hier kein Eidſchwur unverletzlich iſt, daß der Blutsbruder wol das Leben des Anderen ſchont, ſich aber kein Gewiſſen daraus macht, ihn um ſein Eigenthum zu bringen.

Der Vorſicht halber ordnete ich an, daß die das Lager umgebende Dornenhecke ausgebeſſert und erhöht, und daß Waſſer und Holz für den Fall einer Belagerung herbeigeholt werde; als dann die Wateita ſich entfernt, ließ ich das Gepäck bereit legen und die Zelte abbrechen, um vor Tagesanbruch, ehe die Krieger wieder von den Bergen herabkämen, weiterziehen zu können. Begreiflicher Weiſe war die Nacht eine ſehr unruhige. Auf die Neger konnten wir uns nicht verlaſſen, übernahmen alſo ſelbſt die Sorge für die Sicherheit des Lagers, Koralli bis $11\frac{1}{2}$ Uhr, Thornton bis $1\frac{1}{2}$ Uhr und ich den Reſt der Nacht über. Dann und wann ertönten ferne Stimmen, und Feuer brannten an ſonſt unbewohnten Stellen, außerdem aber ereignete ſich nichts Ungewöhnliches. Um vier Uhr weckte ich die Träger und ordnete den Zug: Thornton ſollte ihn führen, Koralli ſich mit den Eſeln in der Mitte halten, ich wollte mit Faki, welcher vorgab, den Weg zu kennen, im Lager bleiben, bis es völlig geräumt wäre. Mit weniger Geräuſch, als ich erwartet, ſetzten die Träger ſich in Bewegung; anſtatt aber ſich beſonnenen Mutes zu entfernen, ſuchten Alle ſo ſchnell als möglich das Weite zu erreichen, und ſelbſt Faki, dem ich ſtreng befohlen, bei mir zu bleiben, konnte ſeiner Furcht nicht gebieten und entlief mit den Anderen, als ich mich für einige Minuten entfernte, um einen zum Waſſer gelaufenen Eſel wieder einzufangen. Bei meiner Rückkehr befand ſich nur Aſſani noch im Lager. Es war allzu dunkel, als daß ich den Spuren der Vorausgegangenen hätte folgen können; auch mein Signal mit der Pfeife blieb unbeantwortet — ich mußte, ſo unangenehm es mir war, zwei Schüſſe abfeuern, um die Vorderen von meiner Verlegenheit zu benachrichtigen. Noch ehe Hilfe kam, ließ ſich der Sultahn der Wateita mit etwa einem Dutzend ſeiner Krieger blicken, zog ſich aber auf meine Drohung, daß ich feuern würde, wenn er näher käme, in Schnelle zurück. Endlich erſchien Koralli, ſpäter auch Thornton und Faki. Des Letzteren Maß war jetzt gefüllt: ich ergriff ihn beim Schopf und bearbeitete ihn weidlich mit dem Stocke, um ihn alle ſeine bisherigen Sünden auf einmal büßen zu laſſen. Anfänglich ſchien er ob ſolcher Behandlung ſehr verwundert und tief verletzt in ſeiner Führerwürde zu ſein; als er aber ſah, daß ich mich nicht einſchüchtern ließ, knieete er, während es unausgeſetzt Schläge regnete, vor mir nieder, legte mir ſeinen Turban zu Füßen und bat kläglich um Verzeihung. Er hätte zwar mehr verdient, zumal bei der Züchtigung mein ſchöner Rohrſtock zerbrochen war, doch entließ ich ihn, in der Hoffnung, er werde die Lehre ſich merken.

Ein neuer Verzug wurde dadurch bereitet, daß die Wakambaführer ſich weigerten, weiter zu gehen, weil ſie in der Nacht böſe Träume gehabt und am Morgen einen ſchwarzen Vogel über den Weg fliegen geſehen; nur mit Mühe ließen ſie ſich bereit finden, uns wenigſtens eine Stunde weit zu begleiten. Beim Abſchiede bezeichneten ſie uns einen entfernten Hügel als Waſſerplatz und verſprachen, dort am folgenden Tage wieder zu uns zu treffen.

Aus Räuberhand hatten wir die Eſel gerettet, doch nur, um ſie noch an demſelben Tage ſterben zu ſehen: dreien von ihnen floß Blut und Eiter aus der Naſe, Kopf und Geſchlechtstheile waren geſchwollen und die Luftröhre von Geſchwüren derartig verengt, daß das Athmen einem Röcheln glich — ſie waren von Donderobofliegen geſtochen worden! Ich ſelbſt habe die giftige Fliege nicht zu ſehen bekommen, mir auch, trotz der ausgeſetzten Belohnung, keine verſchaffen können; doch verſicherten die Eingeborenen, daß nur der Stich der Donderobo, welche öfters ihren Ziegenheerden gefährlich würde, ſolche Wirkungen hervorbrächte. Wie Tſetſefliegen das Rindvieh, ſo fallen die Donderobo hauptſächlich Eſel und Ziegen an, ſeltener Schafe, aber niemals Kühe. Am dritten Tage ſchon iſt das geſtochene Thier unfähig, ſich zu bewegen, und ſelten nur erlebt es den fünften.

Auch in anderer Beziehung hatten die Wakamba mit ihrem Unglücksraben Recht: wir wanderten bis Sonnenuntergang bald auf Wildpfaden, bald ohne Weg, fanden aber keine Spur von Waſſer und mußten inmitten der Wildniß unter einigen Dornenbüſchen übernachten. Schon vor Tagesanbruch ſetzten wir uns wieder in Bewegung. Mit unheimlichem Glanze ſtieg die Sonne am ſtralenden Himmelsgewölbe empor. Die Träger wurden matt und krank und ſchleppten nur mit Mühe ihre Bündel weiter. Mittag kam heran, und noch gewahrten wir kein Anzeichen von der Nähe eines Waſſerplatzes. Um die Kräfte der Leute wenigſtens während der ſtärkſten Hitze zu ſchonen, ließ ich halten. Doch auch beim Ruhen nahmen unſere Kräfte reißend ab, da wir vor Durſt Nichts zu eſſen vermochten.

Zwei der Träger behaupteten, ein etwa vier Stunden entferntes Waſſerbecken zu kennen. Darauf hin gingen Koralli und vierzehn Leute mit ſämmtlichen Kitomas und anderen Gefäßen aus, um die koſtbare Flüſſigkeit zu ſuchen. Nachts regnete es ein wenig. Wir ſpannten ſofort unſere Gummidecken auf; aber das in geringer Menge aufgeſammelte Waſſer beſaß einen ſo ſtrengen Geſchmack, daß es unmöglich war, es zu genießen. Am Morgen ſpähten wir nach Koralli aus, aber vergeblich. Zum Glück hatte ich am Abend vorher von einem der Träger ein Fläſchchen voll Waſſer gekauft; ich kochte ſtarken Thee davon und theilte den erquickenden Trank, nachdem er abgekühlt, mit Thornton und meinen Dienern: ein Jeder erhielt einen Schluck. Mein Reiſegefährte erklärte ſchließlich, die Durſtesqual nicht mehr ertragen zu können; ich erinnerte mich, daß ich eine Flaſche Champagner beſaß, welche ich mitgenommen, um ſie auf dem Kilimandſcharo zu leeren, und öffnete ſie: die lauwarme Flüſſigkeit wurde mit Wolluſt getrunken — kein mit Eis gekühlter Schaumwein hat je ſo köſtlich gemundet!

Wir verbrachten peinliche Stunden bis Mittag. Als ſich auch dann noch keine Ausſicht auf Errettung zeigte, begannen wir, einen äußerſten Entſchluß vorzubereiten: wir legten das Gepäck zuſammen, verwahrten es mit einer ſtarken Dornenhecke und wollten dann ohne Laſt ſo ſchnell als möglich den ſicherlich Waſſer bietenden Parebergen zuwandern. Da vernahmen wir entferntes Schießen. Der Hoffnung erweckende Schall ertönte näher und näher, und um drei Uhr Nachmittags kamen die erſten unſerer Leute an. Koralli erzählte, ſie hätten geſtern umſonſt nach Waſſer geſucht und erſt heute das unſchätzbare Naß in einem ſcheinbar trockenen Flußbett in zwei Fuß Tiefe gefunden; nach kurzer Raſt wären ſie zurückgekehrt, mit Waſſer in Allem, was Waſſer zu halten vermochte. Er hätte ſelbſt ſein Pulverhorn dazu benutzt und den Inhalt deſſelben in einem Päckchen in der Hand getragen; als er dann beim Näherkommen ein Trägergewehr abgefeuert, hätte ſein Pulver ſich entzündet und ihm Bart, Kleider und Haut verſengt. Er war in der That übel zugerichtet worden.

Gegen fünf Uhr trafen die letzten der Träger ein. Der mitgebrachte, anſehnliche Waſſervorrath floß zum größten Theile noch ſelbigen Tages durch die durſtigen Kehlen.

14. Juli. Erſt um ſieben Uhr gelangten wir zum Aufbruch, weil die halbverſchmachteten Eſel, welche wir herausgelaſſen, damit ſie den Thau vom Graſe lecken könnten, ſich weit von dem Lager entfernt hatten. Auf beſchwerlichem Wege durch mannshohes Gras erreichten wir um ein Uhr den Fluß, welchen die Leute „kufukua“ d. i. „das Graben“ genannt hatten. Unterwegs bekamen wir zum erſten Male den Kilimandſcharo zu Geſichte: ſo hoch wie vier Vollmonde übereinander ragt der Rieſenberg empor, einem mächtigen Dome gleich, bedeckt von blendend weißem Schnee, welcher den hellen Sonnenſchein noch heller zurückſtralt — ſolch' großartigem Anblicke gegenüber können die Trugſchlüſſe des engliſchen Stubengelehrten Cooley, daß es in Afrika keine Schneeberge gebe, „weil ſie nicht in ſeinem berühmten Buche ſtehen“, nicht Stand halten.

Das Waſſer fand ſich in $2^1/_2$ bis 3 Fuß tiefen Löchern, welche die Thiere der Wildniß in dem ſcheinbar trockenen Bette gewühlt hatten; grub man tiefer und wartete einige Zeit, ſo ſammelte ſich eine klare und ziemlich friſche Flüſſigkeit. Wir nahmen heut, nach ſechstägigem Faſten, ein üppiges Mahl ein von Frankolinen, Perlhühnern, Tauben und friſchen Straußeneiern, welche wir unterwegs erbeutet hatten.

Rings um unſer Lager und vorzüglich im Flußbette gewahrten wir zahlloſe Fährten von allerlei Wild; Elephanten, Rhinoceros, Girafen, Büffel, Antilopen und Zebra ſchienen hier täglich Verſammlung zu halten. Gekräftigt durch Speiſe und Trank beſchloß ich, die Nacht auf dem Anſtande zuzubringen. Koralli ſtellte ſich etwa fünfhundert Schritt oberhalb des Lagers auf; ich nahm ebenſoweit unterhalb deſſelben Platz. Wir ſahen uns bitter getäuſcht; denn wir erlegten nicht allein Nichts, ſondern bekamen nicht einmal etwas Jagdbares zu ſehen. Eigentlich durfte uns Das nicht wundern. Wie konnte ein Thier ſich nahen, wenn der vortreffliche Elephantenjäger Muanſalini trotz verſchiedener ihm geſpendeter Fußtritte raſſelnd ſchnarchte und die Anderen durch Zähneklappern das Ihrige zur Vermehrung des Lärmens beitrugen? Durchfroren und ärgerlich kehrten wir nach vier Uhr Morgens zum Lager zurück. Eine Stunde ſpäter befanden wir uns auf dem Marſche.

Wie ſchon geſtern, war auch heute der Weg abſcheulich: ebene Flächen mit hohem Gras und Dornengeſtrüpp wechſelten ab mit ſteilen, trockenen Bachrinnen und ſchwarzem, von der Hitze zerriſſenen Sumpfboden, in welchem rieſenhafte Dickhäuter ihre Spuren fußtief eingedrückt hatten. Endlich erreichten wir einen, wennſchon nur ſchmalen und ſteinigen Pfad. Er ward mit Jubel begrüßt. Vorher hatte Niemand die Gegend kennen wollen, jetzt aber wußten Alle genau Beſcheid, nannten die Namen von Bergen und Dörfern und zeigten mit den Fingern auf Bananenpflanzungen, von denen ich freilich mit dem Fernrohre Nichts bemerken konnte. Nach zweiſtündigem Marſche waren ſie wieder ſo klug als zuvor und geſtanden, daß ſie ſich vorher geirrt oder vielmehr gelogen hätten. Keiner wußte mehr, wo aus noch ein; der Eine empfahl, eine weſtliche, der Andere, eine ſüdliche Richtung einzuſchlagen. Ich ließ halten und ſchickte vier Leute als Kundſchafter aus. Zwei von ihnen kamen bald zurück, ohne Etwas erreicht zu haben; die Anderen blieben ſo lange aus, daß wir endlich aufbrachen, es ihnen überlaſſend, unſerer Fährte zu folgen. Nach Kurzem erreichten wir einen Fußpfad, auf welchem etwas friſch gekautes Zuckerrohr lag, und anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang kamen wir an einen Bach in engem, tiefen Thale am Fuße der Pareberge, welche hier bewohnt ſein mußten, wie verſchiedene in der Nähe aufſteigende Rauchſäulen bewieſen. Wir richteten uns auf einem hübſchen, mit natürlichen Steinwällen umgebenen Platze unter dem Schatten großer Bäume häuslich ein und empfingen bald den Beſuch mehrerer Eingeborenen, welche ſich nicht im Mindeſten wunderten, uns hier zu ſehen.

16. Juli. Schon am frühen Morgen wimmelte das Lager von Wapare. Viele von ihnen waren von hellerer Hautfarbe als die Wateita, und nicht Wenige zeichneten ſich durch ſpitzgefeilte Zähne aus. Einige hatten das Haupthaar geſchoren, Andere es mit Thon-Butter-Salbe roth gefärbt und zu langen Zöpfen geflochten. Mit Schmuckſachen waren ſie weniger gut verſehen als die Wateita, doch ſah man die ſanduhrförmigen Drahtarmbänder und einfache, dicke Meſſingringe immerhin häufig, desgleichen bunte Perlen, Eiſen- und Meſſingkettchen, ſowie Spangen an den Armen und verziertes Holz oder kleine Flaſchenkürbiſſe in den Ohren. Von Waffen trugen die Männer ziemlich große Schwerter, Bogen, länger und ſtärker als die der Wateita, und Pfeile mit widerhakigen, jedoch nur in einzelnen Fällen vergifteten Eiſenſpitzen, ſeltener auch Schild und Sper. Faſt ausnahmslos führten ſie kleine Pfeifen von ſchwarzem Thone bei ſich; ſogar das ſchöne Geſchlecht ſchien den Genuß des Tabaks nicht zu verſchmähen.

Die Weiber hatten als Hauptkleidungsſtück ein großes Fell um die Lenden gebunden und darüber an jeder Seite der Hüfte einen kleinen, einer ungeheueren Taſche gleichenden Sack. Vornehmere Damen prangten mit ſchönen, perlengeſtickten Leibgürteln von Leder. Das Haar war zu ſonderbaren Verzierungen ausgeſchoren und die Bruſt mit eingeritzten Zeichnungen bedeckt. Im Vergleich zu den Teitafrauen waren ſie mit ärmlichen Schmuck verſehen; ſie trugen nur wenige Perlenſchnüre um den Hals und noch ſeltener Halsbänder von Meſſingdraht — ein gutes Vorzeichen für den zu eröffnenden Markt.

Man hatte eine überraſchende Mannigfaltigkeit von Waaren herbeigebracht, Hühner und fette Ziegen, Bohnen und Erbſen in kleinen, hübſchgeflochtenen Säcken, mächtige Bündel Bananen, türkiſchen Weizen, ſüße Kartoffeln, Yams und Mhogo, Waſſermelonen, eine Art Erdnüſſe und Zuckerrohr; auch Tabak, Salz, Butter und Bananenmehl ſowie Waſſerkitomas fehlten nicht.

Die Preiſe ſtellten ſich bedeutend niedriger als am Kadiaro, obſchon viermal theurer, als Thornton ſie am Sambeſi gefunden; es gelang mir, in Kurzem einen beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln zu erwerben. Ich befolgte beim Handel den Grundſatz, einen angemeſſenen Preis für die Waaren zu bieten, von dieſem aber nicht abzugehen, ſoviel man auch dagegen einzuwenden hatte. Er bewährte ſich vollſtändig. Die Leute gewöhnten ſich bald an meine Art und zauderten nicht lange, wenn ſie überhaupt die Abſicht hatten zu verkaufen; ſie wußten, daß ich mich mit Demjenigen, welcher mein erſtes Gebot verſchmähte, nicht wieder einließ und fürchteten, ihre ſchwere Laſten, ohne etwas verkauft zu haben, wieder forttragen zu müſſen. Baumwollenzeug zogen ſie den Perlen vor; für Kleinigkeiten, welche nur mit Perlen bezahlt werden konnten, forderten ſie immer die theueren, ſcharlachrothen Perlen (ſog. Samſam), fügten ſich jedoch, als ich erklärte, daß ich nur weiße (die billigſten) geben würde.

Geräthſchaften, Schmuckſachen und dergleichen waren nur mit Mühe zu erhandeln, obſchon man hier nicht ſo ſehr damit zurückhielt wie am Kadiaro. Ich erwarb vier Tabakspfeifen, zwei Schnupftabaksdoſen oder vielmehr -fläſchchen (kleine Flaſchenkürbiſſe mit Pfropfen), einige Bogen, Pfeile, hölzerne Löffel und allerliebſte Körbe; Schwerter, Halsbänder und Pfeifen mit zwei Köpfen, welche mir beſonders gefielen, wurden durchaus nicht verkauft. In ihrem Benehmen waren die Wapare freundlich und anſtändig, und wenn ſie auch, wie man das allerorts findet, ſpäterhin etwas zudringlich auftraten, ſo genügte doch ſtets ein Wort, ſie in angemeſſener Entfernung zu halten.

Im Parelande hat jedes große Dorf einen ſogenannten Sultahn oder vielmehr einen Mann, der es übel nimmt, wenn man ihn nicht ſo nennt. Mouri, der Beherrſcher des Gebietes, in welchem wir unſer Lager aufgeſchlagen, war verhindert, ſelbſt zu erſcheinen, weil ihm eine Pfeilwunde, welche er im vorigen Jahre beim Kampfe mit den Wabura erhalten, viel Beſchwerde verurſachte; er ſandte, um mich zu begrüßen, ſeinen Miniſter Maſambo mit einer ſchönen Ziege und ließ mich bitten, das nächſte Mal doch wieder bei ihm vorzuſprechen.

Um die ſo eingeleitete Freundſchaft zu beſiegeln, galt es noch, die Ceremonie des Bluttrinkens und der Blutsbrüderſchaft vorzunehmen. Da ich mich weigerte, Dies perſönlich zu thun, trat Faki an meiner Stelle ein; den Sultahn vertrat Nguatu, der Sohn eines anderen Häuptlings. Beide ſetzten ſich mit ausgeſpreizten Beinen einander nahe gegenüber auf ein Stück Baumwollenzeug, welches natürlich ich zu geben hatte, und legten ſich gegenſeitig die Hände auf die Schultern. Hinter jedem von ihnen nahm ein „Sekundant“ Platz, welcher ein Schwert und einen Ladeſtock derart hielt, daß deren Enden die Häupter der künftigen Blutsbrüder berührten. Dann kniff Nguatu mit der rechten Hand die Haut in Fakis Herzgrube zu einer Falte zuſammen; ein Anderer ritzte ſie mit einem kleinen Meſſer, während Faki ein Stück von der eben gebratenen Leber eines Huhns ergriff und damit einen Blutstropfen von des Gegners Bruſt aufnahm. Daſſelbe that der Andere mit ſeinem Gegenüber. Hierauf hielt Fakis Helfer, während er unausgeſetzt mit einem Meſſer auf Schwert und Ladeſtock klopfte, eine Rede in welcher es hieß, „es möge Keiner mit den Maſai, Löwen und Elephanten zuſammentreffen; wenn einer von Beiden umkäme dürfe der Andere nicht ruhen, bis er ſeinen Bruder gerächt habe; es gehöre all ihr Beſitzthum Beiden gemeinſchaftlich“ und dergl. mehr. Eine ähnliche Rede hielt der andere Sekundant. Nunmehr tauſchten Faki und Nguatu die auf ein Stäbchen geſpießten Leberſtückchen aus, Jeder bedeckte des Anderen Geſicht mit der linken Hand, ſteckte mit der rechten das Fleiſch in deſſen Mund und verzehrte den ihm ſelbſt zugeführten Biſſen. So waren die Beiden Blutsbrüder geworden. Zum Schluſſe ergriffen ſie die leeren Stäbchen, zerbrachen ſie Einer über des Anderen Haupte, faßten ſich mit beiden Händen an den Schultern, ſtanden, ſo verkettet, miteinander auf und umarmten ſich.

Das Stück Amerikano, auf welchem ſie geſeſſen, nahm Nguatu in Beſitz, wahrſcheinlich um zu zeigen, wie ernſtlich er es mit der Gütergemeinſchaft meinte. Ich forderte Faki auf, ſich die Hälfte davon geben zu laſſen; er verſuchte es, wurde aber tüchtig ausgelacht. Dies erregte in mir die ſpäterhin weiter beſtätigte Vermutung, daß die Eingeborenen ſolche Bräuche blos deshalb vornehmen, um das als Unterlage dienende Stück Amerikano zu bekommen, ſowie um die andere Partei ſicher zu machen und ſie danach leichter übervortheilen zu können.

Während meines Aufenthaltes am Paregebirge lernte ich einige ausgezeichnete Perſönlichkeiten kennen, deren Gebaren mir einen tiefen Blick in das Leben und Treiben der kleinen Negerfürſten geſtattete und ſomit des Anziehenden und Belehrenden genug bot, um mich die dadurch verurſachten Unannehmlichkeiten vergeſſen zu laſſen. Ein ſolches Urbild war Häuptling Mkongoli, ein kleiner, dürrer, alter Mann, welcher eines Nachmittags im Lager erſchien, mir einen Ochſen anbot und dafür ein Geſchenk verlangte. Nachdem ich ihm dieſes zugeſagt, meinte er zuerſt, das Thier werde ſogleich gebracht werden, ſpäter, es befinde ſich auf einer ſehr entfernten Weide und könne erſt am Abend, und endlich, es werde wol nicht vor morgen früh eintreffen. Ich rieth ihm, ſich zu beeilen, weil ich den für den anderen Morgen feſtgeſetzten Aufbruch nicht verſchieben könne, und verſprach, falls er ſein Geſchenk noch zeitig genug brächte, ihm zehn Doti (28) Amerikano und zwei Stück Barſati zu geben. Anderen Tages, bei Sonnenaufgang, kündigten mir einige Leute die Ankunft Sultahn Mkongolis an und überredeten mich, unterſtützt von meinen Führern, noch ein wenig zu verziehen. Um ſieben Uhr kam der Alte. Anfangs that er alles Mögliche, um mich aufzuhalten; als er aber das Unnütze ſeiner Bemühungen einſah, erbot er ſich, uns an einen Bach zu geleiten, wo der Ochſe ſich befinden ſollte, verſprach auch, uns Führer nach Kiſuani, unſerem heutigen Nachtlager, zu verſchaffen. Nach einer halben Stunde gelangten wir denn auch an einen rauſchenden Bach mit klarem Waſſer. Hier verlangte er Perlen und andere Kleinigkeiten für die geleiſteten Dienſte ſowie im Voraus das Geſchenk für den verſprochenen Ochſen. Da mehrere der Träger das Thier geſehen haben wollten, trug ich kein Bedenken, ihm den Gegenwerth einzuhändigen: ſogleich ließ der Spitzbube den Ochſen gegen ein Kalb umtauſchen. Ich hatte nicht einmal das Recht, mich darüber zu beſchweren, denn das Wort „Ngombe“ bedeutet in der Pareſprache ebenſowol Ochſe als Kalb und läßt höchſtens durch Vorſetzen von „groß“ oder „klein“ eine beſtimmtere Bezeichnung zu. Der alte Sünder verlangte ſogar noch, Blutsbrüderſchaft mit mir zu machen, ſelbſtverſtändlich nur, um das auf die Erde auszubreitende Stück Zeug zu erlangen. Um ihn ſchnell los zu werden, gewährte ich ſeine Bitte, ließ mich aber wiederum durch einen meiner Leute vertreten. Die Handlung ging mit viel weniger Umſtänden als geſtern von Statten, wahrſcheinlich, weil man einſehen mochte, daß jetzt nichts Erhebliches mehr von mir zu gewinnen ſei.

Mit den verſprochenen Führern wurde ich gleichfalls getäuſcht. Beim Aufbruche meldeten ſich mehr als ein Dutzend junger Burſchen; keiner ließ ſich zurückweiſen, und jeder wollte ſeine Belohnung haben. Nach ziemlich beſchwerlichem Wege kamen wir in Kiſuani (d. i. „auf der Inſel“) an, einem häufig von Karawanen der Pangani- und Tangaleute beſuchten, von den Armen des Gondjabaches umſchloſſenen Platze. Es fanden ſich eine Menge geräumiger, gut erhaltener Hütten vor; meine Leute ergriffen von ihnen freudig Beſitz, wir Europäer aber zogen es vor, im Freien zu bleiben, weil wir wußten, daß man bei ſolchen Baulichkeiten mehr mit herausnimmt als man hineingetragen. Die Horde der Führer verließ mich in höchſt unzufriedener Stimmung, denn ich hatte nur einen von ihnen ſowie denjenigen, welcher das Kalb getrieben, mit einem Geſchenk erfreut.

Auch hier machte ich die Bekanntſchaft ſonderbarer Käuze. Kurz nach unſerer Ankunft ſtellte ſich ein Mann als Sohn des Sultahns vor und verbot, die üblichen Signalſchüſſe abzufeuern, ehe wir ihm und ſeinem Vater die Abgabe entrichtet. Statt aller Antwort feuerte ich mein Doppelgewehr dicht über ſeinem Haupte ab. Sehr ärgerlich verließ er das Lager, kam aber bald zurück und verlangte kaltblütig ein Doti als Strafe für die ſoeben abgefeuerten Schüſſe. Auch Dies verweigerte ich in einer Weiſe, welche keinen Zweifel an der Feſtigkeit meines Enſchluſſes aufkommen ließ, worauf er ging und nimmer wiederkehrte.

Nach einer angenehmen Nacht, welche nur einige Male durch das Gebrüll eines Löwen und das laute Gebelfer einer Affenheerde geſtört wurde, bereitete ich mich auf den Markt vor, deſſen wir dringend bedurften. Ich legte die Mſigo mit den gangbarſten Waaren zurecht und ließ nochmals eine Anzahl Gewehre abfeuern. Erſt anderthalb Stunden ſpäter erſchienen einige Verkäufer; nach und nach jedoch vergrößerte ſich ihre Anzahl bedeutend. Sie ſtellten mäßige Preiſe und zeigten ein zuvorkommendes Benehmen; vermutlich erinnerten ſie ſich noch einer derben Lehre, welche ihnen vor einigen Jahren ein berühmter Mukurugenſi ertheilt hatte, indem er einige Ortſchaften mit Feuer und Schwert heimſuchte und gegen fünfzig Mann tödtete, um ſie für feindſeliges Benehmen gegen ihn zu beſtrafen.

Gleichzeitig mit den Verkäufern traf ein ſehr hellfarbiger junger Mann ein, mit bunten Stoffen bekleidet und mit Ringen an Armen, Hals und Ohren geſchmückt; in der Linken trug er eine Lanze mit breiter Eiſenſpitze und in der Rechten einen am Ende zierlich mit Meſſingdraht umwickelten Pferdeſchweif, mit welchem er ſich Kühlung zufächelte. Zwei Knaben begleiteten ihn, der eine als Pfeifenträger, der andere, mit Schild, Pfeil und Bogen, als Leibknappe. Der gelbe Jüngling, welcher ſich durch ſein Gefolge ein gewiſſes Anſehen zu geben ſuchte, war übrigens durchaus nicht häßlich; er ſchien Dies auch zu wiſſen und umſchwänzelte uns in echter Stutzerweiſe, in der nicht zu verkennenden Abſicht, unſere Aufmerkſamkeit zu erregen. Da Dies ihm nicht gelang, ſtellte er ſich als Hauptſultahn des Kiſuanigebietes vor und forderte ſein Geſchenk. Durch frühere Erfahrungen gewitzigt, weigerte ich mich, ihm Etwas zu geben, bis es ſich herausgeſtellt, daß andere Häuptlinge nicht begründetere Anſprüche erhöben. Darob ergrimmte der Jüngling, drohte mir mit ſeiner Feindſchaft und mit Krieg, beruhigte ſich aber endlich, da er ſah, daß ich mich nicht einſchüchtern ließ, wurde ſogar, als ich ihm ein Geſchenk zu geben verſprach, ſobald er das ſeinige gebracht haben würde, überaus freundlich und erbot ſich, uns folgenden Tages als Führer zu einem entfernten Waſſerplatze zu dienen.

Bald ſollte es ſich zeigen, daß ich recht gehandelt; denn wiederum erſchien ein buntgekleideter Mann, diesmal mit einem Faſſe auf dem Haupt und einem Pferdeſchweif in der Hand als Zeichen ſeiner Würde, ſtellte ſich als Hauptſultahn Kimario von Maſina vor und forderte ſein Geſchenk. Als er vernahm, daß kurz vorher ein Anderer dieſelbe Forderung geſtellt, ward er im höchſten Grade erzürnt, ſchwur hoch und theuer, daß Jener die Anmaßung büßen ſolle, und bat, ihn nur ſchnell zu befriedigen, damit er ſich ſofort auf den Weg begeben könne, um den Anderen aufzuſuchen und zu beſtrafen. Gerad als er im beſten Zuge war, tauchte der „Uſurpator“ von vorher wieder auf; ich überließ es den Beiden, die Sache unter einander auszugleichen. Nach mehrſtündigen Verhandlungen hatten ſie ſich in der That geeinigt; ſie nahmen das vorher beſtimmte kleine Geſchenk gemeinſchaftlich in Empfang und brachten als Gegengabe einige Bananen und etwas Zuckerrohr. Zugleich verpflichtete ſich der junge Mann, die Nacht über im Lager zu bleiben, um, da er uns zu führen verſprochen, am anderen Morgen keinen Aufenthalt zu verurſachen. Doch ſchon bei anbrechender Dunkelheit reute ihm ſein Wort, und er verſuchte, zu entweichen; ich bedeutete ihm aber mit meinem Gewehre, daß ſolche Verſuche gefährliche Folgen nach ſich ziehen würden, und nahm zu größerer Sicherheit ſeine Waffen in Beſchlag. Scheinbar zufrieden geſtellt, machte er ſein Feuer für die Nacht zurecht, änderte aber ſpäterhin noch mehrmals ſeinen Entſchluß und war nur durch das entſchiedenſte Auftreten von meiner Seite zur Erfüllung ſeiner Zuſage zu beſtimmen.

19. Juli. Mit Tagesanbruch ſetzten wir unſere Reiſe fort. Einige Stunden lang wanderten wir über abgebranntes Land, in welchem wir bei jedem Schritte bis an die Knöchel einſanken, weil der ſeiner Grasnarbe beraubte Boden ſehr mürbe geworden, dann durch eine mit hohem Graſe bewachſene Ebene und erreichten gegen Mittag eine zerfallene Hütte, in deren Nähe, dem Führer zufolge, ſich jederzeit Waſſer finden ſollte. Diesmal

ſuchten wir vergebens, ebenſo auch an einem anderen, eine Stunde entfernten Orte. In der feſten Ueberzeugung, daß Waſſer in der Nähe ſei, und daß unſer Begleiter es nur aus Böswilligkeit nicht zeige, drohte ich ihm mit Entziehung ſeines Lohnes, aber ohne einen erſichtlichen Eindruck auf ihn hervorzubringen. Er entgegnete mit Ruhe und Würde, daß er die herrſchende Trockenheit nicht verſchulde; er habe ſeine Pflicht gethan und zweifle nicht, daß auch der weiße Mann ſein Verſprechen halten werde. Meine vorige Ueberzeugung konnte ſich dadurch allerdings nicht ändern; ich wurde jedoch von meinen Leuten ſo ungeſtüm mit Bitten beſtürmt und ſogar der Ungerechtigkeit beſchuldigt, daß ich endlich nachgab und den Schurken mit einem Geſchenk entließ. Im weiteren Verlaufe der Reiſe ſtellte es ſich heraus, wie ſehr ich mit meinem Urtheile Recht gehabt.

Wir zogen weiter durch die dürre Landſchaft und ſchlugen, ohne Waſſer gefunden zu haben, gegen Sonnenuntergang am Fuße einer kahlen Anhöhe ein unbehagliches Lager auf.

Fünfzehnter Abſchnitt.

Der See Jipe.

Annäherung an den See. — Ein edler Karawanenbrauch. — Marſch längs des Oſtufers. — Begegnung mit acht Löwen. Erlegung dreier Nashörner. Anderes Wild. Nächtliche Jagdabenteuer. — Bienenkörbe. — Feierlicher Empfang in Dafeta. — Sultahn Maüngu. — Die Ceremonien des Kiſchongo und der Blutsbrüderſchaft. — Großer Rath der Häuptlinge. — Tracht und Schmuckgegenſtände der Wadafeta. — Ein Kriegstanz. — Ausflug nach einem Hügel am See. — Beſchwerlichkeit der Winkelmeſſungen. — Der Vertrauensmann Banafumo. — Abſchied von Dafeta.

Die Nacht war kalt, und ein rauher Wind blies von den Parebergen her. Bereits vor fünf Uhr trieb ich meine Leute, welche frierend um die erloſchenen Feuer ſaßen, zum Aufbruch. Wir überſtiegen einen niedrigen Kamm des Kiſunguhöhenzuges und gelangten in eine weite, wellige, leicht nach Norden geneigte Ebene. Sie trug nicht das Gepräge der Dürre, wie die geſtern durchſchrittene: feines friſches Gras bedeckte den Boden, und an Stelle der kahlen Dornbüſche waren einzelnſtehende belaubte Bäume getreten. Vom See Jipe, welcher nach Ausſage der Leute nur wenige Stunden entfernt ſein konnte, war Nichts zu erkennen weil ein dichter Nebel über der Landſchaft lag. Auf einigen der immer zahlreicher werdenden Wildpfade gingen wir nordwärts weiter, einem ſchroff aus der Ebene emporſteigenden Gebirgszuge, dem Ugonoſtocke zu, an deſſen Fuße ich das Waſſerbecken vermutete, kamen jedoch nur langſam vorwärts, weil wir öfters auf die vor Durſt ermatteten Träger warten mußten. Gegen zehn Uhr, nachdem wir eine Strecke des bekannten, dunkelgrauen Bodens durchwandert, gewahrten wir die erſten Anzeichen von der Nähe des Waſſers: gebleichte Schalen von Süßwaſſermuſcheln und weiterhin einzelne Flecken Schilfes, aber noch kein Waſſer ſelbſt — vermutlich reicht der See nur während der Regenzeit bis hierher. Nach zweiſtündigem, mühſamen Marſche, zuletzt über weichen Schlammboden, entdeckten wir endlich eine trübe Pfütze. Mit Jauchzen beugte ſich ein Jeder zu der Lache nieder und ſchlürfte, als wäre es das köſtlichſte Getränk, mit vollen Zügen das gelbbraune Waſſer.

Sobald der erſte Durſt geſtillt, gedachte man nach guter, alter Karawanenſitte auch der ſchmachtenden Zurückgebliebenen: aus eigenem Antriebe wanderte eine Anzahl der Träger zurück, um den ſelbſt ſtundenweit Entfernten das belebende Element entgegen zu bringen — gewiß ein ſchöner Zug edlen Menſchenthums!

Beim Weitermarſche ſcheuchte ich einen herrlichen weißen Reiher auf: meine Flinte krachte, er ſtürzte herab, und ringsum erhob ſich eine Wolke erſchreckten Waſſergeflügels.

Plötzlich ertönte lautes Geſchrei — ein Flußpferd brach aus dem Schilfe hervor, nahm ſeinen Weg mitten durch unſere Reihen und entſchwand, ohne daß die nachgeſandten Kugeln ihm Etwas anzuhaben vermochten. Kurz darauf galoppirten noch zwei der plumpen Koloſſe an uns vorüber dem Waſſer zu.

Immer dichter wurden Schilf und Gras, je weiter wir vordrangen, und immer zahlreicher und ausgedehnter die Waſſerpfützen. Auf dieſem Wege den Spiegel des Sees zu erreichen, ſchien unmöglich; wir wandten uns alſo rückwärts und dann nach Oſten und kamen anderthalb Stunde ſpäter, nach mancherlei für den Zuſchauer allerdings ſpaßhaften Unfällen wieder auf freien Boden. In nördlicher Richtung an dem ſchilfumkränzten Oſtufer des Sees weiter wandernd, erreichten wir um vier Uhr eine zum Lager geeignete Stelle, an welcher die ſtattliche Seefläche einigermaßen offen lag. Vor uns und nach Weſten breitete ſich eine weite, ſanft anſteigende Grasebene aus, von Norden her leuchtete der herrliche Kilimandſcharo herein, jenſeit des Sees ſchloß das duftig blaue, zackige Ugonogebirge den Geſichtskreis ab, und im Süden zeigten ſich die Kiſunguberge und die Ausläufer des Pare. Nur wenige der rüſtigſten Träger waren noch bei uns; die meiſten erſchienen in längeren Zwiſchenräumen Einer nach dem Anderen, und erſt bei anbrechender Dunkelheit waren wir vollzählig.

Am Morgen des 21. Juli brach ich etwas früher auf als meine Leute, in der Hoffnung, von der Tränke zurückkehrendes Wild zu treffen; allein ich täuſchte mich und ſah Nichts als über dem Seeſpiegel Schnauze und Ohren einiger Flußpferde, welche mit entſetzlichem Stöhnen und Plätſchern untertauchten, wenn ich ihnen eine Kugel aus der Elephantenbüchſe zuſandte. So wanderte ich mit öfterem Aufenthalte mehr denn drei Stunden fort und hielt häufig Umſchau, ohne jedoch die nachfolgende Karawane zu gewahren. Ich kehrte zurück und fand nach einer halben Stunde Weges die ganze Geſellſchaft gemütlich gelagert und im Begriffe, ſich eine Mahlzeit zuzubereiten: die Führer hatten Thornton und Koralli keck vorgelogen, daß ich ihnen geſtern Abend dieſen Platz bezeichnet und den Befehl gegeben habe, mich dort zu erwarten. Sofort ſtieß ich die Töpfe um, warf das Feuer durcheinander, theilte hier und da ermutigende Stockſchläge aus und brachte in kurzer Zeit Alles wieder in beſten Gang.

Auch ſpäter wurde ich nicht vom Jagdglücke begünſtigt; nur eine Heerde Zebra ſah ich, aber viel zu weit ab, um einen ſicheren Schuß thun zu können.

Gegen Mittag erreichten wir das Ende des freien Waſſers; ein dicker Kranz rieſiger Papyrus entzog die Seefläche unſeren Blicken: bis zur Höhe von über fünfzehn Fuß erhebt ſich hier das berühmte Riedgras, gekrönt von einem federigen, den Blüten des Schnittlauches ähnlichen Kopfe von drei Fuß Durchmeſſer. Der Pfad führte nun vom Waſſer ab, über eine dünnbewaldete Ebene, welche an einigen Stellen mit einer leichten, nach Salpeter und etwas Kochſalz ſchmeckenden Ausblühung bedeckt war; ich ließ halten und das Mittageſſen zurecht machen. Mein unermüdlicher Reiſebegleiter ſtellte auch hier, anſtatt ſich Ruhe zu gönnen, ſeine Meßinſtrumente auf und nahm Winkel nach den Ugonobergen und anderen ſichtbaren Gipfeln.

Etwa um drei Uhr begaben wir uns wieder auf den Weg nach Dafeta zu, einer nördlich von hier am Lomifluſſe gelegenen Landſchaft, in welcher die Dſchaggakarawanen häufig verkehren. Unterwegs ſahen wir in geringer Entfernung ein Nashorn und zwar ein ſchwarzes, alſo eines von der gefährlicheren Art: ſämmtliche Träger warfen das Gepäck auf die Erde und ſuchten auf den benachbarten Bäumen Schutz. Nach ſchnell entworfenem Schlachtplane feuerte Thornton dem Unthiere eine Kugel aus ſeiner kleinen Büchſe zu, um es zum Angriffe zu reizen, worauf ich es mit einer Elephantenkugel niederzuſtrecken gedachte.

Es gehörte indeß nicht zu den Mutigen ſeines Geſchlechtes; denn kaum knallte die Büchſe, als es in ſchwerem Galopp von dannen floh. Gegen Sonnenuntergang ward das Nachtlager unter einigen Bäumen an einer Waſſerpfütze aufgeſchlagen.

Um zu zeigen, in welch' erſtaunlicher Menge zu anderen Zeiten hohes und höchſtes Wild am See Jipe vorkommt, und wie ungeſucht es ſich bisweilen der mordenden Büchſe ſtellt, greifen wir dem Gange der Erzählung vor und ſchalten hier die Erlebniſſe zweier ſpäterer Tage ein, um welche wol Mancher unſeren Reiſenden beneiden wird.

„Ich ging," erzählt Decken auf ſeiner Rückreiſe, „am frühen Morgen der Karawane voraus am Seeufer hin, um einiges Waſſergeflügel zu erlegen; ich trug ein doppeltes Schrotgewehr nach dem Syſteme Lefaucheux, Koralli folgte mir in einiger Entfernung mit meiner Büchſe nach. Das Glück war mir günſtig; außer manch' ſchönem Sumpfvogel erlegte ich namentlich eine herrliche Trappe, über welche ich mich ganz beſonders freute. Da gewahrte ich etwa fünfzig Schritt von mir am Rande des Schilfes etwas Gelbes. Schon öfters hatte ich kleine, gelb- und ſchwarzgeſtreifte Hyänen geſehen, dachte alſo bei dieſem Anblicke zuerſt an eine ſolche und kroch demgemäß, ohne die Schrotladung gegen Kugeln umzutauſchen, auf allen Vieren vorſichtig durch das lange Gras vorwärts. Nachdem ich mich unter dem Schutze eines Buſches bis auf einige Schritte Entfernung angebirſcht, richtete ich mich langſam empor. Der Anblick, welcher ſich dem überraſchten Auge bot, erregte unbeſchreibliche Gefühle in mir. Nicht Angſt, nicht Schrecken war es, was mich bewegte — das Schauſpiel zog mich an mit Zauberkraft, während meine Vernunft mich fliehen hieß: kaum vier Schritt vor mir lag eine alte Löwin, ſpielend mit zwei Jungen, welche ſich ihr zu nahen ſuchten, aber immer durch eine leichte Bewegung der Tatzen von ihr zurückgeſchleudert wurden; dicht daneben ſtand der Herr Vater, ſichtbarlich erfreut über die Gewandtheit ſeiner Sprößlinge, und in einiger Entfernung davon, am Rande des Sees, labten ſich zwei halberwachſene Brüder oder ſonſtige Verwandte an einem Morgentrunke. Das Blut rann mir heiß durch die Adern, bald aber gewann die Vorſicht wieder die Oberhand: langſam, wie ich mich aufgerichtet, ließ ich mich hinter dem Buſche niederſinken, ſetzte Kugelpatronen in meinen Lefaucheux, kroch mit möglichſter Vorſicht auf Koralli zu und ließ mir meine vertraute Büchſe geben. Es wäre Wahnſinn geweſen, mit nur drei Kugeln einen ſo ungleichen Kampf zu wagen; aber es trieb mich unwiderſtehlich, die prächtigen Thiere noch einmal zu ſehen. Langſam rückte ich vor, Koralli folgte mit der Doppelflinte — da traten acht Löwen, ſtatt der vorher bemerkten ſechs, aus dem Schilfe, unter ihnen drei mit ſtattlichen Mähnen geſchmückte, blieben auf zwanzig Schritt Entfernung ſtehen, ließen ein dumpfes, unwilliges Geknurr hören, fauchten und zeigten das herrliche Gebiß, mit welchem Mutter Natur ſie beglückt. Sie zähnefletſchend, ich die Büchſe an der Schulter, ſo ſtanden wir uns wol zwei Minuten gegenüber; endlich bequemten die Beſtien ſich langſam zum Rückzuge, voran die Jungen, zuletzt die Männchen. Flucht aber war dieſer Rückzug nicht zu nennen: aller zwei bis drei Schritte wendete ſich einer der alten Herren um, wie wenn er ſehen wollte, ob ich den unwillkürlich unter uns geſchloſſenen Waffenſtillſtand auch redlich hielte, und erſt außerhalb Schußweite begannen ſie in langen Sprüngen der Ferne zuzuſtreben und waren bald hinter Buſch und Bäumen verſchwunden — vermutlich hatten ſie Witterung von der ſeitwärts herannahenden Karawane erhalten."

„Wir ſetzten die unterbrochene Reiſe fort. Die Sonne brannte entſetzlich; kein Lufthauch milderte die noch ſchlimmere ſtralende Hitze des Bodens; die Träger konnten ſich kaum weiter ſchleppen. In Rückſicht darauf ließ ich ſchon um zehn Uhr halten und zwar zum Nachtlager, weil ich Nachmittags die treffliche Jagdgelegenheit noch beſſer auszunutzen gedachte. Kaum hatten wir es uns bequem gemacht, als ein paar Leute, welche Brennholz zu ſuchen ausgegangen waren, eiligen Laufes zurückkehrten und meldeten, ſie hätten in der Ferne zwei Rhinozeros geſehen. Von Thornton und zwei Trägern mit den Hilfsgewehren begleitet, begab ich mich ohne Verzug nach dem bezeichneten Orte und erblickte bald zwei ſchöne, ausgewachſene, ſchwarze Nashörner, das eine etwa vierzig Schritt von dem anderen entfernt. Sie mußten mit einem ſehr ſchlechten Geſichte ausgeſtattet ſein; denn ſie ließen uns über die ſpärlich mit höchſtens zwei Fuß hohen Büſchen bewachſene Ebene auf etwa dreißig Schritt herankommen. Ich richtete mich, um zu ſchießen, auf. Dabei gewahrte ich noch ein drittes Thier, ein Junges, welches bisher verdeckt geweſen; natürlich zielte ich nun nach der Mutter, weil jenes meine ſichere Beute geworden wäre, falls es mir glückte, dieſe zu erlegen. Alles lauſchte geſpannt, ich drückte los — der Schuß verſagte! Das Knacken der Zündkapſel hallte uns unheimlich in die Ohren. Mit einem Rucke wandten die unförmlichen Köpfe ſich der verdächtigen Seite zu, beruhigten ſich aber wieder und fuhren fort zu graſen. Nachdem ich einen neuen Zünder aufgeſetzt, feuerte ich, diesmal mit beſſerem Glück: einer der Koloſſe brach zuſammen, ehe der Schall verklungen. Jetzt aber ſtürzte das andere Ungethüm ſchnaubend vor Wut und mit weit geöffnetem Rachen auf mich los und war, als ich kaum meine andere Büchſe ergriffen, mir bereits auf fünf Schritte nahe gerückt: meine achtlöthige Kugel traf es in den Rachen. Wie ein Kreiſel drehte ſich der fürchterliche Gegner und ſtürzte, als er noch Thorntons kleine Kugel in die Rippen erhalten, laut brüllend zuſammen. Ein dritter Schuß aus meiner kleinen Büchſe ſtreckte das Junge nieder, welches ſchreiend hinter dem Körper der Mutter Zuflucht geſucht. So hatte Sankt Hubertus, was er früher ungnädig verſagt, an dieſem Tage mir gewährt. Wol Wenige werden ſich des Glückes rühmen können, an einem Tage drei Stück von ſolchem Hochwild erlegt, acht Löwen in ſolcher Nähe beobachtet und außerdem eine gute Flugwildjagd gemacht zu haben!“

„Wir feuerten dem zuerſt gefallenen und immer noch zuckenden Nashorn einige Kugeln in den Kopf, um ſeine Leiden abzukürzen. Als es völlig verendet, kamen einige Träger herbei und baten ſich die Erlaubniß aus, auch ihrerſeits noch einige Schüſſe darauf abgeben zu dürfen, wahrſcheinlich um ſpäterhin mit dem Erlegen eines Rhinozeros prahlen zu können, ohne ſich allzu unverſchämter Lügenhaftigkeit ſchuldig zu machen. Alle drei Thiere waren Weibchen. Das eine hatte im Rückgrat eine abgebrochene eiſerne Pfeilſpitze ſtecken, in deren Nähe das Fleiſch zerfreſſen war. Obwol die Waffe wahrſcheinlich vergiftet geweſen, trugen doch die Neger durchaus kein Bedenken, von dem Fleiſche an entfernteren Theilen zu eſſen; ſie meinen, daß Pfeilgift nur örtlich wirke.“

„Durch das wiederholte Schießen aufmerkſam gemacht, ſammelte ſich bald der größte Theil meiner Leute um mich und begann mit Jubeln und Jauchzen die Zerwirkung der Beute. Trotz des Ueberfluſſes entſtand bei dem Vertheilen des Fleiſches Streit, und nur mein Stock verhütete, daß es zu Thätlichkeiten kam.“

„Ehe wir hiermit fertig waren, meldeten einige Träger, ſie hätten ein Flußpferd erlegt und noch ein Nashorn geſehen. Ich folgte ihnen ſo ſchnell als möglich, nur mit meiner kleinen Büchſe bewaffnet, und feuerte, da ich nicht näher ankommen konnte, auf zweihundert Schritt: von der zweilöthigen Kugel in den Kopf getroffen, brach das Thier zuſammen, raffte ſich aber wieder auf und verſchwand im Gebüſch, ehe ich Zeit hatte, wieder zu laden; die einbrechende Dunkelheit hinderte mich, der durch ſtarken Schweiß bezeichneten Fährte zu folgen.“

„Träger und Führer drängten mich, aus Furcht vor den Maſai, deren Feuer am Nordoſtſtrande des Sees loderten, zu ſchleunigem Aufbruche; ich konnte mich jedoch nicht entſchließen, das herrliche Jagdgebiet ſo ſchnell zu verlaſſen.“

„In der Hoffnung, einiges Raubwild zu ſchießen, begab ich mich am anderen Morgen noch vor Sonnenaufgang nach dem Platze, wo ich geſtern die drei Dickhäuter erlegt. Leider hatten die reichlichen Fleiſchreſte nicht genügt, die Todtengräber der Wildniß die ganze Nacht über zu beſchäftigen. Der Platz war bereits geräumt bis auf einige größere Knochen und die zwei Köpfe — den dritten hatte ich für meine Sammlung zubereiten laſſen — und derartig zerſcharrt und zerſtampft von Hyänen oder Hyänenhunden und anderem Raubzeug, daß man keine Hand breit glatten Boden finden konnte.“

„Von hier aus ging ich mit Koralli dem See zu, nach einer Stelle, an welcher geſtern viel Wild zur Tränke gekommen war; dort verbargen wir uns im Graſe. Eine Stunde lang warteten wir vergeblich. Endlich zeigten ſich in der Ferne Zebras, Elenns, Antilopen und Gazellen in zahlloſer Menge. Truppweiſe näherten ſie ſich unſerem Verſtecke mehr und mehr. Da tauchten auf der Windſeite einige Leute auf, welche ich ausgeſchickt hatte, um nach dem geſtern erlegten Flußpferde zu ſehen, und — um meine Jagd war es geſchehen. Zwar ſandte ich dem flüchtigen Wilde auf vierhundert Schritt einige Kugeln nach, aber, wie zu erwarten, ohne Erfolg.“

„Mißmutig ging ich weiter in die Ebene hinaus, während Koralli ſich den See entlang ſchlich. Das Glück lachte mir noch einmal: zwei Gazellen und zwei Schweine traten zu gleicher Zeit aus dem Schilfe; ich erlegte die größte der erſteren. Sie war etwas ſtärker als eine ausgewachſene Ziege, von rothbrauner Farbe am Leibe, von weißer in den Weichen und trug ein eigenthümliches, nach hinten gekrümmtes Gehörn. Merkwürdiger Weiſe enthielt das Fleiſch, obwol das ſchönſte Gras überall in Menge wuchs, keine Spur von Fett. Ebenſo waren auch die geſtern erlegten Nashörner vollkommen mager geweſen; nur das Flußpferd hatte ein wenig Schmalz für unſere Küche geliefert.“

„Nachmittags vergnügte ich mich mit Schießen von Raubvögeln, welche, durch das Schlachtfeſt angelockt, unſer Lager umſchwebten, ſich ſogar mitten unter die Träger wagten und Dem und Jenem ein Stück Fleiſch zu entreißen ſuchten. Bei einem ſpäteren Spaziergange bemerkte ich in der Nähe des Sees einen Panther, welcher ſich im trockenen Schilfe wälzte, jedoch verſchwand, ehe ich Zeit hatte, die Büchſe anzulegen.“

„Am anderen Morgen brachen wir lange vor Tagesanbruch auf. Es war ſehr dunkel und die Leute hielten ſich dicht bei mir, weil ſie ſich vor wilden Thieren fürchteten. Kaum hatten wir tauſend Schritt zurückgelegt, als einige große, langſam ſich fortbewegende Schatten vor uns auftauchten. Einer der Träger ſchrie aus Leibeskräften: „Pera, Pera!“ Nashörner, Nashörner! Im Nu lagen ſämmtliche Gepäckſtücke an der Erde. Wie eine von Wölfen bedrohte Schafheerde drängten ſich die Träger auf einen Knäuel. Meine Büchſe krachte, ein lautes Geſchrei und Schnauben ertönte und ließ mich die Wanderer als Flußpferde erkennen. Da ſie, ohne einen Angriff zu wagen, von dannen zogen, bekamen auch meine Suaheli Mut und feuerten mit lautem Prahlen hinter dem fliehenden Feinde her; ich ließ mich jedoch auf weitere Verfolgung nicht ein.“

„Nach einer halben Stunde erſchien wiederum eine ſchwarze Geſtalt auf unſerem Wege, dem Geſtöhne nach zu urtheilen, welches meinem Schuſſe folgte, ein Nashorn. Einen Augenblick blieb das Thier ſtehen, dann lief es langſam fort; ich näherte mich ſo raſch als möglich und ſandte ihm noch zwei Kugeln nach. Mehrere Male verſuchte das Ungethüm uns anzugreifen, ſchnaufte und zerwühlte mit ſeinem Horne den Erdboden, ließ ſich aber immer wieder durch Thornton und Koralli abhalten, welche auf der Windſeite anſchlichen. So erhielt ich Zeit, es durch eine neue Kugel zu Boden zu ſtrecken, dann trat ich vorſichtig heran und bohrte ihm eine Lanze in das Auge — es ſchlug noch einmal mit dem gewaltigen Körper nach der Seite und zuckte nicht mehr. Nun erſt ſah ich mir meine Beute genauer an; denn bei der herrſchenden Dunkelheit hatte ich bisher einzelne Theile nicht unterſcheiden können, vielmehr nur auf gut Glück gefeuert. Es war ein weißes Rhinozeros — leider ein trächtiges Weibchen mit milchgefüllten Eutern — elf Fuß zwei Zoll lang vom Kopfe bis zur Schwanzſpitze, fünf Fuß zwei Zoll hoch, mit zehnthalb Zoll breiten Fußſohlen. Von meinen Kugeln war die eine hinter dem Blatte eingedrungen, die andere von hinten in den Leib. Gern hätte ich den Schädel mitgenommen, um daran die Verſchiedenheit des ſchwarzen und weißen Rhinozeros genau beſtimmen zu können (alle bisher erlegten Nashörner waren ſchwarze geweſen); doch war einerſeits keiner meiner Träger ohne Ladung, anderſeits hatte ich keine Zeit mehr übrig: das Entfernen des Fleiſches würde mindeſtens einen halben Tag gekoſtet haben. Ich begnügte mich alſo, die Hörner abzulöſen. Dieſe ſind mit denen der anderen Art nicht zu verwechſeln; das kleinere Horn namentlich iſt bei dem ſchwarzen Rhinoceros kegelförmig zugeſpitzt und im Querſchnitte vollkommen rund, während es bei dem weißen an den Seiten zuſammengedrückt und oben mehr ſchneidig als ſpitz iſt.“

„Unterwegs begegneten wir noch mehreren Nashörnern, doch ohne daß es möglich geweſen wäre, einen Schuß auf ſie abzugeben. Uebrigens war ich auch vollkommen zufrieden mit dem bisher Geleiſteten und hätte eine ſich bietende Gelegenheit wahrſcheinlich gar nicht benutzt, weil ich hinreichend mit Fleiſch verſorgt war; hatte ich doch eigentlich ſchon das letzte Thier ohne Zweck getödtet. Zu meiner Beruhigung fanden wir beim Ueberſchreiten der Kiſungukette Gelegenheit, einige Parejäger auf das unbenutzt daliegende Stück Wild aufmerkſam zu machen: ſie gingen eiligſt nach dem genau beſchriebenen Orte, um Hyänen und Geiern den ſeltenen Braten abzujagen.“

* * *

Nach dieſer Abſchweifung kehren wir zum Reiſeberichte zurück und laſſen den Baron ſeine Erlebniſſe weiter erzählen.

Obwol Dafeta nur eine Stunde von hier entfernt lag, heißt es in den Aufzeichnungen vom 22. Juli, ließ ich doch ſchon vor ſechs Uhr aufbrechen, um wo möglich unbemerkt durch die Thore an der Grenze der Pflanzungen zu kommen; die Durchgangsabgabe konnte ich hierdurch allerdings nicht zu erſparen hoffen, wol aber viel Zeit und Unannehmlichkeiten. Unterwegs begegneten uns einige Eingeborene, welche zu unſerer Ueberraſchung nicht im Mindeſten über unſere Gegenwart befremdet zu ſein ſchienen — vielleicht hielten ſie uns für eine Abart von Arabern. Sie trugen Bienenkörbe auf dem Haupte, wie wir deren auch auf den Bäumen zu Seiten des Weges aufgehängt ſahen: fünf Fuß lange und ſechzehn Zoll dicke, ſauber ausgehöhlte und außen hübſch geglättete Holzklötze von faß- oder gurkenförmiger Geſtalt, die Enden mit Holzſcheiben verſchloſſen, durch welche zahlreiche kleine Löcher gebohrt waren, jedes mit einer Hervorragung unterhalb, damit die Bienen vor dem Einfliegen darauf abſteigen konnten.

Nachdem wir einen Gürtel dichten Holzes durchwandert, ſtanden wir an der Grenze von Dafeta, vor einem hohen, aus großen und kleinen Bäumen, Büſchen und Schlingpflanzen gewebten Zaune, durch welchen ein aus ſchweren Holzblöcken errichtetes Thor mit ſo engem und niedrigen Eingange führte, daß die des Sattels entledigten Eſel ſich eben hindurchdrücken konnten. Schweigend traten wir ein; dann feuerten wir ſämmtliche Gewehre ab, um die Bewohner von unſerer Ankunft zu benachrichtigen.

In Kurzem erſchienen einige zwanzig Eingeborene. Sie nahmen die übliche Abgabe (zwei Doti Baumwollenzeug für den Eingang der Karawane und ein Doti für jeden Eſel) in Empfang und verlangten außerdem ein Stück Kaniki (blaues Zeug), um ein Grigri am Thore zu machen, damit ſie nicht wieder in ähnlicher Weiſe überraſcht würden. Da ſich unter meinen Waaren kein Kaniki befand, erbot ſich einer der Träger, ſein Kanikikopftuch zu dieſem Zwecke zu überlaſſen. Nachdem dieſe Schwierigkeit und die damit verknüpfte halbſtündige Unterhandlung überwunden, wanderten wir wol anderthalb Stunden lang ungehindert weiter, durch Pflanzungen von Bananen und Zuckerrohr, durch hohen Wald und dichtes Unterholz, ein üppig grünendes und blühendes, von zahlreichen Bewäſſerungskanälen durchzogenes Land. Ein Arm des Dafeta- oder Lomifluſſes verurſachte uns einige Schwierigkeiten, da er auf einer gefährlich ſchwankenden Brücke aus zuſammengebundenen Palmblattrippen überſchritten werden mußte; wir ſchwebten, obſchon durch ein Geländer einigermaßen geſichert, in fortwährender Angſt vor einem unfreiwilligen Bade.

Immer mehr Leute geſellten ſich zu uns, mehrere von ihnen wiederum mit leeren Bienenkörben belaſtet. Von ihnen geleitet erreichten wir gegen neun Uhr einen freien Platz unter zwei hohen Bäumen; hier brachten wir von Neuem ein Salut durch Abfeuern ſämmtlicher Gewehre. Zahlreiche Flintenſchüſſe antworteten uns. Sonderbar, wie konnten die Wadafeta, wenn ſie auch einige Gewehre beſaßen, ihr koſtbares Pulver auf ſolche Weiſe vergeuden! Die Aufklärung ergab ſich von ſelbſt, als ein Dutzend Suaheli freundlich grüßend uns entgegenkamen, Elephantenjäger aus dem Küſtenſtädtchen Tanga, welche unter Führung eines gewiſſen Simba der Jagd oder vielmehr des Elfenbeinhandels wegen hierhergekommen waren.

Erſt gegen Mittag, nachdem wir noch zwei beträchtliche Flußarme auf Brücken von der eben erwähnten Bauart überſchritten, langten wir auf dem gewöhnlich von Karawanen eingenommenen Lagerplatze an, einem von mächtigen Bäumen beſchatteten Plane von etwa fünfzig bis ſechzig Schritt im Durchmeſſer; wir begannen ſogleich, uns häuslich einzurichten, d. h. Zelte aufzuſchlagen, Schlafſtätten herzuſtellen u. dgl. mehr.

Zeitig am Nachmittag beſuchte uns ein etwa dreißigjähriger Mann von nicht üblem Ausſehen mit einem Gefolge von zwanzig Mann, der Sultahn Maungu. Er trug ein blaues Tuch um den Kopf geſchlungen, ein langes Stück von gemuſtertem indiſchen Zeuge quer über ſeine rechte Schulter, ein Band von großen, blauen Perlen um den Hals und einen Ring von kleineren in den Ohren; dem ungezwungenen Benehmen ſeiner Begleiter nach ſchien er eine keineswegs angeſehene Stellung zu behaupten. Er verlangte das Kiſchongo oder Freundſchaftszeichen mit mir zu wechſeln und ſagte zu ſeiner Entſchuldigung, daß er die Sitten der weißen Leute allerdings nicht kenne, da noch nie ein Mſungu in ſein Land gekommen, es aber für das Beſte halte, wenn ich mich denſelben Bräuchen unterzöge, welche die ihn beſuchenden Araber beobachteten. Ich willigte ein, und man führte eine Ziege zum Opfer vor. Einer der Träger ſchlachtete ſie, nachdem wir ihr ihr auf die Stirn geſpieen hatten, zog darauf die Haut von der Stirn ab, zerſchnitt ſie vom Mittelpunkt aus nach dem Rande hin in dünne Streifchen und verſah jedes derſelben mit einem Schlitze. Eines davon ſteckte der Sultahn an den Mittelfinger meiner rechten Hand; ebenſo that ich mit dem Sultahn. Darauf ſchnitt einer von Maungus Leuten mit einem kleinen Meſſer, welches er an der Spitze anfaßte, den Reſt des Streifens von meinem Finger ab, und umgekehrt einer der Träger bei meinem Gegenüber. Die nämliche Ceremonie wurde zwiſchen Faki und einem Häuptlinge der Wadafeta vollzogen, zwiſchen Thornton und dem Dafetahändler Mamburi, zwiſchen Koralli und einem der Eingeborenen und endlich zwiſchen dem Elephantenjäger Simba und mir nochmals, ſodaß ich alſo jetzt zwei Kiſchongoſtrippen am Finger hatte. Sie ſollten ſich bald noch mehr anſammeln, da es Sitte iſt, die ledernen Freundſchaftsringe nicht vor Beendigung der Reiſe abzulegen.

Hiermit war die eine Feierlichkeit zu Ende, und eine andere, von weniger unſchuldiger Natur begann: die ſogenannte Blutsbrüderſchaft. Man briet ein Stück von dem Fleiſche der Ziege in der Aſche und gab es vor- und rückwärts, Dem und Jenem in die Hand, worauf alle Betheiligten, ſechzehn an Zahl, in das Zelt gingen. Die Leinen an der Thüre wurden dicht zugezogen. Nach einem langen Schauri zwiſchen vielen Rednern, während deſſen die Wärme bis nahe zum „menſchlichen Schmelzpunkte“ ſtieg, wurde das Stück Fleiſch, welches inzwiſchen noch andere Hände durchlaufen, in vierzehn Theile zerſchnitten. Darauf mußte ich mich mit dem Sultahn auf ein am Boden ausgebreitetes Doti Baumwollenzeug ſetzen, wie es auch Faki und Nguatu in Pare gethan hatten, wobei Andere Reden über uns hinweg hielten, welche nach je zwei oder drei Worten vom Chorus in tiefem Tone beantwortet wurden. Endlich nahm jeder von uns ein Stück des gebratenen Fleiſches, ſpie ein wenig darauf und ſteckte unter den oben beſchriebenen Förmlichkeiten es dem anderen in den Mund. Glücklicher Weiſe, und obſchon mein Herr Blutsbruder mir ſcharf auf die Finger ſah, gelang es mir, den ekelhaften Biſſen, welcher mich noch tagelang gewürgt haben würde, bei Seite zu bringen. Nunmehr erhoben ſich Alle und verließen, zu unſerer großen Freude, das Zelt. Noch hatte ich nicht ausgelitten; es blieb mir noch ein langes Schauri zu beſtehen, demzufolge ich für das geſchloſſene Freundſchaftsbündniß Geſchenke entrichten mußte, ein größeres an den Sultahn und ein kleineres an jeden der Großen des Reiches. Darauf kündigten mir dieſe an, ich gehöre jetzt zu den Ihrigen und könne thun und laſſen was ich wolle, müſſe mich aber für morgen auf eine neue, beträchtlichere Abgabe an die anderen Sultahne gefaßt machen.

Endlich gingen die Ueberläſtigen. Erſchöpft ſuchte ich meine Kitanda auf. Doch ich fand nicht die Ruhe, deren ich bedurfte, denn Tauſende von großen Stechfliegen umſchwärmten mich. Zwar ſummten ſie mehr, als daß ſie ſtachen, doch dieſes Summen genügte, um mich in fortwährender Aufregung zu erhalten.

Am 23. Juli gegen neun Uhr erſchien ein Dafetamann mit den beiden ſchon geſtern angemeldeten Sultahnen; ich glaube beinahe, das Volk wählt blos deshalb ſoviele Häuptlinge, um den Reiſenden deſtomehr Geſchenke abnehmen zu können! Beide beriethen ſich zwei Stunden lang mit den Führern der Karawane, mit dem Kaufmann Banafumo und dem Elephantenjäger Simba. Das Ergebniß war, ich ſollte von jedem meiner Gepäckſtücke eine Kleinigkeit bezahlen; andernfalls würde mir der Weg nach Dſchagga verſchloſſen ſein. War dieſe Drohung auch nicht wörtlich zu nehmen, ſo blieb doch zu bedenken, daß man mir viele Hinderniſſe in den Weg legen konnte; um mir alſo nicht zuletzt noch ſelbſt die Erreichung des nahen Zieles zu erſchweren, fügte ich mich auch in dieſes Verlangen, legte mein Geſchenk (vierundzwanzig Doti Amerikano, ſechs Stück buntes Zeug, drei kleine Spiegel, etwas Meſſingdraht, Glasperlen und einige Meſſer) zurecht und ſtellte mich der Verſammlung vor. Ich hielt eine lange Rede, welche von dem weitgereiſten Banafumo verdolmetſcht wurde und zwar, nach dem Geſichtsausdrucke der Zuhörer zu urtheilen, ziemlich unverändert. „Europäiſche Großmut“, ſagte ich, „veranlaſſe mich, ihnen ein ſo anſehnliches Geſchenk anzubieten; wären ſie jedoch damit nicht zufrieden, ſo würde ich Alles zurücknehmen und mir den Weg nach Dſchagga mit Gewalt bahnen oder, falls Dies nicht gelänge, ruhig nach der Küſte zurückkehren; dann freilich würde nie ein Europäer ſie wieder beſuchen, es ſei denn in feindſeliger Abſicht.“

Alle verwunderten ſich in hohem Grade über meine Worte. Nach kurzer Berathung nahmen ſie meine Gabe in Empfang, wieſen jedoch die Meſſer zurück, weil ſie fürchteten, „die Maſai könnten die Annahme ſolcher Waffen als Vorwand zum Kriege benutzen.“ Als Gegengeſchenk überreichten ſie ein Schaf und ein Lamm und verſprachen, ſpäter noch einen Ochſen zu liefern — hielten auch Wort inſofern, als ſie am Nachmittage das allerdings noch lebende Gerippe eines großen Kalbes brachten.

Zum Schluſſe verlangten auch dieſe Sultahne, mit mir Brüderſchaft zu ſchließen; doch wies ich, um mein Gepäck nicht allzu ſehr zu erleichtern, ihr Begehren zurück. Durch die bei den Wateita am Kadiaro geſammelten Erfahrungen belehrt, unterließ ich es nicht, ihnen zu wiederholen, daß ich von nun an Ausflüge in die Umgegend unternehmen, meine Inſtrumente gebrauchen, Vögel ſchießen, Blumen pflücken, Steine aufheben würde u. dgl. mehr, ſelbſtverſtändlich ohne damit Zauber treiben oder ihnen Schaden zufügen zu wollen. Alle waren damit einverſtanden, und die Verſammlung löſte ſich auf. —

Am erſten Tage war der Markt nur ſchlecht beſucht und kärglich mit Lebensmitteln verſehen geweſen, dann aber richtete ſich Alles zu meiner Zufriedenheit ein. Ich kaufte ohne allzu große Schwierigkeiten, was ich brauchte, hauptſächlich Bohnen und Erbſen, in Menge und knüpfte auch Verbindungen an, welche das Leben ein wenig angenehmer machen ſollten, d. h. ich beſtellte friſche Milch, Honig und andere Leckereien mehr. Bei dem Handel hatten wir Gelegenheit, die Wadafeta in ihren Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, welche ſich auch hier weniger in Körperbau und in Geſichtsbildung als in Tracht und Schmuck zeigen.

Die Männer tragen bald kürzere, bald längere Stücke Baumwollenzeug oder Leder auf der rechten Schulter, ein Halsband aus großen blauen und kleinen verſchiedenfarbigen Perlen, darüber oder darunter ein anderes aus kurzen Eiſen- und Meſſingdrahtkettchen, welche von einem um den Hals gebundenen Faden herabhängen. Alle Eingeborenen haben das Ohrläppchen durchbohrt und die weite Oeffnung mit einer großen, hohlen oder vollen Scheibe Holz oder mit einem ringförmigen Stück Flaſchenkürbis ausgefüllt, auch zu einem Ringe geſchlungene Schnuren kleiner Perlen daran gehängt oder endlich kurze Stäbchen in den durchlöcherten Rand der Ohrmuſchel geſteckt. Sehr auffällig erſcheint ein von Vielen getragener Armſchmuck, beſtehend aus zwei halbkreis- oder parabelförmigen, einige Zoll ſpannenden Stücken Holz; dieſe ſind derart befeſtigt, daß die zu je zwei aneinander gebundenen Enden den Oberarm umfaſſen, die oberen Hälften des Bogens aber den Mausmuskel bis auf den Knochen zuſammenpreſſen. Von Waffen ſieht man Spere, Schwerter (ähnlich denen der Wateita, nur kleiner), Schilde, hier und da auch Streitkeulen von hartem, ſchweren Holze, ähnlich Stäben mit daraufgeſpießten Citronen, und Meſſer, ſeltener Bogen und Pfeile, nämlich nur bei Solchen, welche weder Sper noch Schild beſitzen. Die Schilde ſind aus dicker Büffelhaut gefertigt, etwa drei Fuß lang und anderthalb Fuß breit, oben und unten gerundet, in der Längsrichtung nach hinten gekrümmt und verſtärkt durch eine breite, hölzerne Rippe, welche in der Mitte, einer halbkugeligen Ausbauchung des Leders gegenüber, einen Griff bildet; außen werden ſie mit Gelb, Roth und Weiß in verſchiedener Weiſe bemalt. Die Spere haben einen langen, mit Leder umwickelten Schaft; auf dieſem ſitzt oben eine breite, das Holz umfaſſende Eiſenſpitze, am unteren Ende aber ein eiſerner Dorn, welcher, ſobald die Leute ſtehen bleiben, in die Erde getrieben wird.

Frauen ſind mit Schmuck, vorzugsweiſe mit Glasperlen, überladen; von dieſen tragen ſie an verſchiedenen Stellen des Ohrrandes eine Menge bis auf die Schultern herabreichende Ringe und über der Bruſt dicke Wülſte, welche wieder mit langen Strängen weißer Perlen behangen ſind. Mädchen und jüngere Weiber zeigen ſich beſcheidener geſchmückt, mit wenigen Perlenſchnüren am Haupt und einer größeren Anzahl am Halſe. Als Ohrringe dienen volle oder hohle, meiſt hübſch verzierte Stücke Holz oder kleine, ſchneckenförmig aufgewundene Ringe von Eiſen- und Meſſingdraht, oft von ſolchem Gewichte, daß das Ohrläppchen davon weit herabgezogen wird. Drahthalskrauſen und ſanduhrförmige Oberarmſpangen fehlen auch hier nicht; außerdem findet ſich ein ähnlicher, am Unterarme und an den Beinen getragener Schmuck aus kegelförmig zuſammengerolltem, ſtarken Drahte. Weniger häufig gewahrt man Meſſingringe an den Fußgelenken, und nur bei den vornehmſten Damen, bei Häuptlingsweibern, über dem oberen Theile des Geſichts einen ſonderbaren Schleier, beſtehend aus reich mit Perlen beſetzten Drahtkettchen.

Späterhin bot ſich uns Gelegenheit, eine Feſtlichkeit der Wadafeta zu ſehen, einen großen Kriegstanz, zu welchem Gerüchte vom Heranrücken der Maſai Veranlaſſung gegeben. Simba holte uns eines Morgens gegen zehn Uhr ab und führte uns nach dem offenen Platze, an welchem wir bei unſerer Ankunft die erſte Begrüßungsſalve abgefeuert hatten.

Gegen 150 vollſtändig bewaffnete Krieger und einige hundert Zuſchauer waren bereits verſammelt, erſtere in wunderſamer Weiſe bemalt mit rother und weißer Farbe, viele halb und halb oder in Vierteln (wie mancherorts die Sträflinge gekleidet werden) oder mit Streifen, Ringen und Punkten auf dem ganzen Körper, auf Armen und Beinen oder auf der Bruſt allein. Ganz beſonders ſcheußlich war das Geſicht beſchmiert, bei Einigen mit großen Brillen um die Augen, bei Anderen halb mit Weiß, halb mit Roth. Sogar Spitze und Schaft der Spere prangten bei Vielen in Farbenſchmucke, abgeſehen von der mit Roth, Weiß und Schwarz in oft geſchmackvollen Muſtern verzierten Schilden. Um die Stirn hatten Alle einen anderthalb Zoll breiten, mit denſelben Farben getünchten Lederſtreifen gebunden, welcher eine oder mehrere rothgefärbte Straußfedern trug. Ebenſo hatten ſämmtliche Krieger eiſerne Schellen an den Knieen oder den Knöcheln angebracht, um damit beim Tanzen den Takt anzugeben. Ihre Kleidung beſtand aus einem mit Haarbüſcheln verzierten Stück Zeug von vier Fuß Länge und anderthalb Fuß Breite; dieſes war entweder um den Hals gebunden oder vermittelſt eines Einſchnittes über den Kopf gehängt und zwar ſo, daß es bald nur den Rücken, bald nur die Bruſt bedeckte. Die Theilnehmer ſonderten ſich in zwei Abtheilungen, eine der jungen und eine der alten Leute, gingen dann in ſchwerem Schritte, daß die Schellen laut klirrten, umher, rückten vor, halb ſtampfend und halb ſpringend und nur um einen halben Fuß auf einmal, hielten dabei Schild und Sper über dem Kopfe, letzteren faſt am Ende des Griffes, und ziſchten oder heulten gelegentlich, ſangen aber nicht, wie die Wateita es thaten.

In immer größerer Menge fanden ſich die Zuſchauer ein, alte Männer, Kinder und Weiber, darunter vornehme, mit Kettchen verſchleierte Frauen, deren eine von einem rieſengroßen Manne getragen wurde. Alle fanden das Schauſpiel wunderſchön; wir aber, die wir dergleichen viel beſſer bei dem Auftritte am Kadiaro geſehen, waren anderer Anſicht und entfernten uns nach kurzer Zeit, obgleich uns noch ein Tanz der Weiber zugeſagt wurde. —

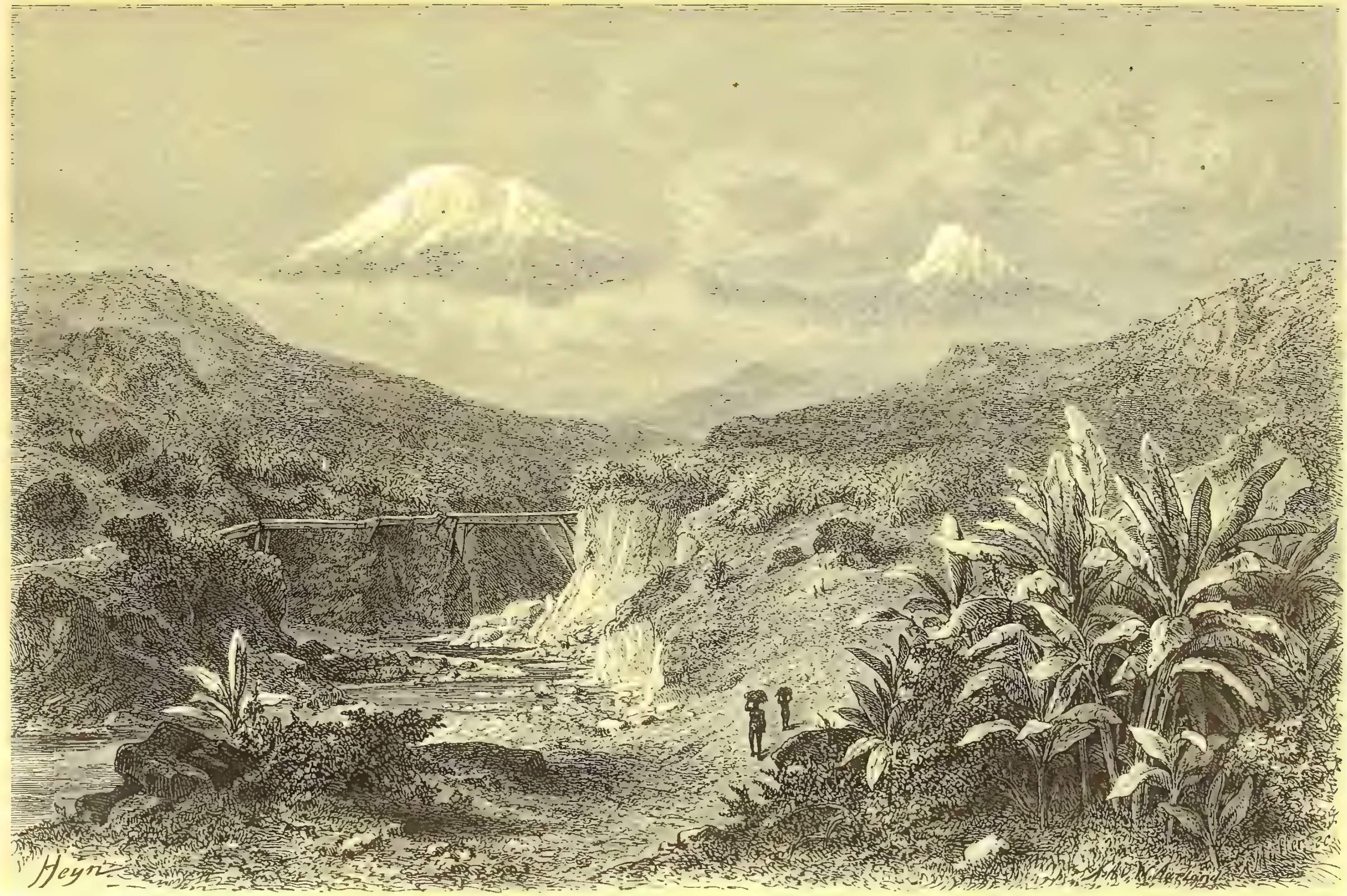
Eines Tages machte ich mit Thornton von der erhaltenen Erlaubniß zu Ausflügen Gebrauch und begab mich, von Banafumo und einigen Anderen begleitet, nach einem ſüdlich gelegenen Hügel, von welchem aus der Kadiaro, der Kilimandſcharo und der See Jipe zu ſehen ſein ſollten. Nach langem Marſche auf ſchmalen, ſchmuzigen Pfaden, durch Bananenwäldchen, über Bewäſſerungskanäle und einen ſtarkfließenden Fluß von 150 Fuß Breite gelangten wir an das von dichtem Gehölz umgebene Thor und unmittelbar außerhalb deſſelben, jenſeit eines breiten Grabens, in die mit hohem Graſe beſtandene Ebene. Zweieinhalb Stunden ſpäter hatten wir den Gipfel des Hügels erreicht. Die Ausſicht war in der That belohnend: im Süden liegt die weite Fläche des Sees, welcher von da an, wo wir neulich zu Mittag gelagert hatten, unter einem dichten Walde von Schilf und Papyrus nach Weſten biegt; im Oſten dieſes Sumpfes ſieht man deutlich die Flußarme von Dafeta einſtrömen, im Weſten aber wieder hervortreten; dunkele Waldſtreifen laſſen erkennen, daß der Fluß weſtlich von den Ugonobergen ſich ſüdwärts wendet und auf ſeinem weiteren Laufe mehrere vom Kilimandſcharo herabkommende Gewäſſer aufnimmt. Unter dem Namen Rufu oder Lufu erweitert der ſchon ſtattliche Strom den Ausſagen meiner Begleiter zufolge ſich ſpäterhin zu einem langen, flachen See, umſtrömt dann Uſambara im Weſten und Süden und fällt, nachdem er mehrere Unebenheiten des Bodens durch Waſſerfälle oder Stromſchnellen überwunden, als Pangani bei der Küſtenſtadt gleichen Namens in das Meer. Leider war die Fernſicht eine beſchränkte; der Kilimandſcharo zeigte ſich nur einige Minuten lang, und der Kadiaro, welcher unſere jetzigen Meſſungen mit den früheren in Verbindung bringen ſollte, gar nicht.

Thornton maß, wie bei allen anderen Gelegenheiten, mit bewundernswürdiger Geduld, Ausdauer und Geſchicklichkeit einige Hundert Winkel. Was Das ſagen will, kann nur Derjenige ermeſſen, welcher ſelbſt im Sonnenbrande ſtundenlang vor dem Theodolit (30) geſtanden, das Fernrohr nach Bergſpitzen gerichtet, Nonien abgeleſen und Winkel aufgeſchrieben hat, eine Arbeit, welche in völlig unbekanntem Lande noch dadurch erſchwert wird, daß man Namen für alle unbenannten Bergſpitzen zu erfinden und Umriſſe der Bergprofile zu zeichnen genöthigt iſt, um den unangenehmſten Verwechſelungen vorzubeugen. Würde eine Erfindung (31) gemacht, welche die beſchwerliche Arbeit des Meſſens einigermaßen erleichterte, ſo zöge davon nicht allein der vielgeplagte Reiſende Vortheil, ſondern auch die Erdkunde ſelbſt, welcher genaue Angaben oft nur deshalb ſo ſpärlich zufließen, weil es gar zu ſchwierig und mühſam iſt, ſie zuſammenzubringen.

Ich betheiligte mich nach Kräften an der Arbeit, las Nonien ab, ſkizzirte die ſichtbaren Berge, beſtimmte die Höhe unſeres Standpunktes nach dem Siedepunkte des Waſſers und erfragte von unſeren Begleitern die wenigen Namen, welche ſie anzugeben wußten. Kurz nach Mittag begaben wir uns auf den Rückweg. Es ging ziemlich ſteil herab, dann durch dicke Dornbüſche und ſpäter durch ein mit widerhakigen Spelzen verſehenes Gras (wahrſcheinlich Cenchrus echinatus, daſſelbe, welches am oberen Nil Askanīt genannt wird). Wie kleine Pfeile bohren ſich die Spitzen durch die Kleider, dringen bei jedem Verſuche, ſie herauszuziehen, nur immer weiter hinein und verurſachen beim Gehen durch das immerwährende Scheuern ein unerträgliches Gefühl. In zwei Stunden erreichten wir die Grenze von Dafeta und eine Stunde danach, zerkratzt, müde und hungrig, das Lager. —

Ich war reichlich mit Lebensmitteln verſehen, hatte alſo keinen Grund, mich noch länger in Dafeta aufzuhalten, und bereitete Alles zum baldigen Aufbruche vor. Alle unnöthigen Sachen übergab ich Banafumo zum Aufheben nebſt einem Vorrath von Amerikano und Perlen für den Fall, daß ich meine Waaren durch einen Unglücksfall verlöre; zugleich erſuchte ich ihn, während meiner Abweſenheit Lebensmittel für mich zu kaufen, denn man hatte mir geſagt, daß dieſe ſpäter viel theurer ſein würden: zum Lohne ſollte er nach meiner Rückkehr ein Gewehr erhalten. Endlich berichtigte ich die Forderung meines Milchmannes Mamburi, nahm Abſchied vom Sultahn und ließ noch am Abende die Zelte abbrechen und die Gepäckſtücke zurechtlegen, um allen unnöthigen Aufenthalt am nächſten Morgen thunlichſt zu vermeiden.

Vor Sonnenaufgang am 26. Juli erſchienen Banafumo und Thorntons Blutsbruder Mamburi, unſere Führer. Wir hatten diesmal kein Thor zu durchkriechen, dagegen drei ſchlimme Arme des Dafetafluſſes zu überſchreiten, von denen der eine uns Schwierigkeiten verurſachte durch ſeine ſtarke Strömung, der andere durch ſeine ſteilen Ufer, der dritte durch die ſchlammige Bodenbeſchaffenheit rings umher: die Eſel ſanken bis zur Mitte des Leibes ein und die mit ſchwerem Gepäck beladenen Träger bis über die Kniee. Unſere Begleiter vertieften ſich in lange Unterhaltungen mit dem würdigen Faki und verließen uns nicht eher, als bis ich ihnen bedeutete, daß ich allzu weit getriebene Anhänglichkeit nicht liebe.



Der Schneeberg Kilimandſcharo von Madſchame aus.

Sechzehnter Abſchnitt.

Das Dſchaggareich Kilema.

Der Kilimandſcharo, der König der Berge. Seine Geſtalt, ſeine Schneedecke. — Dſchaggalandſchaften. — Die Paradiesfeige und ihr Nutzen. — Wohnungen der Eingeborenen. — Waſſerleitungen und Schanzgräben. — Staatliche Einrichtungen. — Verkehr der Bewohner unter ſich und mit den Nachbarvölkern. — Günſtige Verhältniſſe für eine europäiſche Niederlaſſung. — Annäherung an Kilema. — Friedensgruß. — Peinliches Warten. — Lagerplatz der Karawanen. — Stark beſuchter Markt. — Geſichtsbildung und Tracht der Wakilema. — Sicherheitswachen. — Beſuch des Sultahns. — Gegenſeitige Geſchenke. — Beſichtigung der Wunder Europas. — Erlaubniß, Vögel zu ſchießen. — Tanz zu Ehren der Fremden. — Erſte Unannehmlichkeiten. — Das Abfeuern einer Rakete ſtellt die Ordnung wieder her. — Ein Ausflug. Großartige Rundſchau. — Bettelei der Könige und Miniſter, Betrügereien der Unterthanen. — Langes Hinhalten. — Entſchiedenes Auftreten dringt durch. — Vorbereitungen zur Beſteigung des Kilimandſcharo. — Eine frühere Beſteigung. — Empfang im letzten Dorfe. Vereitelte Empörung. Herrlicher Morgen im Urwalde. Zwei Nächte in 8000 Fuß Meereshöhe. Ungunſt des Wetters und Treuloſigkeit der Führer. Rückkehr. — Was ſich inzwiſchen im Lager zugetragen. — Belagerungszuſtand. — Eine gut beſtandene Prüfung. — Die Verhältniſſe beſſern ſich nicht. — Abbruch der friedlichen Beziehungen. — Umgewandeltes Benehmen. — Abreiſe trotzalledem.

Wer nur die Gebirge Europas kennt, hat keine Vorſtellung von der Großartigkeit einer Bergmaſſe, welche übergangslos, ohne Vorländer, aus der Ebene aufſteigt. Bei uns ſind die Gipfel der höchſten Berge entweder nur aus ſehr beträchtlicher Ferne ſichtbar und dann wegen der Kleinheit des Höhenwinkels wenig auffallend, oder von nahe gelegenen aber *hohen* Punkten aus: in dieſem Falle ſchrumpfen ſie zuſammen durch die Erhabenheit des Standpunktes und durch die Nähe vieler Gipfel von nahezu gleicher Größe; nirgends aber bietet ſich das Schauſpiel eines vom Fuße bis zum Gipfel ſichtbaren, alleinſtehenden Rieſenberges, wie man es auf See beim Vorüberfahren an hohen, vulkaniſchen Inſeln genießt oder beſſer noch in der Ebene vor dem Könige der Berge, dem *Kilimandſcharo* (32). Hier bleibt uns Nichts verhüllt; das ſchneegekrönte Haupt zeigt ſich ebenſo klar und deutlich als der Wald der tieferen Gebiete, und keine ebenbürtige Erhebung zieht das bewundernde Auge ab, mindert die Größe des Eindrucks.

Aus einer zehn deutſche Meilen breiten Grundfläche erhebt ſich der „Berg der Größe" 16,500 Fuß hoch über die Ebene oder 18,700 Fuß über die Meeresfläche. Zwei Gipfel krönen ihn, im Weſten ein prachtvoller, mit blendendweißer Schneekappe bedeckter Dom, im Oſten eine 2500 Fuß niedrigere, ſchroffe Maſſe jäh abfallender Rieſenpfeiler und Säulen, beide durch einen langgeſchweiften Sattel verbunden — das Zackigrauhe nebſt dem Sanftſchönen. An den die Schneelinie nur unbedeutend überragenden Abſtürzen des Oſtgipfels vermag nur wenig von den Staubkriſtallen des Waſſers zu haften; und wie auf der weſtlichen Kuppel nur ſelten ein ſchwarzer Stein die ſchimmernde Decke durchbricht, ſo liegen hier nur vereinzelte weiße Felder auf den ſanfteren Abhängen des dunklen Felsſtocks.

Nicht jederzeit gibt der Kilimandſcharo ſeine Schöne dem Auge des Bewunderers Preis; für gewöhnlich hüllt er ſich ſchon einige Stunden nach Aufgang der Sonne in ein Nebelgewand, und oft legt er tagelang den undurchdringlichen Schleier nicht ab. Immer wickelt er ſich von Oſten aus ein, weil aus dieſer Richtung Jahr aus Jahr ein die Winde wehen. Zuerſt verdichtet ſich am weniger hohen Felsgipfel ein Theil der Dünſte; beginnt hier einmal die Bildung von Nebeln und Wolken, welche an der Schneelinie des Domes weſtwärts eilen, um jenſeits wieder in unſichtbaren Dunſt zu zerfließen, dann bleibt die ſtralende Kuppel nur noch wenige Minuten ſichtbar: ſchnell ſchiebt ſich von unten her die Dunſtmaſſe zuſammen, und bald ſind beide Häupter mit einer einzigen Wolkenhülle bedeckt. Ebenſo wird auch der Berg wieder von Oſten her frei, nachmals mit noch hellerem Glanze leuchtend, weil inzwiſchen neue Niederſchläge ſich über die alten gelagert haben. Daß es oben wirklich ſchneit, ſieht man am beſten nach ſtarkem Gewitterregen in der Tiefe: kurz nach der Enthüllung reicht dann der Schnee am Fuße des Oſtpiks bis weit herab, bis unter die Sattelhöhe, wird aber binnen wenigen Stunden von der Sonne wieder hinweggeleckt bis auf die unbedeutenden ſtehenden Lager.

Aus dem ebenerwähnten Grunde überzieht ſich auch der weſtliche Abhang des Berges, welcher am wenigſten unter dem erwärmenden Einfluſſe des Seewindes ſteht, mit einer viel tiefer herabreichenden Schneeſchicht als der andere; es ſcheint die weiße Kappe verwegen auf die eine, dem Wetter abgewendete Seite herabgedrückt zu ſein.

Ueber die wahre Geſtalt des oſtafrikaniſchen Rieſenberges wiſſen wir nichts Beſtimmtes, weil noch Niemand ihn von allen Seiten geſehen, ihn genau unterſucht hat; indeſſen ſchließt Thornton nach den Anſichten aus Südoſt bis Südweſt und nach den geſammelten Steinproben, daß der Kilimandſcharo ein alter, durch Einſtürze theilweis zerſtörter Feuerſpeier ſei, von deſſen einſtiger Größe die meilenweit voneinander entfernten Gipfel, nur unbedeutende Ueberreſte des Ganzen, Zeugniß geben.

Der Kilimandſcharo iſt der Vorpoſten einer Anzahl ähnlicher, vielleicht noch höherer Schneeberge, welche ſich bis jenſeit der Linie hinziehen. Den maſſigen Kenia hat Krapf geſehen, von den anderen haben wir nur Berichte erhalten; ſie alle ſcheinen Vulkane zu ſein, wennſchon, nach den Ausſagen der Eingeborenen, nur einer noch Feuer und Lava ſpeit. Für ſpätere Reiſende wird es eine der wichtigſten Aufgaben ſein, das Gebiet der Schneeberge und Vulkane Oſtafrikas zu durchforſchen, Kunde zu bringen von Bau und Zuſammenhang dieſer Bodenerhebungen und von der Vertheilung der Waſſerläufe, welche den mächtigen Bergmaſſen entſtrömen. Möglich, daß alle hier ſich ſammelnden Regen- und Schneeniederſchläge wieder dem indiſchen Meere zueilen, dem ſie entſtammen; möglich aber auch, daß von hier aus ſtarke Waſſeradern nach Weſten fließen, durch unbekannte Ebenen dem großen Ukereweſee zu, welcher, wie wir durch Speke wiſſen, einen Arm des geheimnißvollen Nil entſendet, oder auch, daß ſie mit Uebergehung dieſes Waſſerbeckens in ſelbſtſtändigen Strömen ſich nach Norden wenden, um dort ſich mit dem Segenſpender Egyptens zu vereinigen. Der Eifer, mit welchem man jetzt oſtafrikaniſche Erdkunde betreibt, läßt erwarten, daß ſchon das nächſte Jahrzehend uns die Löſung dieſer hochwichtigen Fragen bringt, über denen ſchon die Alten brüteten.

Verlaſſen wir die Ebene und ſteigen wir empor nach dem Berge, nach ſeinen Wäldern, nach den ſchon von fernher kenntlichen Bananenpflanzungen der Höhe! Der Weg führt am Rande von Schluchten hin, in deren Tiefe wilde Bergwaſſer rauſchen. Hier, wo das Lebenselement, das Waſſer, in reichſter Fülle geboten iſt, entwickelt ſich die Pflanzenwelt zu üppigſter Pracht. Zwiſchen ungeheuren Laubbäumen des Urwaldes und zwiſchen ſchlanken, zierlichen Palmen grünt ein Raſen, in welchem die herrlichſten Blumen ihre Blüte entfalten, umgaukelt von buntfarbigen Faltern. In einer Höhe von drei- bis viertauſend Fuß, bis zu welcher die Räuber der Ebene ſich nicht verſteigen, beginnen die Pflanzungen der Eingeborenen, reichlich bewäſſerte Felder mit einer knollentragenden Arumart, Beete mit rankenden, an Stangen befeſtigten Bohnenpflanzen, Wieſenflächen mit zarten Gräſern und ſchattige Wäldchen der wunderbar ſchönen, unſchätzbaren Bananenſtaude.

Allerorts in den Tropenländern und ſchon in Südeuropa gibt es Bananen, aber Bananen wie hier, von ſo mächtigem Wuchſe und ſo vorzüglicher Güte, gibt es wol nirgends. Wir haben treffliche Bananen von Indien, von Sanſibar und dem gegenüberliegenden Feſtlande, von den Seeſchellen, von Réunion und Madagaskar gekoſtet, aber keine dieſer Arten, vielleicht diejenigen der vulkaniſchen Inſel Großkomoro ausgenommen, beſitzt auch annähernd einen ſo lieblichen Geſchmack als die Bananen von Dſchagga: dieſen Bananen, von denen zwölf zur täglichen Nahrung eines Mannes genügen, wiſſen wir keine andere Frucht gleichzuſtellen. Wer einmal in den Bananenhainen Dſchaggas gewandelt und in ihrer Kühle, in dem ſanften, das dichte, blaßgrüne Blätterdach durchdringenden Lichte die heißen Mittagsſtunden verbracht, wird ſtets nach ihnen zurück ſich ſehnen und die Eingeborenen beneiden, denen ſo herrliche Pflanzen faſt ohne alles Zuthun erwachſen.

Rieſige, zehn bis zwölf Fuß lange und mehr als fußbreite, ſammetmatte Blätter bilden die Krone der Staude; ſie ſind ſo weich und locker, daß heftiger Wind ihre Ränder in zahlloſe Streifen und Lappen zerſchlitzt. Aus ihnen iſt der acht bis zehn Zoll dicke Schaft zuſammengewickelt — jedes einzelne Blatt kann man bis an das Ende der Wurzeln verfolgen. Begreiflicher Weiſe ermangelt ein ſolcher Stamm der Feſtigkeit: man kann ihn mit einem gewöhnlichen Meſſer ſeiner ganzen Dicke nach durchſchneiden und ihn ohne Mühe mit dem Finger durchbohren, wobei ein farbloſes, dünnes Blut in Menge aus der Wunde ſtrömt. Trotz ihres loſen Gefüges bringt die Bananenſtaude doch Fruchttrauben von ſolchem Gewichte hervor, daß zwei Männer kaum im Stande ſind, ſie zu tragen. Aus ungeheuren, purpurfarbigen Blüten, welche neben reifen Früchten auf anderen Stengeln dem Baume zur höchſten Zierde gereichen, entwickeln ſich die ſenkrecht vom Stiele abſtehenden, ſchotenförmigen Früchtchen, welche faſt zuſehends wachſen und nach wenigen Monaten die Geſtalt und Länge einer mittelgroßen Gurke erreichen. Reife Bananen haben eine gelbe oder grüne, dicke, glatte Schale, welche ſich leicht von dem ſchmuzigweißen, mehligen und doch ſaftigen Fleiſche loslöſt, und zeigen einen mehrkantigen Querſchnitt. Der geſammte Fruchtinhalt iſt genießbar, da die Samenkerne durch lange Kultur verkümmert und nur noch an winzigen, dunklen, das Innerſte der Frucht durchſetzenden Pünktchen kenntlich ſind. Wildwachſende, nicht durch lange Kultur veredelte Bananen, zeigen kaum eine Aehnlichkeit mit dieſer Frucht: eine lederartige Haut überzieht eine Fülle großer Samen, zwiſchen denen nur wenig Platz für ein braunes, vogelleimartiges Fleiſch bleibt.

Da man, dem eben Geſagten zufolge, edle Bananen nicht durch Samen fortpflanzen kann, vermehrt man ſie durch Stecklinge, und zwar auf die einfachſte Weiſe; denn jeder abgehauene Bananenſtamm treibt aus den Wurzeln neue Schößlinge, welche in neun bis zehn Monaten ihr volles Wachsthum erreichen. Schon im erſten Jahre trägt die ſchnell aufgeſchoſſene Staude Früchte, im zweiten ſtirbt ſie bereits ab oder wird vielmehr abgehauen, ehe es ſo weit kommt.

Kaum eine andere Nutzpflanze verlangt weniger Arbeit, und keine überſchüttet den Menſchen reichlicher mit Segen als die Banane: auf gleichgroßer Bodenfläche bringt ſie etwa vierzigmal mehr Nahrungswerth hervor als die Kartoffel und zwanzigmal mehr als der

Weizen. Alles an ihr iſt nutzbar. Der zarte, ſaftige Schaft dient, wo es an Gras mangelt, namentlich auf Seereiſen, als Futter für Ochſen und Ziegen: wenige ſolcher Stämme genügen für eine kleine Heerde, da ſie den Nahrungsſtoff gewiſſermaßen in verdichteter Form enthalten; in irgend einer Ecke des Schiffes liegend, halten ſie ſich wochenlang, ohne zu verderben, und laſſen ſich mit einem gewöhnlichen Meſſer ſchnell in mundrechtes Futter verwandeln. Trockene Blätter dienen zum Dachdecken und zur Feuerung, friſche, an der Rippe zuſammengeklappte, als Lendenſchurz. Nichts Zierlicheres kann man ſich denken als eines der jungen, vollkommen ſchön gewachſenen Dſchaggamädchen, welches den bronzefarbenen Leib mit einem ſaftgrünen Bananenblatte verſchämt hat; unwillkürlich denkt man dabei an die Feigenblätter des Paradieſes — führt doch jetzt noch die Banane den Namen Paradiesfeige!

Das Beſte an dem Baume aber iſt ſeine Frucht, die Banane oder Piſangfrucht, von welcher man in der alten wie in der neuen Welt wol hundertlei verſchiedene Arten kennt. Ueberall rühmt man ihren Wohlgeſchmack und die Mannigfaltigkeit der Genüſſe, welche die daraus bereiteten Gerichte dem Gaumen bieten. Im reifen Zuſtande ſtellt ihr Fleiſch einen einen ſüßen, würzhaften und erfriſchenden, halbfeſten Brei vor, eine im wahren Sinne des Wortes auf der Zunge zerfließende Speiſe; in ihrer eigenen Schale gebraten oder in einer Pfanne mit etwas Butter über dem Feuer zerrührt, gibt ſie ein unübertrefflich feines Kompot; die unreife Frucht in der Aſche gebacken iſt trocken und mehlig und läßt ſich zu nahrhaftem Mahle verarbeiten oder wie Brod und Kartoffeln, ohne Weiteres ſowie in verſchiedenartiger Zubereitung, verwenden.

Alſo Brod, Kartoffeln und Obſt erſetzt die Banane, abgeſehen von dem Weine, welchen ſie liefert; ſie kleidet, nährt und ergötzt den Menſchen! Wo immer auch unſere Stammeltern ihre erſten Tage verlebt haben mögen, wir können uns nicht vorſtellen, daß es an einem Orte geweſen ſei, welcher keine Bananen hervorbringt.

Wie im Großen in Oſtafrika die einzelnen Völkerſchaften getrennt voneinander wohnen, ſo iſt es im Kleinen in Dſchagga: jedes Beſitzthum iſt abgeſchloſſen, jede Familie lebt von der anderen getrennt. Inmitten der umhegten Fruchtwäldchen ſtehen die wiederum von hohen Zäunen umgebenen Gehöfte der Eingeborenen. Ein Durchgang von halber Mannshöhe führt in den länglichrunden Hof, in deſſen Mitte das große, runde, mit einem bis auf den Boden reichenden Dache bedeckte Haupthaus ſich befindet. Vor dieſem ſind zwei kleinere Hütten von derſelben Bauart errichtet, Wohnungen für Sklaven und Diener, und hinter ihm eine noch kleinere, das Vorrathshaus.

Die Wadſchagga ſind ein Volk, welches ſich in verſchiedenſter Beziehung auszeichnet; Thornton verſichert, auf ſeinen Reiſen niemals Neger — um dieſen allerdings unpaſſenden Ausdruck zu gebrauchen — von gleicher Schönheit, Kraft und Fähigkeit geſehen zu haben. Ob ſie von Haus aus dieſe Anlagen beſaßen, oder ob ſie ihre glückliche Begabung einer Beimiſchung edleren Blutes (33) oder den günſtigen Verhältniſſen des von ihnen bewohnten Landes verdanken, vermögen wir nicht zu entſcheiden. Die Bewohner des Kilimandſcharo laſſen ſich nicht durch die Ergibigkeit ihres Bodens zu trägem Müßiggange verleiten, bauen vielmehr, außer den beinahe von ſelbſt erwachſenden Bananen, in beträchtlicher Menge auch andere Früchte, welche ihnen Mühe genug verurſachen, wie Bohnen, Erbſen und dergleichen. Außerdem treiben ſie Viehzucht, und zwar in ähnlicher Weiſe wie die Bewohner dichtbevölkerter und vorgeſchrittener Länder Europas — mit Stallfütterung. Den Weibern kommt es zu, die buntgeſcheckten Höckerkühe, die Mitbewohner der Hütte, zu verſorgen: ſie müſſen das ſaftige Gras von oft weit entfernten Bergen herbeiholen und täglich den koſtbaren Dünger in Körben auf die Felder ſchaffen, haben alſo immer vollauf zu thun. Kaum weniger umfangreich und beſchwerlich ſind die den Männern obliegenden Beſchäftigungen: Dienſt des Königs, die Bewachung des Landes, das Herſtellen und Inſtandhalten der großartigen Schanzgräben und Waſſerleitungen, welche den Reiſenden in Dſchagga mehr als alles Andere in Verwunderung ſetzen, weil er in ihnen die Arbeiten eines ebenbürtigen Geiſtes erkennt.

Dieſe Waſſerleitungen ſind vortrefflich gehaltene, mit Kühnheit über Schluchten hinweggeführte und an Bergwänden hingezogene Kanäle, welche oberhalb der menſchlichen Wohnungen beginnen, ſodaß Jeder das Nothwendigſte unmittelbar vor der Thüre hat. Und die Schanzgräben, künſtliche, zwei bis drei Klaftern breite und ebenſo tiefe Schluchten, umziehen jeden Staat in mehrfacher Reihe; ſie erſchweren das Eindringen eines angreifenden Feindes und machen das Fortbringen von erbeutetem Vieh faſt unmöglich.

Die Wadſchagga haben guten Grund ſich mit ſolchen Schanzgräben zu verwahren, weil ſie nicht nur mit den Räubern der Ebene, ſondern häufig auch mit den Nachbarn auf dem Berge im Kriegszuſtande leben. Wie im alten Helvetien und Germanien umſtehen auch in Dſchagga wachthabende Männer, der Eine in Rufweite von dem Anderen, Tag und Nacht die Grenzen des Landes: kein Feind kann ſich einſchleichen, ſchon am erſten Schanzgraben wird er erkannt, es erſchallt das weithin tönende Kriegshorn, der Ruf „Wanga, Wanga!“ (Krieg, Krieg!) geht durchs ganze Land, und in kürzeſter Zeit iſt Alles in Aufruhr, Alles zur Vertheidigung von Haus und Herd bereit. Ohne dieſe Nothwendigkeit, fortwährend gerüſtet und thätig zu ſein, würde das glückliche Bergvolk wahrſcheinlich entnervt und verweichlicht ſein wie die wehrloſen Küſtenvölker, in Trägheit und Laſter verſunken wie die demſelben Blute entſproſſenen Wanika.

So ſonderbare bürgerliche Verhältniſſe müſſen auch abſonderliche Staatseinrichtungen zur Folge haben. In Dſchagga herrſcht eine ſtraffe, kriegeriſche Ordnung. Der Manki (d. i. Sultahn oder König) iſt der beinahe unumſchränkte Herr des Landes: ihm gehören die Knaben ſchon von der Geburt an, und ausſchließlich für ſeinen Dienſt werden ſie herangezogen. Seine Herrſchaft erſtreckt ſich ſogar über das andere Geſchlecht: keine Ehe wird ohne ſeine Einwilligung geſchloſſen, er ſelbſt vereinigt die jungen Leute. Dennoch kann der Manki nicht als Deſpot gelten, vielmehr iſt, wenn man der Sache auf den Grund geht, ſeine Macht ziemlich nichtig, zum Wenigſten im Frieden, weil die Geſammtheit der Krieger nicht minderen Antheil daran nimmt. Ohne ihren guten Willen vermag er Nichts durchzuſetzen; Manches, was er gern möchte, muß er unterlaſſen, um ſeine „Prätorianer“ bei guter Laune zu erhalten; ſogar die Abgaben, welche ihm die Karawanen zahlen, hat er mit ihnen zu theilen. Und mehr noch als von ihnen iſt er bisweilen von ſeinen Verwandten abhängig — ſonderbarer Widerſpruch, unumſchränkter Herr über alles Lebende und dennoch Schattenkönig zu ſein!

Nur zwiſchen 3500 bis 5000 Fuß Meereshöhe ſind die ſüdlichen Abhänge des Kilimandſcharo bewohnt; 1000 Fuß höher reichen die Bananenpflanzungen; oberhalb dieſes Gürtels hört Anbau und Beſitz auf, beginnt die herrenloſe Wildniß, der Urwald, die Grasflur, das Steinfeld oder wie ſonſt der Boden beſchaffen ſein mag. Der ſchmale, bewohnte Gürtel zerfällt in mehrere „Königreiche“, von denen, im Weſten beginnend, Madſchame, Lambungu, Uru, Pokomo, Kirua, Kilema, Maranga und Rombo, und unter dieſen wieder Madſchame und das am weiteſten nach Süden herabreichende Kilema die bedeutendſten ſind, beide durch wechſelvolle Bodengeſtaltung, durch tiefe Thäler und zahlreiche kleinere Berge beſonders begünſtigt.

Die Bewohner der verſchiedenen Staaten verkehren häufig miteinander und beſuchen ſich, hauptſächlich auf dem Wege durch das oberhalb der Pflanzungen gelegene, herrenloſe Land; ſie kommen auch mit den anwohnenden Völkerſchaften häufig zuſammen, mit den Wadafeta, mit den Bewohnern des Ugonogebirges und der Landſchaft Kahe in der Ebene weſtlich davon und mit den Wamaſai, zumeiſt auf „neutralem Gebiete“, auf bequem gelegenen Marktplätzen; auch werden ſie alljährlich von Suahelikarawanen beſucht, welche Elfenbein gegen Baumwollenſtoffe, Glasperlen und Metallwaren eintauſchen. Das Kilimandſcharoland iſt ein Mittel- und Anziehungspunkt für den oſtafrikaniſchen Verkehr und würde, wenn geſittete Völker hier Einfluß zu gewinnen ſuchten, Dies in noch höherem Grade werden können, weil es nahezu in der Mitte liegt zwiſchen dem indiſchen Meere und den großen Binnenſeen. Für eine europäiſche Anſiedelung würde kein Tropenland größere Vortheile bieten als eben Dſchagga: hier findet der Europäer, komme er als Glaubensbote, Ackerbauer oder Handelsmann, ein herrliches, geſundes Klima in allen Abſtufungen von der Bananenregion bis zu den Gebieten, wo Weizen und nordiſche Pflanzen gedeihen, er findet eine kräftige, unverdorbene Bevölkerung, welche nicht nur das Land zu bauen und zu beſchützen weiß, ſondern auch viele, das Leben verſchönende Künſte verſteht. Dſchagga iſt in der That ein Paradies, ſoweit ein ſolches denkbar, und Jeder, der das wunderbare Land geſehen, wird mit Entzücken von ihm ſprechen, ſelbſt wenn er dort, wie unſer Reiſender, viel Ungemach durch die Bettelei und den Wankelmut der kleinen Könige erfahren mußte.

Nach einem langen Marſch durch eine ſanft anſteigende, von einzelnen Hügeln und Höhenzügen unterbrochene Grasebene, fährt Decken fort, und nachdem wir mehrere Trockenbäche und raſch ſtrömende Flüſſe überſchritten, gelangten wir an den ſtattlichen Gonifluß. In einer Breite von ſiebzig bis achtzig Fuß, zwiſchen ſteilen, dichtbewaldeten Ufern rauſcht ſein eiskaltes Waſſer auf felſigem Bette dahin. Ich watete hindurch, da ich nicht Luſt hatte, mich den Schultern eines der Träger anzuvertrauen, und ließ am anderen Ufer das Lager aufſchlagen in einer natürlichen Laube, unter hohen Bäumen. Das kalte Fußbad hatte üble Folgen; ich bekam nach Kurzem einen ſteifen Arm, Zahnweh, Rheumatismus und Fieber. Um die Zahl der Plagen voll zu machen, regnete es die ganze Nacht hindurch, und ich vermochte vor Näſſe und Kälte nicht zu ſchlafen. Beim Aufbruch am anderen Morgen fühlte ich mich ſo matt, daß ich mich kaum auf den Füßen erhalten konnte.

Um acht Uhr erreichten wir den erſten Wallgraben von Kilema. Die gegen fünfzehn Fuß tief hinabführenden Wände waren ſo ſteil und glatt, daß die Träger ſie gerade eben erklettern konnten, die Eſel aber, von einigen Trägern bewacht, zurückgelaſſen werden mußten. Ein ſchmales, ſchlüpfriges Bret führte hinüber; wir zogen es jedoch vor, den mühſamen aber minder gefährlichen Weg über die Sohle des Grabens einzuſchlagen.

Auf der anderen Seite der Schlucht angelangt, feuerten wir ſämmtliche Gewehre ab. Kurz danach erſchienen etliche Eingeborene, pflückten in einiger Entfernung zum Zeichen ihrer freundſchaftlichen Geſinnung Grasbüſchel ab, hielten ſie mit der rechten Hand empor und begrüßten uns, als wir daſſelbe gethan, unter wiederholtem Jamborufen auf herzliche Weiſe. Unter ihnen befand ſich ein Großer des Reiches, Namens Rehani; er erkundigte ſich nach dem Zwecke unſerer Reiſe und verließ uns, um den Sultahn von unſerer Ankunft zu benachrichtigen. Andere erboten ſich, für ein Doti Entſchädigung die Eſel auf einem bequemeren Wege nach dem Lagerplatze zu führen, während wir auf dem gewöhnlichen Pfade weiter gingen. Bald mußten wir wieder halten vor einem hohen Zaune mit engem Thorwege, welchen man nur tiefgebückt durchkriechen konnte. Hier ſollten wir die Antwort des Sultahns erwarten, eine harte Geduldprobe für mich, der ich noch vom Fieber durchſchüttelt war und durchnäßt vom Regen der Nacht und vom Thaue des Morgens.

Inzwiſchen ſammelten ſich immer mehr Dſchaggaleute um uns, alle in derſelben Weiſe grüßend wie die anderen. Gegen Mittag endlich kam Rehani zurück mit einem

einem anderen Angeſehenen, Namens Mgindo, und brachte uns, wiederum Grasbüſchel ſchwenkend, die zuſtimmende Antwort des Sultahns. Nunmehr hatten wir noch das Kiſchongo zu überſtehen, zu unſerer Freude in weniger umſtändlicher Weiſe als in Dafeta: die Leute ſteckten durchſchlitzte Streifchen von der Stirnhaut einer ſoeben geſchlachteten kleinen Ziege an ihre und unſere Finger, verſahen auch mehrere der Träger mit dem Kiſchongozeichen, ohne jedoch für jeden ein Gegenüber zu haben; und weil die Stirnhaut für ſo Viele nicht ausreichte, nahmen ſie noch ein Stück von der Haut des rechten Fußes dazu. Auf einem gewundenen Wege führten ſie uns durch enge Gäßchen zwiſchen eingehegten Bananenpflanzungen hin nach dem Gipfel einer Anhöhe, auf welchem die Karawanen Lager aufzuſchlagen pflegen. Anfänglich gefiel uns der Platz, weil er eine hübſche Ausſicht nach Süden bot, bald jedoch ſtellte es ſich heraus, daß er feucht war und von Termiten wimmelte. Für heute ließ ſich daran Nichts ändern; wir ſchlugen alſo die Zelte auf, und ich legte mich auf mein Bett, erſchöpft vom Fieber und ermüdet durch das Warten und die langen Verhandlungen. Es regnete wieder die ganze Nacht hindurch; in Folge deſſen ſank die Luftwärme bis auf 11° R., ſodaß ich mich kaum erwärmen konnte, obgleich ich dicke Winterkleider anzog.

Wie ſchon geſtern kurz nach unſerer Ankunft, füllte ſich auch heute wieder das Lager mit Männern und Weibern, mit Neugierigen und Verkäuferinnen.

Die Farbe und Geſichtsbildung der Wakilema deutet auf verſchiedene Abſtammung. Die Einen ſind von ſehr lichter Negerfarbe mit einem Stich ins Bläuliche, die Anderen übertreffen Mulatten an Helligkeit der Haut; Viele haben beſtimmt gezeichnete Augenbrauen ſowie Antlitz, Mund und Glieder von feinen, ſchönen Formen, Andere wieder ſehen negerähnlicher. Durchſchnittlich iſt der Kopf breiter und nicht ſo lang als ein gewöhnlicher Negerſchädel; das Geſicht ſcheint auf den erſten Anblick nach oben zu eckig zu ſein, doch rührt, wie es ſich bei genauer Betrachtung zeigt, dieſer Anſchein nur davon her, daß die Haare an beiden Seiten der Stirne weggeſchoren ſind. Männer binden ein langes Stück durch Fett und Erde rothgefärbtes Baumwollenzeug über der rechten Schulter feſt, durch einen Knoten, welcher zumeiſt ein kleines Horn mit Schnupftabak und ein ſpitzes, in einer Scheide befindliches Meſſerchen umſchließt; dieſes Gewand hängt bis herab auf die Knöchel und iſt unten mit fußlangen Franſen verziert — eine bei der Koſtbarkeit des Stoffes unbegreifliche Verſchwendung. Als Schmuck tragen die Meiſten in den Ohren zwei Stäbe von einer eigenthümlichen Holzart, am Halſe mehrere Stränge feiner Perlen, Spangen von Meſſing- und Eiſendraht, kleine Kettchen oder zahlreiche an eine Schnur gereihte Holzſtückchen. Unterhalb des Kniees haben ſie an einen Faden ſchmale Streifen Fell gebunden, deren lange Haare über das Schienbein herabhängen (dieſe Umſchnürung der Waden ſoll geſchickt zu andauerndem Laufen und Bergſteigen machen), an der Fußbeuge aber zierlich gearbeitete Kettchen. Ihre Bewaffnung beſteht faſt ausſchließlich aus einem Spere mit breitem, zweiſchneidigen Eiſen an dem einen und mit einer Spitze am anderen Ende; nur ſelten ſieht man Schilde oder kurze Schwerter.

Verheirathete Frauen binden ein Stück rothgefärbtes, ſehr weiches, hübſch gegerbtes Leder, welches zumeiſt durch zierliche Stickerei mit feinen Perlen verſchönt iſt, derart um die Hüften, daß an der rechten Seite ein Zipfel bis auf den Fuß herabhängt. Junge Mädchen tragen nur eine kleine, perlengeſtickte Schürze an einem um die Hüften gebundenen Faden. Frauen wie Mädchen behängen das Fußgelenk mit ſicherlich einpfundſchweren Ringen von einer ſilberweißen Zinnmiſchung, binden um den Hals zahlreiche Stränge und Ringe von bunten Perlen und ſtecken in die Ohrläppchen Holzpflöcke oder Ringe, durch welche die Bohrung übermäßig erweitert wird. Vornehme Frauen tragen einen Schleier von rothen grünen oder Perlenſchnüren über das Geſicht, ärmere begnügen ſich mit nur zwei oder drei

Schnürchen. Kinder führen im Allgemeinen ähnlichen Schmuck wie die Anderen, doch in geringerem Maße; bei einigen ſahen wir Schellen unter dem Kniee befeſtigt.

Die jungen Männer machten ſich durch Neugierde und Bettelei überaus läſtig; ſie ſagten, Rebmann habe ihnen Zeug und Perlen in Menge gegeben, der neue Mſungu müſſe ihnen doch auch Etwas ſchenken. Ich blieb, ſo ſehr man auch über Hartherzigkeit und verſchloſſene Hand klagte, meinem Grundſatze getreu, Nichts zu geben, bevor man nicht Etwas für mich gethan. Der Sultahn mußte ſolche Beläſtigungen voraus geſehen haben; denn er ſandte zwei ſeiner erſten Krieger in das Lager mit dem Befehle, aufzupaſſen, daß Niemand ſich zudringlich benehme, ſtehle oder betrüge. Leider waren unſere Sicherheitswächter eher Böcke als Gärtner; ſie traten ihren Dienſt in angetrunkenem Zuſtand an und verſuchten früher als irgend Jemand, zu ſtehlen — Perlen nämlich. Ich mußte alſo ſie und die anderen Unverſchämten ſelbſt abwehren, ſchaffte auch in kurzer Zeit mit meinem Stocke Ordnung. Es mochte gewagt erſcheinen, im fremden Lande, bei einem kriegeriſchen Volke und gegen Krieger ſelbſt ſo rückſichtslos aufzutreten; ich hatte jedoch gelernt, ſolche Leute zu behandeln, und der Erfolg bewies, daß ich recht gethan: die von der Strafe Getroffenen wurden verlacht und verſpottet und hüteten ſich, meinen Zorn ein zweites Mal herauszufordern.

Es wurden einige Bündel Bananen, etwas Butter und Bohnen zum Verkauf gebracht, Alles zu überraſchend billigen Preiſen, aber nicht in genügender Menge, um unſeren Bedarf zu decken; dagegen ſchleppte man viel Feuerholz herbei und getrocknete Bananenblätter zum Dachdecken, jedes Bündel für zwei Stränge Perlen. Vielen wird es befremdlich vorkommen, daß hier, mitten im Walde, das Holz gekauft werden muß; der Reiſende aber findet es vortheilhafter, ſo zu handeln, als das Recht des Holzfällens theuer zu bezahlen, zumal wenn, wie am Tage nach der Ankunft, alle Leute von anderer Arbeit in Anſpruch genommen ſind — ſie bauten nämlich emſig an einigen Hütten für ſich. Bekanntlich liebt es der Neger nicht, unter freiem Himmel zu übernachten; wo er irgend kann, errichtet er ſich ein beſcheidenes Obdach, und ſollte daſſelbe auch nur Kopf und Bruſt gegen die Unbill der Witterung ſchützen.

Noch hatte der Sultahn ſich nicht im Lager gezeigt, obgleich er ſeinen Beſuch für heute zugeſagt hatte. Ich ſchickte demzufolge eine Botſchaft an ihn, des Inhalts, daß, wenn ſeine Hoheit auch morgen nicht komme, ich Kilema ohne Weiteres verlaſſen werde, da ich dann annehmen müſſe, mein Beſuch ſei ihm nicht angenehm. Er ließ mir erwiedern, daß er am nächſten Morgen gewiß erſcheinen wolle.

Als die Stunde ſeines Beſuches nahte, ſandte er von Neuem, daß er den Nachmittag zu kommen gedenke. Es war die höchſte Zeit, daß er Wort hielt — wir hatten keinen Biſſen Fleiſch mehr; die Eingeborenen behaupteten, ſie dürften vor dem Beſuch ihres Gebieters nicht einmal Ziegen oder Hühner zum Verkaufe bringen. Um möglichſt ſicher zu gehen, ſchickte ich, nachdem wir unſere trockenen Bohnen und Bananen hinabgewürgt, noch eine Botſchaft zum Manki, ihn dringlich um Beſchleunigung ſeines Beſuches bittend.

Gegen zwei Uhr ließ Mambo, Sultahn von Kilema, ſeine Ankunft melden. Neugierige und Verkäuferinnen wurden vom Lagerplatze weggetrieben. Eine Schar Soldaten erſchien und ſtellte ſich im Halbkreis um das Zelt; vor ihnen nahmen einige Häuptlinge oder Miniſter Platz; hinter ihnen hielt ſich mit verhülltem Geſichte der Manki verſteckt. Um mir Genugthuung für das lange Warten zu verſchaffen und um zu zeigen, daß auch ich ein großer Sultahn ſei, trat ich erſt nach geraumer Weile aus dem Zelte. Die Reihe der Krieger öffnete ſich und ließ Thornton und mich näher treten. Der Sultahn ſchien etwas ängſtlich zu ſein, kam aber doch hervor, entſchleierte ſein Antlitz, ſchüttelte uns die Hände und reichte uns ein grünes Blatt; darauf verhüllte er ſich wiederum, die Reihen der Soldaten ſchloſſen ſich, und er verſchwand.

Mambo iſt ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren. Er macht einen weniger guten Eindruck als die meiſten ſeiner Unterthanen: ſein Geſicht zeigt, trotz der hellen, ſchmuziggelben Hautfarbe, eine ausgeprägte Negerbildung und hat, wie das eines Trinkers, einen ſchläfrigen Ausdruck, wennſchon bisweilen etwas Geiſt aus ſeinen Augen blitzt. Von ſeinen Kriegern, welche faſt genau ſo gekleidet ſind wie er ſelbſt, wird er mit geringer Achtung behandelt.

Nach Mambos Rückzug brachte man zwei Kühe als Geſchenk des Sultahns, verlangte aber gleichzeitig eine Entſchädigung für den Eigenthümer der mit Gewalt entführten Thiere und Perlen für die noch verſammelten Krieger. Ich entgegnete, wenn der Manki die Kühe verkaufen wolle, möge er den Preis nennen; ſchicke er ſie aber als Geſchenk, ſo habe er nicht das Recht, Etwas dafür zu fordern. Den Soldaten verabreichte ich die gewünſchten Perlenſchnüre und ließ durch ſie den Manki bitten, am anderen Morgen ſeinen Beſuch zu wiederholen. Schon kurz danach meldete Mambo ſich noch einmal, um einen verabſäumten Brauch der Freundſchaft nachzuholen: er beſpie die geſchenkte Kuh ein wenig, worauf wir daſſelbe thaten und ſie ſchlachten ließen. Beim Weggehen verſicherte er, daß er morgen kommen würde, um ſein Geſchenk zu beſichtigen.

30. Juli. Um zehn Uhr erſchien der Sultahn mit dreien ſeiner Räthe, kam in das Zelt und nahm folgende Gegenſtände im Werthe von zwanzig bis fünfundzwanzig Maria-Thereſia-Thalern in Empfang:

45 Ellen Amerikano,
12 bunte Taſchentücher,
2 Barſati,
1 Kunguru,
1 Debuani, } in Maskat gewebte bunte Stoffe, jedes Stück ſieben Ellen lang,
4 zinnerne Armſpangen, jede 1 Pfd. ſchwer,
5 Pfd. Glasperlen verſchiedener Größe u. Farbe,
1 großen Spiegel,
1 Taſchenmeſſer,
1 kleine Piſtole mit Steinſchloß.

Nur an der Piſtole ſchien Mambo Vergnügen zu finden, das Andere betrachtete er ziemlich gleichgiltig. Kopfſchüttelnd erklärte er, Das ſei bei Weitem nicht genug, auch müſſe ſeine Leibwache, welche geſtern durchaus nicht befriedigt worden, ein größeres Geſchenk haben. Ich erſuchte ihn, ſich vor der Hand zufrieden zu geben, da er doch den doppelten Werth ſeiner Kühe empfangen habe, und ſagte, er ſolle ſpäterhin, bei fernerem guten Einvernehmen, mehr erhalten; begnüge er ſich hingegen nicht, ſo würde ich Alles zurücknehmen und ſofort abreiſen. Weitere Betteleien ſchnitt ich dadurch ab, daß ich ihn aufforderte, außerhalb des Zeltes die Gewehre anzuſehen. Das Abfeuern einer Elephantenbüchſe brachte großen Eindruck auf ihn und ſeine Leute hervor; ſie ſammelten die von einem Felsſtück abgeſchoſſenen Splitter, wahrſcheinlich, um ſie ſpäter als Zauberarzenei zu benutzen. Noch lebhaftere Bewunderung erregte ein Revolver: als die Schüſſe einer nach dem anderen losknatterten, fingen alle Umſtehenden laut zu ſchreien an; Mambo lief zwanzig Schritte zurück, verhüllte ſein Haupt und verließ bald darauf das Lager, nachdem er verſprochen, in unſeren Sammlungen, Ausflügen und Meſſungen nichts Bedenkliches erblicken zu wollen.

Die Erlaubniß, Vögel zu ſchießen, erſchien beſonders weſentlich, weil es hier verboten iſt, irgend welches Geflügel zu erlegen: man kennt in Dſchagga, was mancher Behörde bei uns unbekannt geblieben, die Wichtigkeit der Vögel im Haushalte der Natur. Am meiſten ſchien man darauf Gewicht zu legen, daß die Vögel Unrat und Aas wegräumen; denn man bat ſich einzig Schonung für die Geier aus, weil dieſe als die größten am beſten unter den Leichnamen aufräumen könnten (in Dſchagga werden nämlich Männer, welche kinderlos ſterben, nicht beerdigt).

Gegen Abend wurden auch die vier Haupträthe des Sultahns bedacht; es erhielten nämlich Ngakui, Mgindo und Rehani je ein Barſati, ein Kunguru, ein Doti Amerikano und einen kleinen Spiegel, Ndugumbuo jedoch nur die drei letzteren Gegenſtände. Die zwei Lagerſoldaten bekamen je ein Doti und die Zuſage von fünf Perlenſträngen für jeden Tag ihres Dienſtes.

31. Juli. Mambo ſtellte ſich wiederum gegen zehn Uhr ein, diesmal, um den eigentlichen Zweck meiner Reiſe zu erfahren — daß ich kein gewöhnlicher Händler ſei, mochte ihm bereits klar geworden ſein. Ich ſetzte ihm auseinander, es ſei meine Abſicht, den Schneeberg zu beſteigen. Anfangs habe ich Dies von Madſchame aus verſuchen wollen; weil ich aber gehört habe, daß Rebmann von Maſaki, dem früheren Sultahn von Kilema freundlich behandelt und ſogar zur Rückkehr aufgefordert worden ſei, habe ich mich entſchloſſen, zuerſt hierher zu kommen. Mambo erwiderte, Madſchame ſei nicht der Ort, wo ich mich wohl befinden und meinen Zweck erreichen könne; dort herrſche kein wirklicher Sultahn, ſondern ein Kind ohne Macht, welches nur ein Spielball ſeiner Verwandten und Räthe ſei. Meine Abſicht, in ein feindliches Land zu gehen, beweiſe übrigens von Neuem, was ſchon meine geſtrige Hartherzigkeit dargethan: daß ich ſein Freund nicht ſei; vermutlich wolle ich die großen Geſchenke für den Sultahn von Madſchame, aufbewahren. Von Kilema aus, bemerkte er ſchließlich, ſei die Beſteigung des Berges viel leichter zu bewerkſtelligen; er wolle, wenn ich es wünſche, ſofort zwei Leute ausſchicken, um den beſten Weg zu erkunden. Dieſes Anerbieten nahm ich dankend an und verſprach dagegen, das für den andern Sultahn beſtimmte Geſchenk ihm zu geben, wenn er ſeine Zuſage halte.

Nunmehr wurde er zutraulicher, fragte Vieles, ließ ſich verſchiedene Sachen zeigen und bewunderte Alles, namentlich aber einen Anzug von blauem Düffel: es ſchien ihm unmöglich, daß ſelbſt die Waſungu, welche doch ſo große Dinge verſtänden, ſo dickes Zeug verfertigen könnten — er hielt den Stoff allen Ernſtes für das Fell eines Schafes. Noch mehr ſetzten ihn Streichzündhölzchen in Erſtaunen: daß ich durch einen einzigen Strich mit einem dünnen Stäbchen Feuer zu erzeugen vermochte, ging offenbar nicht mit rechten Dingen zu. Beim Abſchied ſchenkte ich ihm eine rothe, mit Gold geſtickte Jacke, wie ſie die Araber und Suaheli an der Küſte tragen; um ſich dankbar zu zeigen, verſprach er, uns zu Ehren einen Tanz aufführen zu laſſen.

Wir beſuchten am Nachmittag einen ſehr geſchickten Schmied, deſſen Arbeiten zu ſehen wir ſchon längſt gewünſcht hatten. Als wir nach dem Lager zurückkehrten, wo die verſprochene Feſtlichkeit ſtattfinden ſollte, waren bereits viele junge Leute verſammelt. Sie ſchwatzten viel und bettelten lange um Perlen, ehe ſie Anſtalten zum Tanze trafen. Dann bildeten ſie einen weiten Kreis, zumeiſt die Männer auf der einen, die Frauen auf der anderen Seite, doch auch hier und da Beide gemiſcht; dabei legte ein Jeder den rechten Arm auf die rechte Schulter des Nachbars zur rechten, den linken um den Leib des Nebenmannes zur anderen Seite. Der ganze Kreis drehte ſich leicht von rechts nach links, während in ſeiner Mitte zwei Leute Einzeltänze aufführten und Andere neben ihnen in einförmiger Weiſe hin und her ſprangen — im Ganzen ein ſehr mittelmäßiges Schauſpiel und wenig befriedigend nach Dem, was wir bei den Wateita und ſelbſt bei den Wadafeta geſehen.

Wie im geſitteten Europa, geben auch in Dſchagga Tanzvergnügungen Veranlaſſung zu übermäßigem Zechen. Der Vater des Volkes ſchloß ſich bei der allgemeinen Freude nicht aus: noch ſpät am Abende kam er, ſüßen Bananenweines voll, ins Lager, und zwar keineswegs als angenehmer Gaſt; er lärmte über die Maßen, ſuchte mehrmals Streit anzufangen und forderte ungeſtüm Geſchenke für ſich und die das Lager bewachenden Soldaten. Als ich ihm ſein unſchickliches Verhalten vorhielt, zog er, reizbar wie Betrunkene in einem gewiſſen Zuſtande ſind, die erſt heut Morgen noch beſtätigte Erlaubniß zu Ausflügen zurück, ſodaß ich endlich ärgerlich wurde und ihn aus dem Lager wies. —

Trübe und unfreundlich begann der folgende Tag, wie um uns zu tröſten über Mambos ungnädiges Verbot. Den ganzen Morgen über ließ ſich kein Menſch im Lager ſehen; doch auch Dies verurſachte uns nicht viel Kummer, weil wir Lebensmittel in hinreichender Menge beſaßen.

Einige Stunden nach Mittag kam der würdige Sultahn. Auf meine Vorwürfe über ſein geſtriges Benehmen und über das Ausbleiben der Marktleute antwortete er mit Klagen ſeinerſeits, daß während der vier Tage meines Aufenthaltes in Kilema ſein Vieh beinahe verhungert wäre, weil die Frauen, anſtatt Gras zu ſchneiden, ſich den ganzen Tag über im Lager aufgehalten; um den Kühen ihr Recht widerfahren zu laſſen, habe er befohlen, daß die Weiber nur einen Tag um den anderen zu Markte kommen ſollten. Dann erzählte er, daß ihm ſeine Eltern im Traume erſchienen wären und ihn gewarnt hätten, dem Mſungu zu trauen, weil dieſer keine offene Hand und ſomit keine Freundſchaft für ihn habe. Schließlich äußerte er ſogar in drohendem Tone, „ich ſolle nur verſuchen, nach Madſchame zu gehen, wenn ich glaube, dorthin kommen zu können". Unter ſolchen Umſtänden hielt ich es für das Beſte, einzulenken und ihm, ſeinem Verlangen gemäß, das für die Beſteigung des Kilimandſcharo beſtimmte Geſchenk, beſtehend aus: 80 Ellen Amerikano, 36 bunten Taſchentüchern, 1 Kunguru, 2 Barſati, 4 Armbändern, 6 Pfund Perlen und etwas Pulver, ſchon im Voraus zu bezahlen; zugleich gab ich ihm fünfzehn Ellen Amerikano für drei ſeiner Räthe, welche der Verhandlung beiwohnten, und einige Perlen für jede ſeiner Frauen. Hierfür verpflichtete ſich Mambo, unverzüglich zwei Führer zur Unterſuchung des Weges auszuſenden, ertheilte den Befehl, daß Niemand ſich meinen Ausflügen entgegenſetzen ſolle, ließ das Trinkwaſſer bis dicht an das Lager leiten, ordnete einen täglichen Markt an, überreichte mir einen Stock zum Gebrauche gegen zudringliche Leute, ſchenkte eine Ziege als Zeichen der Freundſchaft und verſprach, zwei Kühe ſogleich, nach der Rückkehr vom Kilimandſcharo aber zwei Schafe und zwei Ziegen zu liefern.

Das gute Einvernehmen war alſo wieder völlig hergeſtellt; doch nur für kurze Zeit, denn bald verfiel Mambo wieder in ſeine alten Sünden und bettelte bald um eine Stalfeile, bald um mein Bett, bald um ein Paar Piſtolen. Schließlich wünſchte er Thorntons ſchönes Plaid in ſeinen Beſitz übergehen zu ſehen; er wunderte ſich höchlich, daß ich meinem Begleiter das Tuch nicht ohne Weiteres wegnahm, um es ihm, meinem neuen Freunde, zu ſchenken. Um ſeiner Unverſchämtheit Ziel zu ſetzen, mußte ich wiederum in höflicher Weiſe von meinem Hausrechte Gebrauch machen.

Nicht minder forderten die beiden zu meiner Sicherheit oder beſſer, zur Beobachtung meines Thuns und Treibens, im Lager gelaſſenen Soldaten meine Geduld heraus; ſie hatten für die Perlen, welche ich ihnen gegeben, Bananenwein gekauft und verübten in ihrer Trunkenheit allerlei Unfug: an ihnen erprobte ich zuerſt den mir vom Manki übergebenen Stock.

2. Auguſt. Mambo hatte Wort gehalten; der Markt fand ſtatt und war ſehr gut beſucht. Ich kaufte Lebensmittel in Menge, ſowie auch Kleidungsſtücke und Waffen, nach denen ich bisher vergeblich getrachtet. Einzelne Sachen jedoch, und zwar gerade die ſchönſten, namentlich Meſſer und Waffen mit eingelegter Arbeit, waren den Leuten durchaus nicht feil, ſo hohe Preiſe ich auch bieten mochte.

Am Abende beläſtigte mich Mambo wiederum, ein ſicherer Beweis, daß ich ihn durch meine Nachgiebigkeit und Gutmütigkeit verdorben hatte. Er forderte in ungeſtümer Weiſe Perlen, lachte höhniſch, als ich ihm dieſe verweigerte, und meinte, er ſei ein mächtiger Mann, und habe mich in ſeiner Gewalt; ich müſſe mich doch in Alles fügen! So konnte es nicht weiter gehen. Ich nahm meine Zuflucht zu einem Mittel, welches in ganz Afrika den Reiſenden die beſten Dienſte leiſtet, ja in gewiſſen Fällen geradezu unentbehrlich iſt. Ohne Etwas zu ſagen, ging ich ins Zelt, nahm eine Rakete zur Hand, zeigte ſie Mambo und ſprach: „Bis jetzt habe ich Dir Sachen geſchenkt und Dich wie meinen Freund behandelt;

nun ſollſt Du ſehen, was mir gegen Feinde zu Gebote ſteht. In dieſer Hülle befindet ſich ein Feuer, welches mir es möglich macht, in kürzeſter Zeit Deine Dörfer und Pflanzungen zu verbrennen; und dieſes Feuer werde ich benutzen, falls Du Dein Benehmen nicht änderſt.“ Er entgegnete: „Muongo (das ſind Lügen)! ein ſo kleines Stück Papier kann nicht die Gewalt haben, mein Haus in Brand zu ſetzen oder gar zu zerſtören.“ Doch mochte er ſeiner Sache nicht ganz ſicher ſein; denn er weigerte ſich, eine Hütte zum Verſuche herzugeben. Ich ließ auf ſeinen Wunſch die Rakete in die Luft ſteigen: das Sauſen, die ungeheuere Höhe der Feuerſäule und der Anblick der, wie er glaubte, herabgeſchoſſenen Sterne ſchüchterten ihn ſichtlich ein — ohne der Perlen weiter zu erwähnen, ſchlich er von dannen.

3. Auguſt. Endlich ſtand unſerem längſt beabſichtigten Ausfluge nach einem im Norden des Lagers gelegenen Hügel, von welchem aus bei völlig klarer Luft die Berge der Küſte ſichtbar ſein ſollten, Nichts mehr im Wege. Das Wetter begünſtigte uns einigermaßen; wir genoſſen eine herrliche, großartige Ausſicht. Im Oſten ſahen wir die Bura- und Endaraberge und weiterhin den Kadiaro, im Süden das maſſige Ugonogebirge mit dem See Jipe zur einen und dem Flußgeäder des Pangani zur anderen Seite, weiter nach Weſten die Aruſchakette und jenſeit derſelben in der Ferne hohe, kegelförmige Berge, in der Ebene aber allerorts kleine, warzenförmige Hügel und Hügelketten, und das Alles überragt und überſtralt vom königlichen Kilimandſcharo. Nach allen wichtigen Punkten hin maßen wir Winkel. Sonderbarer Weiſe zeigten ſich die Wakilema nicht im Mindeſten verwundert oder ängſtlich über den Gebrauch der Meßinſtrumente, ſodaß ich zu der Anſicht gelangte, daß die lächerlichen Verbote, unter denen der Reiſende oft leidet, weniger im Aberglauben als in der Habſucht ihren Grund haben.

Gegen zwei Uhr langten wir, in hohem Grade befriedigt von den Ergebniſſen unſeres Ausflugs, wieder im Lager an. Mambo empfing uns hier mit neuen Betteleien, forderte namentlich Thorntons Plaid mit immer größerer Dringlichkeit. Mich des Ueberläſtigen zu entledigen, nahm ich meinen Revolver in die Hand, richtete, wie ſpielend, den Lauf nach Mambo und ließ den Hahn knacken: der Erfolg war überraſchend, der edle Sultahn trat ſofort ſeinen Rückzug an.

Krapf hat vollkommen Recht, wenn er die Bettelei ein Ungeheuer nennt, welches den Reiſenden in Oſtafrika auf Schritt und Tritt verfolgt; jeder kleine Dorfſchulze oder Bettelkönig glaubt ein Anrecht auf die Waaren zu beſitzen, welche in die Nähe ſeines Gebietes gebracht werden. Verſteht man es, ſich über die dadurch bedingten Widerwärtigkeiten hinwegzuſetzen, ſo mag es in hohem Grade ergötzlich ſein, die Pfiffe und Kniffe der Leute zu ſtudiren, die Vorwände kennen zu lernen, unter welchen man hier, namentlich in Dſchagga, der Hochſchule der Bettelei, ein Wenig oder Viel von des Fremden Eigenthum zu erliſten ſucht: die Unverſchämtheit und Dummdreiſtigkeit, welche dabei oft zu Tage kommt, iſt wirklich bewundernswerth. So bat einſt der Miniſter Rehani um eine Schnur Perlen, um ſich Schnupftabak von ſeiner eigenen Tochter zu kaufen! Später, in Kilema, verlangte ein Geheimrath ſieben Kleidungsſtücke für ſeine ſieben nackten Kinder, deren doch jedes eine Bedeckung haben müſſe; als ich ihm dies abſchlug, bettelte er um ein Brechmittel, zu einer Zauberei, wie er ſagte, und um Gift, mit welchem er ſchädliche Thiere tödten könnte, erkundigte ſich aber bald darauf, ob es auch ſtark genug ſei, einen Menſchen umzubringen. Einmal ſchickte Mambo zwei ſeiner Krieger in das Lager, ließ mir zwei Taſchentücher zeigen und ſagen, er wünſche ein Kleid davon gemacht zu haben und bäte um Stoff für das Futter; ich ſchlug die Bitte mit dem Bemerken ab, daß ich kein Schneider ſei, doch die Geſandten ließen ſich nicht zurückweiſen und meinten, einen Mann zum Nähen wüßten ſie ſchon, ſie möchten nur das Futter geſchenkt haben: ihr Verlangen beweiſe nur, daß ihr Herr und Gebieter mein wahrer Freund ſei. Bei der Ankunft eines fremden Sultahns (von Moſchi) forderte Mambo ſogar ein Gewehr und einen Turban zum Geſchenk für ſeinen Beſuch! Ein anderes Mal überreichte mir Mambos Mutter ein winziges Stück Butter zum Geſchenk d. h. in der Erwartung einer ſtattlichen Gegengabe; ich ſagte ihr, daß ich ein- für allemal ihre Geſchenke nicht wünſche, weil ſie doch nur aus Sachen beſtänden, welche zu ſchlecht für ſie ſelbſt ſeien und von denen ſie wüßten, daß ich ſie zurückweiſen würde, wenn ſie zum Verkaufe kämen—begreiflicher Weiſe zog ich mir hierdurch die höchſte Ungnade ihrer Hoheit zu. Auch Betrügereien kommen vor, welche der Betteleien nicht unebenbürtig ſind und von vielem Scharfſinn zeugen; ſie erinnern vielfach an die Kunſtgriffe unſerer Bauerweiber. Milch z. B. wird von den Verkäuferinnen anſehnlich mit Waſſer vermiſcht, Butter über hölzerne Formen geſtrichen, damit ihre Menge recht groß erſcheine, Bohnen und Erbſen werden mit Sand und Steinen gemengt. So vorſichtig ich auch ſtets bei dem Handel zu Werke ging, dann und wann wurde ich doch in der unangenehmſten Weiſe überliſtet, namentlich mit krankem Vieh, welches entweder noch vor dem Schlachten verendete oder doch ſo verdorbenes Fleiſch hatte, daß ſelbſt die Neger nicht davon eſſen mochten.

7. Auguſt. Längere Zeit war verſtrichen, ohne daß Mambo ſich viel um uns bekümmerte; er ſorgte weder genügend für unſeren Lebensunterhalt — wir hatten mehrere Tage lang kein anderes Fleiſch als Frankoline, welche die Leute in Schlingen gefangen — noch ſchien er ſich auch ernſtlich mit den Vorbereitungen zur Bergbeſteigung zu beſchäftigen; ſeine Nachläſſigkeit entſchuldigte er mit Staatsgeſchäften, veranlaßt durch den Beſuch des Sultahns Kimandara von Moſchi. Des fortdauernden Verzuges müde, ſchickte ich wiederholt zu ihm, bis er meiner Aufforderung, mich zu beſuchen, nachkam. Er trat ohne Weiteres in mein Zelt und redete mich zu meiner Verwunderung in Suaheli an. Ich war ſehr angenehm überraſcht; konnte ich doch nun ohne Vermittelung des furchtſamen und wiſſentlich falſch überſetzenden Faki ihm meine Meinung ſagen! Die günſtige Gelegenheit benutzend, ſtellte ich ihn vorerſt zur Rede, daß er mich ſo lange mit ſeiner Unkenntniß des Suaheli getäuſcht habe. Hiernach entſpannen ſich Verhandlungen, welche ſich begreiflicher Weiſe nur um Geſchenke und Abgaben drehten. Drei volle Stunden hörte ich dem Geſchwätze zu, dann aber riß meine ſo lange in Anſpruch genommene Geduld: ich ſprang vom Sitze auf und gab dem widerwärtigen Bettler alle Ehrentitel, deren ich mich in der Suaheliſprache entſinnen konnte. Er fühlte ſich höchſt unbehaglich, fuhr bei jeder Zornesäußerung zuſammen und kroch in die äußerſte Ecke des Zeltes; Faki und Mnubie aber baten flehentlich, ich ſolle mich doch beruhigen — ſie mochten Handgreiflichkeiten befürchten, weil ich in meiner Erregung einen langen Stock heftig hin und her ſchwang. Die Scene hatte übrigens guten Erfolg, Mambo verſprach beim Weggehen, daß die Bergbeſteigung morgen ſtattfinden ſolle, bat mich aber zugleich, ja keinem anderen Mſungu ähnlicher Art den Weg nach Kilema zu zeigen, „denn ich ſei ein böſer Mann, welcher niemals offene Hand habe und vor dem man ſich fürchten müſſe.“

Kaum hatte er das Lager verlaſſen, als ein förmlicher Aufruhr unter meinen Leuten ausbrach: Führer und Träger erklärten, ſie würden nicht mit mir auf den Berg gehen; der Koch Hammadi allein wollte mich begleiten, aber nur unter der Bedingung, daß ich ihm Schnupftabak gäbe, „die beſte Arzenei gegen Kälte“. Unter ſolchen Umſtänden mußte der Stock Beweisgründe liefern und die Leute überzeugen, daß ſie mit mir gehen müßten. Ich wählte fünf Träger nebſt den Führern Hammis und Hammadi zur Begleitung aus; wie Schafe, welche zur Schlachtbank geführt werden, fügten ſie ſich in das Unvermeidliche.—

So war alſo das längſterſehnte Ziel, die Beſteigung des Kilimandſcharo, nahe herangerückt, Dank der Entſchiedenheit meines Auftretens, welche den täglich neuen Weigerungen Mambos ein Ziel ſetzte. Die nöthigen Vorbereitungen wurden eifrigſt betrieben. Koralli wurde beauftragt, zum Schutze des Lagers zurückzubleiben. Meine dunklen

Begleiter erhielten anſtatt des verlangten Schnupftabaks jeder ein Stück Amerikano zum Schutze gegen die Kälte; ſie verkannten jedoch meine gute Abſicht und ſetzten das Zeug möglichſt ſchnell gegen Honig, Butter und Milch um.

8. Auguſt. Unſer Gepäck, beſtehend aus Meßgeräthen, wollenen Decken und Mundvorrath für acht Tage (hauptſächlich Bohnen), war längſt geſchnürt, und noch ließen die verheißenen Führer ſich nicht ſehen. Gegen ein Uhr Nachmittags endlich kam Rehani in Begleitung der beiden Lagerwächter und meldete, daß dem ſofortigen Aufbruche Nichts mehr im Wege ſtehe. Die Soldaten ſollten uns bis zu dem äußerſten Kilemadorfe begleiten wo wir zwei Führer finden würden; ſie erhielten zwei ſorgſam gefaltete, friſche Bananenblätter, das eine ein Grigri zur Verhütung von Unglück während der Reiſe, das andere ein Brief an den Häuptling des vorerwähnten Dorfes. Rehani verabſchiedete ſich mit einer Fülle von Segenswünſchen, welche er den Suaheli abgelernt, wie: „Gott möge Dich auf Deinem Wege beſchützen, möge Dich der Himmel geſund zurückkehren laſſen, mögeſt Du viel Gold, Silber und Perlen finden“ u. dergl. mehr.

Der Weg führte mit geringen Abweichungen nordwärts, an der Oſtſeite des früher beſtiegenen Hügels hin, zumeiſt durch unbebautes Land oder über grünende Matten, auf denen Rindviehheerden weideten, eine Strecke lang auch am rechten Ufer des Gonifluſſes hin, längs der bewundernswerthen Waſſerleitungen, welche in einer Höhe von 150 Fuß über dem Flußbette, in mehrfacher Reihe übereinander, an der Thalwand hinlaufen. Gegen fünf Uhr erreichten wir inmitten ausgedehnter Bananenhaine mehrere Hütten der Eingeborenen. Unſere künftigen Führer, welche hier wohnten, empfingen uns keineswegs freundlich, ja, wollten uns nicht einmal erlauben, innerhalb ihres Gehöftes zu übernachten — vermutlich dachten ſie an das Schickſal der Unglücklichen, welche einſt von Rungua, einem Könige von Madſchame, auf den Berg geſchickt worden waren, um das Weſen der weißen, leuchtenden Maſſe auf deſſen Gipfel zu unterſuchen: nur Einer von ihnen, Namens Kibeia, kehrte zurück mit erfrorenen Händen und Füßen und berichtete das traurige Schickſal der Anderen, welche oben „von böſen Geiſtern“ getödtet worden waren; von dem vermeintlichen Silber hatte er Nichts mitgebracht, da es ihm durch Teufelstrug in den Händen zerronnen war.

Auch der Häuptling des Weilers, welchem der Brief des Manki galt und der Befehl, mir eine Ziege für zwei Doti zu liefern, zeigte keine Bereitwilligkeit; er lachte höhniſch und meinte, ſein Dorf ſei weit entfernt von Mambo, und ſein Vieh gehöre ihm und nicht dem Sultahn. Das Unbehagliche unſerer Lage blieb auf die uns begleitenden Krieger nicht ohne Einwirkung; ſie verließen uns, noch ehe die Verhandlungen wegen der Weiterreiſe zu Ende gediehen.

Nachts regnete es in Strömen. Ich kroch in das Zelt, fand aber dort keinen Schutz; denn von oben träufelte das Waſſer durch, und unten bildete ſich binnen Kurzem eine große Pfütze: um ihr einen möglichſt kleinen Theil meines Körpers Preis zu geben, verbrachte ich die Nacht in ſitzender Stellung, begreiflicher Weiſe, ohne zu ſchlafen.

Als ich am anderen Morgen zum Aufbruch trieb, erklärten die Führer, zur großen Freude meiner Leute, ſie würden nicht weiter gehen, weil es die Nacht geregnet habe und der Himmel noch jetzt bedeckt ſei. Bei der ſich nun entſpinnenden Verhandlung überſetzte der als Dolmetſch dienende Muanſalini Alles, was ich ſagte, falſch, in der nicht zu verkennenden Abſicht, uns zu entzweien und ſo den Ausflug gänzlich zu verhindern. Schließlich verlangten die Führer, ich ſolle in ihrem Dorfe warten, bis das Wetter ſich ändern werde; Dies hätte jedoch bei der ungünſtigen Jahreszeit leicht Monate lang dauern können. Auf meine Erwiederung, daß es ſich ja in einigen Tagen, wenn wir die Schneegrenze erreicht, aufklären könne, hörten ſie nicht. Hiermit waren die Mittel meiner Ueberredungskunſt erſchöpft;

ich gab meinen Plan auf und wandte mich rückwärts nach Kilema, um Mambo von dem Ungehorſam ſeiner Leute zu benachrichtigen.

Kaum befanden wir uns zehn Minuten unterwegs, als die Führer mich zurückriefen und ſich zur Ausführung ihres Auftrags bereit erklärten; ſie mochten fürchten, daß Mambo, welcher durch ihren Ungehorſam des verſprochenen Geſchenkes verluſtig gegangen wäre, ſie ſtreng beſtrafe. Wiederum wurden zwei Stunden verloren mit Abſchiednehmen und mit Beſchaffung von Lebensmitteln. Um neun Uhr endlich kamen wir fort. Wir gingen auf abſcheulichen Wegen, bald über ſteil aufſteigenden, ſchlüpfrigen Thonboden, in welchen Elephanten ihre rieſigen Fußſpuren eingedrückt, bald im Waſſer bis an die Knöchel, bald durch dichte Büſche, deren naſſe Zweige uns in das Geſicht klatſchten, bald über umgeſtürzte Bäume und abgebrochene Aeſte hinweg. Der Pflanzenwuchs war wunderbar großartig: ungeheuere Bäume mit dichtem Moos überzogen, mit langen Bartflechten behängt und durch Schlingpflanzen zu einem faſt undurchdringlichen Dickichte verwebt; dazwiſchen Gräſer und liebliche Blumen, rieſige Farrenkräuter und Alpenroſenbüſche, Alles vom Regen der Nacht noch triefend und im Morgenlichte glitzernd — ein feenhafter Anblick. Eine Minute lang öffnete ſich der Wolkenvorhang, uns einen ſchönen Blick nach Kilema, dem See und den Ugonobergen geſtattend; bald darauf aber wurde der Nebel ſtärker und ſtärker und verdichtete ſich endlich wieder zu Regen. Führer und Träger klagten laut über die Beſchwerden des Marſches. Ihren Bitten nachgebend, ließ ich bereits um zwei Uhr halten. Thornton und ich ſchlugen das kleine Zelt auf und halfen, während die Führer ſich in einen hohlen Baum verkrochen, den Trägern beim Bau einer Hütte. Als wir dieſe vollendet, verbrachten wir wol eine Stunde mit vergeblichen Verſuchen, Feuer zu entzünden: eine große Büchſe Reibzündhölzer und eine Menge Schwamm und Pulver gingen darauf, ehe es gelang, das mit Waſſer getränkte Holz in Brand zu ſetzen und einigen Rauch, wenn auch noch nicht Wärme hervorzubringen. Mit kurzen Unterbrechungen regnete es den ganzen Abend und einen Theil der Nacht über; die Träger verloren allen Mut, ſelbſt der Schwätzer Hammis fand nur die Worte: „Keiner von uns wird je Kilema wiederſehen!“

Die Unbehaglichkeit unſeres Zuſtandes und die aufregende Ungewißheit, ob das Unternehmen gelingen werde oder nicht, hielten den Schlaf von unſeren Augen fern. Erſt nach langen Verhandlungen kamen wir am nächſten Morgen zum Aufbruch. Kurz darauf begann es wieder derart zu regnen, daß ich mich dem allgemeinen Bitten fügte und nach unſerem Obdach zurückkehrte. Meine Begleiter entmutigten ſich gegenſeitig durch Klagen immer mehr; um ſie nur zu beſchäftigen und auf andere Gedanken zu bringen, ließ ich neue Hütten bauen. Es koſtete nicht wenig Mühe, die Leute bei der Arbeit zu erhalten; aller Augenblicke entfernten ſie ſich unter dem und jenem Vorwande, krochen in meine Behauſung, kauerten ſich am Feuer nieder und ſangen mir ein endloſes Klagelied ob ihrer Leiden vor.

So verging der Tag in traurigſter Weiſe; die Nacht brachte ich etwas behaglicher zu: zwei Feuer, das eine zu Häupten, das andere zu Füßen, erhielten mich ziemlich warm, und eine über mir ausgeſpannte Gummidecke ſchützte mich vor durchtröpfelnder Näſſe. Am Morgen dauerte der Regen fort. Ich gedachte trotzdem weiter zu gehen und rief nach den Führern. Sie antworteten nicht. Bei weiterem Nachforſchen fand ſich ihr Lager, ein hohler Baum, verlaſſen, ihr Feuer verlöſcht, die Aſche bereits erkaltet — ſie mußten ſich ſchon bei Einbruch der Nacht entfernt haben. Die Träger ſchienen nicht im Geringſten darüber erſtaunt zu ſein, jedenfalls hatten ſie mit Jenen unter einer Decke geſpielt. Was ſollte ich thun? Ohne Führer auf unbekannten Wegen weiter zu gehen, wäre Wahnſinn geweſen. Außerdem würden die Träger mir ſicherlich den Gehorſam verweigert haben, und ich mußte mich hüten, Etwas zu verlangen, was ich nicht hätte durchſetzen können. Ich bequemte mich alſo, ſo ſchwer der Entſchluß mir fiel, zur Rückkehr; vielleicht konnten wenigſtens die Hütten uns bei einem zweiten Verſuche von Nutzen ſein!

War ſchon der Weg bergauf ein ſchlechter geweſen, ſo war er abwärts, nach achtundvierzigſtündigem Regen, beinahe ungangbar. Alle früheren Spuren waren verwiſcht, wir verloren in Kurzem die Richtung und geriethen auf wahrhaft gefährlichen Boden, zwiſchen künſtlich verdeckte Fallgruben. Der feuchte Lehm war ſo ſchlüpfrig, daß es nicht geringe Geſchicklichkeit erforderte, ſich aufrecht zu erhalten; ich war der Einzige, dem Dies gelang: Thornton fiel dreimal hin, doch ohne ſich Schaden zu thun, und ebenſo machten alle Träger nähere Bekanntſchaft mit Mutter Erde. Trotzalledem ſammelten wir eine Menge Blumen und Farren — leider gingen ſie ſpäterhin durch die Unachtſamkeit eines Trägers größtentheils verloren.

Durchnäßt bis auf die Haut und bis weit über die Kniee mit rothem Schlamme bedeckt, kamen wir gegen zwölf Uhr an die erſten Pflanzungen. Die Träger verlangten zu raſten, ich trieb ſie aber weiter, weil ich üble Folgen für ſie befürchtete. Wenige Minuten vom Lager entfernt, mußten wir aber dennoch kurze Zeit halten — die Leute brachen buchſtäblich vor Ermattung zuſammen. Gegen 2½ Uhr erreichten wir die Zelte.

Unangenehme Nachrichten erwarteten mich. Der hitzköpfige Koralli hatte ſich zu übereilten Handlungen hinreißen laſſen, obgleich ich ihn noch vor der Abreiſe gewarnt. Zuerſt hatte er einen von Tembo berauſchten Mann geſchlagen, weil dieſer ihn Mdjinga (Narr) geheißen, und dann, als die in hohem Grade aufgebrachten Wadſchagga eben wieder ein wenig beruhigt waren, ſich in Händel mit der Hauptfrau des Sultahns verwickelt. Er hatte das Weib, welches einen Butterhandel mehrmals rückgängig gemacht und dadurch allerdings ſeine Geduld in Anſpruch genommen hatte, hart angefahren und ſie aus dem Lager hinweggedrängt, zwar ohne ſich thätlich an ihr zu vergreifen, doch, was viel ſchlimmer iſt, unter aufbrauſendem Schelten und Drohen. Ich ſelbſt habe öfters Leute geſchlagen, habe Weibern, welche in zudringlicher Weiſe ihre Waaren ins Zelt brachten und daſſelbe trotz meiner Aufforderung nicht verließen, ihren Kram aus der Hand geriſſen und auf die Erde geſtreut, ich habe auf der Reiſe nach Kiloa den Lenker meines Fahrzeugs weidlich mit den Fäuſten bearbeitet — alles Dies, ohne mir Unannehmlichkeiten zu verurſachen; denn ich lachte hinterher die Betreffenden tüchtig aus und brachte ſo die ſchadenfrohe Menge auf meine Seite. Hätte ich aber geſchimpft und getobt, wie es Koralli bei ſolchen Gelegenheiten thut, ſo würde ich auch die Unbetheiligten gegen mich eingenommen haben und öfters in ſchlimme Verlegenheit gerathen ſein.

Der Vorfall mit Mambos Frau hatte große Aufregung hervorgebracht. Das Weib ſtellte ſich krank in Folge der Schläge, welche ſie erhalten zu haben behauptete; der Sultahn, um hieraus Vortheil zu ziehen, forderte Schmerzensgeld, ſperrte, als Dies verweigert wurde, das Lager und verbot den Verkauf von Lebensmitteln. Matt und angegriffen, wie ich war, ſowol in Folge der großen Anſtrengungen und der dürftigen Koſt während der letzten vier Tage, als auch in Folge des Aergers über das Fehlſchlagen meiner Hoffnungen und über Korallis Verhalten, that ich doch unverweilt die nöthigen Schritte, um die Ordnung wieder herzuſtellen. Ich bat den Sultahn um eine Unterredung; er ſchlug ſie aus, weil ſeine arme, gemißhandelte Frau noch krank ſei und er ſich ſelbſt nicht mehr ſicher fühle, ſeitdem man ſich an Weibern vergriffen. „Er hoffe“, ließ er ſagen, „daß die Fremden eine Entſchädigung an ſeine Frau und das übliche Abſchiedsgeſchenk bezahlen und dann möglichſt bald das Land verlaſſen möchten.“

Einen ganzen Tag lang dauerten die Verhandlungen fort, ohne zu einem befriedigenden Ergebniſſe zu führen; im Gegentheile, man begnügte ſich zuletzt nicht mehr damit, ſich vom Lager fern zu halten und uns die Zufuhr von Lebensmitteln zu entziehen, ſondern ſchnitt uns auch das Trinkwaſſer ab. Beides konnte mir im Grunde genommen gleichgiltig ſein; denn ich beſaß noch für eine Woche Bohnen und Bananen und war durch einen glücklichen Schuß Korallis mit dem Fleiſch eines jungen Nashorns verſehen; friſche Lebensmittel für unſere Tafel erhielt ich durch einen Knaben, den Abgeſandten einiger Frauen, eingeſchmuggelt, und das nöthige Waſſer holte ich mir ſelbſt in Begleitung einiger zwanzig Träger aus dem eine Viertelſtunde vom Lager entfernten Fluſſe.

Morgens gegen elf Uhr am 13. Auguſt erſchien der Sultahn zum erſten Male wieder. Anfangs weigerte er ſich, in das Zelt zu kommen, gab aber nach, als er ſah, daß ich mich auf eine Unterhandlung im Freien nicht einlaſſen würde. Meine ziemlich ſtrenge Rede und meine Vorwürfe hörte er ſtill und furchtſam an; er war in der beſten Stimmung und zeigte Bereitwilligkeit zur Wiederherſtellung des guten Verhältniſſes, aber der furchtſame Faki verdarb wieder Alles durch ſeine Zwiſchenreden, durch ſeine übertriebene Höflichkeit und Unterthänigkeit. Schließlich ſah ich mich genöthigt, ſechs Taſchentücher, vier Doti Amerikano, zwei Armbänder und eine Anzahl Perlenſtränge als Entſchädigung für die kranke Frau zu verſprechen. Als Mambo auch damit noch nicht zufrieden war, wies ich ihn ernſtlich auf die Gefahr hin, welche ein Bruch mit mir für ihn und ſein Land haben könnte; jetzt erſt verſprach er, den Markt wieder zu eröffnen und die davongelaufenen Führer zu beſtrafen, und jetzt erſt überreichte ich ihm ſein Geſchenk. Darauf zeigte ich ihm die Lebensmittel, welche ich während der Lagerſperre und ungeachtet ſeines Verbotes von meinen Freundinnen gekauft hatte: er ward wie toll vor Wut und verlangte ungeſtüm, die Namen der Leute zu wiſſen, welche ſich des Ungehorſams gegen ihn ſchuldig gemacht — ſelbſtverſtändlich ging ich auf ſolche Forderung nicht ein.

Noch war die Sache durchaus nicht beigelegt. Am Abend, als wir uns kaum zur Ruhe begeben, ließ ſich ein entferntes Lärmen und Schreien vernehmen. Wir ſprangen aus Bett und Zelt und unterſchieden in dem Stimmengewirre deutlich den Ruf: „Wanga, Wanga!“ (Krieg, Krieg!) ſowie den Schlachtgeſang. Das Geſchrei kam näher und näher. Ringsum ertönte die Kriegstrommel. Zitternd ſammelten die Träger ſich um uns Europäer. Ich vertheilte Pulver und Kugeln und ſandte die drei Führer der Karawane mit zwölf bewaffneten Leuten nach Mambos Wohnung, um zu erfahren, ob die Wadſchagga Etwas gegen uns im Schilde führten, oder ob ſie durch einen Einfall feindlicher Stämme beunruhigt wären; ihre Weiſung war, dort Stellung zu nehmen und im erſteren Falle ſich womöglich der Perſon des Sultahns zu verſichern. Kurze Zeit darauf begann ein gut unterhaltenes Flintenfeuer — kein Zweifel, daß ein Gefecht ſtattfand. Wir machten uns auf das Schlimmſte gefaßt. Ich richtete zwei Raketen auf den Eingang zum Lager, lud die Elephantenbüchſen mit Schrot, gab einige der Merkwürdigkeit halber gekaufte Lanzen und Schwerter an diejenigen unter den Trägern, welche keine Gewehre hatten, gab den Dienern Befehl, ſich dicht in meiner Nähe zu halten und bei einem etwaigen Kampfe die abgefeuerten Gewehre wieder zu laden, keinesfalls aber ſelbſt zu feuern, vertheilte die Rollen unter uns, zündete mir eine Cigarre an, um die Raketen geſchwind in Brand ſetzen zu können, und ließ, um auch im Falle einer Niederlage nicht unvorbereitet zu ſein, etwas Amerikano und Perlen, Lebensmittel für zwei Tage, eine Kitoma mit Waſſer, Zunder und Stal zurecht legen.

Das Schreien und Schießen währte wol zwanzig Minuten fort. Bei ruhiger Ueberlegung wurde es mir allmählich klar, daß die Wakilema keinen Angriff beabſichtigten; denn, weshalb hätten ſie uns vorher durch ihren Lärm davon Kenntniß geben ſollen? Als das Getöſe nach einiger Zeit näher rückte, klang es weniger fremdartig, wie Kriegsgeſang der Suaheli — es waren meine eigenen Leute, welche zurückkehrten. Sie erzählten, ein Raubthier habe zwei Ziegen zerriſſen und eine Kuh angefallen; ein altes Weib habe Dies geſehen und in ihrer Angſt den Kriegsruf ausgeſtoßen; Niemand habe gewußt, woher die Gefahr käme, Jeder aber der Sicherheit wegen in das Geſchrei mit eingeſtimmt: — auf dieſe Art ſei der Lärm entſtanden. Das Schießen rührte von den Trägern her, welche von den Wadſchagga gebeten worden waren, nur tüchtig zu knallen, damit der Feind, woher er auch komme, doch ſehe, daß Gewehre bei der Hand ſeien.

Jetzt zeigten die im Lager zurückgebliebenen Träger, welche vorher ſich in die Hütten und hinter die Büſche verſteckt und wie Weiber gezittert und gejammert hatten, wieder Mut, erzählten von den Heldenthaten, welche ſie ausgeführt haben würden, tanzten den Kriegstanz und ſchrieen und lärmten mehr als vorher alle Wakilema zuſammen. Geraume Zeit verging, bis die Uebermütigen ſich beruhigten und wir uns wieder zum Schlafe niederlegen konnten.

Da am anderen Morgen das Wetter zu trübe war, als daß wir einen Ausflug hätten unternehmen können, beſchloß ich, dem Raubthiere nachzuſpüren, welches geſtern den Aufruhr verurſacht hatte. Ich forderte einen der beiden Lagerſoldaten auf, mich an den Platz zu führen, wo die Ziegen zerriſſen worden ſeien. Er weigerte ſich unter allen erdenklichen Vorwänden, ſodaß ich ſchließlich zu der Anſicht kam, die Erzählung von dem Raubthiere ſei Nichts als eine Finte, darauf berechnet, zu verſuchen, wie wir uns benehmen, ob wir nicht, wie Faki wirklich vorſchlug, in unſerer Angſt dem Sultahn ein großes Geſchenk ſchicken würden, um alles Uebel abzuwenden. Wir hatten, Das durften wir uns ſagen, die Prüfung gut beſtanden und durch unſer Verhalten die Wadſchagga gewiß nicht zu einem zweiten Verſuch ermutigt. —

Mehrere Tage vergingen, Mambo zeigte ſich nicht im Lager. Zur Entſchuldigung ließ er mir ſagen, daß er, weil eine ſeiner Frauen geſtorben, drei Tage lang trauern, dann Bart und Haupthaar abſchneiden müſſe und ſich erſt dann wieder ſehen laſſen dürfe; er ließ mich bitten, noch zehn Tage in Kilema zu bleiben und verſprach, bis dahin von Neuem Führer zur Beſteigung des Berges zu beſorgen. Des langen Wartens müde, gab ich den Beſcheid, daß ich ſchon morgen abreiſen würde. „Neunzehn Tage,“ ſagte ich zu den Boten, „ſei ich nun in Kilema geblieben, habe während der ganzen Zeit nichts Erfreuliches von Mambo, meinem angeblichen Freunde, erfahren, ſei vielmehr belogen, geärgert und hingehalten worden und habe für meine anſehnlichen Geſchenke nur Undank geerntet; nach ſeinem früheren Benehmen könne ich nicht erwarten, daß es ihm wirklich Ernſt ſei, mich jetzt auf den Berg zu führen. Wolle er übrigens am kommenden Morgen ſich zeigen, ſo würde ich ihm die übliche Abſchiedsgabe verabfolgen, anderenfalls aber auch ohne ſeinen Segen gehen.“

In dem Beſchluſſe, mein Glück wo anders zu verſuchen, wurde ich durch folgenden Zwiſchenfall beſtärkt. Simba, der zehnjährige Bruder des Sultahns, welcher, obgleich ich ihm nie Etwas geſchenkt, eine kindliche Zuneigung zu mir gefaßt hatte, kam auf die Nachricht von meiner Abreiſe hin ins Lager und ſagte: „Gehe fort, gehe fort, Das iſt gut; die Leute ſprechen Viel, Du wirſt nie den Schnee erreichen.“ Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit; ich nahm mir des Kindes Wort zu Herzen, ließ die Mſigo zurecht machen und meine kleine Flagge vom Zelte nehmen.

Letztere Handlung ſcheint in Dſchagga wie in der geſitteten Welt Abbruch der friedlichen Beziehungen zu bedeuten: Beſtürzung bemächtigte ſich Aller, die es ſahen; die Nachricht davon verbreitete ſich ſchnell; zahlreiche Abgeſandte des Sultahns, unter ihnen Rehani ſelbſt, erſchienen mit Grasbüſcheln in der Hand als Freundſchaftszeichen und beſchworen mich zu bleiben, denn „Mambo liebe mich wie ſeinen Bruder und ſeine Worte würden künftig wie Honig ſein.“ Ich fuhr ruhig mit den Vorbereitungen zur Abreiſe fort.

Am Abende kam Mambo in eigener Perſon und bat mit Aufbietung aller ſeiner Beredſamkeit, ich ſolle noch zwei Monate bleiben, um beſſeres Wetter abzuwarten; er wolle es mir an Nichts fehlen laſſen und gegen geringe Entſchädigung mich täglich mit Nahrung verſorgen. Ich erwiederte ihm, die Weißen ſeien nicht gewohnt, mit zwei Zungen zu ſprechen; es müſſe bei dem einmal Geſagten bleiben. Als er darauf mit verſchmitztem Lächeln fragte, ob ich nun nach Madſchame gehen werde und auf welchem Wege, bedeutete ich ihm, ich würde gehen, wohin es mir beliebe, und jedes Hinderniß nöthigenfalls mit Gewalt aus dem Wege zu räumen wiſſen. Kleinlaut ſprach er jetzt die Befürchtung aus, ich könne in meinem Zorne vielleicht ſchon in der Nacht aufbrechen, während er doch gern am anderen Morgen noch eine Kuh zum Abſchiede bringen und Blutsbrüderſchaft mit uns machen wolle. Da mir noch von Dafeta her der unſaubere Brauch verleidet war, lehnte ich für meine Perſon ab, bot aber Aſſani als Stellvertreter an, jedoch nur für den Fall, daß kein Verzug dadurch entſtände.

17. Auguſt. Die Nacht verging unruhig. Mehrere Wadſchagga trieben ſich in der Nähe des Lagers umher, jedenfalls in der Abſicht, uns zu beobachten; auch ſtörte das unmelodiſche Heulen, Bellen und Lachen einer Hyäne öfters unſeren Schlaf.

In früher Morgenſtunde kam Mambo mit ſeiner Kuh. Er war wie umgewandelt, erbot ſich, bereits am nächſten Morgen höchſtſelbſt mit zwanzig Mann Bedeckung mich auf den Berg zu geleiten, und fragte, als ich mich darauf nicht mehr einließ, was er denn thun müſſe, um die Weißen zum Bleiben zu bewegen? „Diesmal“, erwiderte ich, „iſt Alles vergebens; doch ſcheide ich nicht als Feind, will vielmehr noch einmal Kilema beſuchen, vielleicht daß Du Dich bis dahin gebeſſert haſt und dann nicht wieder verſuchſt, mit dem weißen Manne zu ſpielen wie mit einem Kinde.“ Als ich ihm das verſprochene Geſchenk überreichte (acht Doti Amerikano, vierundzwanzig Taſchentücher, vier Armbänder und vier bis fünf Pfund Perlen, im ungefähren Werthe der erhaltenen Kuh), forderte er zu meinem Erſtaunen — zum erſten Male, ſo lange ich ihn kannte — nicht mehr.

Das Schlachten der Kuh und das Schließen der Blutsbrüderſchaft zwiſchen Aſſani und Rehani hielten uns lange auf. Die Träger zeigten den beſten Willen, die Abreiſe noch mehr zu verzögern: obwol ſie bereits ihr Morgenbrod genoſſen, begannen ſie, von dem empfangenen Fleiſche eine zweite Mahlzeit zu bereiten. Erſt mein Stock, mit welchem ich die Kochtöpfe umſtieß und Säumige ermunterte, brachte Alles wieder ins rechte Geleis.

Um neun Uhr brachen wir auf. Koralli führte den Zug, ich blieb mit Thornton zurück, um nachzuſehen, daß Nichts vergeſſen werde. Beim Abſchied erkundigte ſich Mambo angelegentlich, wann wir wol wiederkommen würden; ich verſprach ihm nichts Beſtimmtes, weil ich, falls ich verhindert wäre, nicht vor ihm als Lügner gelten wollte, ſagte vielmehr, es ſei noch Alles zweifelhaft, weil ich nur wenig Vertrauen in ſeine Beſſerung ſetze. Hierauf verſprach er feierlichſt, ſich auf das Beſte betragen zu wollen, und bat unter Thränen, wir möchten doch bald zurückkehren und keinen Groll mit auf den Weg nehmen!

Siebzehnter Abſchnitt.

Das Land Madſchame.

Staatsverhältniſſe. — Einiges aus der früheren Zeit. — Rebmann in Madſchame. — Annehmlichkeiten des Weges durch die Ebene. Schwarze Ameiſen. Wildfallen. Sumpf und Buſch. — Verlaufen nach Kindi. — Fakis Sündenregiſter. — Das Kleeblatt der Geheimräthe von Madſchame. — Erklärungen. — Die königliche Familie. — Sturm und Sonnenſchein. — Der Kilimandſcharo von Südweſten aus. — Wunderkraft der Raketen. — Leere Verſprechen. — Abmarſch und Rückkehr. — Drohungen. — Ausflug nach Mankis Grabhügel. — Verbotener Beſuch eines Marktes der Weiber. — Harte Geduldprobe. — Ein rettender Entſchluß. — Nächtlicher Aufbruch.

Madſchame, das bedeutendſte und am weiteſten nach Weſten gelegene der vierzehn oder fünfzehn kleinen Königreiche am Südabhange des Kilimandſcharo, verläuft, gleich den anderen Dſchaggaländern, nach Norden zu in die mit Wald bedeckten, unbewohnten Gebiete des Berges und nach Süden in die herrenloſe, unſichere Ebene; im Oſten wird es, wenn wir nur das Land im engeren Sinne, nicht auch die von ihm abhängigen Staaten mit rechnen, vom Weriwerifluſſe begrenzt.

Die Herrſcher von Madſchame beſitzen einen weithin reichenden Einfluß: ſelbſt diejenigen Staaten, welche ihnen nicht geradezu unterthänig ſind, fürchten ihre Macht und wagen ſelten, Etwas gegen ihren Willen zu unternehmen; nur Lambungu und Kilema haben in der neueren Zeit einige Selbſtſtändigkeit zu behaupten vermocht. Es bildet gegenwärtig, den Berichten der Wadſchagga zufolge, Madſchame einen Staatenbund mit den kleineren Gebieten Kindi, Naruma und dem eine Tagereiſe weiter im Weſten gelegenen Schira, einen zweiten bildet Lambungu mit dem unbedeutenden Muika, und einen dritten Kilema mit Mſai, Mamba, Rombo, Marenga, Sa und Uru, welchem ſich auch Moſchi und Kirua anſchließen, ohne geradezu die Oberhoheit Kilemas anzuerkennen.

Von jeher zogen die großen Suahelikarawanen ſich hauptſächlich nach Madſchame, weil ſie hier gut aufgenommen und gegen die Beläſtigungen anderer Sultahne geſchützt wurden. Dies erregte die Eiferſucht aller Staaten, namentlich Lambungus. Kaſchengo, der greiſe Herrſcher dieſes Nachbarlandes, ergrimmte, daß Madſchame allein von ſolchem Verkehre Vortheil haben ſollte; um ſich zu entſchädigen, überfiel er eines Tages eine zweihundert Mann ſtarke Karawane aus Mombas, vernichtete ſie vollſtändig und bemächtigte ſich ihrer Waaren.

Damals herrſchte in Madſchame Rungua, der Großvater des jetzigen Sultahns. Sobald dieſer von dem Geſchehenen vernahm, ſandte er ein kleines Heer unter ſeinem tapferen Sohne Mamkinga aus mit dem Befehle, die ſeinen Freunden widerfahrene Unbill zu rächen: Kaſchengo wurde geſchlagen und Lambungu ſchrecklich verwüſtet. Der um Gnade bittende Manki erhielt zwar ſein Leben geſchenkt, wurde jedoch mit dem Reſte ſeines Volkes in die oberen Theile des Landes verwieſen; in der unteren, geſegneteren Hälfte zerſtörte man die Hütten und verbot neue Anſiedelungen bei ſtrenger Strafe. Noch ſtehen hier üppige Bananenwälder, aber ihre Früchte verfaulen, da Niemand ſie pflückt — ſo ſah es aus, als Rebmann im Jahre 1849 das Land beſuchte, und ſo fanden auch wir es dreizehn Jahre ſpäter noch. —

Auf ſeiner zweiten Reiſe nach Dſchagga gelangte Rebmann, nachdem er in Kilema durch die Betteleien und Forderungen des damaligen Sultahn Maſaki faſt alle ſeine Habſeligkeiten verloren, auch nach Madſchame; er wollte verſuchen, ob er bei einer künftigen Reiſe hier nicht beſſere Unterſtützung für ſeine Pläne zur Erforſchung des fernen Weſtens fände. Mamkinga nahm den Ausgeplünderten mit falſcher Freundlichkeit auf, ſagte ihm, daß er ſeine Perſon, nicht ſeine Waaren zu haben wünſche, und erbot ſich, die beabſichtigte Reiſe nach dem großen See im Inneren auf das Kräftigſte zu fördern. Als danach Rebmann, von ſeinen Auftraggebern mit neuen Mitteln verſehen, auf ſeiner dritten Reiſe nach Dſchagga zum zweiten Male nach Madſchame kam, wurde er mit ſeinem Anliegen kurzweg auf ſpäterhin vertröſtet. Jetzt zeigte ſich Mamkinga in ſeiner wahren Geſtalt: er beraubte den Getäuſchten, wie um ſich für deſſen frühere, ſo wenig gewinnbringende Anweſenheit zu entſchädigen, auf die ſchamloſeſte Weiſe. Der friedliche Glaubensbote mußte Alles über ſich ergehen laſſen und rettete nur mit genauer Noth noch ſoviel Waaren, daß er wieder nach der Küſte zurückkehren konnte. Tiefſte Wehmut erfüllte ihn, und Thränen traten ihm in die Augen, ſo oft er daran dachte, zu welchem Zwecke die Güter, mit denen er jetzt die Räuber befriedigen mußte, ihm von Europa aus gegeben waren.

Kein Wunder, daß die Bewohner von Madſchame ſich ſonderbare Begriffe von einem Mſungu gebildet hatten. Als Decken in das Land kam, vermeinten ſie, ihn in derſelben Weiſe behandeln zu können, wie den wehrloſen Boten des Friedens; zum Vortheile ſpäterer Reiſenden wurden ſie aber eines Anderen belehrt.

Beim Verlaſſen von Kilema, erzählt Decken weiter, wandten wir uns anfangs ſüdoſtwärts nach Dafeta zu, bogen aber, ſobald wir aus Hör- und Sehweite gekommen zu ſein glaubten, in einen nach Südweſten führenden Weg ein, um am Fuße des Kilimandſcharo hin nach Madſchame zu gelangen. Der gewöhnlich von den Wadſchagga benutzte Verbindungsweg führt oberhalb des bebauten Landes zwiſchen dieſem und dem Haupte des Berges hin, iſt ſomit näher, aber auch, für den Fremden wenigſtens, gefährlicher; denn hier verkehren häufig Soldatenſcharen, denen niemals recht zu trauen iſt. Doch auch die Straße durch die Ebene bietet nicht zu unterſchätzende Unannehmlichkeiten und Gefahren, wie wir bald erfahren ſollten.

Kurz nach Mittag erreichten wir den Kilemafluß. Seine Ufer ſind überaus ſteil und ſo dicht mit Schilf und Gebüſch bewachſen, daß wir erſt nach langem Suchen, nachdem wir Leute nach oberhalb und unterhalb ausgeſchickt, einen Wildpfad finden konnten, welcher hinabführte. Wir überſchritten den zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß breiten und knietiefen Strom, deſſen reißendes Waſſer brauſend über Stein und Felſen ſchießt, und lagerten am anderen Ufer.

Nach eingenommener Mahlzeit begab ich mich mit einigen Leuten auf den Weg, um den morgen zu benutzenden Pfad auszukundſchaften. Es galt dabei, die Vorſicht bei keinem Schritte aus den Augen zu laſſen; denn das Land umher iſt mit zahlloſen Wildfallen durchſetzt. Als wir von der Höhe eines kleinen Hügels aus einen nach Weſten führenden Fußpfad entdeckt hatten, traten wir den Rückweg an.

18. Auguſt. Mir fiel die unangenehme Rolle zu, Bahn zu brechen durch das hohe, vom Regen der vergangenen Nacht benetzte Gras. Der geſtern ausgeſpähete Fußſteig mußte bald verlaſſen werden, weil er zu weit nach Norden führte. Nach einer Stunde fand ſich ein anderer, in günſtiger Richtung verlaufender: er war, wie alle Wege der Wildniß von Nashörnern und Elephanten gebahnt und in Folge deſſen nicht beſonders eben. Ueber einen kleinen Fluß und mehrere Regenbetten hinweg gelangten wir zeitig am Nachmittag an einen Bach, deſſen trübes, rothes Waſſer deutlich ſeine Herkunft von den Dſchaggabergen bezeugte; wir lagerten hier, weil es ungewiß war, ob wir ſpäterhin noch Waſſer antreffen würden, und ſchlugen der unbeſtändigen Witterung wegen die Zelte auf. Ungeſtört ruhten wir bis nach Mitternacht, da wurde ich auf unangenehme Weiſe geweckt, durch eine Schar ſchwarzer Ameiſen, welche ihren Weg gerade über mein Geſicht hin genommen. Ich räumte den ſchlimmen Feinden den Platz, floh aus dem Zelte und brachte den Reſt der Nacht damit zu, die kleinen, in meinen Anzuge verwickelten Unholde herauszuklauben, neue Kleider anzulegen und dieſe wiederum nach kurzer Zeit von den läſtigen Eindringlingen zu reinigen. Thornton, welcher bisher noch verſchont geblieben, verſchmähte es, meinem Rath und Beiſpiele zu folgen. Er mußte ſchwer büßen: die biſſigen Thiere erreichten gar bald auch ſeine Lagerſtätte und zwickten ihn auf das Unbarmherzigſte. Wie beſeſſen ſtürzte er aus dem Zelte, ſprang von einem Bein auf das andere und klagte in komiſchſter Weiſe ſeine Noth, zu meinem nicht geringen Ergötzen, wie ich geſtehen muß — denn ich empfand etwas wie Schadenfreude über die ſo ſchnell nachfolgende Strafe und einigen Troſt, daß ich nicht das einzige Opfer war.

Die kleinſten ſind in der That die ſchlimmſten Feinde des Reiſenden: Löwen und Panther fürchten ſich vor dem Menſchen oder greifen ihn wenigſtens nicht an, da ſie ihren Hunger an den zahlloſen Wildheerden ſättigen können; Elephanten, Rhinozeros und Flußpferde haben nichts Entſetzliches für Den, welcher ſie kennen gelernt; andere zudringliche Thiere laſſen ſich auf dieſe oder jene Weiſe verſcheuchen — wer aber vermag ſich gegen wütende Ameiſen, Bienen oder Mücken zu ſchützen? Nimmt eine Ameiſenſchar ihren Weg über einen Lagerplatz, ſo muß der Herr der Schöpfung weichen und weit ab ſich eine andere Stätte ſuchen, wenn er nicht noch rechtzeitig die Gefahr bemerkt und den Boden ringsum mit glühenden Kohlen und heißer Aſche ſengt, um die vorhandenen Thiere zu vertilgen und neuankommende fern zu halten. Wehe Dem, welcher Nichts ahnend in der Richtung eines nächtlichen Ameiſenzuges ſein Bett aufgeſchlagen: die ſchwarzen, hartgepanzerten Feinde von einem Viertel- bis zu einem halben Zoll Länge überziehen ihn am ganzen Leibe, kriechen in Kleider und Haare, in Naſe und Ohren, ohne daß er Etwas merkt; wendet er ſich aber ein wenig zur Seite und drückt dabei einige der bisher noch harmloſen Thiere, ſo fallen ſie mit Wut über ihn her und beißen, wie auf Kommando, an tauſend Stellen zugleich. Entſetzt fährt der Schläfer empor, betaſtet ſich hier und dort, und wohin ſeine Hand gleitet, fühlt er harte, glatte Punkte auf der Haut; unmittelbar nach der Berührung aber ſenken ſich in das Fleiſch ein Paar Zangen, welche ſich weiter öffnen als der Körper des Thierchens breit iſt, und mit unglaublicher Kraft ſich ſchließen und das einmal Gepackte feſthalten. Da hilft nur Geduld, man darf die Ruhe nicht verlieren und muß die verbiſſenen Beſtien eine nach der anderen, ſo gut es eben geht, mit feſter Hand loslöſen, ohne durch ungeſtüme Bewegungen die anderen, noch friedlich dahinwandernden gleichfalls zu grimmigem Angriffe zu reizen.

19. Auguſt. Früh nach ſechs Uhr ſetzten wir unſere Reiſe fort. Diesmal ging ich zuletzt, es den Anderen überlaſſend, den Weg zu treten und den Thau vom Graſe zu ſtreifen. Wie auch geſtern ſchon wanderten wir durch eine offene, mit langem, dichten Gras und einzelnen Büſchen und Bäumen beſetzte Landſchaft, anfangs auf einem Wildpfade, ſpäter aber ohne jegliche Spur eines Weges. Mit der Zeit wurden Buſch und Wald ſo dicht, daß wir uns auf die beſchwerlichſte Weiſe mit Hirſchfängern und Beilen hindurcharbeiten mußten. Schließlich geriethen wir in hohes Schilf, in ſumpfige Stellen und immer größere Waſſerpfützen, gerade wie bei der Annäherung an den See Jipe. Vorwärts dringen zu wollen, wäre thöricht geweſen, ich ſtieg alſo auf einen hohen Baum, um die Richtung auszuſpähen, in welcher wir am ſchnellſten aus dem Sumpfe herauskommen könnten. Die Ausſicht bot wenig Tröſtliches — überall Schilf, Wald oder hoher Buſch. Wir entſchloſſen uns kurz, gingen eine Strecke rückwärts und dann nach Norden, dem Berge zu, wo offenbar der Sumpf ſein Ende bald erreichen mußte. Nach einiger Zeit trafen wir einen Weg, verließen ihn aber wieder, da er an den Grenzgraben von Moſchi führte und es durchaus nicht in meiner Abſicht lag, dem ſchon von Kilema her durch ſeine Unverſchämtheit bekannten Herrn dieſes Ländchens Gelegenheit zur Erleichterung der Mſigo zu geben.

Sobald es die Dichtigkeit des Gebüſches geſtattete, wendeten wir uns wieder weſtwärts. Unterwegs begegneten wir einigen mit kleinen Beilen, mit Speren, Schilden, Bogen und Pfeilen bewaffneten Wadſchagga; es waren Fallenſteller oder Honigjäger, ihrer Ausrüſtung nach zu urtheilen, denn ſie führten ein langes, ſtarkes, gutgearbeitetes Seil und einen aus Stricken gedrehten Ring mit ſich, wie man ſie gewöhnlich zum Aufhängen der Bienenkörbe gebraucht. Als dieſe Leute uns gewahrten, ſuchten ſie in den Büſchen zu verſchwinden; ſie wurden jedoch eingeholt und trotz ihres Widerſtrebens herbeigebracht, ließen ſich aber nur die eine Aeußerung entlocken, wir möchten ſie nach ihren Wohnungen begleiten, wo wir ſicherlich von ihrem Manki Führer erhalten würden.

Da wir uns hierauf nicht einlaſſen wollten, irrten wir auf einem ausgetretenen Elephantenpfade durch Gras und Dickicht weiter. Plötzlich fühlte ich den Boden unter mir weichen — ich war in eine fünfzehn bis achtzehn Fuß tiefe Grube geſtürzt, glücklicher Weiſe ohne mich an dem langen, ſpitzen Pfahle zu verletzen, welcher in der Mitte der Höhlung aufgerichtet iſt, um das hineinfallende Wild zu ſpießen. Die Wände waren ſo ſteil und glatt, daß ich mit Hilfe eines Seiles emporgeholt werden mußte. Solche Fallgruben werden mit großer Geſchicklichkeit auf den engen Pfaden angelegt und ſo kunſtreich überdeckt, daß bisweilen Fallenſteller ſelbſt ſich täuſchen laſſen und hinabſtürzen; oben ſind ſie gewöhnlich fünf Fuß breit, nach dem Boden zu verengen ſie ſich. Klotzfallen, wie man ſie häufig in Südafrika, namentlich für Flußpferde, errichtet findet, ſind hier ſelten.

Kurz nachdem ich Bekanntſchaft mit den Wildgruben gemacht, ſtolperte einer der zurückgebliebenen Leute und verſchwand mit ſeinem Mſigo in der Tiefe einer anderen Falle. Ich rief ihm zu und, da er nicht antwortete, ging ich zurück, um zu ſehen, ob ihm ein Unglück zugeſtoßen ſei, fiel aber dabei ſelbſt in eine zweite Grube, welche durch einen fünf Fuß tiefen Ausſchnitt oben mit der erſten verbunden war. Wiederum kam ich glücklich auf die Füße zu ſtehen und entging dem mörderiſchen Pfahle; meine Unachtſamkeit hatte ich einzig durch blaue Flecken und aufgeſchundene Stellen zu büßen, da das mit mir herabrutſchende Reiſig und Gras die Heftigkeit des Falles gemindert hatte. Schlimmer ging es meinem Unglücksgenoſſen, welcher außer einer Kiſte mit Papier und Schreibgeräth eine große Honigkitoma getragen hatte: letztere war beim Falle zerbrochen und hatte ihn über und über mit dem klebrigen Safte begoſſen. Dieſes Mißgeſchick kränkte mich umſomehr, als es uns das koſtbare Erſatzmittel unſeres täglich knapper werdenden Zuckervorraths raubte.

Noch ſteif vom Falle langte ich mit meinen Leuten Nachmittags an einem dreißig Fuß breiten und knietiefen Fluſſe an, deſſen rothes Waſſer mit beträchtlicher Geſchwindigkeit dahinſchoß; an ſeinem jenſeitigen Ufer, in prächtigem, hohen Walde lagerten wir. Um anderen Tages nicht wieder mit ſolchem Wege geſtraft zu ſein, ſandte ich ſofort einige Leute auf Kundſchaft aus. Nach einer Stunde kamen ſie zurück und erzählten ausführlichſt, daß überall dickes, pfadloſes Holz wäre, widerſprachen ſich aber in den Einzelheiten ſo ſehr, daß ich verſucht ward zu glauben, ſie hätten ſich ihre Aufgabe leicht gemacht und ſich an einem geeigneten Plätzchen ins Gras gelegt, ohne weiter an ihren Auftrag zu denken. Wege ausſpüren gehört alſo ebenſo wie das Nachtwachen zu denjenigen Geſchäften, welche wir Europäer ſelbſt beſorgen müſſen, wenn wir einigen Nutzen davon haben wollen.

Am folgenden Morgen ging ich mit Koralli, Faki, Hammis und zwei Trägern eine Viertelſtunde voraus, um mit Meſſern, Aexten und Schwertern einen Weg durch das Dickicht zu hauen. Nach einer Stunde harter Arbeit gelangten wir in einigermaßen freies Land. Wir ſchlugen darauf eine nordweſtliche Richtung ein, unſerer Meinung nach gerad auf Madſchame zu. Zwei Stunden ſpäter ſtießen wir auf ein neues Hinderniß: einen anſehnlichen, in einer etwa achtzig Fuß tiefen, ſteilwandigen Schlucht dahinrauſchenden Fluß. Als wir lange genug geſucht, fanden wir einen Weg hinab. Wir befeſtigten ein Seil auf dem dieſſeitigen und dem gegenüberliegenden Ufer, um den Trägern beim Durchwaten des reißenden Waſſers einigen Anhalt zu gewähren; erſt nach anderthalbſtündigem Aufenthalt waren wir wieder ſo weit, daß wir unſeren Marſch fortſetzen konnten. So ging es den ganzen Tag über. Zuletzt verfolgten wir einen ſchmalen Pfad zwiſchen vierzehn Fuß hohem Gras und Schilf, ſodaß wir, obwol die Richtung eine ungünſtige, nicht rechts noch links hin abweichen konnten. Noch einmal ſetzten wir Aexte und Beile in Thätigkeit, und nochmalsarbeiteten wir uns glücklich in das Freie.

Hier weidete ein Mann ſeine Heerde. Er ſagte, er ſei aus Kindi, einem von Madſchame abhängigen Gebiete, und verſicherte, ſein Sultahn Mtſchau würde uns gewißlich Führer geben, falls wir nach dem nächſten Dorfe gehen wollten. Wir folgten ihm über Bäche und Waſſerleitungen und gelangten nach einiger Zeit auf einen freien Platz. Auf den Schall der zum Gruß abgefeuerten Gewehre verſammelten ſich in Kurzem gegen hundert Eingeborene um uns, Männer und Frauen, alle gut in Baumwollenſtoffe gekleidet, aber in Bildung und Farbe durchaus nicht mit den Wakilema zu vergleichen, da bei dieſen der Negertypus weniger ſtark hervortritt. Nach einigem Warten ſandte der Sultahn die gewünſchten Führer, zeigte ſich aber nicht in Perſon, vermutlich weil er ſich allzu ſehr vor ſeinem Oberherrn, dem Sultahn von Madſchame, fürchtete; denn ſonſt hätte er eine ſo ſchöne Gelegenheit, ein Geſchenk von uns zu erpreſſen, wahrſcheinlich nicht unbenützt vorübergehen laſſen.

Geleitet von den Wakindi erreichten wir, nachdem wir noch einen Fluß überſchritten, eine offene Stelle jenſeit gut bebauter Gefilde, unſeren Lagerplatz für heute Nacht. Eine herrliche Ausſicht bot ſich uns dar: im fernen Weſten lenkte der hohe Meruberg, ein ſteil aus der Ebene aufſteigender, doppelgipfliger Kegel unſere Aufmerkſamkeit auf ſich; vor uns leuchtete der ſchneebedeckte Dom des Kilimandſcharo in den letzten Stralen der Sonne und ſpäter im Lichte des Vollmondes, und hinter ihm erglänzte ein gleichfalls ſchneebedeckter Pik von faſt derſelben Höhe, das Ganze unterhalb durch eine niedrigere, von zwei ſteilen Schluchten durchſchnittene Kette eingerahmt. Der Schnee des Hauptgipfels reichte bei Weitem tiefer herab, als wir es von Kilema aus geſehen, offenbar weil der vorherrſchend öſtliche Wind durch ſeinen erwärmenden Einfluß die Schneelinie an dem dort ſichtbaren Theile des Berges weiter nach oben rückt.

Die Nacht war ſchön, doch ziemlich friſch; es ſchien uns Allen, als ob eine kalte Zugluft vom Berge herabwehte. Die Träger klagten am anderen Morgen, daß ſie vor Kälte nicht hätten ſchlafen können: ich bedauerte ſie nicht, denn ich hatte ſie am Abende noch ermahnt, Brennholz in Menge herbeizuſchaffen. Alberner als Alle benahm ſich wiederum Faki: er beſchwerte ſich, daß er die Nacht über gefroren, während ich zwiſchen Feuern geſchlafen und mich zwiſchen Decken gewärmt hätte! Dieſer ſogenannte Karawanenführer iſt in der That der unverſchämteſte, dümmſte und böswilligſte Neger, welchen ich kenne: Nichts führt er zur Zufriedenheit aus, iſt ſo träge, daß ich ihn am Morgen ſelbſt aus ſeinem Schlafe wecken muß, iſt bettelhaft, redet Jedem, welcher übertriebene Forderungen ſtellt, das Wort, weiß ſich kein Anſehen unter den Trägern zu verſchaffen, kennt weder Weg noch Steg, verſteht die Dſchaggaſprache nur mangelhaft, lügt auf die unglaublichſte Weiſe und ſtiehlt auch mit ziemlicher Fertigkeit; bei einer zweiten Reiſe möchte ich ihn nicht einmal als Träger mitnehmen, obgleich er ein großer und ſtämmiger Geſelle iſt.

Bald nach dem Aufbruch erreichten wir das hohe Ufer des Weriwerifluſſes, die Oſtgrenze von Madſchame, und hielten hier, weil die Leute behaupteten, wir dürften ohne Erlaubniß des Sultahns nicht weiter gehen. Ich ſchickte die Führer aus, um mich melden zu laſſen. Sie kehrten gegen acht Uhr mit einem Großen des Reiches, Namens Kiwoi, zurück, welcher, wie ſie ſagten, ein- für allemal beauftragt ſei, die Fremden zu empfangen — ein langer, kräftig gebauter Mann mit unangenehmen Geſichtszügen, um deſſen Mundwinkel unabläſſig ein höhniſches oder verächtliches Lächeln zuckte. Noch bevor er uns zu melden verſprach verlangte er ein Geſchenk und erzürnte ſich höchlich, als ich ihm ſagte, daß ich unter ſolchen Umſtänden die Meldung ſelbſt beſorgen oder, falls mein Beſuch nicht genehm ſei, zu einem anderen Herrſcher gehen müſſe. Erſt als ich mit meiner Drohung Ernſt machte und befahl, die Salutſchüſſe abzufeuern, fügte er ſich und begab ſich auf den Weg. Nach Mittag erſchien er in Begleitung einiger Anderen wieder, mit einem Gruß vom Sultahn, „daß nach vollzogenem Kiſchongo unſerem Weitermarſche Nichts mehr entgegen ſtehe". Lange wurde geſucht, ehe man eine paſſende Ziege fand, und lange hielt uns auch die Ceremonie auf. Dann überſchritten wir den Fluß, welcher in einer mit herrlichem Grün geſchmückten Schlucht über mächtige Felsblöcke ſtürzt. Am anderen Ufer angelangt, hatten wir gegen 150 Fuß hoch emporzuklettern, gingen danach auf einem guten Pfade in nordweſtlicher Richtung weiter und betraten, nachdem wir eine Hecke durchkrochen und zwei tiefe, breite Gräben überſchritten, ein trefflich bebautes, üppig grünendes Land, das eigentliche Madſchamegebiet. Durch Felder und Bananenhaine, über einige Bäche und kleinere Flüſſe hinweg wanderten wir weiter, bis wir den Lagerplatz der Karawanen erreichten, eine hoch gelegene Grasebene mit ſchöner Ausſicht auf den Kilimandſcharo.

Alsbald kam der Zauberer Naſiri herbei und begrüßte uns Alle freundlichſt. Naſiri, ein kleiner, beſcheidener Mann ſtammt aus Pangani und heißt eigentlich Munie Weſiri. Einſtmals als Karawanenträger hierher gekommen, entlief er, wußte die Gunſt des Sultahns Mamkinga zu erſchleichen, indem er ſich für einen großen Hexenmeiſter ausgab, und gewann beträchtlichen Einfluß; unter dem jetzigen Herrſcher verlor er viel davon, und gegenwärtig behauptet er ſeine Stellung wol nur noch dadurch, daß er ſich bei dem Verkehr mit den Karawanen als Dolmetſch nützlich macht.

Zu Kiwoi und Naſiri geſellte ſich als der Dritte im Bunde Kilewo, ein kleiner, gutmütig ausſehender Mann, der beſte von Allen, wie ſich ſpäter herausſtellte. Er iſt ein Anderer als der von Rebmann erwähnte Kilewo: dieſer hatte ſich mit Makingas Nachfolger entzweit und war in Folge deſſen nach Kilema übergeſiedelt. Während wir die Zelte aufſchlugen, brachten Kiwoi und Kilewo im Auftrage des Sultahns Bananen, Naſiri aber Brennholz; es ließ ſich Alles trefflich an, aber gerade Dies gab mir Veranlaſſung zu Beſorgniſſen: meiner Erfahrung nach folgen unverſchämte Forderungen auf derartige Höflichkeiten.

Eher, als ich es erwartet, beſtätigte ſich meine Vermutung. Schon bei Sonnenaufgang des folgenden Tages (21. Auguſt) erſchien das Kleeblatt Kiwoi, Kilewo und Naſiri, in ungeſtümen Tone die gebührenden Geſchenke fordernd. Ich erklärte ihnen, daß, wenn ſie nicht warten wollten bis zur Oeffnung der Mſigo, ſie ſich mit einem gerade zur Hand liegenden Doti Amerikano begnügen müßten. Scheinbar zufrieden nahmen ſie das Dargebotene in Empfang, danach aber erhoben ſie ein unbändiges Geſchrei und drohten, jeglichen Verkehr mit mir abzubrechen, falls ich ſie nicht beſſer bedächte. Ruhig zog ich das verſchmähte Doti zurück, worauf Naſiri mit der Drohung hervortrat, ſie würden, wenn ich nicht zu Kreuze kröche, mir ohne Umſtände meine Waaren mit Gewalt wegnehmen, wie ſie es mit dem erſten Mſungu gethan. Dies war es, was ich wollte; ich ergriff die ſich bietende Gelegenheit, den Unverſchämten den Unterſchied zwiſchen Rebmann und mir auseinanderzuſetzen. „Einmal“, ſagte ich, „habt Ihr allerdings einen Mſungu, meinen Bruder, gemißhandelt und beraubt. Jener aber war ſanft und friedfertig und in das Land gekommen, um den Leuten zu zeigen, wie ſie glücklich werden könnten; er verſtand zu leſen und zu ſchreiben, und ſein Buch machte es ihm zur Pflicht, das Unrecht geduldig zu leiden: ich hingegen bin kein ſo guter Mann, mein Handwerk iſt der Krieg, und obwol ich gleichfalls in freundlicher Abſicht komme, werde ich mir doch Nichts von Euch gefallen laſſen, vielmehr meine Waffen anzuwenden wiſſen, falls Euer Betragen es erfordern ſollte. Ob aber bei einem etwaigen Kampfe der Schaden auf meiner Seite ſein wird oder auf der Eurigen, Das könnt Ihr Euch wol ſelbſt ſagen. Entfernt Euch, ihr Unverſchämten, und laßt Euch nicht eher wieder blicken, als bis Ihr Holz, Bananenblätter und Stroh herbeigeſchafft, damit wir Hütten bauen können.“

Eine Stunde ſpäter befand ſich das Verlangte im Lager, und ſchon gegen Mittag ſtand dicht an meinem Zelte eine geräumige Hütte, in welcher ich das Gepäck unterzubringen und zu ſchlafen gedachte, während das Zelt ſelbſt nur zum Aufenthalte während des Tages und für die Unterhandlungen dienen ſollte. Jetzt erſt händigte ich den Herren Räthen ihr Geſchenk aus, je ein Kunguru, ein Doti Amerikano und einen Spiegel, Naſiri aber ein Doti mehr. Zugleich übergab ich ihnen, wie es hier Brauch, eine Probe von allen meinen Waaren für den Sultahn, damit dieſer ſehe, welches Geſchenk er zu erwarten habe; der Vorſicht halber ließ ich Muanſalini die Drei begleiten, um zu verhüten, daß ſie ſchon vorher einen Theil davon für ſich nähmen. Es kam darauf die Antwort, daß des Sultahns Bruder noch am Abend erſcheinen und gegen Entſchädigung von einem Doti die mitgebrachten Geſchenke in Augenſchein nehmen würde.

Statt eines Bruders meldeten ſich deren drei; ein jeder wollte Etwas haben, und mit Entrüſtung vernahmen ſie meine Antwort, „ſie ſollten das verſprochene Doti in drei Stücke ſchneiden und unter ſich theilen“. Lange und ſorgfältig prüfend beſahen ſie das Geſchenk des Sultahns, beſtehend aus 1 rothen Jacke nebſt Mütze, 1 großen Spiegel, 2 Meſſern (1 Tiſch- und 1 Taſchenmeſſer), 2 Stück Amerikano, 24 Taſchentüchern, 1 Sahari, 2 Barſati, 3 Kunguru und 6 Pfund Glasperlen, zählten wiederholt die Stücke, fragten, ob Dies Alles ſei, und entfernten ſich, verſichernd, daß der Manki morgen vorſprechen werde.

Inzwiſchen ſuchten wir uns wohnlicher einzurichten, bauten einige Hütten mehr und knüpften Verbindungen an, um die folgenden Tage über regelmäßig mit friſcher Milch und Honig verſorgt zu ſein. Eine Menge Leute kamen ab und zu ins Lager, doch ohne Lebensmittel zu bringen, da es Sitte iſt, daß ſolches erſt nach dem Beſuche des Sultahns geſchieht. Sie verkehrten in anſtändiger und freundlicher Weiſe mit uns, ſchienen jedoch nicht ſo fromm zu ſein, wie wir nach ihrem Benehmen glauben mußten, wenigſtens ließ uns der Sultahn zu wiederholten Malen vor Dieben warnen und uns erſuchen, ſofort von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen, wenn wir, namentlich Nachts, etwas Verdächtiges bemerkten.

Am anderen Tage kam das Kleeblatt der Räthe wieder und theilte mir mit, der Manki finde das geſtern gezeigte Geſchenk durchaus ungenügend, da es nicht einmal zur Befriedigung ſeiner weitverzweigten Verwandtſchaft, geſchweige denn für ihn ſelbſt ausreiche; trotzdem habe ihr Herr, um ſeinem Gaſte zu gefallen bereits Alles zur Beſteigung des Schneeberges hergerichtet, den Befehl gegeben, einen Weg dorthin anzulegen, und dreißig Mann zu meiner Begleitung ausgewählt. Ich ließ mich aber weder durch die Forderung noch durch die ſchönen Worte bethören, ſondern eröffnete den Herren Räthen, daß ich, des langen Redens müde, von nun an nur mit dem Sultahn ſelbſt verhandeln werde und auch Dies erſt dann, wenn wir genügend mit Nahrung und Feuerholz verſehen ſein würden.

Bald darauf wurden zwei Bund Bananen gebracht — ein königliches Geſchenk für ſechzig hunrige Leute — dann meldete man, daß der Manki ſelbſt nahe. Ich blieb ruhig in meinem Zelte ſitzen. Botſchaft über Botſchaft kam nun von dem etwa hundert Schritte vom Lager ſitzenden Sultahn: zuerſt verlangte man ein Geſchenk für ein Grigri, welches dem Herrſcher den Weg in das Lager rein machen ſolle, dann Geſchenke für des Zauberers Gehilfen, für die Verwandten des Sultahns, für ſeine Räthe, Soldaten, Frauen, Kinder und was ſonſt noch. Da ich alles Dies beharrlich verweigerte und die darauf hin gemachten Drohungen belachte, entſchloß ſich endlich der in Lumpen gehüllte Zauberer, die heilige Handlung auch ohne Bezahlung vorzunehmen. Eine dunkelfarbige Röhre oder Flaſche von Leder in der Hand, näherte er ſich und ſpritzte mit einem darein getauchten Kuhſchwanz einen ſchmuzigen Saft auf Zelte, Hütten und Leute. Von den Umſtehenden ſtreckten die einen lachend ihre Hände aus, wie um etwas von der ſegenbringenden Miſchung zu empfangen, die anderen bedeckten das Geſicht, um ſich zu ſchützen, keiner jedoch zeigte Achtung vor dem Prieſter. Als er, vermutlich im Zorn über meinen Geiz, ſie etwas reichlicher als gewöhnlich mit ſeiner „Daua“, (Arzenei) bedachte, überſchütteten ſie ihn mit einer Flut von Schimpfreden und trieben ihn, da er trotzdem das Sprengen nicht unterließ, mit Gewalt von dannen; ſpäter aber ſpotteten ſie und ſogar der Sultahn ſelbſt über die Faxen des Zauberers. Hieraus kann man deutlich erſehen, daß auch hier der Aberglaube auf äußerſt ſchwachen Füßen ſteht: daß man den wenig einträglichen Brauch nicht gänzlich abſchafft, geſchieht wol einzig ſeines ehrwürdigen Alters wegen.

Nunmehr erſchien inmitten eines wenig zahlreichen Gefolges ein Mann von einigen fünfzig Jahren mit häßlichem, von Furchen durchzogenen Geſicht und ſtellte ſich als Sultahn vor. Er hatte durchaus nichts Königliches an ſich; nicht einmal ſein Anzug, ein rothgefärbtes, gefranſtes Stück Baumwollenzeug, unterſchied ihn vor Anderen. Ich ſprach zu ihm: „Manki, ich habe erfahren, daß mein Bruder Rebmann in Deinem Lande das erſte Mal gut aufgenommen worden iſt, das zweite Mal aber ſehr übel. Ich fürchte mich nicht vor Euch, weil ich Waffen in Menge beſitze und ſie zu gebrauchen verſtehe, und bin gekommen, um zu ſehen, ob Ihr Euch gebeſſert habt. Meine Abſicht iſt, fremde Länder und hohe Berge zu ſehen; hier in Madſchame will ich den Kibo (Dſchagganame für Schnee und Kilimandſcharo zugleich) beſteigen. Willſt Du mich hierin unterſtützen, ſo ſoll es Dein Schade nicht ſein; zeigſt Du Dich aber feindlich gegen mich, ſo werde ich mich wehren und zuerſt Dich ſelbſt, dann eine Menge Deiner Krieger tödten, und an der Küſte will ich es allerorts erzählen, daß die Karawanen Dein Land in Zukunft meiden ſollen.“

Der Sultahn erwiederte: „Schon ſeit geraumer Zeit vernahm ich von der Ankunft eines Mſungu. Ich glaubte, daß es der ſchon früher gekommene wieder ſei: dieſen aber gedachte ich ſchlecht zu empfangen; denn ich liebe ihn nicht. Zu meiner Freude ſehe ich jetzt, daß ich es mit einem mächtigen Manki zu thun habe. Ich werde Alles thun, was Dir gefällt, und Dich zum Berge führen, obwol des vielen Regens wegen Dies jetzt ſchwierig iſt. Weiter jedoch als bis zum Beginne des Schnees kann ich Dich keinesfalls geleiten — es würde Keiner wieder lebend nach unten kommen.“ Darauf erging er ſich in einer Menge ſchöner Redensarten, verbot aber den Gebrauch der Inſtrumente, das Tödten von Vögeln und das Fangen von Inſekten, alſo Alles, woran uns Etwas lag, und forderte, wie nicht anders zu erwarten, ſein Geſchenk. Dieſes verweigerte ich ihm rundweg, bevor nicht eine genügende Menge Lebensmittel herbeigeſchafft wäre. Zum erſten Male benahmen ſich Faki, Mnubie und Hammis wie Männer und Helden: inſtändigſt baten ſie, ich ſolle bei meinem Entſchluſſe verharren. Der Hunger hatte ſie kühn gemacht — ſie und die Träger hatten den Tag über nur je fünf Bananen erhalten, alſo ein Viertel von Dem, was ein Mann zu ſeiner Sättigung braucht.

Am Nachmittage des 24. Auguſt beſuchte uns der wirkliche Sultahn; Derjenige, welcher ſich geſtern als ſolcher vorgeſtellt, war ſein Onkel Matolo geweſen, ein allerdings einflußreicher Mann. Deſarue, der rechte Manki, welcher ſeiner Heftigkeit wegen von den Eingeborenen ſehr gefürchtet wird, ein etwa zwanzigjähriger, ſtarker, junger Mann mit einer großen, fetten Naſe, mit zu Zöpfchen geflochtenen Haaren und den Augen eines Trunkenboldes, zeichnete ſich ebenſowenig als Matolo durch ſeine Tracht vor den Anderen aus. Er begann daſſelbe Gerede wie ſein Onkel und erhielt zur Antwort, daß, wer mit leerer Hand komme, auch mit leerer Hand gehen müſſe; ſchaffe er nicht Lebensmittel herbei, natürlich gegen Bezahlung, ſo werde er auch nicht eine Nähnadel erhalten. Nach langen, vergeblichen Verſuchen, mir Etwas abzudringen, verſtand er ſich endlich dazu, eine vorher im Gebüſche verſteckt gehaltene Kuh und ein Bund Bananen zu überreichen. Thörichter Weiſe ließ ich mich hierdurch verleiten, ihm ſein Geſchenk zu geben: kaum hatte er es in der Hand, als er mit neuen Forderungen auftrat, Stoffe, Gewehre und Pulver verlangte, eine Kanone, ja ſogar zwei Armlängen Amerikano, „um ſeinen kleinen Spiegel hineinzuwickeln“, obwol er vorher die achtzigfache Menge empfangen. Ich ſagte ihm, daß ich, falls ſein Benehmen ſich nicht ändere, am zweitnächſten Tage abreiſen werde; mein Aufenthalt ſei vergeblich, wenn er mir nicht geſtatte, im Lande umher zu gehen, Vögel zu ſchießen und Blumen zu pflücken.

Deſarue und Onkel Matolo hörten trotzdem nicht auf, mich mit ihren Betteleien zu beläſtigen; ſie blieben unausſtehlich lange im Zelte und verſtanden den Wink nicht, den ich ihnen dadurch gab, daß ich zu leſen anfing. Um Ruhe zu erhalten, mußte ich endlich dem gewaltigen Herrſcher ſagen, daß ich von meinem Hausrechte Gebrauch machen würde, wenn er nicht bald den Raum verließe. Jetzt verſuchten Sultahn und Räthe ihr Heil bei den Trägern, bettelten um Pulver, Feuerſteine, Fleiſch von der geſchlachteten Kuh u. dgl. m., erlangten aber auch hier Nichts, da ich ſtreng verboten hatte, irgend Etwas wegzugeben.

25. Auguſt. Noch immer blieben die verſprochenen Lebensmittel aus; dagegen kam Naſiri und verlangte ein Geſchenk für die Räthe und für des Sultahns Familie. Gäbe ich es, ſagte er, ſo würden Deſarue und ſein Onkel nun wirklich alles Gewünſchte herbeiſchaffen, andernfalls aber meine Abreiſe zu verhindern wiſſen. Auf dieſe Drohung gab ich eine ſtumme Antwort: ich rief die Träger zuſammen, ſah ihre Gewehre ſorgfältig nach und vertheilte Pulver und Kugeln. Dies ſchien dem kleinen Manne wenig zu gefallen; er entfernte ſich und verſicherte, daß der Sultahn und Matolo ſogleich kommen würden.

Und ſie kamen wirklich. Ich wiederholte ihnen nochmals meine Forderungen, „daß ich die Erlaubniß haben müſſe, Inſtrumente zu gebrauchen, Vögel zu ſchießen, Blumen zu ſammeln und frei umherzugehen, wohin ich wolle, daß ein Führer nach dem Kilimandſcharo beſchafft und das Lager ſofort mit Lebensmitteln verſehen werden ſolle“, und verſprach dafür, ihnen am Tage vor der Abreiſe nach dem Berg ein kleines Geſchenk zu geben, nach der Rückkehr aber ein bedeutendes. Mehr denn eine Stunde lang verhandelten wir ohne Ergebniß; endlich wurde ich des Geſchwätzes überdrüſſig, nahm die Flagge vom Zelt und richtete zwei Raketen auf die dichte Menge der Umſtehenden, mit dem Bemerken, daß ich bereit ſei, die Feindſeligkeiten, welche man zu wünſchen ſcheine, zu beginnen: von paniſchem Schrecken ergriffen, entfloh das Volk; die königliche Familie aber und die Räthe zeigten ſich jetzt ebenſo unterwürfig, als ſie vorher hochmütig waren. Dieſe überraſchende Wirkung erklärte ſich dadurch, daß Aſſani und einige Andere den Leuten erzählt hatten, ich könne ein Feuer loslaſſen, welches nicht allein ihre Häuſer, ſondern auch ihre ſämmtlichen Pflanzungen verzehre. Der Sultahn bat, ich möge doch wieder gut ſein und, damit er ſehe, daß mein Zorn verſchwunden ſei, eine Kuh zum Geſchenk annehmen und mit ihm Blutsbrüderſchaft ſchließen. Da er verſprach, mir von nun an in Allem zu Willen zu ſein, gab ich nach und ließ die Ceremonie vornehmen. Noch währenddeſſen wurde mir ein ſchöner Schafbock überreicht.

Um zu zeigen, daß in Güte mit mir gut zu verkehren ſei, ſchenkte ich den Leuten, welche Kuh und Schaf herbeigeführt, ein Doti und ein Kitamba, ohne daß ſie Etwas verlangt hätten. Dies, noch mehr aber meine Verſicherung, daß ich immer ſo handeln würde, wenn ſie nicht bettelten, erregte das höchſte Erſtaunen. Jetzt ſchien bei Deſarue und ſeinem Bruder die Furcht völlig geſchwunden zu ſein; ſie ſcherzten und lachten wie Kinder und waren guter Dinge. Oheim Matolo hingegen war ernſt und nachdenklich geworden und frug zitternd nach den Raketen. Ich verſprach, ihm beim Dunkelwerden eine zu zeigen. Als Abends Alles hergerichtet war, ſchickte er Naſiri und ließ ſagen, es ſei doch beſſer, das böſe Feuer nicht anzuzünden, weil aus Verſehen die Bananenwälder in Brand gerathen könnten.

Während des Schauris hatte ſich Hammis ergötzlich benommen. Als die Verhandlungen ſtürmiſch zu werden anfingen, verkroch er ſich aus Furcht in ſeine Hütte; danach aber, als ich ihn hierüber zur Rede ſtellte, erklärte er, daß er nur Alles für den Kampf habe zurecht machen wollen, um, wenn nöthig, für mich zu ſterben!

Am folgenden Morgen brachten Matolo und Deſarue ein Kalb, „weil das geſtern gebrachte Schaf wol nicht gut genug geweſen ſei“. Da wir noch hinreichend Fleiſch im Lager hatten, ſchlug ich es aus; ſie aber glaubten, auch das Kalb befriedige mich nicht, und verſprachen, nächſten Tages eine Kuh zu bringen. Ihre Zuſage in Bezug auf die Eröffnung des Marktes hatten ſie wahr gemacht. Der Handel ließ ſich gut an, ſodaß es mir gelang, in Kurzem für ſechs Tage Lebensmittel einzukaufen, zwar zu etwas höheren Preiſen, doch mit weniger Umſtänden als in Kilema. Verkäufer und Verkäuferinnen begehrten namentlich Baumwollenzeug und zogen ſonderbarer Weiſe gewöhnlichen Amerikano den beſſeren arabiſchen und indiſchen bunten Tüchern, den ſogenannten „Stoffen mit Namen“ vor.

27. Auguſt. Heut ſahen wir zum erſten Mal den Kilimandſcharo vom Fuße bis zum Gipfel ohne das geringſte Wölkchen dazwiſchen. All' ſeine feinſten Linien und Ecken waren ſo wunderbar deutlich zu erkennen, daß er uns doppelt näher gerückt zu ſein ſchien. Prächtig leuchtete die glänzende Kappe ſeines ſtolzen Hauptes, bei Sonnenuntergang mit zartem, roſigen Schimmer übergoſſen. Am Fuße des Berges läuft ein waldiger Höhenzug querüber, welchen drei tiefeingeſchnittene Schluchten durchfurchen, die ſogenannten milango ja kibo (Thore des Kilimandſcharo). Weit jenſeits und rechts davon erhebt der zackige Oſtgipfel, eine rauhe, faſt wagerechte Plattform bildend, ſich jäh aus einer von Oſten her in geringem Winkel anſteigenden Fläche; ein dreitauſend Fuß niedrigerer Sattel, gleichſam ein Thal

zwiſchen zwei ungeheueren Wellen, trennt ihn von dem erhabeneren weſtlichen Dome, hinter welchem ein ſtumpfgipfliger, ſchneebedeckter Pik von etwa gleicher Höhe emporragt, das dritte Haupttrümmer des noch großartigeren ehemaligen Kilimandſcharoberges. Immer von Neuem nahm hauptſächlich der Dom unſere Bewunderung in Anſpruch. Nach Weſten zu fällt er, wenn auch ſanft, doch immerhin ſo ſteil ab, daß der Schnee faſt überall im größtmöglichen Winkel liegt und friſch dazu fallender auf der glatten Fläche abrutſchen muß; geringe Lufterſchütterungen erſcheinen genügend, ſolche Schneeſtürze hervorzubringen, wie wir in kurzer Zeit deren drei beobachteten: dicke Wolken von raſch herunterrollenden Flocken, wahre Staublauinen. Von einer Gletſcherbildung konnten wir Nichts bemerken; der Schnee bildet durchaus eine glatte, gleichmäßig blendendweiße, nur hier und da von Felsſtücken oder Steinen durchbrochene Fläche. Schon die Geſtalt des Berges und die klimatiſchen Verhältniſſe machen eine Gletſcherbildung unwahrſcheinlich: es fehlen die Haupterforderniſſe dazu, ausgebreitete, ſanft ſich neigende Schneefelder und, was gewiß nicht minder wichtig, Jahreszeiten mit beträchtlichem Wärmeunterſchiede.

Das Märchen Aſſanis von der Wirkung der Raketen mußte tiefen Eindruck auf den Sultahn und ſeine Räthe hervorgebracht haben. Von Stund' an hatten ſie über dem Gedanken gebrütet, wie ſie das ſchreckliche Feuer ſich nutzbar machen könnten, um ſicheren Sieg über ihre Feinde zu erlangen. In echter Dſchaggaweiſe gingen ſie erſt nach langen Umſchweifen auf ihr Ziel los. Morgens elf Uhr kam Deſarue mit Familie und Gefolge und verlangte, ich ſolle, da er ſich noch vor mir fürchte Blut mit ihm trinken oder, da ich Dies ausſchlug, wenigſtens ein Gefäß mit Milch leeren, in welches wir Beide zuvor ein wenig geſpieen hätten. Ich fand aber auch dieſen Brauch nicht annehmlicher und weigerte mich, ihn zu vollziehen. Jetzt erſt zeigte ſich's, daß Dies nur die Einleitung zu einer wichtigeren Unterhandlung war: Deſarue bat, ich ſolle mit ihm gemeinſchaftliche Sache gegen den Sultahn Tatuo von Lambungu machen und mein ſchreckliches Feuer gegen deſſen Land anwenden. Ich erwiederte, es ſei mein Grundſatz, nur ſolche Leute zu bekriegen, welche mir Böſes gethan und ſich als Feinde gegen mich benommen hätten. Nun drang er in mich, daß ich ihm wenigſtens eine oder zwei Raketen überlaſſen ſolle, damit der beabſichtigte Krieg auf jeden Fall glücklich für ihn ausfalle. Doch ich hütete mich, die Wadſchagga mit der wahren Natur der Raketen bekannt zu machen, weil ich dadurch ein für mich und künftige Reiſende wichtiges Mittel, das Volk in Furcht zu erhalten, aus der Hand gegeben hätte, und ſagte dem Manki, ich könne ihm die Raketen aus verſchiedenen Gründen nicht geben, einmal ſchon deshalb nicht, weil ich bei ſeinem treuloſen Charakter fürchten müſſe, er werde ſie gegen mich ſelbſt anwenden, ferner, weil er nicht verſtehe, das Feuer anzuzünden, und wahrſcheinlicher Weiſe ſich ſelbſt mehr Schaden zufügen würde als der anderen Partei, endlich aber, weil Raketen ſo theuer ſeien, daß er nicht im Stande wäre, ſie zu kaufen, und ich auch nicht Luſt hätte, ſie zu verſchenken. Letzterer Grund ſchien ihm der weſentlichſte zu ſein; denn er ließ mir, offenbar in dem Glauben, daß mit Geld Alles zu machen ſei, für jede Rakete zwei kräftige Sklaven, zwei hübſche, junge Sklavinnen nach eigener Auswahl, zwei Elephantenzähne, keinen unter fünfunddreißig Pfund Gewicht, und zwei Ochſen bieten und verſprach, jede Mehrforderung zu befriedigen, falls Dies nicht genüge. In dieſer Weiſe dauerte die Unterhandlung eine Stunde lang fort. Um den Zudringlichen los zu werden, mußte ich ſchließlich mein Hausrecht in Anwendung bringen. Beim Abſchiede verordnete Onkel Matolo wieder wie geſtern, ich könne thun, was ich wolle, denn ich ſei Herr im Lande Madſchame.

Trotz aller Verſicherungen blieb es beim Alten, und trotz der ertheilten Erlaubniß verhinderte man mich immer noch, im Lande umherzugehen. Bis jetzt hatte ich erſt einmal einen unbedeutenden Spaziergang nach Naſiris Hauſe unternehmen können. Unſere Meſſungen beſchränkten ſich auf die vom Lager aus ſichtbaren Punkte und ſtanden außerhalb aller

Verbindung mit den früher im Süden und Weſten gemeſſenen Winkeln. Ich drang deshalb mit aller Beharrlichkeit darauf, daß endlich Etwas zur Ausführung gebracht werde, wovon ich große Erwartungen hegte: die Beſteigung eines ziemlich freiſtehenden Hügels nordweſtlich vom Lager.

Mehrere Boten, welche ich am Morgen des 28. Auguſt zu Naſiri ſchickte, um die oft verſprochenen Führer zu erhalten, kamen erfolglos zurück. Ich ließ deshalb gegen Mittag Deſarue ſagen, daß ich bis auf Weiteres den Verkehr mit den Wadſchagga abbrechen und Niemand mehr erlauben würde, den Lagerplatz zu betreten. Der Manki erſchien ſofort, entſchuldigte ſein Ausbleiben mit Geſchäften und verlangte, zur Wiederherſtellung der Freundſchaft Honig mit mir zu eſſen; wir würden danach wie Brüder leben und der Eine beſitzen, was dem Anderen gehöre. Naſiri, ſagte er ſchließlich, ſolle, bevor die neue Sonne aufginge, bereit ſein, uns nach jedem beliebigen Orte zu geleiten. „In friedlicher Abſicht", entgegnete ich ihm, „und in gutem Vertrauen kam ich nach Madſchame; durch Dein Benehmen aber bin ich belehrt worden, daß ich keinem Deiner Worte, keiner Deiner Verſprechungen trauen darf. Deshalb habe ich mich entſchloſſen, nach Lambungu zu gehen, Tatuo von Deinen böſen Abſichten zu unterrichten und mich mit ihm zu verbünden". Die Worte „Lambungu" und „Bündniß" brachten einen tiefen Eindruck auf die Wadſchagga hervor; mit verſtörten Geſichtern und ängſtlichen Mienen baten ſie, ich ſolle von meinem Vorhaben abſtehen, und durch neue Verſprechungen ſuchten ſie ihren Bitten Nachdruck zu geben. Ich bedeutete ihnen, daß ein Mſungu alle leeren Worte haſſe; durch ihr Betragen müßten ſie zeigen, daß ſie meine Freunde ſeien, bis dahin aber mich nicht weiter beläſtigen.

Weder Naſiri noch einer ſeiner Kameraden kam Tags darauf ins Lager, wie ſie doch verſprochen hatten. Ein Bote, welchen ich nach Naſiris Hauſe ſchickte, berichtete, er habe gar nicht dort übernachtet. Hierdurch eröffnete ſich den Meinigen ein weites Feld für Vermutungen der bedenklichſten Art. Vor Allen ſprach Faki in ſeiner Angſt und Böswilligkeit die albernſten Annahmen aus, verbreitete mit großer Geſchwätzigkeit das Gerücht, daß der Einzige, welcher es gut mit uns meine, von Deſarue eingeſperrt worden ſei, daß uns ſomit ein ſchlimmes Schickſal bevorſtehe, falls ich nicht dem Manki ein großes Geſchenk überreiche. Mit ſeinem Gewäſche regte er die Träger dermaßen auf, daß, als ich nach des Sultahns Haus gehen und die Urſache von Naſiris Verſchwinden erfragen wollte, Niemand Luſt zeigte, mich zu begleiten. Am entſchiedenſten weigerte ſich der mir ſchon früher als dickköpfig bekannte Muanſalini, und doch war dieſer der Einzige, welcher den Weg genau kannte. Ich ſchüttelte ihn tüchtig ab, gab dann, als Dies nicht half, den Befehl, den Störrigen mit einem Stricke zu binden und ihm eine tüchtige Tracht Schläge zu ertheilen. Jetzt fügte er ſich; auch die Träger zogen andere Saiten auf, und binnen Kurzem befand ich mich in Begleitung von Thornton, drei Aufſehern und zwölf Leuten unterwegs. Dennoch erreichte ich Nichts: Muanſalini verſicherte, er habe den Weg völlig aus dem Gedächtniß verloren. Da auch keiner von den Wadſchagga uns führen wollte, mußten wir nach dem Lager zurückkehren, nachdem wir ſtundenlang vergeblich geſucht. Dort angekommen, befahl ich, die Mſigo zurecht zu machen, ließ die Zelte abbrechen, theilte Lebensmittel für ſechs Tage aus und ſchüttete den Reſt der in den letzten Tagen in Menge gekauften Bohnen in den Fluß, damit er den Wadſchagga nicht in die Hände fiele. Eine Anzahl der Eingeborenen blieben bis zum letzten Augenblicke im Lager, ſagten noch während des Abmarſches „kuaheri" (lebe wohl), wieſen ſogar Thornton, welcher ſich in einer Bananenpflanzung verirrt hatte, auf den richtigen Weg; wahrſcheinlich wußten ſie nicht, wie ſie ſich verhalten ſollten, und fürchteten ſich, ihren Manki von unſerem Abzuge zu benachrichtigen — möglicher Weiſe aber hatten ſie auch den Auftrag, uns zu beobachten und zu ſehen, ob wir wirklich den Mut hätten, ohne Erlaubniß zu reiſen.

An der Spitze des Zuges ging Thornton; er hatte die Weiſung, nach jedem Flußübergang ein wenig zu halten, um die Leute ſich ſammeln zu laſſen. Ich ging mit Koralli im Nachtrab, um den Rücken zu decken. Während wir noch dabei waren, den Weriwerifluß zu überſchreiten, kamen Kilewo, Kiwoi und zwei andere Krieger, grüne Zweige in den Händen ſchwingend, athemlos herbeigeeilt und gaben uns die beſten Worte, wir möchten doch wieder umkehren. Auf alle ihre Bitten gab ich die Antwort, ich ſei ihrer Lügen müde und wünſche nicht, mich aufzuhalten, da ich beabſichtige, möglichſt ſchnell nach Lambungu zu gelangen. Jenſeit des Bananenwaldes von Narumu traf ich den Vortrab unter Thornton, letzteren beſchäftigt, Theodolitwinkel zu nehmen. Er war einmal von Kiwoi auf einen falſchen Weg gewieſen worden, hatte ſich jedoch nach eigener Erinnerung glücklich wieder zurecht gefunden bis nach dieſem am Weriwerifluß gelegenen Platze, welcher ihm ſchon beim Hermarſche für Meſſungen geeignet erſchienen war. Jetzt geſellten ſich auch Naſiri und der Manki von Narumu zu den Anderen; ſie Alle baten mich in dringlichſter Weiſe, doch wieder nach Madſchame zurückzukehren. Naſiri und Genoſſen erklärten im Auftrage der königlichen Familie, daß ſie heute noch einen Ochſen, Honig, Milch, Bananen, Bohnen und Bananenwein ins Lager ſchicken würden, morgen aber ein Geſchenk von Sklaven und Elfenbein und jeden folgenden Tag ein Stück Schlachtvieh, daß die Führer nach dem Kilimandſcharo bereit ſeien, daß ich doch nicht als Feind von ihnen ſcheiden ſolle u. dergl. mehr. Auch Thornton redete mir zu, und die Führer verſicherten, daß nun Alles nach Wunſch gehen werde; ich ſelbſt begann einige Hoffnung zu faſſen, daß ich vielleicht doch meinen Zweck erreichen könne — kurz, ich war ſchwach genug, die Rückkehr anzuordnen. Mit allſeitigem Jubel wurde dieſer Entſchluß aufgenommen. Die Wadſchagga aber händigten mir einen Stock und einen Sper aus zum Zeichen, daß ich beide gebrauchen könne, falls ich die Worte des Sultahns unwahr fände.

Gegen zwei Uhr langten wir bei unſeren Hütten an. Ich ließ die Träger in der Mitte des Platzes neben ihren Mſigo niederſitzen und unterſagte ihnen ſtreng, die früheren Wohnungen wieder zu betreten, bevor die Erfüllung des Verſprochenen geſichert wäre. So ſaßen wir in Erwartung Deſſen, was da kommen ſollte, mehrere Stunden da. Wol hundert verſchiedene Boten des Sultahns kamen ab und zu und baten, wir möchten nicht ungeduldig werden, der Manki würde ſofort erſcheinen. Endlich zeigten ſich die Brüder Deſarue und Mſam und ihre Oheime Matolo und Marenga mit ihrem Gefolge auf der einen Seite, während auf der anderen im Hintergrund eine Kuh zum Vorſchein kam. Ich glaubte, man würde nach dem Vorhergegangenen nachgiebig oder wenigſtens beſcheiden ſein; aber nein, man ſchrie und rannte ohne Rückſicht hin und her. Dazu klang es, ſo oft der Lärm ein wenig nachließ, von der Ferne wie Kriegsgeſang — bereits fürchtete ich, in eine Falle gelockt worden zu ſein, doch ließ ich mir Nichts merken, ſondern ging, nur mit einer Drehpiſtole bewaffnet, in Begleitung Aſſanis auf den in der Mitte des Trupps befindlichen Sultahn zu. Deſarue klagte, daß ich ihn, der doch der beſte Freund der Waſungu ſei, heimlich verlaſſen und mich ſogar mit ſeinem Feinde Tatuo habe verbünden wollen, beſchwerte ſich, daß die Träger öfters Bananen geſtohlen hätten, und ſchloß ſeinem Charakter getreu mit dem Wunſche, ich ſolle, da doch Alles zur Beſteigung des Kilimandſcharo bereit ſei, ihm jetzt ſchon das verſprochene Geſchenk übergeben, damit er ſähe, daß kein Groll in meinem Herzen zurückgeblieben ſei. Ich entgegnete, er ſolle es erhalten, ſobald er die verſprochene Kuh geliefert und die Führer zur Beſteigung des Berges beſtellt haben würde; im Betreff der diebiſchen Träger erſuchte ich ihn, auf die Leute aufzupaſſen und ſie auf friſcher That gehörig abzuſtrafen. Erſt als er ſah, daß alle Verſuche, etwas Anderes von mir zu erlangen, vergeblich ſeien, überreichte er mir Brennholz, Bananen und die verſprochene Kuh. Nunmehr ſchlugen wir die Zelte auf, befeſtigten die Flagge und richteten uns wieder ſo gut wie möglich ein.

Anderen Tages erſchienen Deſarue, Matolo und Genoſſen ſehr zeitig, verlangten ſchreiend und mit den Armen fechtend ihr Geſchenk und ſprachen, als ich es verweigerte, vom Verhindern der Abreiſe und vom Vernichten der Karawane. Kaum hatten die Träger Dies vernommen, als einunddreißig von ihnen mit den geſtern erhaltenen Lebensmitteln das Weite ſuchten; binnen Kurzem waren wir drei Europäer mit den Führern und ſieben Mann allein auf dem Platze! Die wenigen Zurückgebliebenen vermochten ſich vor Furcht kaum aufrecht zu erhalten und beſchworen mich, nachzugeben, damit der Zorn des Sultahns abgewendet werde. Ihnen ſowol wie dem Zwiſchenhändler Naſiri wiederholte ich die Antwort, daß ich Nichts geben würde, bevor man nicht den geſtrigen Verſprechungen gemäß Honig und Milch gebracht und die Führer beſtellt haben würde. Der Lärm dauerte fort. Die aufgeregten Wadſchagga, denen beim Entlaufen der Träger der Kamm gewaltig geſchwollen war, umtobten uns noch ſtundenlang; da ich mich jedoch nicht einſchüchtern ließ, vielmehr die Gewehre und einige Raketen in Bereitſchaft ſetzte, um etwaige Angreifer warm empfangen zu können, entfernten ſie ſich ſchreiend und ſchimpfend: die entlaufenen Träger aber ſchlichen ſich einer nach dem anderen in ihre Hütten.

Nachmittags beſuchte uns die Herrſcherfamilie nochmals; ſie bot mir ein großes Gefäß voll ausgezeichneten Honig zum Geſchenk und bat um Entſchuldigung, daß die Milch erſt den nächſten Tag kommen werde. Ich hielt es für gerathen, ihnen vorläufig wenigſtens Etwas zu geben und überreichte Deſarue: 1½ Stück Amerikano, 1 Kunguru, 1 Barſati, 18 Taſchentücher, 1 großes Taſchenmeſſer und Perlen, Matolo: 1½ Stück Amerikano, 6 Taſchentücher, 1 Barſati, 1 großes Meſſer und 1 Spiegel.

Nun erfolgten wieder die beſten Verſicherungen von Freundſchaft und Liebe; Brennholz und Bananen wurden noch für heute verſprochen; die drei Räthe erhielten aufs Neue den Befehl, mir in Allem zu Willen zu ſein, und Matolo geſtattete ſogar, man ſolle, wenn er diesmal ſein Wort nicht hielt, Einen von ihnen tödten und ihn ſelbſt einen Lügner ſchelten! Nach ſolchen Reden zogen ſie ab, nicht ohne nochmals fein darauf hingedeutet zu haben, daß ſie, nachdem ſie auf dieſe Weiſe gezeigt, wie ſehr ſie den Europäer liebten, es verdient hätten, ſpäter mit einer Rakete beſchenkt zu werden, falls ich es nicht vorziehen ſollte, ſelbſt mit ihnen in den Krieg zu ziehen.

Thornton hegte wieder die ſchönſten Hoffnungen; ich aber ſah keine Aenderung in dem Benehmen der Leute und gelangte immermehr zu der Ueberzeugung, daß in Madſchame Alles umſonſt ſei, daß es von hier aus nicht möglich ſein werde, den Kilimandſcharo zu beſteigen, noch auch weiter nach Weſten vorzudringen. Darum beſchloß ich, das Land zu verlaſſen, ſobald wir wieder Lebensmittel zur Rückreiſe gekauft haben würden; denn ich beſorgte, die Wadſchagga möchten ihre Furcht vor unſerer Ueberlegenheit verlieren und dann einen Ueberfall wagen.

31. Auguſt. Den ganzen Morgen warteten wir vergeblich auf einen der Räthe: ſie waren zu einem Gelage verſammelt, man konnte deutlich das ferne Toben und Schreien der berauſchten Menge vernehmen. Erſt gegen Mittag nahte Kilewo und fragte mit kindlicher Unbefangenheit, ob wir vielleicht die Abſicht hätten, uns in den nächſten Tagen ein wenig in der Umgegend umzuſehen. Mit einiger Mühe wußte ich ihn dahin zu ſtimmen, daß er ſich bereit finden ließ, ſogleich mit uns nach einem entfernten Ausſichtspunkte aufzubrechen. Wir gönnten uns kaum ſoviel Zeit, einige Biſſen von dem halbgaren Mittageſſen zu verzehren, und befanden uns ſchon nach wenigen Minuten in Begleitung von Aſſani, Seguat, Naſiri und vier untergeordneten Wadſchagga unterwegs. Am rechten Ufer des Fluſſes hin wandernd über welliges, gut bebautes Land, gelangten wir bald an einen zweiten, in der Sohle eines drei- bis vierhundert Fuß tiefen Thales dahinſtrömenden Fluß. Ohne weiteren Unfall, als daß des übereifrigen Thorntons Hitze durch ein unvorhergeſehenes Bad etwas

abgekühlt wurde, gelangten wir über Fluß und Schlucht hinweg; dann ging es wieder durch Bananenpflanzungen, über graſige Abhänge und liebliche Thäler, bis wir das Ziel unſeres Ausflugs erreichten: einen ziemlich dicht bewaldeten Hügel, auf welchem, wie man uns ſagte, die verſtorbenen Manki beerdigt werden. Mit dieſer heiligen Beſtimmung des Hügels entſchuldigte man auch die Schwierigkeiten, welche man bisher ſeiner Beſteigung entgegengeſetzt hatte, und fügte Dem die Bitte zu, wir ſollten hier nicht ſchießen, überhaupt nicht den Ort durch Lärm entweihen. Mir ſchien dieſe Erzählung ein Märchen zu ſein, erſonnen, um meinen Unwillen über die früheren Verzögerungen zu beſänftigen; den Namen Manki's Grabhügel jedoch behielten wir für unſere Karte des Landes bei. Die Ausſicht war wirklich lohnend: weſtlich vom Kilimandſcharo, welcher den ganzen Tag über unverhüllt glänzte, ſahen wir, durch eine weite Ebene von ihm geſchieden, den bereits von einem Hügel bei Kilema aus bemerkten Meruberg; in derſelben Richtung, nur zwei Tagereiſen näher, zeigte man uns das hügelige, zu Madſchame gehörige Gebiet von Schira, welches Rebmann irrthümlicher Weiſe auf den Meruberg ſelbſt verlegt; im Süden ſchweifte unſer Blick bis weit hinaus in die Ebene jenſeit der Ugono- und Aruſchaberge, aus welcher in der Ferne kegelförmige, hohe Berge emporragten.

In Kurzem ſammelten ſich über fünfzig Wadſchagga um uns. Alles, was ſie ſahen, bewunderten ſie, vorzüglich aber das Fernrohr, deſſen Linſe ich als Brennglas benutzte, um vor ihren Augen Feuer anzuzünden: ſie baten ſich die verkohlten Blätter und Papierſtückchen als Heilmittel und Amulete aus, in der Meinung, daß dieſen durch die Sonne eine große Kraft mitgetheilt ſein müſſe.

1. September. Naſiri hatte keine Zeit, ſich mit uns zu beſchäftigen, und der Sultahn ließ uns ſagen, daß er erſt am Nachmittage kommen würde. Ich beſchloß, die freien Stunden zu benutzen, um einen gerad heute ſtattfindenden Markt der Wadſchagga kennen zu lernen. Unter dem Vorwande, Vögel zu ſchießen, entfernte ich mich aus dem Lager und folgte vorſichtig von Weitem einigen Frauen, welche mit Waaren belaſtet nach der etwa eine Stunde entfernten Sangara gingen, einem freien, von einigen Bäumen umſtandenen Platze, auf welchem ſich etwa vier- bis fünfhundert Dſchaggaweiber feilſchend und ſchwatzend bewegten. Sie tauſchten in regſtem Verkehr irdene Töpfe, Holzgefäße, Bananen, Bohnen, Erbſen, ſüße Kartoffeln, Milch, Fett, Bananenwein und Bananenmehl, rothe Erde zum Färben und Emballa, eine ſalzhaltige und als Salz dienende Erde. Ohne daß Marktpolizei zu bemerken geweſen wäre, herrſchte die beſte Ordnung, wennſchon, wie begreiflich, der Lärm der Hunderte von Stimmen weithin vernehmbar war. Kein einziger Mann befand ſich unter den Verkäuferinnen; ich erfuhr, daß es Männern aufs Strengſte verboten ſei, am Markte Theil zu nehmen, vermutlich, weil früher blutige Streitigkeiten unter den Handelnden ſtattgefunden hatten. Man beſchwor mich, ſchleunigſt von dannen zu gehen, und ſagte, ich würde durch mein Bleiben alle Anweſenden in die größten Unannehmlichkeiten und mich ſelbſt in Gefahr bringen. Es wäre unhöflich geweſen, hätte ich die armen Frauen noch länger ängſtigen wollen; ich kehrte alſo nach kurzem Verweilen in das Lager zurück.

Bald nach mir kam der Sultahn und kündigte die angekündigte Unterhandlung auf, weil Naſiri nicht zu finden und Faki nicht fähig ſei, richtig zu dolmetſchen. So war alſo auch dieſer Tag für den eigentlichen Zweck meiner Reiſe verloren, und die Angelegenheit, wegen welcher ich mich ſchon ſo mancherlei Widerwärtigkeiten unterzogen, wurde aufs Neue verſchoben! Ich fühlte mich unbeſchreiblich abgeſpannt von dem endloſen Warten und der fortdauernden Ungewißheit: mit ſolchen Menſchen zu verhandeln und dabei die Ruhe und den Mut nicht zu verlieren, erfordert faſt übermenſchliche Geduld.

Nachdem ich am folgenden Morgen wiederum vergeblich auf Naſiri gewartet, erſchien endlich gegen Mittag der ganze Troß. Auf meine Vorwürfe erwiderte Deſarue Nichts weiter, als daß er, wie ich wiſſe, mein Freund ſei und mich außerordentlich liebe; Naſiri ſei durch Krankheit abgehalten geweſen, übrigens wäre ja auch ſeine Gegenwart bei meinen Ausflügen nicht nöthig, da ich nach Belieben im Lande umhergehen und über alle ſeine Leute verfügen könnte. Der Schluß war — Bettelei um eine Rakete. Meine beharrliche Weigerung mochte ſie auf die Vermutung gebracht haben, daß ich gar nicht im Beſitze ſo fürchterlicher Waffen ſei und davon nur erzählt habe, um ſie zu ängſtigen; in der That mußte es ihnen ſonderbar erſcheinen, daß ich ſolche Zerſtörungswerkzeuge nicht benutzte, um Herrſcher und Volk meinem Willen unterthänig zu machen und Elfenbein und Sklaven von ihnen zu erpreſſen. Sie baten alſo, ich ſolle ihnen eine Rakete doch wenigſtens zeigen. Dies ſagte ich ihnen für den Abend zu. Der Sultahn wollte die Wirkung des böſen Feuers von ſeinem Hauſe aus beobachten, „weil Dies ſicherer ſei“, und befahl vieren ſeiner Vertrauensleute, ſtatt ſeiner in der Nähe zu bleiben und ihm über das Geſehene berichten. Beim Weggehen bat er wiederholt, man möchte recht vorſichtig ſein, damit die Hütten und Pflanzungen nicht zerſtört würden, und verſprach, heute noch Lebensmittel, morgen früh aber die gewünſchten Führer zu ſchicken. Nach Dunkelwerden verſammelte ſich eine neugierige Menge im Lager. Plaudernd und ſcherzend umſtanden ſie mich, während ich eine mit Schwärmern gefüllte Rakete zurecht machte: als ſie feuerſprühend emporſauſte, hatte Lachen und Schwatzen ein Ende, und ſchüchtern entfernten ſich die Herren mit der beſtimmten Zuſage, daß morgen früh Alles zum Aufbruche bereit ſein ſolle.

Das „Morgen“ kam, aber die Führer kamen nicht. Bis Mittag blieb ich ohne Nachricht; erſt Nachmittags traf der Sultahn ein, doch ohne Führer. Er fand es nicht einmal für nöthig, ſich zu entſchuldigen, forderte vielmehr immer wieder Raketen und ſonſtige Geſchenke und zwar in ſo ſtürmiſcher Weiſe, daß ich die letzte Hoffnung, Etwas zu erreichen, aufgab und Madſchame möglichſt ſchnell zu verlaſſen beſchloß. Mnubie und Muanſalini, denen Böſes ahnte, ſtimmten für Aufbruch bei Nacht; bei Tage, meinten ſie, würden wir uns nicht entfernen können, ohne uns der Gefahr eines Angriffs auszuſetzen. Obgleich ich nächtliche Unternehmungen nicht liebe, weil man die Träger, welche bei jeder Gefahr ſelbſtverſtändlich zu entlaufen ſuchen, nicht im Auge behalten kann, und weil der Hauptgrund unſerer Ueberlegenheit über die Eingeborenen — die Feuerwaffe — beinahe nutzlos wird, gab ich den Bitten der Leute nach, ordnete jedoch an, daß Koralli mit Mnubie, Muanſalini und ſechs anderen Leute den Weg vorläufig unterſuchen ſollte. Ich entſchied mich, um die ſtark bevölkerten und mit Madſchame verbündeten Gebiete von Narumu und Kindi zu umgehen, für einen mehr ſüdlichen, nach Kahe zu führenden Weg, wennſchon dieſer uns unbekannt war und lange Zeit an den Hütten der Eingeborenen vorbeiführen ſollte. Dem Sultahn ließ ich ſagen, daß morgen für mich ein Feſttag ſei, an welchem ich nicht geſtört zu werden wünſche. Dies war durchaus keine Nothlüge; denn ich war des Aufenthaltes in Madſchame ſo überdrüſſig, daß ich den Tag, an welchem ich von dannen käme, als einen Tag der Freude betrachtete.

4. September. Bereits früh vier Uhr zog Koralli mit ſeiner Schar aus; nach mehrſtündiger Abweſenheit kamen ſie, Jeder zum Schein mit einem tüchtigen Bündel Brennholz beladen, zurück. Ihre Nachrichten lauteten nichts weniger als erfreulich: man kommt auf dem erkundeten Wege erſt nach anderthalb Stunden aus den dichtbewohnten Gebieten heraus, hat öfters auf ſchlüpfrigen oder ſteinigen Pfaden längs einer tiefen Waſſerleitung und am Rande eines ſteilen Thales hinzugehen, einen kleinen Fluß zweimal zu durchwaten und einen beſonders gefährlichen Schanzgraben, deſſen Boden mit Dornen gefüllt iſt, auf einem Baumſtamm oder Brete zu überſchreiten. Dennoch entſchloß ich mich, noch dieſe Nacht den Verſuch zu wagen.

Wie um mir zu zeigen, daß ich richtig handele, ſchickte am Nachmittage der Sultahn die Botſchaft, „daß er, wenn er morgen zu mir käme, ein großes Geſchenk haben müſſe“, beſtimmte ſogar mit bisher unerhörter Dreiſtigkeit die einzelnen Gegenſtände, aus denen es beſtehen ſolle, und forderte unter Anderem die Auslieferung von wenigſtens zwei Raketen, welche aber ganz beſonders ſtark ſein müßten, damit ſie den Kriegern von Lambungu möglichſt viel Schaden thäten. Ich ließ ihm ſagen, er möge den folgenden Tag abwarten. Im Uebrigen that ich Alles, um Verdacht zu vermeiden, verlangte Lebensmittel und Holz für die Leute, Stroh, um die Hütten beſſer decken zu können und dergleichen Dinge mehr, welche zu einem längeren Aufenthalte nöthig ſind.

Schon am Morgen hatte ich die Träger jeden einzeln in mein Zelt kommen laſſen und ihnen ihre Mſigo bezeichnet. Mittags war ich mit Allem fertig und erwartete nun ſehnſüchtig die Nacht.

Einzig Faki ſuchte mir Hinderniſſe in den Weg zu legen. Er überredete die Leute, daß ſie ſich weigern ſollten, die Nacht aufzubrechen, weil Dies zu gefährlich ſei, und meinte, es ſei nothwendig, dem Sultahn die Hälfte aller Waaren zu geben, damit er uns freien Abzug bewillige. Vermutlich ſpielte dieſer Elende mit den Wadſchagga unter einer Decke und hoffte, von den mir abzuſchwindelnden Geſchenken ſpäterhin ſeinen Antheil zu erhalten; ich trug Aſſani auf ihn ſtreng zu bewachen und ihm zu ſagen, daß ich ihn ohne Bedenken niederſchießen würde, falls er das Lager auch nur auf einen Augenblick verließe.

Nach Dunkelwerden gab ich für fünf Tage Lebensmittel aus; dann vertheilte ich die Mſigo, damit Kochgeſchirre, Schlafgeräthe und andere Kleinigkeiten daran befeſtigt werden könnten, und befahl, daß die Leute neben ihren fertigen Bündeln ſchlafen ſollten. Die Zelte ließ ich erſt gegen Mitternacht wegnehmen, eine keineswegs überflüſſige Vorſicht; denn noch ſpät am Abend kamen Krieger vorüber — ſcheinbar zufällig, in Wirklichkeit aber wol, um uns zu beobachten — und es ertönte in einiger Entfernung ein Lärmen, welcher allzu ſehr an Kriegsgeſang erinnerte, um angenehm zu ſein.

Ich weckte jeden Träger einzeln. Faſt lautlos verließen wir gegen ein Uhr den Lagerplatz. Es war ſo finſter, daß der Weg faſt nur durch Taſten mit dem Stocke ſich finden ließ. Thornton ging mit Mnubie und Muanſalini voran, Koralli in der Mitte, ich in der Nachhut; Faki ſollte in meiner Nähe bleiben, entwiſchte jedoch ſchon nach wenigen Schritten und ſchloß ſich der Spitze der Karawane an, wo er ſich ſicherer fühlen mochte.

Kaum waren wir fünf Minuten unterwegs, ſo wurde mir gemeldet, daß drei Träger fehlten. Zum Lager zurückgekehrt, fand ich ſie ruhig neben ihren Bündeln liegend: es ſchien, als ob ſie beabſichtigten, hier zu bleiben, bis wir uns weit genug entfernt hätten, dann aber auf einem anderen Wege, mit den geſtohlenen Gütern Handel treibend, ſich nach der Küſte durchzuſchlagen. Ich trieb die ob meiner Rückkehr nicht wenig erſtaunten Miſſethäter vor mir her; zum Glück war einer von ihnen mit dem Wege bekannt. Als wir an Naſiris Hauſe vorbeikamen, verſpürte ich gewaltige Luſt, den Schurken zu binden und mit mir zu nehmen, um ihm für ſeine Lügen und Niederträchtigkeiten eine derbe Züchtigung angedeihen zu laſſen; da ich aber keinen meiner europäiſchen Begleiter in der Nähe hatte, mußte ich hierauf verzichten. Nach etwa einer Stunde traf ich auf Koralli und erfuhr von ihm, daß ein Träger mit einer Kiſte in das tiefe Thal hinabgerollt ſei und man das Mſigo, welches ein Chronometer, Vogelbälge und getrocknete Pflanzen enthielt, noch nicht wieder gefunden habe. Beim Schein eines Wachslichtes fanden wir nach halbſtündigem Suchen die Kiſte wieder, leider im Waſſer, ſodaß die getrockneten Sachen, mit denen wir ſo viel Mühe gehabt, verdorben waren. Erſt gegen 3½ Uhr erreichte ich den Nachtrab der Karawane. Hier traf ich Thornton meiner wartend, in nicht geringer Beſorgniß wegen unſeres langen Ausbleibens. Auch er hatte Unglück gehabt: er war ausgeglitten und in die dunkle Tiefe gerutſcht, doch hatte er glücklicher Weiſe noch halbwegs einen Anhalt gefunden und ſich wieder emporgearbeitet (fortunately I succeeded in stopping myself, wie er ſelbſt ſagte). Den Uebergang über das ſchmale Bret des Schanzgrabens bewerkſtelligten wir glücklich; eine halbe Stunde ſpäter erreichten wir einen nicht zu Madſchame gehörigen Ort, von welchem an der Weg wieder in dichten Wald führt. Um die Träger nicht unnöthig zu ermüden, ließ ich, bis es zu tagen anfing, halten.

Wer es kennt, wie unbeliebt Nachtmärſche ſelbſt bei geſchulten, europäiſchen Soldaten ſind und wie langſam dabei Alles von Statten geht, Der wird begreifen, daß ich mit einigem Stolz auf dieſen Rückzug hinblicke, bei dem ich es mit Negern zu thun und auf Wegen zu gehen hatte, welche ſelbſt bei Tage nicht angenehm ſind. Später habe ich mich noch oft gewundert, daß Alles ſo gut von Statten ging; denn, daß einige Leute unterwegs fielen und mehrere Sachen zerbrochen wurden, muß unbedeutend genannt werden im Vergleich zur Schwierigkeit des Unternehmens. Am wunderbarſten erſcheint mir, daß wir, ohne Jemand zu wecken, ſtundenlang durch die Hütten der Eingeborenen halten marſchiren können; nur der übergroßen Furcht der Leute hatte ich Dies zu verdanken — mein Befehl allein hätte ſicherlich nicht vermocht, die Träger auch nur für kurze Zeit zum Schweigen zu bringen.

Achtzehnter Abſchnitt.

Letzte Verſuche.

Was noch zu thun blieb. — Durch die Ebene nach Dafeta. — Unangenehme Neuigkeiten. — Die alte Freundſchaft durch den Blutseid erneuert. — Ankunft in Kilema. — Entſcheidung der Ungewißheit. — Nochmals in Dafeta. — Forderungen der Aelteſten. — Ein Abenteuer Thorntons. — Meuterei unter den Trägern. — Abſchied.

Sowol in Kilema wie in Madſchame hatte der Reiſende nicht eigentlich über die Bevölkerung zu klagen gehabt, ſondern nur über die Herrſcher und ihre Räthe; es blieb daher die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß ſpäterhin unter anderen Sultahnen eine Beſteigung des Kilimandſcharo ebenſo leicht ſein konnte, als ſie jetzt ſchwierig erſchien — ſelbſt ein neuer Verſuch noch vor der Rückkehr nach der Küſte bot, in Anbetracht der veränderlichen Stimmung der Wadſchagga, einige Ausſicht auf Erfolg. Mambo von Kilema wenigſtens hatte durch ſein bisheriges Verhalten bewieſen, daß er guten Eingebungen zugänglich war: er hatte ſich benommen wie ein Kind, welches den Wallungen des Augenblickes folgt, jetzt unartig iſt und, wenn man es nur zu behandeln verſteht, im nächſten Augenblicke wieder herzensgut und lenkſam. Nicht zu unterſchätzende Schwierigkeiten mußten freilich Mambos Unzuverläſſigkeit und lügenhaftes Weſen bereiten. Indeſſen war anzunehmen, daß Deckens Aufenthalt in Kilema von günſtigem Einfluß auf ihn geweſen, daß die beim Abſchied ertheilte Lehre noch jetzt nicht vergeſſen ſei. Der Reiſende entſchloß ſich alſo, ſein Glück nochmals in Kilema zu verſuchen, zuvor aber nach Dafeta zurückzukehren, um hier nach ſeinen Sachen zu ſehen.

Gegen Sonnenaufgang, erzählt Decken vom 5. September weiter, ermunterte ich meine Afrikaner, welche die kurze Raſt zu einem Schläfchen benutzt hatten, und führte ſie in ſüdlicher und ſüdöſtlicher Richtung weiter. Wir kamen wiederum an zahlreichen Wildfallen vorbei. In einer derſelben lagen die Gebeine eines Elephanten, daneben ſtand eine Hütte, welche der glückliche Eigner der Grube wol errichtet hatte, um ſich mit Bequemlichkeit an dem Fleiſche des gefangenen Thieres mäſten zu können.

Die Landſchaft war anfangs parkartig, nahm aber ſpäterhin die Beſchaffenheit der trockenen Flächen ſüdlich vom See Jipe an. Nur hier und da überragten höhere Bäume die in der Grasfläche zerſtreuten Dornbüſche; faſt ausnahmslos waren ſie mit Bienenkörben von der früher beſchriebenen Form behangen: auf einem derſelben zählten wir ſiebzehn Stück. Lautlos marſchirten die Träger darunter hinweg, aus Furcht, die kleinen Inſaſſen zu erſchrecken und zu reizen, nicht ohne Grund — denn gereizte Bienen ſind gefährliche Feinde der Karawanen und haben öfters ſchon Leute durch ihre Stiche getödtet. Erſchallt der Ruf „Niuki“ (Bienen), ſo werfen die Schwarzen ihre Bündel zur Erde, kauern am Boden nieder und beharren ſo lange unbeweglich in dieſer Stellung, bis die geflügelten Angreifer ſich völlig verzogen haben. Nach zwei Uhr erreichten wir einen geeigneten Platz am Oſtufer des Weriweriſluſſes, an welchem wir Herberge machten; bald nach Sonnenuntergang lagen wir in tiefem Schlafe — es galt, die Ruhe zweier Nächte zu genießen.

Unſer Weg führte folgenden Tages über mehrere reißende Flüſſe und Bäche. Jenſeit des dritten erhoben die Leute ein Geſchrei: „ein Nashorn! ein Nashorn!“ Thornton und ich ſprangen eiligſt vor und ſahen ein rieſiges weißes Rhinozeros. Es ſtampfte mit den Füßen, als es uns gewahrte, und zerwühlte mit ſeinem Horne die Erde, offenbar im Zweifel, ob es angreifen oder dem ungewohnten Gegner das Feld überlaſſen ſollte. Da ich Letzteres befürchtete, feuerte ich und faſt gleichzeitig mit mir Koralli: es brach auf dem Flecke zuſammen. Mit Jubelgeſchrei ſprangen die Träger herbei, um das Thier auf muslimitiſche Weiſe zu ſchlachten d. h. ihm den Hals abzuſchneiden; aber noch ehe ſie es erreicht hatten, erhob es ſich und galoppirte, zwar bisweilen ſtrauchelnd aber dennoch ziemlich ſchnell, dem Dickicht zu und war unſeren Augen entſchwunden, ehe wir einen neuen Schuß anbringen konnten. Bei dieſem Zwiſchenfalle, welcher einen Zeitraum von nur wenigen Minuten ausfüllte, benahm ſich Faki höchſt ergötzlich: ſobald das Geſchrei ertönte, erkletterte er mit der Geſchwindigkeit eines Affen den nächſten Baum; als aber das ſchwerverwundete Thier verſchwand, ſprang er ſchleunig herab, feuerte ſein Gewehr in die Luft und verhöhnte laut ſchreiend das feige Nashorn, welches ſich in keinen Kampf mit ihm einlaſſen wollte.

Es ſchien, als ob der Regen der vorigen Wochen die Ebene mehr bevölkert habe; denn wir trafen noch am ſelben Tage auf Heerden von Zebra, jagten einige Völker Perlhühner auf und erblickten gegen Abend ſogar noch ein Rhinozeros und zwar ein feuerfarbenes — es hatte ſich auf dem feuchten Lehmboden gewälzt und war über und über mit rothem Schlamm überzogen.

Durch eine Biegung weithin nach Süden umgingen wir das dichte Geſtrüpp und den Sumpf, welche uns das vorige Mal ſoviel Aufenthalt verurſacht hatten, und ermöglichten es, an dieſem einen Tage nicht weniger Weges zurückzulegen als früher an dreien.

7. September. Koralli und ich litten an Dyſenterie, wol in Folge des ſchlechten Waſſers, welches wir am Tage zuvor genoſſen; wir beſchleunigten unſeren Marſch, um ſobald als möglich nach Dafeta zu gelangen, wo wir uns nach ſoviel Anſtrengung ein wenig Ruhe gönnen konnten. Gegen vier Uhr kamen wir an den Mambafluß und ſchlugen, da der Ort uns zuſagte, an ſeinem diesſeitigen Ufer das Lager auf. Hierüber waren die Träger höchlich entrüſtet; ſie murrten, Dies ſei gegen alle Sitte und Ordnung, und wollten lieber mit einem ſchlechteren Platze vorlieb nehmen, als von dem alten Karawanenbrauche laſſen.

Auf beſchwerlichem Wege durch verbranntes Land, wo weder Gras noch Buſch mehr zu ſehen war, erreichten wir Tags darauf die Grenze von Dafeta. Wiederum ſchlichen wir uns unbemerkt durch die Thore ein und feuerten erſt, als wir an Ort und Stelle angelangt waren, die Gewehre ab. Unſere alten Bekannten eilten herbei, begrüßten uns durch Händeſchütteln und Jamborufen, Alle ſichtlich erfreut, uns wieder zu ſehen. Auch Banafumo ſtellte ſich ein, brachte uns ein halbes Lamm und einige Stengel Zuckerrohr zum Geſchenk und berichtete, daß die ihm übergebenen Waaren in beſtem Zuſtande ſich in ſeinem Hauſe befänden, und daß er mehrere Packete Bohnen und Mais für mich gekauft habe. Seine anderen Neuigkeiten lauteten ſchlimm. „Die Maſai", erzählte er, „ſind raubend und plündernd von Aruſcha bis zum See Jipe vorgedrungen; in Ugono aber herrſcht Krieg und arge Hungersnoth, ſodaß die Leute ſich von Bananenwurzeln nähren müſſen." Zuletzt beklagte er ſich, daß er bei ſeinen Landsleuten in Verdacht gerathen ſei, mit uns Zauberei getrieben und dadurch den Regen verhindert zu haben; drei Ziegen und ein Schaf habe man ihm genommen und ſie geſchlachtet, um das Grigri unſchädlich zu machen — doch vergebens, und noch jetzt ſtehe er beim Volke in Verruf und werde auf alle Weiſe angefeindet.

So uneigennützig Banafumo ſich bisher benommen hatte, letzteres Geſchichtchen ſchien er erfunden oder wenigſtens vergrößert zu haben, um ſich bei mir in Gunſt zu ſetzen und eine Belohnung zu erhalten. In dieſer Vermutung wurde ich dadurch beſtärkt, daß die Eingeborenen ein unverändertes Benehmen gegen uns beobachteten. Nichts verrieth, daß ſie aufgebracht wären oder ſich vor uns fürchteten; im Gegentheil, der Markt war gut beſucht, der Handel ging leicht, und es gelang nicht nur, Lebensmittel in Menge zu kaufen, ſondern auch Hausgeräthe, Schmuckgegenſtände, Waffen u. dergl. einzutauſchen. Vor Allem mußte ich aus dem Benehmen Aruſcha's, einer meiner Freundinnen, ſchließen, daß die Verhältniſſe nicht ſo ſchlimm lagen, als Banafumo ſie darſtellte. Schon früher hatte Aruſcha, die aus Kilema gebürtige Witwe eines Dafetahäuptlings, eher als alle anderen Weiber ihre Schüchternheit verloren, uns mancherlei Freundlichkeiten erzeigt, kleine Geſchenke von Milch und friſchen Erbſen gebracht u. dergl. m., ohne jemals um Etwas zu betteln oder mehr zu fordern, wenn ſie eine Gegengabe erhielt; diesmal hatte ſie uns zuerſt das Willkommen geboten, uns ſogleich mit Milch verſorgt und verſprochen, Alles zu ſchaffen, was wir ſonſt noch begehren würden.

Etwas war aber doch an Banafumos Gerede; denn Nachmittags erſchien einer der Häuptlinge und beſchuldigte mich, nachdem er die Neuigkeiten aus Dſchagga erfragt, daß ich einen Zauber gegen ſie hinterlaſſen habe, nämlich ein an einem Stocke befeſtigtes Stück Meſſingdraht, welches ſie auf dem Kilemawege gefunden haben wollten. Es fiel mir nicht ganz leicht, die auf dieſen Schwindel begründeten Entſchädigungsanſprüche des Mannes zurückzuweiſen. Damit war aber die Sache durchaus noch nicht abgethan. Am anderen Morgen ſchickte Aruſcha einen Knaben zu mir mit der Botſchaft: „Bleibe zu Hauſe!" Ich gehorchte dem Winke, gab meinen Morgenſpaziergang auf und erwartete nicht ohne Spannung, was da geſchehen ſollte. Keine der Frauen ließ ſich im Lager ſehen, um Etwas zu verkaufen, dagegen kamen etwa fünfzig Wakuafi und hundert Wadafeta, alle in vollem Waffenſchmuck; etwas ſpäter erſchienen die Häuptlinge mit ihrem Gefolge. Ueber vier Stunden lang beläſtigten ſie mich mit ihrem Gewäſch, warfen mir vor, ich hätte das Land verzaubert und ihnen zu wenig, den Wadſchagga aber zu viel Regen zugewendet, hätte den Weg nach Kilema durch mein Grigri unſicher gemacht, Blumen gepflückt und Bienen gefangen, um dadurch die Ernte und den Honig zu verderben, und ähnlichen Unſinn mehr. Ferner erzählten ſie mit bedenklichen Geſichtern, ich hätte die Frau des Sultahns Mambo getödtet und ein anderes Weib vergiftet oder wenigſtens durch Zauberei ihren Tod verurſacht (ſie meinten die Frau des Kriegers Mſindo, welche von mir Arzenei erbeten hatte, aber geſtorben war, ehe ich ihr Etwas gegeben), und Koralli hätte eine dritte Frau derartig gemißhandelt, daß ſie jetzt noch krank daniederläge. Ich erklärte ihnen lachend, daß ich mich auf ſo alberne Anklagen nicht vertheidigen könnte; um ihnen übrigens zu zeigen, daß ich mit den Wadſchagga auf gutem Fuße ſtände, würde ich bereits morgen nach Kilema zurückkehren. Endlich, da ſie die Nutzloſigkeit ihrer Bemühungen einſahen, gaben ſie ihre Entſchädigungsforderungen auf und verlangten nur, ich ſolle mit ihnen den Blutseid ſchwören. Als ich einwilligte, führten ſie eine Ziege, welcher zwei Männer mit acht Speren voraufgingen, ſiebenmal im Kreiſe um mich, Koralli und die Führer und ſangen dazu einen ſchrecklichen Eid, „daß unſere Frauen uns untreu werden, daß wir keine Kinder bekommen, unſere Beſitzthümer verlieren und frühzeitig ſterben würden, wenn wir ſchlechte Abſichten hätten; andernfalls ſollte das Glück uns begünſtigen und alles Eigenthum der Wadafeta auch uns gehören.“ Darauf ſchnitten ſie der Ziege ein Ohr ab und ließen jeden von uns einen Tropfen des hervordringenden Blutes trinken. Nachdem ich, was ihnen jedenfalls die Hauptſache war, vier Doti für die gelieferte Ziege gegeben, war die Angelegenheit abgethan. Noch einmal verſuchten ſie ihr Glück: ſie verlangten von Neuem eine Durchgangsabgabe für meine Reiſe nach Kilema, ließen aber auch von dieſer Forderung ab, als ich ihnen ſagte, daß ich unter ſolchen Umſtänden ihr Land auf dem Wege nach Mombas verlaſſen und erſt außerhalb der Grenzen mich in einem Bogen nach Kilema wenden würde. Beim Abſchiede ſchenkte ich ihnen von freien Stücken fünf Doti, mit dem Bemerken, daß ich immer ſo handeln d. h. Nichts geben würde, wenn ſie bettelten, und ſie reichlich beſchenken, wenn ſie ſich anſtändig betrügen.

Mein Entſchluß, Kilema nochmals zu beſuchen, erfreute ſich nicht der Billigung der Träger; ſie meinten, für dieſe Reiſe eine beſondere Entſchädigung beanſpruchen zu dürfen. Viele von ihnen, vermutlich durch Faki aufgewiegelt, meldeten ſich krank; ich zeigte jedoch kein Mitleid mit ihnen und ließ nur einen zurück, welcher ſich bei genauer Unterſuchung als wirklich krank erwies.

Am 12. September früh ſechs Uhr brachen wir auf. Ich führte mit Thornton den Zug und ließ Koralli bis zuletzt im Lager bleiben, damit Nichts vergeſſen würde. Im Freien angelangt, wartete ich eine Weile, um die zurückgebliebenen Leute ſich ſammeln zu laſſen, als Koralli erhitzt und aufgeregt herbeikam und ſich bitterlich beklagte, daß Muanſalini ſeine Ermahnung, ſich zu beeilen, mit den Worten zurückgewieſen habe, „er möge doch nicht ſoviel ſprechen und ſchimpfen, man würde auch ohnedies gehen“. Es ſei, meinte Koralli, gegen ſeine Ehre, ſich Derartiges von einem Neger ſagen zu laſſen; er würde ſich kein Gewiſſen daraus machen, beim nächſten derartigen Falle dem Widerſetzlichen eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Auf mein freundliches Zureden ging er nicht ein, und für Ermahnungen, doch künftig bei ſolchen Gelegenheiten ruhiges Blut zu behalten, war er unzugänglich; er fuhr mit Schimpfen und Drohen gegen die Schwarzen fort und ließ, als ich ihm Dies ernſtlicher verwies, ſich zu der Aeußerung hinreißen, daß er ſich von mir trennen würde, wenn ich nicht ſeine Partei nähme.

Auf bekannten Wegen erreichten wir gegen Mittag unſeren alten Lagerplatz am Gonifluß und am anderen Tage nach zweiſtündigem Marſche Kilema. Innerhalb des erſten Grabens feuerten wir einige Gewehre ab; bald darauf zeigten ſich die beiden Schutzleute des Lagers, ängſtlich zwiſchen den Büſchen durchlugend und erſt dann ſich hervorwagend, als eine größere Anzahl ihrer Landsleute ſich verſammelt hatte. Sie wußten bereits, daß wir an der Grenze von Moſchi geweſen, aber umgekehrt wären; dagegen war es ihnen noch nicht bekannt, wie es uns in Madſchame und Dafeta ergangen. Ich trug den Soldaten auf, Mambo einen Brief zu übergeben, beſtehend aus mehreren Stückchen Holz, deren jedes eins der für ihn mitgebrachten Geſchenke vorſtellte; durch die Annahme der Stäbchen ſollte er mir anzeigen, daß er Willens ſei, uns innerhalb vier Tagen eine Beſteigung des Kilimandſcharo zu ermöglichen. Eine Stunde ſpäter kamen die Abgeſandten mit günſtigem Beſcheide zurück. Nachdem ſie noch einige vergebliche Verſuche gemacht hatten, eine Eingangsabgabe zu erlangen, geſtatteten ſie uns, wieder Beſitz vom alten Lagerplatze zu ergreifen; kurz darauf war Alles in früherer Weiſe hergerichtet. Die Frauen ſchienen glücklich zu ſein, daß ihnen durch den Handel wieder Gelegenheit wurde, ihre Putzſucht zu befriedigen; ſie kamen in Scharen und verkauften zu mäßigen Preiſen und ohne viele Redensarten — jedenfalls eine erfreuliche Nachwirkung meines früheren Verkehrs mit ihnen.

Zwei Uhr Nachmittags kam Mambo mit ſeinem Gefolge. Wie bei ſeinem vorigen Antrittsbeſuche verſteckte er ſich zwiſchen ſeinen Leuten, verhüllte das Geſicht und lief, ſobald er das Kiſchongo mit mir und Thornton gewechſelt, mit ſeinem Hofſtaat ſchleunigſt von dannen, jedenfalls um beim Bananenwein ſeine ſichtliche Angſt und Verwirrung zu vergeſſen. Vorher hatte er mir heimlich zugeflüſtert, daß er mich Abends allein aufſuchen und ſein Geſchenk holen würde; wenn er es jetzt nähme, meinte er, würden ſeine Begleiter ihm wenig übrig laſſen. Anſtatt des Sultahns erſchienen jedoch die zwei Lagerſoldaten, entſchuldigten ihn wegen Unwohlſeins (ſollte wol heißen Trunkenheit) und baten ſich das verſprochene Geſchenk aus. Auf Zureden meiner Leute händigte ich ihnen die Waaren ein, ließ jedoch der Vorſicht halber Aſſani mitgehen, um mich zu verſichern, daß ſie in richtige Hände kämen.

Die Entſcheidung der Ungewißheit, in welcher ich wegen der Beſteigung des Kilimandſcharo ſchwebte, nahete ſchnell. Am Nachmittage des 14. Septembers beſuchte mich Mambo in völlig berauſchtem Zuſtand. Er ſchwatzte unabläſſig, hörte nicht auf Das, was ich ihm ſagte, verlangte Gewehre, Revolver u. A. mehr; dazwiſchen hielt er, wie es die vier- bis fünfjährigen Kinder in Dſchagga häufig thun, einen kleinen Bogen an den Mund, ſchlug mit einem Stäbchen darauf und pfiff dazu. Auch die ihn begleitenden Krieger waren in hohem Grade betrunken, beraubten die Marktweiber und würden ſie ſicherlich auch gemißhandelt haben, hätte ich mich nicht ins Mittel geſchlagen. In Folge deſſen verliefen die Verhandlungen ohne Ergebniß: ich ſchlug die Betteleien Mambos rundweg ab, und er entfernte ſich mit der Drohung, daß er ſich all' mein Beſitzthum mit Gewalt zu verſchaffen wiſſen würde. Vergebens hoffte ich, daß er anderen Tages ernüchtert im Lager erſcheinen ſollte; er ließ ſich entſchuldigen, daß er durch Regierungsgeſchäfte verhindert ſei, daß er keine paſſende Kuh für mich finden könne und was dergleichen Vorwände mehr ſind. Nachdem ich bis fünf Uhr gewartet, nahm ich die Flagge vom Zelt und befahl den Leuten, Alles zum zeitigen Aufbruch am nächſten Morgen bereit zu machen; es ſchien mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß ich auch diesmal in Kilema Nichts ausrichten würde.

Währenddeſſen kam Rehani, meiner Anſicht nach der beſte von den Räthen des Sultahns, mit Grasbüſcheln in der Hand herbei und bat mich dringend, von meinem Entſchluſſe abzuſtehen; als er mich dabei verbleiben ſah, ging er nach der Wohnung des Sultahns. Schon nach zehn Minuten traf Mambo ſelbſt ein. In der Erwartung, daß ich ihn anreden werde, ſetzte er ſich in einiger Entfernung vor meinem Zelte nieder; da ich ihn jedoch nicht beachtete, ließ er mich um ein Schauri bitten. Aſſani erwiederte ihm in meinem Namen, daß ich allerdings jede Unterredung überflüſſig fände, aber dennoch, wenn er es wünſche, mit ihm im Zelte verhandeln wollte. Es erfolgte die Rückantwort, daß der Manki im Freien zu bleiben wünſche. Darauf ſagte ich in Suaheli und ſo laut, daß Jeder es hören konnte: „mit Mambo, dem Lügner und Trunkenbold, mag ich Nichts mehr zu thun haben; ſo Gott will, werde ich ſchon morgen weit von Kilema ſein!“

Der Sultahn verhielt ſich hierbei ruhig und faſt gleichgiltig; es ſchien, als ob er noch Etwas im Hinterhalte habe, wovon er ſich eine gewaltige Wirkung verſprach. Ich beobachtete ihn weiter und ſah nach Kurzem ein Lächeln der Zufriedenheit auf ſeinen Lippen ſpielen: zwei ſeiner Leute brachten eine ſchöne, fette Kuh herbei und boten ſie mir zum Geſchenk — daß ich dieſem verlockenden Braten widerſtehen könne, ſchien ihm außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen. Faki, welcher ſich bis dahin ruhig verhalten, wurde, als er Fleiſch ſah, auf einmal lebendig, befürwortete beredt den längeren Aufenthalt in Kilema und verſicherte, jetzt würde man dem Sultahn gewißlich trauen können. Meine Antwort auf das Alles war: „der Manki mag ſeine Kuh behalten, ich brauche ſie nicht.“

Ueber dieſen Beſcheid geriethen Mambo und die Seinen außer ſich vor Wut. Ihren tollen Geberden nach zu ſchließen, hatten ſie nicht übel Luſt, uns Alle in Stücke zu zerreißen; einzig die Furcht ſchien ihrem Zorn ein Ziel zu ſetzen. Der große Herrſcher erklärte zähneknirſchend, daß kein Europäer je wieder ſein Reich betreten ſolle; der Hofſtaat ſchimpfte weidlich und ſpuckte voller Verachtung vor mir aus; der Krieger Mſindo war ſogar unverſchämt genug, mit lauter Stimme zu rufen, er wolle ein Grigri machen, durch welches ich mein Leben verlieren würde: ſein Mut verrauchte jedoch ſchnell, und in mächtigen Sätzen ſuchte er das Weite, als ich mit erhobenem Stock auf ihn zuſchritt. Nur Rehani machte eine rühmliche Ausnahme, er ſchüttelte traurig das Haupt über das Benehmen ſeiner Landsleute und bat, nachdem ſie ſich entfernt hatten, laut ſchluchzend um Verzeihung und um Gnade für die Thoren, daß meine Rache ſie nicht verderbe.

Das Einpacken dauerte bis ſpät in die Nacht. Da ich diesmal Dafeta in einem Tage zu erreichen gedachte, ließ ich ſogar die Zelte noch am Abend abbrechen. Nach vollbrachter Arbeit ſetzten die Träger ſich um die hellodernden Feuer und füllten ſich den Magen mit den reichlich vertheilten Bananen; eſſend und ſchwatzend fand ich ſie noch, als ich ſie am Morgen wecken wollte. Bereits früh fünf Uhr erſchienen Rehani, Mgindo und die beiden Lagerſoldaten, ſtill und mit ernſten Mienen, und baten, ich ſolle doch die Ankunft des Sultahns noch abwarten, welcher der Sitte gemäß eine Abſchiedskuh bringen wollte. Aus dem erwähnten Grunde verweigerte ich jeden weiteren Aufenthalt. Um ſieben Uhr verließen wir den Platz.

Die Oeffnung des wegen kriegeriſchen Nachrichten aus Madſchame und Lambungu verrammelten Thores nahm einige Zeit in Anſpruch; ebenſo hielt uns die Begegnung mit einer wol hundert Mann ſtarken, mit ſalzhaltiger Erde beladenen Karawane aus Kahe etwas auf; dennoch aber erreichten wir, da wir in gutem Schritt marſchirten und nur einmal unterwegs raſteten, ſchon Nachmittags zwei Uhr unſer Ziel. Von allen Seiten begrüßte man uns mit Händeſchütteln und lautem Jamborufen auf das Herzlichſte; wiederum war es meine Freundin Aruſcha, welche ihre Freude über unſere Rückkehr am lebhafteſten zu erkennen gab.

Banafumo hatte inzwiſchen einen guten Vorrath Lebensmittel eingekauft, ſodaß ich für die Dauer meines hieſigen Aufenthaltes und für die erſten Tage der Weiterreiſe reichlich verſehen war; Dies mußte mir um ſo angenehmer ſein, als die Frauen faſt Nichts zum Verkaufe brachten und das Wenige zu übertriebenen, jeden Handel ausſchließenden Preiſen. Auch in anderer Hinſicht waren Banafumos Dienſte nicht gering anzuſchlagen; hatte er uns doch durch Aufbewahrung zahlreicher Mſigo die Reiſe weſentlich erleichtert. Faſt ſchien es, als ob er eine rühmliche Ausnahme unter den Negern gewöhnlichen Schlages bilden wollte. Die angeborenen Untugenden ſeines Stammes kamen jedoch auch einmal, wennſchon nur für kurze Zeit, zum Vorſchein: durch meine Freigebigkeit wahrſcheinlich verwöhnt, verſuchte er mehrere Betteleien, ja, er wagte ſogar, ein Mſigo Meſſingdraht zurückzubehalten mit dem Bemerken, daß er es nur gegen ein Geſchenk ausliefern werde. Als ich Anſtalt traf, mich mit Gewalt in Beſitz meines Eigenthums zu ſetzen, gab er freilich nach und ſuchte die Sache ſo zu drehen, als ob ein Mißverſtändniß obgewaltet habe.

Am Morgen des 18. September, am zweiten Tage nach meiner Ankunft, hielten die Sultahne von Dafeta mit ihren Räthen ein großes Schauri; nach dreiſtündiger Berathung erſuchten ſie mich, in ihre Mitte zu treten. Nachdem ſie, wie üblich, die Neuigkeiten aus Dſchagga erfragt und mir zum Gruß ein Schaf geſchenkt hatten, theilten ſie mir ihre Beſchlüſſe mit: „Du biſt“, ſagten ſie, „unſer Freund und Blutsbruder, und wir möchten Dich gern noch einen Monat bei uns behalten; da aber die Maſai raſch herannahen, müſſen wir Dich bitten, bis übermorgen unſer Land zu verlaſſen. Denn die Maſai, wenn ſie Dich finden, werden Streit anfangen und ſagen: was beabſichtigt der weiße Mann, daß er in kurzer Zeit dreimal nach Dafeta kommt? gewiß hat er mit euch ein Grigri gegen uns gemacht. Ueberdies werden ſie auch Deine Sicherheit gefährden, welche uns ſo ſehr am Herzen liegt. Aus Furcht vor den Maſai haben wir bereits die Thore nach dem See zu verrammelt; deshalb bitten wir Dich ferner, verlaß unſer Land auf einem anderen als dem gewöhnlichen Wege. Vor dem Abſchied aber öffne noch einmal Deine Hand und zeige auch Du Dich als unſer Freund und Bruder.“

Allerdings hätte ich mich gern noch einige Tage in Dafeta aufgehalten, ſowol der Jagd wegen als auch, um weitere Meſſungen in der Umgegend vorzunehmen; doch ſah ich ein, daß mir Nichts übrig blieb, als dem Rath und Wunſche der Aelteſten zu folgen. Wäre ich in Dafeta mit den Maſai zuſammen getroffen, ſo würde ich um einen großen Theil meiner ohnehin ſchon ſehr in Anſpruch genommenen Waaren gekommen ſein; eine Begegnung unterwegs aber wäre noch ſchlimmer geweſen, weil ich, wie vielfache Erfahrung gelehrt hatte, in der Stunde der Gefahr durchaus nicht auf meine Träger rechnen durfte. Ich willigte alſo in die Forderungen der Häuptlinge und überreichte ihnen zum Abſchied ein Geſchenk, wenn auch nur von dem Werthe des eben erhaltenen Schafes; denn im Gebiete von Dafeta hatte ich bereits nicht weniger verausgabt, als während meines langen Aufenthaltes in Dſchagga.

Um die Zeit noch beſtens auszunutzen, unternahm mein Reiſebegleiter am folgenden Tag einen Meſſungsausflug nach einem ſüdweſtlich von Dafeta gelegenen Hügel. Weder unterwegs noch bei der Ausſchau vom Hügel hatte er Anzeichen von der Nähe der Maſai bemerkt; auf dem Rückwege jedoch wurde er auf einige Eingeborene aufmerkſam gemacht, welche ſich auf dem freien, abgebrannten Lande an der Grenze des hohen Graſes bewegten und augenſcheinlich ihn und ſeine Begleiter beobachteten. Er war ungewiß, wofür er die verdächtigen Geſellen halten ſollte: ihrem Ausſehen nach ſchienen ſie weder Träger der Karawane, noch aber auch Maſai zu ſein. Ihnen entweichen zu wollen, wäre thöricht geweſen; es ſchien am gerathenſten, geradwegs auf ſie zuzuſchreiten. Die furchtſamen Begleiter aber weigerten ſich deſſen und verlangten, daß man die Feinde in weitem Bogen umgehen ſolle. Gleiche Bedenken mußten auch die Anderen gehegt haben; denn erſt, als ſie den Rückzug der ihnen gegenüber Stehenden gewahrten, näherten ſie ſich, Grasbüſchel über dem Kopfe ſchwingend. Auf Thorntons Erwiederung des Friedenszeichens traten eine Menge der Ihrigen aus dem Graſe hervor, Männer, Weiber und Kinder, erſtere mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, alle mit langen, dünnen, in Bananenblätter gehüllten Mſigo belaſtet, mit Bohnen, Kalebaſſen und Fett, wie ſie ſagten, zum Eintauſchen von anderen Waaren in Dſchagga. Mit freundlichen Wünſchen trennten ſich beide Parteien. Ohne weiter angefochten zu werden, erreichte Thornton mit ſeinen Leuten gegen fünf Uhr das Lager.

Es war meine Abſicht, auf der Rückreiſe die Straße über Mbaramu, den äußerſten Poſten von Uſambara, einzuſchlagen und von Wanga an, wo ich die Küſte erreichen mußte, nordwärts längs des Strandes hin nach Mombas zu marſchiren. Sobald die Träger Dies vernahmen, rotteten ſie ſich faſt ohne Ausnahme unter Anführung von Faki, Hammis und Muanſalini zuſammen und erklärten, mich auf dieſem Wege nicht begleiten zu wollen. Da ich auf ihre Redereien nicht achtete, riefen ſie, nachdem ſie ſich einigermaßen in Sicherheit gebracht, daß ſie eher entliefen als mir auf einem unbekannten Wege folgten, auf welchem ſie aus Mangel an Waſſer umkommen müßten. In der Erwartung, daß die Leute ihr Unrecht einſehen und mich um Verzeihung bitten würden, fuhr ich unbeirrt mit den Anordnungen zur Abreiſe fort. Als aber am letzten Tage die Dinge noch ebenſo ſtanden, verbot ich Allen auf das Strengſte, das Lager unter irgend einem Vorwand zu verlaſſen. Trotzdem entfernten ſich einige Träger, um ſich den Weg anzuſehen, auf welchem ſie in der Nacht entweichen wollten. Ich ermahnte die Leute nochmals zum Guten und wiederholte meine Drohung ernſtlicher; ich würde, ſagte ich ihnen, Jeden, welcher Miene mache, ſich heut aus dem Lager oder während des Marſches aus der Trägerreihe zu entfernen, ohne Bedenken niederſchießen, Denjenigen aber, welcher dennoch entkäme, bei ſeiner Rückkehr nach Mombas auf das Strengſte beſtrafen und ihm nach muslimitiſchem Geſetze die Hand abhauen laſſen, falls er eine mir gehörige Sache, ein Gewehr, Lebensmittel u. dergl. mitgenommen hätte. Hierauf ließ ich die Zelte wegnehmen und die Mſigo zuſammenpacken. Gegen Abend beſchenkte ich die Wenigen, welche treu zu mir gehalten hatten, mit Fleiſch und Zuckerrohr. Dies war von tiefer Wirkung auf die Anderen; denn für den Neger gibt es, nächſt dem Zwange zur Arbeit, keine härtere Strafe als Entziehung ſeiner Lieblingsſpeiſen. Die Nacht verbrachte ich mit Rauchen einiger Pfeifen und mit häufigen Rundgängen um das Lager. Ich war zwar feſt überzeugt, daß die Leute mich allzu gut kannten, um einen Fluchtverſuch zu wagen; doch hielt ich es für meine Pflicht, Nichts zu verabſäumen, was dazu dienen konnte, ein Entweichen zu verhindern. Alles blieb ruhig und die wenigen Leute, welche aufgeſtanden waren, legten ſich, als ſie mich auf der Wacht ſahen, ſofort wieder nieder. So löſte ſich dieſe Angelegenheit, welche leicht hätte verderblich werden können, Dank meiner Vorſicht in Nichts auf.

Die zur Reiſe nöthigen Lebensmittel vertheilte ich gegen Karawanenſitte erſt am Morgen. Hierdurch ſowie durch die ungewöhnliche Langſamkeit der Träger aufgehalten, kamen wir erſt gegen acht Uhr zum Aufbruch. Der Sultahn, Banafumo und einer der Aelteſten zeigten uns den Weg und ſchlachteten außerhalb des Thores ein Schaf, ein erbärmliches Thier, welches unterwegs mehrmals in Folge von Krampfanfällen niedergefallen war und ganz ſchwarzes und verdorbenes Fleiſch hatte, ſodaß ſelbſt die nicht ſehr eklen Träger es verſchmähten, davon zu eſſen. Beim Abſchied forderte Banafumo noch ein Geſchenk dafür, daß er durch das Ausſtreuen des Unrates und der Eingeweide dieſes Viehs unſere Heimreiſe geſichert habe; der Weg, meinte er, führe ununterbrochen bis an den See.

Sobald die drei großen Herren ſich entfernt, hörte jegliche Spur des Weges auf. So wurden wir denn in der unvortheilhaften Meinung, welche wir bereits von den Wadafeta hatten, noch im letzten Augenblicke beſtärkt.

Neunzehnter Abſchnitt.

Die Rückreiſe.

Brunnen in der Wüſte. — Wiederum in Kiſuani und am Paregebirge. — Ein Meſſungsausflug. — Ueber Gondja nach Mbaramu. — Raubzug der Wateita vom Kadiaro. — Das Königreich Uſambara. Lage und Bodenbeſchaffenheit. König Kmeri und ſein Haus. Reichthum des Landes. — Sultahn Rufundu. — Die erſten Wadigodörfer. — Ankunft im Küſtenſtädtchen Wanga. — Austauſch von Neuigkeiten. — Läſtige Neugier. — Diwani Pinda und ſeine Zauberkünſte. — Die Nachbarorte Wanga und Magugu. — Marſch nach Pongue. — Frechheit einer Hyäne. — Beſtrafte Ungaſtlichkeit. — Wie die Suaheli ihre Gewehre abfeuern. — Ein Küſtenmarſch und ſeine Leiden. — Letzte Nacht im Freien. — Großartiger Empfang in Mombas. — Lohn und Strafe. — Ergebniſſe und neue Pläne. — Böſe Nachwirkungen. — Zurück nach Sanſibar.

Die herrlichen Jagdgründe am See Jipe mit ihren aufregenden Abenteuern (ſ. 15. Abſchnitt) lagen weit hinter uns, als wir am vierten Abende nach der Abreiſe von Dafeta unſer Lager aufſchlugen. Wir hatten die nichts weniger als angenehme Ausſicht, Tags darauf mit wunden Füßen noch fünf Stunden durch die ſonnenverbrannte Einöde marſchiren zu müſſen, ehe wir Kiſuani, den nächſten bewohnten Ort, erreichten. Dazu ſtand uns Waſſermangel bevor; denn die Träger hatten in unbegreiflicher Sorgloſigkeit und Faulheit ihre Waſſergefäße nur halb gefüllt und überdies dem geringen Vorrathe bereits ſo ſtark zugeſprochen, daß den meiſten von ihnen nicht ein Tropfen von dem Labetrank mehr blieb.

Als wir am anderen Morgen uns der Stelle näherten, an welcher vor ſiebenundſechzig Tagen unſer Wegweiſer von Pare aus, der gelbe Jüngling, uns verlaſſen hatte mit der Verſicherung, daß er keinen Waſſerplatz in der Nähe wiſſe, entdeckten wir in geringer Entfernung ſeitwärts in einem trockenen Flußbett, oberhalb eines Abſturzes der Felſen, mehrere Ngurunga, und zwanzig Minuten weiter unten im Bette deſſelben Fluſſes eine noch größere Anzahl ſolcher Waſſerlöcher; mit nicht geringem Verdruſſe mußte ich erkennen, wie thöricht es geweſen, dem böswilligen Führer ſeinen Lohn zu geben. Die halbverdurſteten Leute tranken mit Gier von der trüben Flüſſigkeit und füllten, durch die Noth des vorigen Tages belehrt, ihre Kitoma bis oben an. Nur wer die Qualen des Durſtes kennt, weiß die Wichtigkeit ſolcher Brunnen in der Wüſte zu ſchätzen; der Reiſende aber, welcher in ihnen Erquickung und Rettung gefunden, erinnert ſich ihrer mit Entzücken und Dankbarkeit, ſelbſt wenn ſie ihm nur halbverdorbenes Waſſer geboten hätten.

Gegen Mittag erreichten wir Kiſuani. Unſer alter Lagerplatz war kaum mehr zu erkennen: Aſche und halbverkohlte Stangen bedeckten den Boden, die einzigen Ueberbleibſel der vielen, guterhaltenen Hütten, welche wir vor zwei Monaten vorgefunden. Die Eingeborenen hatten, wie wir alsbald erfuhren, das Lager angezündet, aus Furcht, daß die Maſai Gefallen an dem Platze finden und ſich hier anſiedeln könnten. Nach Kurzem kamen einige unſerer alten Bekannten herbei, unter ihnen auch der junge Häuptling und Stutzer, welcher meine Ehrlichkeit in ſo niederträchtiger Weiſe ausgebeutet hatte. Sie baten, wir möchten einige Tage bei ihnen bleiben, doch ließen wir uns hierauf nicht ein, da wir noch genügend mit Lebensmitteln verſehen waren.

In unſerem alten Lager am Paregebirge, welches wir am folgenden Tage früh elf Uhr erreichten, hielten wir uns bis zum 27. September auf. Thornton benutzte die Gelegenheit zur Beſteigung eines entfernten, kegelförmigen Berges, welcher eine umfaſſende Ausſicht zu bieten verſprach. Er hatte ſich tüchtig plagen müſſen, um die für unſere Karte ſo wichtigen Winkel zu erhalten. Als er ſich durch Dornendickicht und Geſtrüpp mühſam hindurchgearbeitet und die ſteile Höhe bis etwa zur Hälfte erklommen hatte, vernahm er vier Flintenſchüſſe vom Lager her. Lange Zeit war er ungewiß, ob ich ihn habe zurückrufen wollen, ob ein Gefecht mit den Eingeborenen entbrannt oder was es ſonſt ſei, verfolgte jedoch ſchließlich ſeinen Weg weiter, weil er in der Gegend des Lagers mit dem Fernrohre nichts Verdächtiges entdecken konnte und er, falls wirklich ein Kampf ſtattfände, doch zu ſpät im Lager angekommen ſein würde. Auf der bewaldeten Kuppe bot ſich ihm nur von einem ungeheuren, von der Sonne durchglühten Felsblock aus, welcher in einem Winkel von 25 Grad geneigt war, eine Umſchau nach allen Seiten des Geſichtskreiſes. Hier pflanzte er ſein Inſtrument auf und maß — barfuß daſtehend, weil er in Stiefeln ausgerutſcht wäre — mehrere hundert Winkel nach wichtigen Ausſichtspunkten. Mit halbgeröſteten Fußſohlen kam er nach zweiſtündigem Marſche gegen Sonnenuntergang im Lager an und vernahm hier zu ſeiner Beruhigung, daß wir mit den Flintenſchüſſen nur die Eingeborenen zu Markte zu rufen bezweckt hatten.

Ich lernte hier einen merkwürdigen Neger kennen. Einer der entfernt wohnenden Parehäuptlinge ließ mich erſuchen, nach einer etwa zehn Minuten vom Lager entfernten Stelle zu kommen, weil er, wie ſein Bote ſagte, mit den hieſigen Leuten in nicht beſonders gutem Einvernehmen ſtände. Ohne vorher und nachher eine Forderung zu ſtellen, überreichte er mir ein Kalb und bat mich, ich möchte, wenn ich wieder einmal nach Pare käme, doch in ſeinem Gebiete lagern, damit auch ſeine Leute Vortheil aus dem Verkaufe von Lebensmitteln zögen. Ein Mpare, welcher nicht bettelt und dem Fremden Zutrauen ſchenkt, verdient gewiß alle Anerkennung! Selbſtverſtändlich entſchädigte ich ihn ſofort nach meiner Rückkehr ins Lager in angemeſſener Weiſe.

Da der Markt nicht ſo ergiebig war, als ich erwartet, beſchloß ich nach Berathung mit dem getreuen Mnubie, mich ohne weiteren Aufenthalt nach Mbaramu an der Nordgrenze von Uſambara zu wenden. Beim Aufbruch am Morgen des 28. fand ſich wider Erwarten kein Führer ein; wir gingen alſo auf gut Glück in öſtlicher Richtung, jedoch mit weiten Bogen nach beiden Seiten, vorwärts. Gegen zehn Uhr erreichten wir einen Platz Namens Gondja, welcher häufig von Karawanen beſucht wird; er liegt drei Viertelſtunden von der Parekette entfernt, durch einen ſchilfbewachſenen Sumpf von ihr getrennt. Das zackige, blaue Gebirge, auf deſſen Höhe wir einen prächtigen Waſſerfall, einem ſilbernen Faden vergleichbar, bemerkten, gewährt einen überaus ſchönen Anblick. Wir blieben einige Stunden lang und bereiteten unſer Mittageſſen, weil, den Ausſagen der Leute zufolge, bis Mbaramu kein Waſſer mehr zu finden war. Auch dieſen Halt benutzte mein unermüdlicher Begleiter zur Vervollſtändigung ſeiner Winkelmeſſungen.

Der weitere Weg führte durch eine einförmige, rechter Hand von den Pare- und Uſambarabergen begrenzte Ebene. Tiefe Riſſe von ſolcher Breite, daß man den Fuß hineinſetzen konnte, durchzogen den dürren, von hohem, ſtachlichen Graſe und einzelnen Dornbüſchen beſtandenen Boden und erſchwerten das Gehen ungemein. Da uns auch unſere wunden Füße viel Ungemach verurſachten, kamen wir nur langſam vorwärts. Inmitten der Einöde, an einer Stelle, wo wir den herrlichen Kilimandſcharo während dieſer Reiſe zum letzten Male zu ſehen bekamen, ſchlugen wir das Lager auf.

Mnubie bat mich, nächſten Tages ſchon um vier Uhr aufzubrechen, damit wir Mbaramu möglichſt zeitig erreichten. Trotz der Nähe des Zieles marſchirten die Träger ungewöhnlich langſam, ſodaß die Karawane ſich oft auf eine halbe Meile verlängerte. Viele klagten, daß ihre doch ſo ſehr erleichterten Mſigo zu ſchwer wären: um dem Uebelſtande abzuhelfen, nahm ich den Unzufriedenen die Gegenſtände, welche ſie unterwegs für ſich erhandelt hatten, und ſtreute ſie auf den Weg — Keiner wagte wieder, ſich zu beſchweren.

Ermüdet und durſtig kamen wir eine Stunde vor Mittag auf dem Karawanenhalteplatze Mbaramu an. Die Eingeborenen, welche ſich kurz nachher einfanden, ſahen durchſchnittlich gut aus und benahmen ſich beſcheiden und höflich. Im Aeußeren glichen ſie den Wapare. Viele von ihnen trugen Bogen und Pfeile, andere führten Suahelimeſſer und einer ſogar eine Flinte; alle aber hatten Tabakspfeifen bei ſich. Sie waren zumeiſt der Suaheliſprache mächtig und erboten ſich auf meine Anfrage, drei meiner Leute zum Sultahn Rufundu, dem Sohne des Königs Kmeri von Uſambara, zu geleiten, um ihn aufzufordern, einen Markt für die Karawane zu eröffnen.

Im Verlaufe der Unterhaltung erfuhren wir, daß die Wateita vom Kadiaro vor zwei Monaten, alſo kurz nachdem wir ſie verlaſſen, in Uſambara eingefallen und bis zur Hauptſtadt Fuga vorgedrungen wären, unterwegs ſämmtliche Dörfer verbrannt und Weiber, Kinder und Vieh in Menge mit ſich fortgeſchleppt hätten — vermutlich um ſich dafür ſchadlos zu halten, daß ſie uns nicht hatten berauben können. Die Waſambara fürchten die Wateita über alle Maßen und behaupten, daß dieſe im Beſitze mächtiger Arzeneien ſind, durch welche ſie ſich ſelbſt bei gefährlichen Verwundungen am Leben erhalten. Nur durch dieſen Glauben wird es erklärlich, daß die mit Flinten bewaffneten und gutgeſchulten Kriegerſcharen der Waſambara von ihren Gegnern ſoweit zurückgetrieben werden konnten.

Uſambara iſt eines der merkwürdigſten Gebirgsländer des an Gegenſätzen ſo reichen Oſtafrika. Abyſſinien bildet ein hohes, von Schluchten zerriſſenes Tafelland; Dſchagga beſteht aus einem bewohnten Gürtel Landes rings um den einzelnſtehenden Rieſenberg Kilimandſcharo: Uſambara gleicht einem Walde von Bergen, welche auf der einen Seite ſich ſteil erheben und, ohne breite Kuppen zu bilden, auf der anderen wieder ebenſo ſchroff abfallen, breitere und ſchmälere, fruchtbare Thäler zwiſchen ſich laſſend. Wie ſeine Bodenbeſchaffenheit unterſcheidet ſich auch ſeine Einwohnerſchaft von jener der uns bisher bekannt gewordenen Länder — die Waſambara betteln nicht; ebenſo iſt auch die Regierungsform abweichend — ein mächtiger König herrſcht unumſchränkt, alle Bewohner des Landes ſind ſeine Sklaven, und alle Statthalter- und ſonſtigen Beamtenſtellen ruhen in den Händen ſeiner Familienglieder, werden von den Hunderten ſeiner Söhne und Töchter bekleidet.

Wir kennen Uſambara hauptſächlich durch die Berichte, welche Krapf über ſeine beiden Reiſen nach dieſem Lande veröffentlichte. Was Burton und Speke bei ihrem Beſuche im Jahre 1857 hinzufügten, iſt im Allgemeinen unweſentlich; denn beide unternehmende Reiſende kamen zur ſchlechten Jahreszeit ins Land und hatten nicht wie der Miſſionär die Abſicht, Land und Leute genauer kennen zu lernen, wollten vielmehr mit ihrem Beſuche nur einen Theil der freien Zeit ausfüllen, welche ihnen bis zum Beginn ihrer großen Reiſe blieb. Ihr Hauptverdienſt, die Beſtimmung der Lage von Fuga, der Hauptſtadt des Landes, iſt nicht ſo feſt begründet, wie Viele meinen; uns will es vorkommen, als ob

Uſambara nach wie vor noch in der Luft ſchwebte, als ob vor Allem die Verbindung mit den benachbarten Gebieten Pare und Mbaramu fehlte oder durch einen viel zu weiten Zwiſchenraum geſtört wäre. Uſambara bietet alſo künftigen Reiſenden noch ein reiches Feld der Forſchung, umſomehr als auch über die Beſchaffenheit ſeiner Berge, über die Schätze, welche ſie enthalten, und über das Thier- und Pflanzenreich noch gar Nichts bekannt iſt, trotzdem daß dieſes Land nur wenige Meilen von der Küſte entfernt und der Inſel Sanſibar gerade gegenüber liegt. Daß Uſambara Wunder bergen muß, verräth ſchon ſeine eigenthümliche Bildung und ſeine Lage am Beginne der großen Ebene des Inneren, dafür ſpricht Alles, was wir bisher von dort erfahren.

Die bequemſte Straße von See aus führt längs des ſtattlichen Panganiſtromes hin, welcher bis mehrere Meilen oberhalb ſeiner Mündung befahren werden kann, ſpäterhin aber durch großartige Waſſerfälle und durch zahlreiche, bewaldete und bewohnte Inſeln unſchiffbar wird; ſie geht jenſeit des ſchmalen, von Suaheli bewohnten Küſtenſaumes durch das Land der bereits von Uſambara abhängigen Waſchenſi (d. i. Unterworfene, Beſiegte), dann an den ſüdlichen Ausläufern der Gebirge hin durch ein Gebiet, welches alle Schönheiten einer tropiſchen Berglandſchaft in ſich vereinigt. Andere Wege eröffnen ſich dem Reiſenden von Oſten oder Norden her; aber ſie führen über Berg und Thal in ununterbrochener Folge und ermüden deshalb den nicht ans Klettern Gewöhnten ungemein; in Bezug auf ſie ſagt Krapf, daß er lieber die weite Reiſe nach Ukambani und dem Keniaberge wiederholen als über die Berge nach Fuga gehen wolle, wo er die ſteilen Kämme zu erklimmen habe, nur um auf der anderen Seite wieder hundert und tauſend Fuß tief in die Thäler hinabzuſteigen, und ſo tagelang in Einem fort ſich abmühen müſſe, bis er endlich halbtodt vor Erſchöpfung das Ziel erreiche.

Wie in Abyſſinien, iſt auch in Uſambara der Reiſende, ſobald er des Landes Grenze betritt, des Königs Gaſt; er wird vom Landesherrn mit Lebensmitteln verſehen, erhält Träger zum Weiterſchaffen des Gepäcks und, wo er raſten will, ein Haus, um darin wohnen zu können. Dafür muß ſelbſtverſtändlich dem König ein Geſchenk überreicht werden, doch befreit dieſe einmalige Abgabe von den fortwährenden Erpreſſungen der kleinen Häuptlinge, welche anderswo ſo läſtig werden. Hier wagt es keiner der Statthalter, zu betteln oder auch nur ein Geſchenk anzunehmen, weil er weiß, daß er ſich dadurch der ſtrengſten Strafe ſeines Herrn ausſetzen würde; ebenſo unterſteht ſich auch Niemand, dem Fremden in anderer Weiſe zu nahe zu treten. Krapf kann die Annehmlichkeit des Reiſens in Uſambara, „wo das Ungeheuer der Bettelei unbekannt iſt", nicht genug rühmen und wünſcht anderen, unbotmäßigen Stämmen, bei denen jeder Dorfſchulze ſich die Rechte eines Sultahns anmaßt, eine ebenſo ſtraffe Regierung: ihm iſt die republikaniſche Verfaſſung bei oſtafrikaniſchen Völkerſchaften ein Gräuel.

Kmeri, der jetzige König von Uſambara, ein ſteinalter, unanſehnlicher Mann, iſt der vierte Herrſcher ſeines Stammes. Sein Urgroßvater, von den Ngubergen am Panganifluſſe ſtammend, gründete das Reich. Anfänglich umfaßte es nur Uſambara im engeren Sinne, das eigentliche Alpenland; hierzu eroberte Kmeris Vater noch den öſtlich gelegenen Bezirk Bondei und Kmeri ſelbſt das Gebiet der Waſchenſi ſowie theilweiſe das der Wadigo. Späterhin gingen Theile der Herrſchaft, namentlich in Folge der Einführung von Feuergewehren, verloren: die im Süden des Reiches ſeßhaften Waſegua ſchafften ſich zuerſt die neuen Waffen an und gewannen dadurch eine gefährliche Ueberlegenheit über Kmeris Macht. Ebenſo wurde das Verhältniß zu den die Küſte bewohnenden Suaheli immer lockerer.

Der König genießt die größte Achtung und Verehrung bei ſeinen Unterthanen. Oefters kommen angeſehene Leute, um ihn zu fragen, womit ſie ihm zu Dienſten ſein, ihm ihre Ergebenheit beweiſen könnten, und unterziehen ſich dann mit Eifer der ihnen geſtellten Aufgabe, welche gewöhnlich darin beſteht, daß ſie ein Stück Land umgraben. Jedenfalls hat dieſer ungewöhnliche Einfluß hauptſächlich darin ſeinen Grund, daß Kmeri, ſo zu ſagen, allüberall im Lande gegenwärtig iſt, zwar nicht perſönlich, aber doch durch ſeine Familie, durch ſeine Söhne und Töchter, welche alle wichtigen Stellen einnehmen. Er beſitzt dreihundert Frauen, theils von ihm ſelbſt gewählte, theils ſolche, deren berechtigt erfundene Geſuche er genehmigte. Die dieſen Verbindungen entſproſſenen Kinder, nicht weniger als vierhundert an Zahl, werden zum königlichen Geſchlechte gerechnet und bei ihrer Volljährigkeit mit einer Regierungsſtelle betraut. Kmeri hat alſo die Vielweiberei nicht allein aus ſinnlichen, ſondern weſentlich mit aus politiſchen Gründen eingeführt, ganz im Gegenſatz zu dem Beherrſcher von Schoa, welcher die mit ſeinen fünfhundert Weibern gezeugten Kinder einſperrt und von der Regierung fern hält. Einzig durch dieſes „Syſtem“ iſt es Kmeri möglich geworden, eine hundertarmige Gewalt herzuſtellen, welche eigenmächtige Regungen und Aufſtände unterdrückt, Ordnung und Ruhe erhält. Nur einmal fand in Uſambara eine Empörung ſtatt: ein Bruder des Sultahns warf ſich zum unabhängigen Beherrſcher des entfernt liegenden Berges Mſihi auf.

In Uſambara herrſcht eine regelmäßige Thronfolge. Kronprinz oder Sebuke iſt aber nicht der älteſte Sohn des Königs, ſondern der nach ſeiner Krönung zuerſt Geborene; und dieſer, ſobald er mannbar geworden, hat ſeinen Sitz in dem Gebiete von Bumburri, welches er nicht verlaſſen darf. Wenn der herrſchende König geſtorben iſt, zieht der Sebuke feierlich als Herrſcher in der Hauptſtadt Fuga ein. Er hat das Recht, alle bisherigen Statthalter abzuſetzen und die ſo erledigten Stellen an ſeine Nachkommen zu vergeben.

Simba wa Muēne („der Löwe iſt er ſelbſt“ — ſo wird Kmeri gewöhnlich genannt) hält ſich eine als Waïngreſe oder Engländer bezeichnete Leibgarde. Eine andere Abtheilung ſeines Heeres bilden die Waduruma, die Soldaten des Kronprinzen in Bumburri, und eine dritte die Wapuna oder Soldaten der Statthalter. Die Hauptaufgabe der Krieger beſteht darin, den Befehlen des Königs Nachdruck zu verſchaffen und die Steuern einzutreiben; im Kampfe werden ſie ſelten gebraucht, weil die ſeßhaften Nachbarſtämme nicht daran denken können, das bergige Uſambara zu erobern, einfallende Raubſtämme aber, wie Maſai und Wakuafi, das Land wieder allzu ſchnell verlaſſen, als daß die bewaffnete Macht ſich ihnen entgegenſtellen könnte.

Die Waſambara ſind kräftig gebaute, hellfarbige Leute, welche in Bezug auf Ausdauer bei der Arbeit die Bewohner der Küſte und der Ebene bedeutend übertreffen. Behend und mit Leichtigkeit klettern ſie, ſchwere Bündel auf dem Haupte tragend, ihre ſteilen Berge auf und ab, während die Wanika z. B. ſelbſt unbelaſtet die Anſtrengung des Steigens nur kurze Zeit zu ertragen vermögen. Sie leben hauptſächlich von Ackerbau und Viehzucht. Trotz des Reichthums ihres Landes ſind ſie arm zu nennen, weil ihnen der König ihren Ueberfluß nimmt und ſie ſich ſcheuen, blos zum Beſten des Herrſchers Reichthümer zu ſammeln, zugleich aber auch, weil der Handel ein außerordentlich beſchränkter iſt. Allerdings ſtehen ihnen die Wege nach dem reichen Dſchagga, nach dem Lande der Maſai und Wakuafi und nach der Küſte offen; mit ein wenig Unternehmungsgeiſt würden ſie in Kurzem alle umwohnenden Völker an Wohlhabenheit übertreffen: aber ſie überlaſſen die Ausbeutung dieſer Vortheile den Suaheli und Arabern an der Küſte! Daß ſie nicht daran denken, andere Schätze ihres Landes, wie das ausgezeichnete Zuckerrohr ihrer Thäler und den Tabak, welcher auf ihren Bergen wächſt, in angemeſſener Weiſe zu verwerthen, darf uns hiernach wenig verwundern.

Eben dieſe Verhältniſſe, welche die Waſambara ſelbſt am Aufſchwunge hindern, würden für unternehmende Fremde, welche ſich im Lande niederlaſſen wollten, von größtem Vortheile ſein; ſie brauchten die Eingeborenen und ihren Herrſcher nur ein wenig zu beeinfluſſen und zu leiten, um den reichſten Gewinn zu ziehen. Ein Beiſpiel hierfür genüge. Es würde ein Leichtes ſein, den König Kmeri, welcher den Europäern überaus freundlich geſinnt iſt und deren Niederlaſſung im Lande wünſcht, zu einem ähnlichen Geſchäfte zu bewegen, wie es der Sultahn von Sanſibar ſchon früher einmal eingegangen iſt: daß er nämlich Zuckerrohr in gewünſchter Menge bauen läßt, während die Europäer es weiter zu Zucker verarbeiten. Solches Geſchäft würde in Uſambara mit noch viel größerem Erfolge betrieben werden können, als in Sanſibar; denn hier ſind Arbeitskräfte und Lebensmittel billig, und ergiebige Waſſerkräfte machen die koſtſpielige Aufſtellung und Erhaltung von Dampfmaſchinen unnöthig. Uſambara liegt nahe genug an der Küſte, um das Erzeugniß dieſer Induſtrie ohne große Koſten auf den Markt bringen zu laſſen; man würde die nöthigen Träger entweder vom Könige ſelbſt erhalten oder könnte ſie für $^1/_2$ bis $^3/_4$ Thaler monatlich miethen. Daß Kmeri durchaus nicht abgeneigt iſt, Europäern in ſeinem Lande Aufenthalt zu geſtatten, dafür finden wir in den Aufzeichnungen Krapfs einen Beleg: der Miſſionär erhielt auf ſeine Bitte ohne Weiteres den Berg Tongüe geſchenkt, um darauf eine Schule errichten zu können! Wie viel mehr müßte Kmeri nicht zur Abtretung von Land geneigt ſein, wenn er greifbaren Vortheil von ſolcher Niederlaſſung ziehen könnte?

Kurz nach Mittag des 30. September kehrten die abgeſandten Boten zurück und berichteten, daß ſie erſt geſtern Abend die Stadt Rufundu's erreicht, aber von den früheren vierhundert Hütten nur noch drei vorgefunden hätten. Rufundu wäre anfangs nicht Willens geweſen mit ihnen zu gehen, weil er den Europäern Nichts anbieten könne und ſich ſeiner Armut ſchäme; doch hätte er endlich noch eine Ziege aufgetrieben und ſich damit auf den Weg gemacht. Eine halbe Stunde ſpäter erſchien er.

Rufundu iſt ein großer, ſtarker Mann in den vierziger Jahren, von heller Farbe, doch mit ausgeprägten Negergeſichtszügen. Ein Feß, ein buntes, um die Lenden geſchlagenes und ein über die Schultern geworfenes Tuch bildeten ſeine Bekleidung. Sein Gefolge beſtand aus ſeinem erſten Rath und Zauberer, ſechs halb mit Bogen und Pfeilen, halb mit Lanzen und Schilden bewaffneten Soldaten und drei Knaben, von denen der eine ſein Gewehr, der andere ſein Schwert, der dritte ſeine Pfeife trug. Er benahm ſich höflich und zuvorkommend, verſicherte zu wiederholten Malen, daß er mir wirklich nichts Beſſeres anzubieten habe als die mitgebrachte Ziege und bat, ſeinen Vater Kmeri Nichts wiſſen zu laſſen, daß er mich ſo wenig ſtandesgemäß aufgenommen habe. Nachdem er ſein Geſchenk empfangen, erſuchte er mich, nach einem zwei Meilen entfernten Marktplatze mitzukommen. Dort fand ich eine Menge Leute mit Lebensmitteln vor; aber es gelang mir nicht, ein Geſchäft mit ihnen abzuſchließen: ſie behaupteten, das Baumwollenzeug ſei zu ſchlecht gemeſſen, maßen es aber auch nicht ſelbſt ab, wie ich ihnen vorſchlug — denn ſie wußten, daß ſie dabei viel ſchlechter wegkommen würden — und hörten auch auf die Ermahnungen ihres Sultahns nicht. Ohne das Geringſte gekauft zu haben, entfernte ich mich. Die Waſambara hielten Dies anfänglich nicht für Ernſt; als ſie aber ſahen, daß ich nicht zurückkehrte, riefen ſie mir Schmähungen nach, klagten dann, daß ſie ihre Waaren umſonſt herbeigebracht haben ſollten, und forderten den Wiederbeginn des Handels. Meinen alten Grundſätzen getreu, ließ ich mich auf ihr Begehren nicht ein. Freilich hätte ich hierdurch leicht in ſchlimme Lage kommen können, da ich nur noch Lebensmittel für zwei Tage beſaß, während der nächſte bewohnte Ort vier Tagereiſen entfernt war; doch glückte es mir, folgenden Tages im Lager noch ſoviel zuſammenzukaufen, daß ich nothdürftig fünf Tage damit auskommen konnte.

2. Oktober. Zum letzten Mal auf dieſer Reiſe verließen wir heute das Gebiet der Binnenländer. Vor uns lag die weite Einöde, doch zugleich auch die Ausſicht, nach der

Ankunft an der Küſte aller Mühſal überhoben zu ſein. Beſchwerliche Tage waren es freilich, welche uns noch bevorſtanden; denn das Fußleiden von uns Europäern war eher ſchlimmer als beſſer geworden. Auf vielfach gekrümmten Wegen, zur Linken den Umbafluß, zur Rechten die nördlichen Ausläufer von Uſambara, die ſonderbar geformten Bergmaſſen des Dalaoni, Soſi und Mſihi, näherten wir uns der Jerewihügelkette. Auf dem tagelangen Marſche begegneten wir keinem menſchlichen Weſen. Früher ſoll die Ebene theilweis bewohnt geweſen ſein; wenigſtens befand ſich noch vor Kurzem auf dem Hügel Sogoroto eine Anſiedelung der Wakuafi.

Am 5. Oktober erreichten wir Jeſa Mkuba, ein nicht unbeträchtliches, ringsum mit einem ſtarken Pfahlzaun umgebenes Dorf der Wadigo, inmitten ausgedehnter Pflanzungen von Mhogo und Mtama, von Bananen und Kokospalmen gelegen: der Anblick der königlichen Palmen, des ſicherſten Anzeichens von der Nähe der See, erfüllte uns mit Entzücken. Wir raſteten unter einem Baume nahe dem Thor des Dorfes und wurden von den in Menge herbeigeeilten Eingeborenen mit Herzlichkeit begrüßt.

Die Wadigo zeichnen ſich in mehrfacher Beziehung vor ihren nördlichen Brüdern, den Wanika, aus, nicht nur durch Geſichtsausdruck und Benehmen, ſondern auch durch die Bauart ihrer Hütten, welche viereckig ſind, wie die der Suaheli, und nicht von der ſonſt üblichen Bienenkorbform. Die Männer ſind reichlich mit weißem und buntfarbigem Baumwollenzeug verſehen. Sie brauchen zwei Stücke davon, das eine als Leibſchurz, das andere, um es über die Schulter zu legen. Einige von ihnen haben ſchöngearbeitete Schwerter und mannslange Bogen, für welche ſie die nöthigen Pfeile in der Hand bei ſich führen. Weiber tragen um die Lenden einen reich mit Perlen verzierten, doppelten Schurz oder Unterrock, um den Hals wenige Schnüre von Glasperlen.

Auch im nächſten Dorfe, in Jeſa Mikueni, wo wir unſer Nachtlager aufſchlugen, fanden wir freundliche Aufnahme. Ich erhandelte, allerdings zu ziemlich hohen Preiſen, Lebensmittel für zwei Tage und gewann eine Bereicherung für meine Sammlung, nämlich zwei Bogen und einige Pfeile; Schwerter wollte man ſonderbarer Weiſe nicht verkaufen.

6. Oktober. Mit Beginn der Tageshelle ſetzten wir unſeren Weg fort durch ausgedehnte Pflanzungen von Bananen und Getreide. Nach einer Stunde langten wir am Rande des Hochlandes an und ſahen zum erſten Male wieder das Meer. Für den Reiſenden, welcher von langer Landreiſe zurückkehrt, hat der Anblick der herrlichen See etwas tief Ergreifendes; die Küſte erſcheint ihm als ein Stück Heimat, als das gelobte Land! Wir fühlten uns neubelebt, achteten der Ermüdung und der ſchmerzhaften Wunden nicht und ſchritten rüſtig auf ſteilem Wege bergab, dem nahen Wanga zu. Noch hatten wir indeß nicht alle Schwierigkeiten überwunden; denn, nachdem wir einen Marktplatz der Wadigo und das ausgedehnte Dorf Jaſſini hinter uns gebracht, geriethen wir in Mangleſümpfe, in zeitweiſe überſchwemmtes, von ſchlammigen Salzwaſſeradern durchzogenes Land, mußten darauf noch den hier brackigen Umbafluß ſowie eine Strecke knietiefen Schlammes durchwaten und kamen erſt nach neun Uhr wieder auf feſten Boden. Sobald wir die Häuſer von Wanga erblickten, gaben wir eine Freudenſalve ab. Die halbe Einwohnerſchaft ſtrömte heraus, freundlich grüßend und höchlich verwundert, daß wir lebendig zurückgekommen: ſie hatten von Mombas aus gehört, daß wir bis auf den letzten Mann von den Wateita getödtet wären. Wie wilde Thiere wurden wir angeſtaunt und wie Kriegshelden bewundert. Mit ſüßen Schauern lauſchten die vor Neugier faſt Vergehenden den unglaublichen Lügen der Träger über den fabelhaften Schneeberg Kilimandſcharo und über die beſtandenen Fährlichkeiten.

Raia, der einzige Banian des Ortes, überließ uns ſein Haus, eine erbärmliche Hütte zwar, welche nicht einmal gegen Regen geſchützt hätte, in unſeren Augen aber ein Palaſt;

denn wir hatten gerade hundert Nächte im Freien zugebracht, und ein behagliches Gefühl durchdrang uns bei dem Gedanken, wieder einmal unter Dach und Fach zu ſein und — mit Bequemlichkeit ausſchlafen zu können. Der Banian verſorgte uns mit Waſſer, Kokosnüſſen, Bananen und Ananas; ein Suaheli, Namens Raſchidi, ſchickte uns Datteln, und ein Araber, Sani ben Soliman aus Mombas, bewirthete uns in ſeinem Hauſe mit köſtlichem Reis und Curry. Solch freundlicher, durch keinen Empfehlungsbrief erzwungener Empfang that unſerem Herzen wohl, nachdem wir ſoviel Ungemach durch die Habſucht und Bettelei der Bewohner des Inneren erduldet.

Wir waren die Löwen des Tages, allerdings mehr zum Vergnügen der Einwohner als zu unſerem eigenen. Unabläſſig wogte die Menge im Hauſe ein und aus; es entſtand in Kurzem eine Hitze zum Verzweifeln, doch wollten wir die Zudringlichen, da ſie überaus freundlich waren, nicht ohne Weiteres entfernen laſſen. Nachdem die Neuigkeiten aus dem Inneren erfragt worden waren, kramte man die hieſigen aus: man erzählte, zwei große Dampfer aus Indien hätten Seid Bargaſch, den Bruder des Sultahns, aus der Verbannung zurückgebracht und den engliſchen Konſul abgeholt; ein großes, franzöſiſches Schiff mit ſicherlich tauſend Soldaten an Bord hätte Sanſibar beſucht und heimwärts Briefe mitgenommen, in denen der Sultahn ſich über das Verhalten des engliſchen Konſuls beſchwerte; die Engländer hätten ſich auf Seeraub gelegt, ſie nähmen längs der ganzen Küſte alle Fahrzeuge, welche ſie in ihre Gewalt bekämen, und verbrennten ſie u. ſ. w. u. ſ. w. So dauerte es wol eine Stunde lang, bis die Beſucher ſich ausgeſchwatzt hatten und uns in Ruhe ließen. Wir benutzten unſere Freiheit, um uns mit einem Bade zu erquicken, und vergönnten uns die mehrere Tage lang nicht gekannte Wohlthat reiner Wäſche; kaum aber wir mit waren Ankleiden fertig, ſo kamen die Wangaleute von Neuem herein und brachten wiederum eine wahre Ofenhitze hervor, welche wir, da draußen kein Lüftchen wehte, nicht einmal durch Offenlaſſen der Thüre beträchtlich mildern konnten.

Nachmittags beſuchte ich den Diwani oder Bürgermeiſter des Städtchens, einen ſteinalten Araber Namens Pinda, welcher ſchon dem Vater Seid Madjids als vertrauter Rath gedient hat. Er iſt ſeit nunmehr ſiebenunddreißig Jahren im Amte und genießt bedeutenden Einfluß in Stadt und Umgegend. Bei allen wichtigen Gelegenheiten, bei ſchweren Krankheiten und dergl. m. wird Pinda als Arzt und Zauberer um Rath gefragt. Seine Berühmtheit gründet ſich hauptſächlich auf folgende Thatſache: vor etwa zehn Jahren erſchien ein Streifzug der Maſai in der Nähe von Wanga; man hatte die Stadt bereits aufgegeben und ſich auf Fahrzeuge geflüchtet, um wenigſtens das Leben zu retten; da ging Pinda allein und ohne Waffen auf die Feinde zu und ſchleuderte ihnen ein kräftiges Zaubermittel (ein ſchwarzes Huhn und eine reife Kokosnuß) entgegen — die gefürchteten Horden ergriffen ſofort die Flucht. Von dieſer Zeit an wagt keine Karawane mehr, eine Reiſe in das Innere anzutreten, ohne mit einem Grigri Pindas, mit einer geweihten Flagge, verſehen zu ſein; man glaubt ſteif und feſt, daß Pindas Zaubermittel die Karawane unſichtbar mache und ſo vor den Angriffen räuberiſcher Stämme ſchütze, daß es Raubthiere fern halte u. dergl. mehr. Pinda hat ſich durch den Verkauf dieſer ſogenannten Bendera — welche nur aus kleinen, mit arabiſchen Worten und Geheimzeichen beſchriebenen, bunten oder weißen, wollenen oder baumwollenen Lappen beſtehen, aber je nach der Größe der Karawane und nach dem Reichthum des Unternehmers mit zwanzig bis dreihundert Thalern bezahlt werden — ein bedeutendes Vermögen erworben. Als ich meine Reiſe in Mombas vorbereitete, fragten die ſich meldenden Träger faſt ausnahmslos, ob ich eine ſolche Bendera hätte, und vernahmen mit Erſtaunen und Unwillen, daß ich ohne dieſen Grigri durchzukommen gedächte. Der ſchlaue Aſſani, welcher vorausſah, daß meine Ehrlichkeit mir Unannehmlichkeiten bereiten könne, ſagte den Leuten geheimnißvoll, „ob ſie denn nicht wüßten, daß ich eine neue

Zauberflagge von noch viel größerer Kraft als die arabiſche mitnähme? die Waſungu pflegten eine ſolche nicht vor der Karawane herzutragen, ſondern auf den Knopf des Zeltes zu befeſtigen“ (er meinte meine Windfahne). Wie viel Bedeutung man im Inneren einer Flagge zumißt, hatte ich bei mehreren Gelegenheit in Dſchagga erfahren.

Der Diwani ſaß, geſchmückt mit einem ſchönen, ſeidenen Turban, in der Baraſa ſeines großen Hauſes und begrüßte uns beim Herankommen freundlich, doch mit kaum vernehmbarer Stimme. Das Alter hatte ihm ſtark zugeſetzt, obſchon ſein kräftiges Ausſehen Dies nicht vermuten ließ. Gehör und Geſicht waren in merklicher Weiſe geſchwächt, und auch ſein früher ſo mächtiger Einfluß ſchien im Laufe der Zeiten gelitten zu haben. Hiervon erlebten wir ſelbſt ein Beiſpiel. Einem der Träger war über Nacht ein Gewehr geſtohlen worden. Pinda, welchem Dies alsbald gemeldet wurde, gerieth außer ſich vor Scham und Zorn und ließ unverweilt in der Stadt bekannt machen, daß er eine mächtige Medicin bereitet habe, in Folge deren der Dieb, wenn er das Gewehr nicht ſchleunigſt zurückbrächte, noch in derſelben Nacht unter fürchterlichen Schmerzen ſterben würde. Der mit der Verkündung dieſer Botſchaft betraute Mann ſchlug, um die Leute aufmerkſam zu machen, an ein Büffelhorn, ganz ebenſo, wie man bisweilen in Sanſibar zu beobachten Gelegenheit hat. Dort, ruft der Hornſchläger, nachdem das Volk ſich um ihn geſammelt: „mbiu ja Seid Madjidi ben Saidi ben Sultahni; mbiu ja ngambo jekilia inajambo!“ (Das iſt das Horn Seid Madjids, des Sohnes Said ben Sultahns; das Horn klingt nicht umſonſt, es klingt um einer wichtigen Sache willen!), und nach dieſer feſtſtehenden Formel folgt die Bekanntmachung, daß ein Sklave abhanden gekommen iſt und der ehrliche Finder zehn Thaler erhalten, Derjenige aber, welcher ihn bei ſich verſteckt, für ein Jahr ins Gefängniß geworfen werden ſoll, ſobald der Sultahn Nachricht erhält; — oder vor dem Ende des Nordoſtmonſuns: Jedermann, der einem Banian oder Indier oder Araber etwas ſchuldig iſt, ſoll es zurückgeben, bevor dieſe abreiſen; thut er es aber nicht, ſo wird er auf Lebenszeit eingeſperrt werden, und Aehnliches. Hier in Wanga berief ſich der Hornſchläger auf den alten Diwani Pinda ſtatt auf Seid Madjid. Ob er nun nicht laut genug geſchrieen, ſodaß dem Miſſethäter die Nachricht nicht zu Ohren kam, oder ob dieſer die Zaubermacht Pindas für nicht gefährlich hielt, der Erfolg war, daß das Gewehr nicht abgegeben wurde. Pinda ſchämte ſich gewaltig.

Am Morgen des 7. Oktober kamen die Beſucher wieder ſcharenweiſe, theils unter dem Vorwande, Etwas zu verkaufen, theils, „um dem Mſungu ihre Ehrfurcht zu beweiſen“. Dieſe Ehrenbezeugung oder Neugier wurde ſo läſtig, daß ich mich ſchließlich doch genöthigt ſah, die Wohnung räumen zu laſſen und zwei Leute als Wache davor zu ſtellen, damit Niemand mehr ohne Erlaubniß einträte.

Im Laufe des Tages kaufte ich eine Sammlung von Lanzen, Schwertern, Pferdeſchweifſceptern, Schellen, Löffeln, Armbändern u. dergl., welche von den Karawanen aus dem Inneren gebracht worden waren. Sonderbarer Weiſe erkannte man die noch in Mombas ſo beliebten Peſa nicht als Tauſchwerth an, verlangte vielmehr, daß ich erſt Reis oder Mtama für das Geld kaufte und mit dieſem unmittelbar zu verwerthenden Stoffe Zahlung leiſtete: Peſa waren nur als Geſchenk loszuwerden. Dieſe Eigenthümlichkeit des Wangahandels rührt jedenfalls daher, daß der Seeverkehr mit Sanſibar und anderen Küſtenorten ſehr unbedeutend iſt, obſchon der Landhandel nach dem Inneren durchaus nicht unterſchätzt werden darf.

Wir unternahmen am Nachmittag einen Spaziergang in Begleitung des Banians, welcher uns bat, die Stadt ein wenig zu durchwandern, weil die Weiber überaus neugierig wären, uns zu ſehen, und doch bei Tage ihre Wohnungen nicht verlaſſen dürften. Wanga zählt etwa dreihundert mit Palmblättern gedeckte Lehmhütten. Die geraden, breiten Straßen, einige mit Palmen beſtandene Plätze und die überall herrſchende Sauberkeit gefielen uns ausnehmend, wenigſtens im Vergleiche zu Dem, was wir in Mombas und Sanſibar geſehen hatten. Jetzt wird der Ort, zum Schutze gegen die Maſai, mit einer Mauer umgeben. Ein kaum zwanzig Schritt breiter Meeresarm, welcher ſelbſt bei Hochflut nur für kleine Fahrzeuge zugänglich iſt, verbindet Wanga mit der See. Auf den übrigen Seiten iſt die Stadt zumeiſt von ſumpfigem, oft überfluteten Lande umgeben. Trotzdem und obgleich es nur brackiges Trinkwaſſer gibt, iſt der Geſundheitszuſtand der aus Suaheli und einigen arabiſchen Miſchlingen beſtehenden Einwohnerſchaft kein ſchlechter.

Nachdem wir alles Bemerkenswerthe geſehen, führte der Banian uns nach dem Nachbarſtädtchen Magugu. Wol eine halbe Stunde lang hatten wir durch Mangleſümpfe zu waten, ehe wir die zu Waſſer kaum fünf Minuten entfernte Ortſchaft erreichten. Magugu liegt womöglich noch ſchlechter als Wanga; dort wenigſtens wird nur die Umgebung vom Meere überſchwemmt, hier aber ſtehen die Straßen ſelbſt bei Hochflut anderthalb Fuß hoch unter Waſſer. Als Merkwürdigkeit wiſſen wir nur eine kleine, ſteinerne Moſchee zu erwähnen, welche vor einigen Jahren von einem glücklichen Elephantenjäger geſtiftet wurde. Die Bewohner von Magugu empfingen uns freundlich und mit den üblichen Ehrenbezeugungen: ſie ſchlugen die große Trommel, brachten Kokosnüſſe zum Geſchenk und begleiteten uns beim Abſchied bis nach Wanga zurück. Gegen Abend gaben die jungen Leute beider Städte uns zu Ehren Kriegsſpiele zum Beſten, Scheinkämpfe in zwei Abtheilungen, von denen die eine ſich Engländer, die andere Franzoſen nannte, „denn“, ſagte man, „es gibt keine ſchlimmeren Feinde als dieſe Beiden“. Leider hatten ſie Grund zu dieſer Annahme; beide große Nationen haben, zum Nachtheile des Reiſenden und der Geſittung überhaupt, ihre kleinen Eiferſüchteleien bis an dieſe entlegene Küſte getragen, ſodaß ſchon die Kinder die Zuſammenſtellung „Franzoſen und Engländer“ in demſelben Sinne, wie wir „Hund und Katze“, gebrauchen.

Spät am Abende ſammelten ſich noch viele Kranke vor unſerem Hauſe. Wir halfen ihnen bereitwillig, ſoweit unſere Kunſt und unſer Vorrath von Arzeneien reichte. Unter den Hilfeſuchenden wurden mehrere unverſchleierte Mädchen von vierzehn bis ſechzehn Jahren zu uns gebracht; ſie thaten faſt unbegrenztes Zutrauen in unſere Wiſſenſchaft kund, klagten, ſobald ihre Verwandten ſich entfernt, unbedenklich ihre Leiden und entblößten ſogar, um eine ſchmerzhafte Wunde oder Beule zu zeigen, ohne Scheu die Bruſt: die ſtrenge muslimitiſche Sitte hat hier an der Küſte bei den Eingeborenen nur wenig Eingang gefunden, bei den eingewanderten Arabern aber ſich größtentheils wieder verloren.

Inzwiſchen war Alles zur Weiterreiſe vorbereitet worden. Schon am Tage unſerer Ankunft hatte ich an den Banian Dungurſi in Mombas geſchrieben und ihn erſucht, bis zu meiner Ankunft ein Haus herzurichten, danach Herrn Schulz, den Hamburger Konſul in Sanſibar, von meiner glücklichen Rückkehr benachrichtigt und ihn gebeten, mir Empfehlungsbriefe für Takaungu und Malindi und ein Fahrzeug zu ſchicken, welches mir bei weiteren Ausflügen dienen ſollte; endlich hatte ich einen großen Theil meiner Waaren an den Banian verkauft, um meinen Trägern den letzten Theil des Weges ſoviel als möglich zu erleichtern. Am 8. Oktober ſetzten wir uns in Bewegung, und zwar ziemlich ſpät am Morgen, weil wir auf das Ablaufen der Flut warten mußten. Der Banian Raia und andere Angeſehene gaben uns eine Strecke weit das Geleit.

Der Weg, falls man ſo ſagen darf, führte etwa zwanzig Minuten lang durch knietiefes Waſſer, die Ueberreſte der Ueberſchwemmung, welche zur Zeit des Voll- und Neumondes täglich zweimal ſtattfindet, dann durch theilweiſe bebautes Land. Erſt drei Stunden nach Mittag erreichten wir das nur wenige Meilen entfernte Pongue, ein etwa dreißig Häuſer zählendes Dorf an der Bucht gleichen Namens auf der anderen Seite der Landzunge von

Waſſīn. Nur einer unſerer Freunde, ein Mann mit verſtümmelter Hand, welcher fünfmal in Dſchagga und zweimal bei den Maſai geweſen, folgte uns bis hierher; einmal über das andere verwünſchte er die Träger, welche mit ſo leichten Bündeln auf gutem Wege ſo langſam gingen und vermaß ſich, die ganze Strecke trotz ſeines Alters mit voller Laſt im Trabe zurücklegen zu wollen.

Abdallah ben Kammīs, der Häuptling des Orts, ließ uns durch eine Salve von einigen Dutzend Flintenſchüſſen begrüßen; er kam uns bis außerhalb des Palliſadenzaunes entgegen, brachte Kokosnüſſe und Honig zum Geſchenk und räumte uns die Hälften zweier verſchiedener Häuſer ein. Auch die Bewohner des Ortes waren, ihre läſtige Neugier abgerechnet, überaus höflich und zuvorkommend. Eine Menge Kranke, unter ihnen viele vom ſchönen Geſchlechte, baten um Rath und Beiſtand, wiederum ohne die geringſte Scheu vor den fremden Männern an den Tag zu legen.

Unſere Wohnung war ſehr ſauber gehalten. Bis drei Uhr Morgens genoſſen wir auf den mattenbelegten Kitanda einer angenehmen Ruhe, als plötzlich ein entſetzlicher Weheruf uns weckte. Erſchrocken ſprang ich auf, ergriff die neben mir liegende Büchſe und verließ in Eile das Haus; ich ſah eben noch, wie ein großes Thier ſchattengleich an mir vorüber glitt und verſchwand, ehe ich Zeit hatte, ihm eine Kugel nachzuſenden. Da eine Verfolgung nutzlos geweſen wäre, begab ich mich nach der Stelle, von welcher aus das Geſchrei noch unvermindert erſchallte: es rührte von einem der Träger her, welchem, während er ſanft ſchlafend auf der Seite gelegen, ein Raubthier einen Biß in das Sitzfleiſch und Wunden mit den Klauen beigebracht. Der arme Teufel war ſo ſchlimm zugerichtet, daß ich ihn als „invalid“ in Pongue zurücklaſſen mußte. Die nähere Beſichtigung der Fährte ließ mich vermuten, ein Leopard habe die Unthat verübt, doch behaupteten die Bewohner des Dorfes auf das Beſtimmteſte, es gäbe nur Hyänen in der Nachbarſchaft.

Ich miethete, als es Tag wurde, um den Preis von vier Peſa täglich einen Erſatzmann für den kranken Träger. Beim Abſchied beſchenkte ich meinen Wirth mit einem Thaler. Ein zahlreiches Ehrengefolg brachte mich bis außerhalb des Weichbildes. Wir hatten bald Mangroveſümpfe, bald tiefe Salzwaſſeradern zu durchſchreiten, kamen häufig über lockeren Sand und nur bisweilen, an höher gelegenen Stellen, auf feſten Grund, auf weite, mit einzelnen Dumpalmen und Kopalbäumen beſtandene Grasflächen: hier gewahrten wir überall tiefe Löcher, welche die Eingeborenen, um Kopal zu ſuchen, in den ſandhaltigen Boden gegraben hatten. Eine Strecke lang wanderten wir auch dicht am Strande hin. Gleichwie den Schiffer nach monatlanger Seereiſe das Rauſchen der Baumwipfel entzückt, ſo klang uns das Brauſen des brandenden Meeres, das wir hier zum erſten Male wieder vernahmen, wie köſtliche Muſik, und mit wahrer Theilnahme betrachteten wir die Bewegungen einiger Baumkähne, in denen ärmlich gekleidete Fiſcher auf ſchäumenden Riffen mit dem Gewinn ihres Lebensunterhaltes beſchäftigt waren.

Nachmittag drei Uhr erreichten wir eine kleine, landwärts mit Manglebäumen bedeckte Bucht, an welcher die aus der Geſchichte der Mſara bekannte, mit einem Holzzaun verſchanzte Ortſchaft Gaſi liegt. Durch das Knattern unſerer Gewehre herbeigerufen, kam eine Menge Volkes aus den Thoren. Man verweigerte uns den Eintritt, weil zuvor eine Berathung abgehalten werden müſſe. Zwanzig Minuten wartete ich, ohne daß eine Einladung erfolgte; dann ließ ich die Bündel wieder aufnehmen und das Lager an einem etwa tauſend Schritt entfernten Teiche aufſchlagen, dem einzigen Waſſerplatz in weiter Umgegend, wie ich bald erfahren ſollte. Die Leute, welche uns vorher höhniſch abgewieſen, weil ſie meinten, wir wären von ihrer Gefälligkeit abhängig, wurden jetzt kleinlaut; ſie kamen unter Anführung ihres Oberhauptes in das Lager, verſicherten mich ihrer Freundſchaft und baten um Entſchuldigung, daß ich durch ein unangenehmes Mißverſtändniß ſo lange aufgehalten worden wäre; „jetzt“, meinten ſie, „ſtänden uns Lebensmittel in Fülle und alle ihre Häuſer zur Verfügung; wir ſollten ihnen doch den Schimpf nicht anthun, an ihrer Stadt vorüber zu ziehen.“ Da mir der Lagerplatz ganz wohl gefiel und ich noch reichlich mit Speiſe verſehen war, bedeutete ich dem Häuptling, er möge ſich ſchleunigſt mit ſeinen Leuten entfernen; habe man mir vorher den Eintritt in Gaſi verweigert, ſo geſtatte ich ihm jetzt den Eintritt in mein Lager nicht. Weitere Verhandlungen wurden durch einen Griff nach dem Gewehre kurzweg abgeſchnitten. Später verſuchte man mehrmals, ſich nach dem Waſſer durchzuſchleichen, namentlich kamen Weiber mit ihren Töpfen, in dem Wahne, daß man ſie wenigſtens ſchonen würde; doch hatten wir kein Erbarmen und veranlaßten ſie durch einige blinde Schüſſe zu ſchleunigem Rückzuge. So wurden die Einwohner für ihre Ungaſtlichkeit mit zwölfſtündigem Waſſermangel beſtraft. Meine Träger, hiermit noch nicht zufrieden, machten ihrer Entrüſtung in heftigen Worten Luft und durch einen Scheinangriff, welchen ſie am Abend auf das Städtchen unternahmen. Unter fürchterlichem Geſchrei und mit lauten Drohungen liefen ſie bis an den etwas morſchen Zaun heran, entluden ihre blind geladenen Flinten, ſchwangen einige unterwegs erhandelte Spere, ſchlugen raſſelnd mit den Schwertern zuſammen und vollführten einen Heidenlärm, bei welchem es den Wagaſi jedenfalls angſt und bange wurde.

Bei dieſer Gelegenheit zerſprengte ein beſonders tapferer Schreier ſein Gewehr. Dies war die dritte der ſtark gebauten Towermusketen, welche er binnen drei Monaten zu Grunde gerichtet; er würde ſeiner Luſt am unbändigen Knallen vielleicht auch jetzt noch kein Ziel geſetzt haben, hätte ich ihn nicht endlich mit Entziehung der Waffe beſtraft. Bei den Suaheli gilt es als Ehrenſache, die Flinten ſo ſtark als möglich zu laden — ein Händchen Pulver iſt der gewöhnliche Satz — und Derjenige, bei deſſen Flinte der aufgeſetzte Ladeſtock am weiteſten hervorragt, iſt der Tapferſte. Wollten ſie das überladene Gewehr auf gewöhnliche Weiſe abfeuern, ſo würden ſie durch den heftigen Rückſchlag unfehlbar zu Schaden kommen; deshalb halten ſie es mit beinahe geſtrecktem Arme in ziemlich ſteiler Richtung nach vorn, ſodaß der gewaltige Stoß, ohne zu ſchaden, ſich an der Federkraft der Arme bricht. Die Suaheli wiſſen recht wol, daß eine ſtarke Ladung unter Umſtänden das Gewehr zerſprengt; um Dem vorzubeugen, ſetzen ſie keinen Pfropfen auf und laſſen ſich auch durch den Mſungu, welcher ihnen ſagt, daß ſie bei Anwendung eines ſolchen dieſelbe Wirkung mit der Hälfte Pulver hervorbringen könnten, nicht eines Beſſeren belehren: ſogar beim ernſtlichen Schießen legen ſie ihre Rollkugeln unmittelbar auf das Pulver. Genau genommen handeln die Leute gar nicht ſo unrecht, wenn ſie das hier allgemein übliche amerikaniſche „Pulver“ in uns unglaublich erſcheinender Menge verwenden; die ſo benannte Maſſe, welche von den ſchlauen Yankees eigens für den Bedarf der Afrikaner bereitet wird, beſteht nämlich aus mindeſtens linſengroßen, mattgrauen, eckigen Stücken und gehört, wie folgendes Geſchichtchen beweiſt, eigentlich gar nicht zu den feuergefährlichen Körpern. In Sanſibar ging einſt eine Hütte, unter welcher eine beträchtliche Menge amerikaniſches Pulver, nur mit Matten bedeckt, lagerte, in Flammen auf. Mit Zittern und Zagen harrte man des Augenblickes, in welchem die fürchterliche Verpuffung ſtattfinden ſollte. Nur der amerikaniſche Kaufmann blieb ruhig, weil er ſeine Waare allzu gut kannte. Endlich praſſelten die Sparren, das brennende Dach brach nieder, und das Pulver — entzündete ſich nicht! Dafür hat dieſes Barutti, wie die Suaheli das Pulver nennen, eine andere, hochgeſchätzte Eigenſchaft: es knallt nämlich nicht nur, ſondern gewährt auch bei dem Abfeuern der Gewehre, vorzüglich bei Abend, den prächtigen Anblick eines klafterlangen Funkenregens, welcher, in flachem Bogen nach vorn ſich ſenkend, dem ſich entladenden Rohre entſprüht.

10. Oktober. Ein langer Marſch ſtand uns bevor, da wir heute noch Mombas zu erreichen gedachten. Ich weckte die Leute ſchon zwei Stunden vor Tagesbeginn. Beim

Zuſammenpacken ſtellte es ſich heraus, daß ſämmtliche Meſſer, Gabeln und Löffel fehlten, welche man noch am Abend vorher in ein Tuch zuſammengebunden; nähere Unterſuchung bei Laternenſcheine ließ die Fußtapfen einer Hyäne in der Nähe des Platzes erkennen. Da mir die Hyänen ſchon als freche Diebe bekannt waren, welche, wenn ſie nichts Genießbares finden, alle erdenklichen anderen Gegenſtände fortſchleppen, folgte ich der Spur. Ich war glücklich genug, einige Meſſer und Gabeln auf ihrem Wege wiederzufinden; nach den Löffeln hingegen, welche ihr wol ganz beſonders gefallen hatten, ſuchte ich vergebens.

Es war ein qualvoller Tag, dieſer letzte unſerer Reiſe. Die Sonne brannte unbarmherzig, und das ſchlechte Waſſer aus Gaſi war mehr denn lauwarm geworden. Meine Füße waren derartig geſchwollen und mit Blaſen und tiefen Wunden überdeckt, daß ich vor Schmerz die Stiefeln nicht anzuziehen vermochte. So wanderte ich denn barfuß weiter. Anfangs ging Dies ohne Schwierigkeit, weil der Weg über ſandigen und erdigen Boden führte; ſpäter aber, als wir an ein Korallenfeld mit ſeinen fürchterlichen Zacken kamen, blieb mir keine Wahl: ich mußte meine gequälten Füße in die harten Schuhe zwängen; die Zähne aufeinander beißend ſchritt ich langſam vorwärts. Aehnlich, wenn auch nicht ſo ſchlimm, ging es Thornton und Koralli. Auch die Träger litten ungemein; immer häufiger und immer länger mußten wir auf die Zurückgebliebenen warten, einmal, zur Mittagszeit, ſogar zwei Stunden.

Um fünf Uhr Abends langten wir mit einem Gefolge von nur wenigen Leuten in Likoni am ſüdlichen Meeresarme von Mombas an, gegenüber der ehemaligen Suaheliſtadt Kilindini. Zu meiner nicht geringen Verwunderung fanden ſich die Boote nicht vor, welche ich vor mehreren Tagen bei dem Banian beſtellt. Wir mußten alſo noch einmal ohne Obdach lagern; die Gewißheit, daß nur noch eine kurze Nacht und eine Stunde Wegs uns von der Häuslichkeit in Mombas trennten, tröſtete uns. Sogleich nach unſerer Ankunft ſchickte ich Aſſani ab mit dem Auftrage, den Banian zur Eile zu mahnen ſowie von Herrn Rebmann ein Paar Schuhe zu entlehnen, da ich nicht im Stande war, in den meinigen weiter zu gehen. Noch lange mußten wir warten, ehe wir uns an Trank und Speiſe erquicken konnten: um ſieben Uhr erſt hatte man Waſſer gefunden, eine Stunde ſpäter war das Eſſen bereit.

Erfriſcht und geſtärkt erwachten wir am andern Morgen. Gegen ſieben Uhr in kurzen Zwiſchenräumen drei Fahrzeuge an. Ich erfuhr, daß mein Brief aus Wanga erſt geſtern Abend eingetroffen war, ſomit zu ſpät, als daß das Nöthige noch hätte beſorgt werden können. Muſtafa, der uns ſchon das Abſchiedsgeleit gegeben, hatte es ſich nicht nehmen laſſen, uns auch wieder feſtlich einzuholen; etwa zwanzig ſeiner Beludſchen empfingen uns am anderen Ufer, auf der Inſel ſelbſt, mit Freudenſalven. Hier trafen wir auch Herrn Rebmann, ferner den Zolleinnehmer, einige Indier ſowie viele Freunde und Verwandte der Träger. Unter fortwährendem Abfeuern der Flinten wurde der kurze Weg zurückgelegt, und in gleich feierlicher Weiſe der Einzug in die Stadt gehalten, an deren Thoren uns der Kadi und mehrere vornehme Araber begrüßten. Ohne uns weiter aufhalten zu laſſen, eilten wir nach Rebmanns gaſtlichem Hauſe, wo wir endlich die erſehnte Ruhe fanden. Für mich lagen Briefe aus Sanſibar und Europa da, denen ich mit unbeſchreiblicher Freude die beſten Nachrichten vom Wohlbefinden aller meiner Lieben entnahm. Den Reſt des Tages widmete ich der Familie meines Gaſtfreundes.

Leider erhielt ich das früher von mir eingenommene Haus nicht wieder. Der Wali fühlte ſich beleidigt, daß meine Bitte ihm durch Vermittelung des Banians bekannt geworden, mit welchem er gerade auf ſchlechtem Fuße ſtand, und hatte Nichts für mich gethan; in ſeinem Unmut hatte er ſogar Streit mit Muſtafa angefangen, „weil dieſer mir einen Empfang bereitet habe, als ob ich Seid Madjid ſelbſt ſei.“ Jetzt freilich entſchuldigte er ſich mit allerlei Vorwänden; aber ich beachtete ihn nicht und ließ mir vom Banian ein anderes, in Rebmanns Nähe gelegenes Haus einräumen, in welchem der Miſſionär Ehrhardt und ſpäter Burton und Speke eine Zeit lang gewohnt hatten. Da ſich unter den angekommenen Briefen auch ein Empfehlungsſchreiben von der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Berlin an den franzöſiſchen Konſul in Sanſibar befand, ſäumte ich nicht, durch des letzteren Vermittelung mich über den Wali zu beſchweren. Ali ben Naſſer hatte Dies kaum erfahren, als er mir ſagen ließ, das alte Haus ſei bereit, und mich fragte, zu welcher Stunde ich ſeinen Beſuch empfangen wolle: kurz vorher aber hatte er noch geäußert, daß er Nichts mehr für mich thun würde, weil ich ihm vor meiner Abreiſe kein großes Geldgeſchenk gegeben! Natürlich konnte ſein jetziges Anerbieten das Geſchehene nicht ändern.

Am 12. Oktober Morgens zehn Uhr ſollte die Auszahlungsfeierlichkeit ſtattfinden. Schon um ſieben Uhr meldeten ſich einige der Träger und gaben Kürbisflaſchen, Gewehre, Schwerter u. dergl. ab, welche ich ihnen zum Gebrauch während der Reiſe übergeben. Zur feſtgeſetzten Stunde erſchien der Banian mit der Muſterrolle. Ich zahlte Jedem das ihm gebührende Theil aus, nämlich dem Mukurugenſi dreißig Thaler, den Trägern je ſechs Thaler, und außerdem, als beſondere Vergütung für die zweite Reiſe nach Kilema, je einen Thaler. Mehrere der Leute, welche ſich gut benommen, erhielten bis fünf Thaler Belohnung und Mnubie, der beſte unter den Anführern, ſogar elf Thaler. Wo es nöthig war, zu ſtrafen, that ich es nicht durch Geldabzüge, obwol Dies am empfindlichſten geweſen wäre, ſondern durch Zuerkennung einer längeren oder kürzeren Gefängnißhaft. Die zwei Sprecher der Aufſtändigen in Dafeta und ein Träger, welcher Fleiſch vor der Vertheilung geſtohlen, bekamen je einen Tag, Muanſalini und Hammis, welche die Träger mehrmals zum Ungehorſam und zum Entlaufen aufgefordert, drei Tage, Faki aber einen ganzen Monat Gefängniß in Eiſen.

Alle waren ſehr befriedigt; denn ſie hatten nicht gehofft, Das, was ich früher auf ihre Forderung abgeſchlagen, jetzt als Geſchenk zu erhalten. Sogar die Beſtraften freuten ſich, ſo gnädig weggekommen zu ſein. Während der Reiſe hieß es: „wir werden nie wieder mit einem weißen Manne gehen, der uns ſo ſtreng behandelt;“ jetzt aber meinte man: „der Bana mkuba iſt doch ein guter und tüchtiger Mann; er hat ganz Recht, die Leute zu beſtrafen; thäte er es nicht, ſo müßte er ja, da er es im Voraus geſagt, als Lügner erſcheinen!“ Die Meiſten baten um Berückſichtigung bei einer ſpäteren Reiſe.

An Löhnen hatte ich etwa 750 Thaler verausgabt; die Geſammtkoſten der Reiſe beliefen ſich auf nahezu 2300 Thaler.

Im Ganzen genommen müſſen die Ergebniſſe dieſer Reiſe befriedigend genannt werden. War es auch nicht gelungen, den Kilimandſcharo bis zur Schneegrenze zu beſteigen, ſo war doch durch zahlreiche Meſſungen von verſchiedenen Punkten aus die Lage des berühmten Berges feſtgelegt und ſeine Höhe ſo genau beſtimmt worden, daß auch die Bedenken des ärgſten Zweiflers verſtummen mußten. Außerdem hatten die Reiſenden die wahre Lage und Geſtalt des Sees Jipe beſtimmt, den Oberlauf des Panganifluſſes und ſeiner Nebenſtröme erforſcht ſowie die wichtigſten Volksſtämme des Innern und deren merkwürdige Sitten und Gebräuche kennen gelernt.

Verglichen mit Dem, was noch zu thun übrig blieb, war Dies freilich wenig genug; die gewonnene Erkenntniß machte den Wunſch nur um ſo lebhafter, das unbekannte Land noch weiterhin zu erforſchen. Der Gedanke an eine neue Reiſe in das Innere nach dem Gebiet der fürchterlichen Maſai, nach den räthſelhaften Schneebergen und Vulkanen jenſeit Ukambani und den großen Seen im fernen Weſten beſchäftigte den Baron faſt unausgeſetzt, und kein Tag verging, ohne daß dieſe Pläne gefördert oder neue, nützliche Verbindungen angeknüpft worden wären. Decken verkehrte mit allen in der Umgegend von Mombas befindlichen Karawanenführern, unter dieſen auch mit dem Suahelihändler Naſoro (ſ. S. 235), ließ ſich ihre Reiſen erzählen, erwog hin und her die Möglichkeiten, welche ſich boten, und verabredete vorläufige Bedingungen, unter denen die Führer ihm zu Dienſten ſein würden.

Später unternahmen die Reiſenden einen mehrtägigen Ausflug nach Kiſoludini, von wo aus ſie mehrere wichtige Ausſichtspunkte im Wanikalande beſuchten und die während der Reiſe angeſtellten Winkelmeſſungen ergänzten. So vergingen zehn Tage in unabläſſiger Thätigkeit, in fortwährender Aufregung kann man ſagen. Die Ermüdung, welche eine ſo beſchwernißreiche Reiſe zur Folge haben mußte, und die nachtheilige Einwirkung des Küſtenklimas nach ſo langem Aufenthalt in dem Inneren hatten währenddeſſen nicht zur Geltung kommen können; aber ſie holten nach, was ſie verſäumt hatten. Zuerſt wurden Koralli und der Baron von heftigem Fieber und von Brechruhr ergriffen, dann mehrere der Diener. Da es ſchien, als ob die Krankheit anſteckend ſei, brach man den Verkehr mit Rebmanns Hauſe ab, nach welchem, auf Deckens Wunſch, der einzig geſund gebliebene Thornton übergeſiedelt war. Mehrere Tage lang trat keine Beſſerung in dem bedenklichen Zuſtande der Kranken ein; endlich aber ſiegte ihre gute Natur, und in Kurzem erholten ſie ſich wieder, Dank der Ruhe, welche ſie ſich gönnen konnten, und Dank den Erfriſchungen, welche Herr Schulz in vorſorgender Freundlichkeit aus Sanſibar geſchickt.

Am 29. Oktober kam eine Dau mit den gewünſchten Empfehlungsſchreiben aus Sanſibar an; zwei Tage darauf begaben ſich die Reiſenden auf demſelben Fahrzeuge nach Takaungu und dem altberühmten Malindi, hauptſächlich zu dem Zwecke, dort neue Erkundigungen einzuziehen. Bereits am 8. November trafen ſie nach beinahe halbjähriger Abweſenheit wieder in Sanſibar ein, von allen Europäern auf das Herzlichſte bewillkommt. Nachdem ſie ſich einigermaßen erholt und den theilnehmenden Freunden ihre Erlebniſſe erzählt hatten, beſchäftigten ſie ſich wieder ernſtlich mit der Zukunft: Thornton bereitete ſich auf geologiſche Unterſuchungen längs des oſtafrikaniſchen Küſtenrandes vor, und Decken ſchrieb nach Europa, um zwei Begleiter zu erhalten für die nächſte Reiſe, welche er in noch größerem Maßſtabe auszuführen gedachte.

Anmerkungen zum erſten Bande.

(1) Seite 19.

Das Wort Sánſibār kommt her von dem perſiſchen Sendſch, die Schwarzen, und Bar, das Land, bedeutet ſonach das Land der Schwarzen. Das Wort Suaheli wird wol am einfachſten und richtigſten von dem arabiſchen Sauahil, Mehrheit von Sahel, die Küſte abgeleitet, bedeutet alſo die Küſtenbewohner. Hiernach iſt es eine Wiederholung, wenn man den zum Sanſibargebiete gehörigen Küſtenſtrich Suaheli-Küſte nennt; weit paſſender würde es ſein, ihn das Sahel oder Suahel zu nennen, falls man überhaupt bei dieſer Bezeichnung ſtehen bleiben will.

(2) Seite 19.

Wir entnehmen dem vortrefflichen Werke von M. Guillain, Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale, publiés par ordre du Gouvernement, folgende Notiz über die Monſune im Weſten des indiſchen Oceans: „In offener See wehen die Monſune im Allgemeinen von Nordoſten und Südweſten; in der Nähe des Landes aber ſowie zu Anfang und zu Ende ihrer Periode ändern ſie ihre Richtung nicht unbeträchtlich. In der Breite von Sanſibar beginnt der Nordoſtmonſun Mitte November und verſchwindet Ende März; am ſtärkſten weht er von Mitte December bis Mitte Februar und zwar zu dieſer Zeit von Nord und Nordnordweſt. Der Südweſtmonſun, welcher ſtärker iſt als der Nordoſt, dauert von der letzten Hälfte des April bis Mitte November und führt, in Sanſibar wenigſtens, ſeinen Namen mit Unrecht, weil er hier bei Tage öfters von Südſüdoſt und Südoſt weht. Araber und Suaheli nennen ſeine erſte, kräftigere Hälfte, welche bis Anfang September dauert, „Kuſi" und die zweite, mit dem Oktober endigende „Dimani". Ende Oktober wendet ſich der Wind, durch häufige Stillen unterbrochen, von Südweſt bis Oſt, bis er in den Nordoſtmonſun, Kaskaſi, übergeht."

„In der Nähe der Linie fängt der ſogenannte Nordoſtmonſun bereits Ende Oktober an, bläſt anfangs aus Oſtnordoſt, geht dann allmählich in Oſt und Oſtſüdoſt über, im Februar und März ſogar, wenigſtens bei Tage, nach Südoſt, während er zur Nachtzeit mehr in nördlicher Richtung und mehr vom Lande her weht. Der Südweſtmonſun hingegen ſetzt Mitte April in ſüdſüdweſtlicher und ſüdlicher Richtung ein, zuletzt nach Südſüdoſt und Südoſt übergehend."

„Am Ende eines jeden Monſuns und bevor der andere beginnt, machen ſich in Sanſibar von Mittag an bis Sonnenuntergang und noch ſpäter Seebriſen bemerklich, welche ſich mehr oder weniger der allgemeinen Richtung des einen dieſer Winde anſchließen. Nach einigen Stunden Stille tritt dann um zwei oder drei Uhr Morgens eine gemeiniglich aus Weſt und Südweſt wehende Landbriſe ein, welche bis acht oder neun Uhr Vormittags andauert und wiederum mit Windſtille endigt."

(3) Seite 21.

Unter Meilen verſtehen wir, falls Nichts dazu geſetzt iſt, immer die bei allen Nationen üblichen Seemeilen = $\frac{1}{60}$ Aequatorgrad = $\frac{1}{4}$ deutſche Meile. Von dieſen Seemeilen rechnet man, je nach der Beſchaffenheit des Terrains, zweieinhalb bis drei auf eine Wegſtunde.

(4) Seite 33.

Im Portugieſiſchen iſt coco ein Wort, mit welchem Mütter ihre Kinder bange machen. Hiervon ſoll die Kokosnuß ihren Namen haben, weil ihr oberer Theil einer häßlichen Maske oder einem grinſenden Todtengeſichte ähnelt, mit welchem man Jemand coco (Furcht) erregen kann. Der Name „Kokos“ hat ſich dann über alle Sprachen und Länder verbreitet.

(5) Seite 55.

Die Portugieſen nennen dieſe Stadt Magadoxa; nach ihnen ſchreibt Rigby Magadoſcha, Playfair Magdaſchoa. Guillain ſagt Moguedſchou, Andere ſagen Makdiſchu. Wir folgen Krapf, indem wir Mukdiſcha ſchreiben.

(6) Seite 61.

Ch. Coquerel beſchreibt (Guérin, Rev. et Mag de Zool. 2. sér. XI. 1859, p. 459, Tab. XVII u. XVIII.) den Galago Sanſibars nach einem jungen Exemplare wie folgt: „Der Kopf iſt weniger ſphäriſch als bei den Cheirogalen, die Ohren ſind groß, länglichrund, am Ende in eine ſtumpfe Spitze verlaufend, die Augen etwa ebenſo groß, wie bei den Cheirogalen und zehn Millimeter voneinander entfernt. Die ſehr hervorſpringende, leicht koniſche Naſe überragt die untere Kinnlade. Der Körper iſt kurz, dick, cylindriſch, und zeigt ein Verhältniß der oberen zu den unteren Gliedern, wie es ſich bei den Cheirogalen findet. Die Finger ſind dünn und lang, die Nägel platt und klein; die pfriemenförmige Kralle der zweiten Zehe ragt weit hervor. Gleich den meiſten Lemuren hat der Otolemur (unſer Galago) ſechsunddreißig Zähne, nämlich an der oberen Kinnlade jederſeits zwei Schneidezähne, welche von den entſprechenden auf der anderen Seite durch einen Zwiſchenraum getrennt ſind, einen ſtarken Hundszahn, einen ſehr kleinen Backzahn, welcher durch einen Zwiſchenraum von dem folgenden und von dem Hundszahne getrennt iſt, einen zweiten, kleinen Backzahn, welcher dicht neben dem folgenden ſteht, und vier große, von denen die beiden mittleren ſich durch ihre Größe und durch die Entwickelung der zwei Augentuberkeln auszeichnen — auf jeder Seite der unteren Kinnlade zwei ſtark vorſpringende, mit den entſprechenden der anderen Seite einen nach vorn gerichteten Kamm bildende Schneidezähne, einen gleichfalls vorgeneigten Hundszahn, welcher jedoch in einer höheren Ebene ſteht als jene, zwei zugeſpitzte und nach vorn gerichtete Backzähne und vier große, mit vier Höckern (Tuberkeln) verſehene Backzähne.

Die Länge des Körpers beträgt 20½ Centimeter, die des Kopfes mit der Schnauze 5 Centimenter, die des Schwanzes 22. Das Fell iſt von einem gelblichen, leicht braungefärbten Grau; das Braun findet ſich jedoch nur an der äußerſten Spitze der Haare, während deren Baſis gleichförmig aſchgrau iſt. Die großen Ohren ſind beinahe kahl und von aſchgrauer Farbe, die Schnauze und die ganze Naſengegend ebenſo wie die Finger ſchwarzgrau, Kinn und Wangen von einer grauweißen Farbe, welche allmählich in die der benachbarten Partieen übergeht. Bruſt, Bauch und Innenſeiten der Glieder haben eine ähnliche aber etwas hellere Färbung. Der Schwanz iſt braunroth an der vorderen und ſchwarzbraun an der hinteren Hälfte. Die Feinheit und Weichheit der Haare giebt dem Fell ein lockeres, wolliges Anſehen. Am Schwanze ſind die Haare länger als am Körper, aber nicht minder fein; ſie haben überall dieſelbe Länge, ſodaß der Schweif Nichts von der buſchigen Beſchaffenheit zeigt, welche den Galago crassicaudatus ſo ſehr ziert.

(7) Seite 89.

Scherīf (Mehrheit Scharafu) werden die Nachkommen des Profeten genannt. Sie genießen u. A. die Auszeichnung, Mahammeds Farbe, Grün, tragen zu dürfen. Gewöhnlich ſind ſie gebildet, von feinen Sitten und große Schriftgelehrte; doch findet man unter ihnen auch ſehr unwiſſende Leute ſowie ſolche, deren Geſichtsbildung und Farbe deutlich zeigt, daß nur äußerſt wenig, wenn überhaupt etwas, von dem heiligen Blute Mahammeds in ihren Adern fließt.

(8) Seite 91.

Currypulver beſteht nach Böttchers Kochbuch „Kraft und Stoff“ aus zwei Loth Koriander, zwei Loth Kurkuma, ein Loth weißem Pfeffer, ein Loth Ingwer, dreiviertel Loth Kardamom, ein Loth Kümmel und einviertel Loth ſpaniſchem Pfeffer; dieſe Gewürze werden feingepulvert, gut gemengt und in wohlverkorkten Glasflaſchen aufbewahrt. Der auf dieſe Art bereitete Curry iſt jedenfalls viel billiger und vielleicht nicht minder gut als der „echt importirte, keinerlei ſchädliche Beſtandtheile enthaltende“ indiſche Curry, welcher in den größeren Delikateſſenhandlungen Hamburgs und auch Berlins verkauft wird. Um aus dem einen wie aus dem anderen Pulver die berühmte Curryſauce zu bereiten, verfährt man nach der indiſchen, jedenfalls bedeutender Abänderungen fähigen Anweiſung wie folgt: „Man zerſchneide zwei Enten oder Hühner wie für Frikaſſée, waſche ſie rein und thue ſie in eine Pfanne mit ſoviel Waſſer, daß das Fleiſch bedeckt iſt, füge einen Löffel voll Salz dazu, ſetze ſie ans Feuer und nehme von Zeit zu Zeit den Schaum ab, halte aber ſonſt immer die Pfanne gut bedeckt. Iſt das Fleiſch gar, ſo gieße man die Brühe davon ab und ſtelle ſie bei Seite. Dann ſchmelze man in einer anderen Pfanne ein halbes Pfund friſche Butter ſchneide zwei Knoblauchzehen ſowie eine große Zwiebel dazu und laſſe Alles zuſammen unter öfterem Schütteln der Pfanne braten bis es braun iſt. Endlich gebe man das Fleiſch in die Butter, ſtreue zwei oder drei Löffel voll Currypulver darüber, decke die Pfanne wieder dicht zu und laſſe ſie unter öfterem Schütteln ſo lange ſtehen, bis auch die Enten braun geworden ſind. Gießt man nur die bei Seite geſtellte Fleiſchbrühe über das Ganze und läßt es zuſammen dämpfen, ſo iſt die Sauce fertig. Wer Säure liebt, kann ein wenig Citronenſaft zufügen.“

Am gewöhnlichſten genießt man die Curryſauce mit trocken gekochtem Reis; doch kann man ſie auch zu anderen Sachen, namentlich zur Würzung mancher Suppen benutzen, ſowie überhaupt ein wenig Currypulver, anſtatt Pfeffer und anderer Gewürze angewendet, keiner Fleiſchſpeiſe ſchadet. Will man den Vollgenuß vom Curryreis haben, ſo muß man den Reis auf arabiſche, türkiſche oder Negerart kochen. Gut gekochter Reis muß die Form jedes einzelnen Kornes unverändert zeigen und ſo weich ſein, daß er ſich mit der Zunge zerdrücken läßt. Dies erreicht man dadurch, daß man bei dem Kochen etwas Milch von zerriebener Kokosnußmaſſe (ſ. Seite 35 unten) oder ſtatt deſſen auch Butter zufügt und den Reis erſt halb weich kocht, dann aber das Waſſer abgießt und ihn dämpfen läßt, bis er vollſtändig gar geworden.

Hierbei können wir nicht unterlaſſen, den trocken gekochten Reis wegen ſeiner vielfachen Verwendbarkeit allen Hausfrauen auf das Wärmſte zu empfehlen. Nach dem Kochen in eine Schüſſel gedrückt und auf einen Teller geſtürzt, bildet er ein fein ausſehendes, die Tafel zierendes Gericht und läßt er ſich ebenſowol zur Herrichtung von Curryreis verwenden, indem man einige Eßlöffel Reis mit einem Theelöffel voll der Gewürzſauce übergießt und mengt, wie auch als Einſatz in die Bouillonſuppe (ein Jeder nimmt nach ſeinem Geſchmack viel oder wenig davon) und zur Bereitung eines ganz vortrefflichen, namentlich zur Sommerszeit unſchätzbaren Milchreiſes, wie wir ihn täglich in Sanſibar vor dem Frühſtück genoſſen: man rührt den trockenen Reis in einen Suppenteller mit kalter oder warmer Milch zuſammen und fügt nach Bedürfniß Zucker zu.

Wer dieſe verſchiedenen Verwendungen des Reiſes kennt, lernt ihn als faſt unentbehrliches Gericht ſchätzen und ſtellt ihn dem Brode und der Kartoffel gleich, dieſen univerſalen Nahrungsmitteln, welche man bei jeder Mahlzeit genießen kann, ohne ihrer überdrüſſig zu werden. Wir würden uns glücklich ſchätzen, wenn dieſe Winke ein wenig dazu beitrügen, dem Reis auch bei uns die Stellung im Haushalte zu verſchaffen, welche er ſo ſehr verdient und in anderen Ländern bereits inne hat.

(9) Seite 98.

Sicut dedecus habetur in patria nostra si qua mulier imperita est domus curandae, ita feminae cuiquam in Agisymbana insula (Sansibar) non potest injici majus opprobrium quam si dicis: „ignorat digitischa.“ Digitischa autem est motus quidam rotatilis ventris, haud facile comprehensu et necessarius in coitu; non rotatio totius ventris, sed tantum muscularum rotabilium minima atque subtilissima, quam sentis, si manum supponis, sed oculis non cernis. Etiam hanc artem filiae Suahelenses a magistra illa docentur. Guid autun in eruditione comprehenderint, in eo festo, quod disciplina finita celebrari solent, ostentant, saltantes et ventrem obscoene vertentes contorquentesque: haud raro fit, ut homo profanus has exercitationes clam cernat. Postea puellae, in connubio, coitu ipso sese exercentes ad eam scientiam artis quae dicitur digitischa pervenire student, quam magistra eas docere nequierit.

(10) Seite 107.

Das Wort Mſungu (Mehrheit Waſungu) ſoll ſoviel als Wiſſender, Unterrichteter bedeuten; es läßt ſich etwa durch Weißer (Europäer und Amerikaner), allenfalls auch durch Chriſt wiedergeben, inſofern die Weißen meiſtens Chriſten ſind. Meinem Lehrer Hammadi ben Asmani zu Folge heißt Mſungu (oder vielleicht Mſungo?) auch ſoviel wie Unbeſchnittener. Juden würden demnach keine Waſungu ſein, und Neger mit Vorhaut könnten auch mit dieſem Namen bezeichnet werden, wie man denn in der That nicht ſelten die Zuſammenſtellung msungu meosi oder ſchwarzer Mſungu hört.

(11) Seite 108.

Engländer dürfen keine Sklaven kaufen, ſelbſt nicht, wenn ſie dieſelben frei laſſen wollten; man ſagt, daß dadurch mittelbar der Sklavenhandel befördert werde. Deutſche und Franzoſen können wol Sklaven erwerben, doch ſind dieſe, ſobald der Preis bezahlt, durch den Kauf an und für ſich frei und dürfen, falls ſie ſich andere Dienſte ſuchen wollen, nicht mit Gewalt zurückgehalten, noch auch, wenn ſie entlaufen, wieder eingefangen werden.

(12) Seite 110.

Das Waſſer, wie es von den Waſſermädchen in das Haus gebracht wird, ſchmeckt angenehm ſüß, iſt jedoch noch mit einer bläulichweißen Trübung erfüllt; vor dem Gebrauche klärt man es durch Anwendung eines Sand- oder Kohlenfilters. Dann ſieht es nicht mehr unappetitlich aus und iſt auch, ſoviel man hat beobachten können, ohne nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit. Der Gedanke an den Urſprung und an die mögliche Verunreinigung dieſer Flüſſigkeit hat trotzdem immer etwas Unangenehmes; der engliſche Konſul zog es daher vor, ſelbſtgeſammeltes Regenwaſſer zum Trinken und Kochen zu benutzen. Er leitete den von den geräumigen, platten Dächern ſeines Hauſes abfließenden Regen in eine gemauerte Ciſterne und ſetzte, um das Eintreten der Fäulniß zu verhindern, einige kleine Fiſche hinein, welche alle thieriſche Subſtanzen, Mückenlarven u. dgl., aufzehrten: dieſes Waſſer, von welchem ſchon einige ſtarke Regengüſſe genug für ein ganzes Jahr lieferten, blieb auch während der heißen Zeit immer kriſtallhell und gut.

(13) Seite 115.

Eine überſichtliche Tafel der oſtafrikaniſchen Geſchichte nach ihren Hauptjahreszahlen findet ſich in einem beſonderen Anhang des wiſſenſchaftlichen Theiles. Wir benutzten hierzu den erſten Theil des obengenannten, vortrefflichen Werkes von Guillain.

(14) Seite 127.

Gonje (vielleicht das indiſche gunny) nennt man einen aus Maſchpatta (ſ. S. 101) geflochtenen Nelkenſack welcher vier Frasla oder hundertfünfzig Pfund des Gewürzes faßt. Gewöhnlich nennt man dieſe Säcke **makanda** (Einh. kanda).

(15) Seite 168.

In Afrika hat man faſt nirgends von Theilwerthen der größeren Münzeinheiten einen Begriff. In den oberen Nilländern, in Abyſſinien z. B., verlangt man für jedes Ding einen Maria-Thereſia-Thaler; erſt in neueſter Zeit ſcheint ſich dort ein Umſchwung anzubahnen, ſeit die Befehlshaber der engliſchen Expedition bei den Häuptlingen einiger Landſtriche die Einführung von engliſchem und indiſchem Kupfergeld durchgeſetzt haben. Derſelbe Mangel an Kleingeld drückt auch anderorts den Verkehr, doch weiß man ſich hier und da einigermaßen zu helfen: an einigen Küſtenplätzen des Sanſibargebietes z. B. kauft man Getreide für die Silberthaler und tauſcht mit dieſem die nöthigen Kleinigkeiten ein; in Madagaskar aber und auf den Komoren zertheilt man den franzöſiſchen Thaler mit Meſſer und Hammer in Viertel, Achtel und Sechzehntel — gewiß die urſprünglichſte Art, ſich Scheidemünze zu verſchaffen.

(16) Seite 176.

Ein leichtes Sanſibarfieber verläuft gewöhnlich in folgender Weiſe: zuerſt fühlt der davon Befallene ein Ziehen in den Gliedern, eine Neigung zu gähnen und ſich zu dehnen und ein bald leichtes bald ſtärkeres Frieren; hat man die Froſtſchauer, gegen welche weder dicke Kleider noch warme Getränke ſich nützlich erweiſen, geduldig überſtanden, ſo tritt ſtarke Hitze mit Brennen in den Augen ein. Jetzt verſchaffen einige Glas Limonade große Linderung: die Hitze verfliegt unter lebhaftem Schwitzen, und der Kranke fühlt ſich wieder verhältnißmäßig wohl, namentlich wenn er noch einige Zeit geſchlafen. Der Eine wird mehr vom Froſt, der Andere mehr von der Hitze geplagt; Alle aber klagen während der Dauer des Fiebers über Eingenommenheit des Kopfes und verſpüren ein eigenthümliches Drücken im Hinterhaupt und ein Sauſen in den Ohren, wie es auch durch ſtarke Gaben Chinin hervorgebracht wird. Mit wirklichem Schmerz iſt das leichte Sanſibarfieber nicht verbunden; oft iſt es ſogar ohne Einfluß auf die heitere Laune des Patienten: ich wenigſtens habe ſelbſt in der ſchlimmſten Periode deſſelben luſtige Lieder ſingen und pfeifen und mit Freunden, welche mich beſuchten, lebhaft und ſcherzend ſprechen können.

Solche Fieber werden hauptſächlich durch die Regelmäßigkeit, mit welcher ſie ſich zumeiſt in den Nachmittagsſtunden jedes zweiten Tages wiederholen, und durch die Mattigkeit, welche ſie hinterlaſſen, auf die Dauer unangenehm. Deshalb darf man nicht zögern mit Anwendung der bekannten Heilmittel, etwa: zuerſt einen Löffel Ricinusöl oder ein Brechpulver, um den zumeiſt gleichzeitigen Verdauungsſtörungen abzuhelfen; dann ungefähr zwölf Gran ſchwefelſaures Chinin; am zweiten, vierten und ſechsten Tage nach dem Anfalle, einige Stunden bevor man die Wiederholung erwartet, Chinin in Gaben von acht, ſechs und vier Gran und endlich, um Rückfälle abzuſchneiden, noch einige Tage lang ein bis zwei Gran, ſtatt deſſen auch kurz vor Frühſtück und Mittagsbrod einen Theelöffel voll Chinarindenpulver mit einem Eiſenpräparat in Cognak oder Sherry gerührt, oder ein Glas Chininwein (einen leichten Wein, welcher eine Zeitlang mit Chinarinde in Berührung war).

Schlimmere, perniciöſe Fieber, welche mit Schwindel und Ohnmacht beginnen und bisweilen an einem Tage mit dem Tode endigen, kommen im Sanſibargebiete ſehr ſelten vor, eigentlich nur im Süden deſſelben, in Kiloa, und weiterhin in Moſambik und ähnlichen verrufenen Plätzen.

Dem Fieber entgeht faſt Niemand, der von einer Reiſe aus dem Inneren nach der Küſte oder von einem Küſtenausfluge nach Sanſibar zurückkehrt. Viele meinen wol, man könne ſich durch tägliches Einnehmen kleiner Mengen Chinin ſchützen, Andere aber ſind der Anſicht, daß der häufige Gebrauch von Chinin der Geſundheit mehr ſchadet als ein leichter, in den meiſten Fällen nicht einmal ſehr beſchwerlicher Fieberanfall. Auffällig iſt es, daß die erſten Spuren des leichten Klimafiebers ſich erſt lange Zeit, oft zwei bis drei Wochen und noch ſpäter, nach dem Einwirken der böſen Einflüſſe zeigen. Neulinge, welche an einem Jagdausflug nach dem Feſtlande Theil nahmen und in den erſten Tagen darauf noch Nichts vom Fieber merkten, geben ſich bisweilen der Hoffnung hin, ſie würden, als von der Natur beſonders Begünſtigte, frei ausgehen: aber das Fieber kommt ſicher wenn auch langſam, und von Zwanzigen einer ſolchen Reiſegeſellſchaft kommen ſelten mehr als zwei bis drei ungeſtraft davon.

Auch der im geſunden Sanſibar wohnende Europäer bleibt oft nicht ganz vom Fieber verſchont, obwol er demſelben durch Mäßigkeit in Genüſſen aller Art ſowie, wenn er heftige Anſtrengungen und Aufregungen vermeidet und ſeinem Körper regelmäßige Bewegung verſchafft, in den meiſten Fällen entgehen kann. Nothwendig iſt es, die Haut durch Tragen von wollenen Unterkleidern und den Leib durch eine Bauchbinde warm zu halten — wollene Kleider ſind unter dem Gleicher weniger entbehrlich als in den Polargebieten — und empfehlenswerth, ſich nicht ohne Noth der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenſtralen auszuſetzen, vielmehr die landesüblichen Schutzmittel (mit dickem Stoff umwickelten Hut, weiß überzogenen Regenſchirm) anzuwenden, falls es nöthig wird, zur heißen Tageszeit auszugehen.

Es ſcheint hier am Platze zu ſein, auch über die anderen im Suaheligebiete vorkommenden Krankheiten einige Worte zu ſagen. Europäer haben nächſt dem Fieber am meiſten die Dyſenterie oder rothe Ruhr zu fürchten; doch auch dieſe iſt hier bei Weitem nicht ſo gefährlich als anderwärts. Sie entſteht leicht durch Erkältung, namentlich des Magens, ſowie durch den Genuß von ſchlechtem Waſſer und wird eigentlich nur, wenn ſie lange andauert, gefährlich. Vor Dyſenterie kann man ſich durch Vermeidung der erwähnten ſchädlichen Einflüſſe, vor Allem aber durch Warmhalten des Unterleibes vermittelſt einer wollenen Leibbinde ſchützen. Hat man ſich trotzdem einen Anfall zugezogen, ſo wendet man gewöhnlich zuerſt eine gute Gabe des ſtark abführenden Ricinusöles an (aus dem zeckenähnlichen Samen des Wunderbaumes (Ricinus communis L.), dann ſtopfende Mittel, wie Opiumtinktur und Pfeffermünzöl, und trinkt dabei Abkochungen von Reis mit etwas Auflöſung von arabiſchem Gummi vermengt, oder mit Eiſenchlorid verſetztes Waſſer. Außerdem ſind Europäer öfters von vorübergehenden Hautkrankheiten geplagt, am häufigſten von dem ſogenannten rothen Hunde, einem entzündlichen Aufſchwellen der Haut, welches vorzüglich Nachts in der heißen Jahreszeit eintritt und durch unerträgliches Jucken den Schlaf ſtört. So unangenehm dieſes frieſelartige Leiden iſt, ſo fürchtet man es doch nicht, weil man glaubt, daß es während ſeiner Dauer vor Fieber ſchützt, auch ſucht man es nicht (z. B. durch jähe Abkühlung der Haut) zu vertreiben, weil man ſich dadurch das Fieber zuzuziehen meint. Seltener leiden Waſungu an Beulen (Furunkeln), welche an allen Theilen des Körpers hervorkommen und nicht nur ſehr läſtig ſondern auch gefährlich werden können.

Bei der eingeborenen oder eingewanderten Bevölkerung ſind die Krankheiten der Haut die allgemeinſten. Bezeichnend für ihre Häufigkeit iſt es, daß die Sprache acht bis zehn verſchiedene Wörter für Puſteln, Beulen, Blütchen u. ſ. w. beſitzt. An ihnen leiden beſonders die unterſten Stände, zumeiſt in Folge ihrer Unreinlichkeit oder des Genuſſes von halbverdorbenen Fiſchen und Sepien. Nächſtdem ſieht man am häufigſten böſe Wunden, welche indeß weniger aus äußeren Verletzungen des Körpers als aus Beulen entſtehen und beſonders dadurch gefährlich werden, daß man ſie mit Pech, Kuhkoth und anderen Schmierereien bekleiſtert. Das Uebel greift dann ſchnell um ſich, die Eiterung dringt bis auf die Knochen, die Wunde wird übelriechend, und es kann, wenn nun nicht endlich vernünftige Behandlung angewendet wird, leicht der Brand dazutreten. Die Mehrzahl der Kranken, welche die Hilfe des Reiſenden begehren, ſind mit ſolchen Wunden behaftet; durch Reinigung derſelben, durch häufige Umſchläge von kaltem, mit Arnikatinktur verſetzten Waſſer ſowie durch Wegätzen der böſen Ränder mit Höllenſtein gelingt es in den meiſten Fällen, nach Verlauf von einigen Wochen des Uebels Herr zu werden. Unſere Heilmethode war, beſonders wenn wir uns nur kurze Zeit aufhielten, ſehr energiſch: wir machten in das umgebende wilde Fleiſch zahlreiche, tiefe Einſchnitte bis auf das geſunde Fleiſch und ätzten dann mit ſtarker Höllenſteinlöſung; nach einigen Tagen, wann das gebeizte Fleiſch ſchwarz geworden und abgeſtorben war, zogen wir es ab und verfuhren mit der darunter befindlichen Schicht nochmals auf dieſelbe Weiſe, bis endlich die vorher bleiſtiftdicken Ränder verſchwanden und die Wunde ein gutes, reinliches Ausſehen bekam. Hierbei muß die Gelaſſenheit und Geduld anerkannt werden, mit welcher ſich ſelbſt Kinder dieſer nicht gerade angenehmen Behandlung unterzogen: niemals hat einer unſerer Kranken ſeinen Empfindungen durch Verziehen des Geſichtes oder gar durch Laute Ausdruck gegeben!

Augenkrankheiten ſind nur an einzelnen Orten häufig.

Die Allerweltskrankheit „Luſtſeuche“ fehlt auch auf Sanſibar nicht; doch ſcheint ſie weniger verheerend aufzutreten als an anderen Orten; vielleicht übt das Klima, vielleicht auch die bei den Männern allgemein übliche Beſchneidung dieſe günſtige Wirkung aus.

Vorzugsweiſe bei den Reicheren, bei Indiern und Arabern, zeigt ſich nicht ſelten der Waſſerbruch. In ſeiner ausgebildetſten Form macht er das Skrotum der Männer derartig anſchwellen, daß es beim Aufſtehen und beim Gehen durch ein ſchleppenartig nachgetragenes Tuch geſtützt werden muß; bei der Operation fließen oft unglaubliche Mengen Waſſer aus, man ſpricht von vierzig bis fünfzig Pfund. Auch Europäer leiden bisweilen an dieſer Krankheit, doch nicht in ſolchem Maße. Eine ausſchließlich bei Eingeborenen Indiern und Arabern vorkommende Krankheit iſt die Elephantiaſis, ein Anſchwellen des Bindegewebes der Haut an den Beinen, welches ſich durch eine ungewöhnliche Verdickung der Schenkel und Waden offenbart. Die davon befallenen ärmeren Neger, bei denen die Mißgeſtaltung nicht wie bei den Arabern durch langes Hemd oder Kaftan verhüllt wird, ſehen in der Ferne täuſchend ſo aus, als ob ſie mächtige Waſſerſtiefeln angezogen hätten.

Von Zeit zu Zeit wird das Sanſibargebiet von epidemiſchen Krankheiten heimgeſucht: ſie kommen in der Regel vom rothen Meere herab und verbreiten ſich langſam nach dem Süden bis nach Moſambik und darüber hinaus. Bei der Gleichgiltigkeit der mahammedaniſchen Bevölkerung gegen Leben und Sterben und bei ihrer Abneigung, paſſende Schutzmittel zu benutzen, richtet faſt jede Seuche große Verheerungen an. So raubte im Jahre 1859 die Cholera auf der Inſel Sanſibar allein etwa 20,000 Menſchen das Leben und entvölkerte auf der gegenüberliegenden Küſte mehrere Städte. Auch Pocken wüten zuweilen arg unter den Schwarzen, da bei dieſen von einer Schutzblatterimpfung nicht die Rede iſt. Gelang es doch erſt in jüngſter Zeit dem engliſchen Arzte Dr. Seward, das heilſame Gift der Lymphe in verſchloſſenen Glasröhren noch vollſtändig wirkſam nach Sanſibar zu bringen. Es ſteht zu hoffen, daß wenigſtens die Reichen und die Gebildeten ſich deſſen bedienen werden.

Die Heilkunde liegt bei den Suaheli ſehr danieder: Amulete und Beſchwörungsformeln oder Gebete ſind die am häufigſten angewendeten Mittel! Demnächſt iſt auch der Gebrauch von glühendem Eiſen und von Kupfervitriol zum Brennen und Aetzen und von Schröpfköpfen zum Blutentziehen beliebt. Um Wunden und Beulen an empfindlichen Stellen (etwa am Schienbeine) vor Stößen zu ſchützen, bindet man in nachahmenswerther Weiſe bisweilen über dieſe ein aus Ruthen geflochtenes Käſtchen, welches die Wunde einem Gewölbe gleich überdeckt. Badewannen fehlen in keinem arabiſchen Hauſe; See- und Flußbäder werden von Aermeren häufig gebraucht. Allen Eingeborenen, welche es wünſchen, kommen der Arzt des engliſchen und des franzöſiſchen Konſulats zu Hilfe. Uebrigens wird ſolcher Beiſtand nur ſelten begehrt: die Suaheli befinden ſich ſchon längſt auf demſelben Standpunkte, zu welchem wir uns erſt nach jahrhundertelangem Mühen aufgeſchwungen haben, ſie nehmen an — daß der beſte, ja alleinige Arzt die Natur iſt!

(17) Seite 178.

Das Wenige, was von Roſchers eigenen Aufzeichnungen nach Europa gekommen iſt, bezieht ſich hauptſächlich auf eine im Februar und März 1859 unternommene Wanderung an der Küſte zwiſchen Kondutſchi und Kiloa Kibendſche. Dieſe uns gütigſt von Dr. Petermann in Gotha überlaſſenen Berichte erſchienen wegen ihrer Undeutlichkeit und Lückenhaftigkeit faſt werthlos; doch gelang es, das Weſentlichſte davon, die aſtronomiſchen Beſtimmungen, zu entziffern und zu berechnen und ſo dem Kartographen des Werkes, B. Haſſenſtein, die Grundlage zu liefern zur Konſtruktion der Route nach den halbverwiſchten Roſcher'ſchen Bleiſtiftſkizzen. Von beſonderem Intereſſe iſt dieſe Konſtruktion namentlich auch dadurch, daß ſie dem Hamburger Reiſenden das Prioritätsrecht der Entdeckung des ſchönen Hafens von Mſiſima wahrt, welchen Dr. Kirk im Jahre 1867 zuerſt beſucht zu haben meint. Wegen des Näheren über die Küſtenwanderung Roſchers müſſen wir auf Petermanns Geogr. Mittheil. 1862 S. 1—4, ſowie auf Haſſenſteins Memoire zu den Karten des v. d. Decken'ſchen Reiſewerkes (ſ. wiſſenſch. Theil) verweiſen.

(18) Seite 181.

Livingſtone reiſte im September 1866 von der Mikindanibai ab und erreichte ungefährdet nach ſieben Monaten die Ufer des Niaſſaſees; von dort umging er das Südende des Sees, durchzog das Hochland im Weſten deſſelben und gelangte im Oktober 1867 zu Udjidji am Tanganikaſee an. Während der Reiſe bis zum Niaſſa hat er nur über das Benehmen ſeiner eigenen Leute, niemals aber über das der Eingeborenen zu klagen gehabt. Sehr lobend ſpricht er ſich über den großen Häuptling Mataka aus, deſſen Stadt, etwa tauſend Häuſer umfaſſend, fünfzig Meilen weſtlich vom See und dreitauſend Fuß über dem Meeresſpiegel liegt, in dem fruchtbarſten Lande mit dem angenehmſten Klima. Kein Ort von allen, die er bisher geſehen, ſcheint Livingſtone ſo trefflich für eine Anſiedelung und Miſſionsſtation geeignet zu ſein, als des europäerfreundlichen Mataka's Reſidenz (Proceedings R. G. S. 10th meeting April 27th 1868).

(19) Seite 183.

Die bequemſten Siedethermometer (Hypſometer) erhält man bei Caſella in London; ſie reichen von 212° F. bis ungefähr 20° unterhalb 200 und laſſen eine genaue Ableſung von $^1/_{10}$° F. (etwa 1 Millimeter Queckſilberſäule entſprechend) zu, geſtatten alſo, Höhenunterſchiede von gegen fünfzig Fuß zu meſſen. Sich allein auf Siedethermometer zu verlaſſen, iſt immerhin eine mißliche Sache, weil der Siedepunkt ſich bisweilen durch Zuſammenziehung der Glaskugeln ein wenig ändert. Um entſtandene Unregelmäßigkeiten entdecken zu können, muß man mehrere ſolcher Thermometer im Gebrauche haben, oder beſſer noch, ſie ab und zu mit einem guten Queckſilberbarometer vergleichen. Derſelbe Vorwurf der Veränderlichkeit und Unzuverläſſigkeit trifft in weit höherem Grade die Aneroidbarometer aller Art, ſelbſt die beſten nicht ausgenommen: ſie ſind faſt nur bei ſteter Vergleichung mit dem Queckſilberbarometer zuverläſſig, leiſten jedoch, wie auch die Hypſometer, bei kleineren Ausflügen gute Dienſte.

(20) Seite 183.

Pedometer oder Schrittzähler — kleine Inſtrumente von der Geſtalt und Größe einer Uhr, namentlich in England ſehr beliebt — beſtehen im Weſentlichen aus einem wagerechten, gut balancirten Balken mit einem kurzen und einem langen Arme. Letzterer nickt bei der durch jeden Schritt hervorgebrachten Erſchütterung herab und ſetzt durch ein Räderwerk einen Zeiger in Bewegung, deſſen Vorrücken, gewöhnlich in Meilen ausgedrückt, man an einem Zifferblatt ableſen kann. Eine beſondere Vorrichtung geſtattet, den Gang des Werkes zu beſchleunigen oder zu verzögern, ſodaß man den beim Abſchreiten einer gemeſſenen Meile gefundenen Fehler leicht wegſchaffen, alſo die „Schrittuhr" mit den Schritten übereinſtimmend machen kann.

(21) Seite 183.

Gewöhnlich beſchränken ſich die Reiſenden auf aſtronomiſche Beobachtungen der allereinfachſten Art. Sie beſtimmen die geographiſche Breite, indem ſie mit einem Sextanten, ſeltener mit einem feſtſtehenden Kreiſe, die Mittagshöhe der Sonne meſſen, oder die größte Höhe, welche ein Stern erreicht; aus der Vergleichung dieſer Höhe mit der (aus den aſtronomiſchen Ephemeriden zu entnehmenden) Entfernung des Geſtirnes vom Himmelsäquator ergibt ſich die Entfernung des Himmelsäquators vom Zenith oder die Höhe des Poles über dem Geſichtskreiſe, und Das iſt eben die geographiſche Breite. Zur Längenbeſtimmung dienen zumeiſt die ſogenannten Monddiſtanzen, die im Winkelmaß ausgedrückten Entfernungen des Mondes von der Sonne oder von hellen, dem Thierkreis oder der Mondesbahn nahe gelegenen Sternen. Da die Stellung des Mondes, alſo auch ſeine ſcheinbare Entfernung von den Geſtirnen ſich ſehr raſch ändert (an einem Tag um zwölf bis dreizehn Grad), ſo kann man, wenn man die Zeit genau beſtimmt hat, zu welcher die gemeſſene Diſtanz ſtatthatte, durch Vergleich mit den in den aſtronomiſchen Jahrbüchern verzeichneten Diſtanzen leicht die Zeit finden, zu welcher an anderen Orten, z. B. in Greenwich, die Diſtanz ebenſo groß war, und hieraus nach Anbringung der nöthigen Reduktionen den Zeitunterſchied oder den Unterſchied der geographiſchen Längen beider Orte beſtimmen (vier Minuten Zeit = ein Grad der Länge).

(22) Seite 191.

Pemba iſt eine Koralleninſel wie Sanſibar und erhebt ſich nicht höher als zweihundert Fuß über die Meeresfläche. An ihrer Oſtküſte verläuft die Inſel glatt, an ihrer Weſtküſte enthält ſie mehrere, zumeiſt durch vorliegende, kleinere Inſeln gebildete Buchten. Der beſte Hafen iſt Port Tſchaktſchak, vor der Hauptſtadt gleichen Namens. Von Naturprodukten liefert die Inſel vortreffliches Bauholz (auch Ebenholz ſoll vorkommen), namentlich aber ausgezeichneten Reis: ſie gilt als die Kornkammer Sanſibars. In den Geſängen der Neger ſpielt das geſegnete Pemba eine große Rolle. Eines dieſer Lieder, welches wir mehr als hundertmal von den dächerſtampfenden Knaben und Mädchen gehört haben, lautet:

Pemba ngema mnō, Pemba ngema mnō!
Sina schombo ja kwentēa. Pemba ngema mnō!

zu Deutſch: Pemba iſt ſehr ſchön, und ich habe kein Fahrzeug dahin zu gehen; wörtlich: Pemba — ſchön — ſehr — ich habe nicht — Fahrzeug — des — Gehens.

(23) Seite 192.

Die Abkürzung I. H. S. brachten die Jeſuiten faſt überall an, wo ſie ſich längere Zeit aufhielten. Man erklärt ſie verſchieden, entweder durch Iesus Hominum Salvator (Jeſus der Menſchen Heiland), oder durch Iesum Habemus Socium (wir haben Jeſus zum Genoſſen), oder durch In Hoc Signo sc. vinces (in dieſem Zeichen wirſt du ſiegen), oder endlich dadurch, daß man das H als griechiſches η betrachtet, ſomit das Ganze als Abkürzung des Wortes Ies(us). Letztere Erklärung wird als die wahrſcheinlichſte betrachtet.

(24) Seite 196.

Baker erzählt, daß die Dumpalme die Hauptſtütze der Wüſtenaraber am Atbarafluß bildet, wann in Zeiten der Dürre und des Mangels der Kornvorrath erſchöpft iſt. Die Früchte dienen zur Nahrung für Menſch und Vieh; man zerreibt ſie zwiſchen zwei Steinen und erhält hierdurch das Eßbare in der Form eines harzigen Pulvers, welches man entweder roh verzehrt, oder mit Milch zu einer köſtlichen Suppe verkocht. Selbſt die mehr als wallnußgroßen, harten Kerne der Frucht verwerthet man, indem man ſie einen

Tag lang in Waſſer einweicht, dann in Haufen ſchichtet und an einem Feuer durchräuchern und beinahe trocknen läßt: in einem ſchweren Mörſer zerſtoßen, geben die nun Bratkaſtanien ähnelnden Nüſſe ein gutes Futter für Zugvieh ab. Die Blätter liefern vortrefflichen Stoff für Seile und Matten, aus denen man die herkömmlichen Zelte fertigt.

(25) Seite 206.

Von dieſen Grabſchriften, deren einige Guillain in ſeinem Buche aufgenommen hat, führen wir nur zwei in ungefährer Ueberſetzung an, um eine Probe von der Art und Weiſe der Abfaſſung zu geben. Guillain verſichert, daß von den vielen Inſchriften, welche er ſich leſen und überſetzen ließ, auch nicht zwei in denſelben Ausdrücken gegeben ſeien, und ſpricht ſeine Verwunderung aus über die Abwechſelung, welche man einem ſo einfachen Thema zu geben wußte.

1) Im Namen Gottes, des Barmherzigen. Ich bezeuge, daß es keinen anderen Gott gibt als Allah, und daß Mahammed ſein Profet iſt; möge er ihn mit Segnungen überſchütten und ihn ſelig machen. Dieſes iſt das Grab des Scheich Mahammed ben Osmahn ben Abdallah el Mſurui. Allah, wirf einen Schleier auf ſeine Fehler und auf diejenigen ſeines Vaters und ſeiner Mutter ſowie auf die aller Muſelmänner.

1159 (1746 nach Chriſti Geburt).

8642 (kabbaliſtiſche Zahl, welche dienen ſoll, Unglück zu beſchwören und das Grab zu erhalten).

2) Ich bezeuge, daß es keinen anderen Gott gibt als Allah, und daß Mahammed ſein Profet iſt; möge er ihn mit Segnungen überſchütten und ihn ſelig machen! Dieſes iſt das Grab des ausgezeichneten Scheich, des ſeligen Gouverneurs Abdallah ben Mahammed ben Osmahn ben Abdallah ben Mahammed ben Abdallah ben Kehelahn el Mſurui, welcher geſtorben iſt Mittwoch den 12. des Monats Mharrem im Jahre 1197 (18. December 1782) der Hedſchra. Der Segen und die Bitten der Beſten ſeien über Denen, welche in dieſer Zeit geflohen haben . . . (unleſerliche Worte). Wirf einen Schleier auf Diejenigen, welche der Erde wieder vereinigt ſind, und welche erfahren haben die Züchtigung Deines brennenden Feuers. O, unſer Herr, laſſe ſie eintreten in den Garten Eden, welchen Du verſprochen haſt Denen, die gute Werke vollbracht und einen frommen Wandel geführt haben! Denn Du biſt der Gott der Liebe und der Gerechtigkeit.

(26) Seite 227.

Thornton brach am Morgen des 14. Juni 1861 in Begleitung einiger Träger und Führer auf. Nachdem er den Meeresarm bei Makupa überſchritten, wanderte er über drei Stunden lang durch fruchtbares und gutbebautes Land, in welchem die Korallenformation der Küſte mit dem Sandſtein und dem Thonſchiefer des Inneren zuſammentrifft. Dann erſtieg er die Rabbaikette zwiſchen den Hügeln von Maweni und Reali. Auf ihrer Höhe finden ſich in eiſenhaltigem Quarzſande zahlreiche Löcher, welche die Eingeborenen gegraben haben, um Antimon zu ſuchen. Nicht weit von dieſer Stelle ſtehen die Hütten des Eigenthümers dieſer Gruben. Hier blieb Thornton den Reſt des Tages über, um nähere Erkundigungen über das Vorkommen des Erzes einzuziehen. Die Häuptlinge der Umgegend, deren es beinahe ſoviel gibt als Einwohner, ſuchten, vielleicht durch die Freigebigkeit früherer Beſucher verwöhnt, dem Reiſenden eine Menge Geſchenke abzupreſſen. Glücklicher Weiſe hatte dieſer nur einen geringen Vorrath von Amerikano mitgenommen, konnte alſo die Forderungen der zudringlichen Bettler mit beſter Berechtigung zurückweiſen. Am anderen Morgen ging er, von einer Anzahl Wanika geleitet, zurück nach den Gruben. Auf der Südſeite des Mawenihügels, etwa in halber Höhe deſſelben, begannen die Leute mit Stöcken zu graben, fanden aber Nichts von dem Erze. Ebenſowenig Erfolg hatten ſie etwas weiter unterhalb, doch behaupteten ſie, daß man hier, wenn man tiefere Löcher grübe, an jeder beliebigen Stelle Antimonerz (Schwefelantimon?) fände, nicht ſelten ſogar Stücke von doppelter Fauſtgröße. Ziemlich unbefriedigt trat hiernach Thornton ſeinen Rückweg an, ſei es nun, weil er den Ausſagen ſeiner Begleiter keinen Glauben beimaß, oder weil er wenig Hoffnung hegte, daß dieſe ihm die wirklichen Gruben zeigen würden. Diesmal ging er über den Realihügel, übernachtete in dem tieferen Lande in einem bereits von Suaheli und Arabern bewohnten Dorfe und traf am Vormittage des 16. Juni wieder in Mombas ein. Für das Verfehlen ſeines eigentlichen Reiſezweckes entſchädigten ihn die zahlreichen Winkelmeſſungen, welche er von verſchiedenen Punkten aus genommen hatte. Wie es ſich mit den Antimongruben bei Maweni im Dorumagebiete verhält, bleibt demnach immer noch zu unterſuchen; ein länger dauernder Ausflug nach den Minen verſpricht umſo lohnender zu ſein, als die Entdeckung ſolchen Erzes in Oſtafrika nicht nur wiſſenſchaftlich intereſſant wäre, ſondern auch zu einer ergiebigen Ausbeutung führen könnte.

(27) Seite 247.

Die Völkernamen Wanika, Wakamba, Wateita u. ſ. f., denen wir auf den Karten des Suaheligebietes begegnen, ſind Mehrheitsformen von den Wörtern Mnika, Mkamba, Mteita (ein Einzelner des Stammes oder Volkes der Wanika ꝛc.). Dieſelbe Bildung hat auch das Wort, mit welchem Europäer bezeichnet werden: Mſungu, Mehrheit Waſungu. Zur Bezeichnung des Landes der betreffenden Völker wird das vorlautende M oder Wa mit einem U vertauſcht und außerdem am Ende des Wortes oft die ortsbezeichnende Endſilbe ni angehängt (Ukambani das Land der Wakamba, Ugallani das Land der Wagalla, Uſambara das Land der Waſambara). Solche Ortsnamen bildet man, wie es ſcheint, übrigens nur dann, wenn die Völker ein gut abgegrenztes Gebiet bewohnen; man ſagt z. B. nicht Uſuahelini für das Land der Suaheli — denn dieſe ſind überall an der Küſte zerſtreut und mit Angehörigen anderer Stämme gemiſcht, auch nicht Uteitani für das Land der Wateita — denn dieſe bewohnen verſchiedene, weit voneinander entfernte Berggebiete. Bei den Völkernamen Wabura und Wapare (Bewohner des Bura- und Paregebirges) und Anderen läßt ſich nicht beſtimmt entſcheiden, ob wirklich das Volk den Namen vom Gebirge hat oder umgekehrt, doch iſt Erſteres wahrſcheinlicher. Die von den Völkernamen (etwa zur Bezeichnung der Sprache u. ſ. w.) abgeleiteten Eigenſchaftswörter haben an Stelle des Wa die Silbe ki. So bedeutet Kiſuaheli ſoviel als Suaheliſch oder die Sprache der Suaheli; ebenſo bildet man Kinika, Kiteita u. ſ. w.

(28) Seite 243 und 253.

Ein Doti = zwei Kitamba oder Schuka iſt gleich acht Armlängen (Migono, Einheit Mgono); ſieben bis elf Doti machen ein Gorah oder Stück Zeug aus. Zwei Armlängen kann man ungefähr einem Yard oder drei Fuß engliſch gleichſetzen. Wegen der übrigen Maße verweiſen wir auf einen beſonderen Anhang im wiſſenſchaftlichen Theile.

(29) Seite 257.

Die Oberfläche des Jipe kommt etwa der des Zürcher Sees gleich.

(30) Seite 266.

Ein Theodolit (die Ableitung des Wortes iſt zweifelhaft) dient dazu, umHorizontal- und Vertikalwinkel nach Himmelskörpern oder irdiſchen Gegenſtänden zu meſſen. Er beſteht im Weſentlichſten aus einem auf paſſendem Fuße angebrachten, in Grade, Minuten und Sekunden getheilten Horizontalkreiſe, aus einem ebenſolchen Vertikalkreiſe (beide um ihre Achſen drehbar) und aus einem Fernrohre, welches ein ſcharfes Anviſiren der zu meſſenden Gegenſtände geſtattet. An einem jeden der zwei Kreiſe ſind Vorrichtungen angebracht, welche ein weit über die Genauigkeit der Theilung hinausgehendes Ableſen ermöglichen, die nach ihren Erfindern benannten Nonius oder Vernier; die Ableſung ſelbſt geſchieht vermit telſt kleiner, über den Nonien angebrachten Lupen.

(31) Seite 266.

Eine ſolche Erfindung hat A. Meydenbauer in Berlin mit ſeiner Ingenieurphotographie bereits gemacht. Sein Apparat iſt eine Verbindung von Theodolit und photographiſcher Kamera und geſtattet, in einer Minute alle denkbaren Höhen- und Ebenwinkel nach den im ſechsten Theile des Geſichtskreiſes befindlichen Gegenſtänden auf einmal aufzunehmen. Später mit Muße gemeſſen, werden die in dem Bilde enthaltenen Winkel in außerordentlich ſinnreicher Weiſe zur Konſtruktion der Karte verwerthet. Der ungeheure Vortheil des Meydenbauerſchen Verfahrens iſt der, daß es dem Reiſenden geſtattet, den größten Theil der bei der früheren Methode im Freien vorzunehmenden Arbeiten zu Hauſe zu thun oder thun zu laſſen. Nur wer die Beſchwerlichkeit des Meſſens im Freien kennt, weiß dieſen Vortheil gebührend rend zu würdigen. Der Staat hat die Wichtigkeit dieſer Erfindung anerkannt und es Meydenbauer ermöglicht, ſeine Verſuche im Großen fortzuſetzen. Bewährt ſich die Ingenieurphotographie beim Gebrauch auf Reiſen auch nur zum kleinſten Theile, ſo wird ſie vorausſichtlich einen bedeutenden Umſchwung zur Folge haben, und kein Reiſender der Zukunft, welcher den Anſprüchen der Wiſſenſchaft genügen will, wird ohne Meydenbauers Apparat auskommen können.

(32) Seite 267.

Man erklärt den Namen Kilimandſcharo aus der Zuſammenſetzung von Kilima, Berg, und Ndſcharo oder Dſcharo; er bedeutet entweder Berg der Größe d. i. großer Berg, oder Berg der Karawanen, welcher weithin ſichtbar iſt und den Reiſenden als Wegweiſer dient.

(33) Seite 270.

Nach Rebmann ſtammen die Herrſcher von Kilema vom Panganifluſſe. Dort wanderte vor 170 Jahren ein Mann Namens Munie Mkoma nach Dſchagga aus, gewann hier großen Einfluß und wurde endlich zum Manki erwählt; er iſt derſelbe, welcher, wie früher erwähnt, Veranlaſſung zu der Auswanderung des jetzt „Wanika“ genannten Stammes gab. Munie Mkoma's (oder Rongoma's, wie ihn die Wadſchagga nennen) Sohne Kombo folgte Dſcheguo nach und dieſem Maſaki, der Vater des jetzigen Herrſchers Mambo. Die zahlreichen Abkömmlinge dieſer Herrſcherfamilie zeichnen ſich äußerlich durch ihre ſchöne, hellbraune Farbe vor den anderen Bewohnern Dſchaggas aus; in ihren Sitten aber, im Glauben und in Religionsgebräuchen verrathen ſie keine Spur mehr von ihrer mahammedaniſchen Herkunft.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Erklärung zu der Tafel „Portugieſiſche Ruinen und Inſchriften I.“

(Vergl. S. 206 u. ff.)

I.

Ein doppelter Adler ohne Mittelſchild mit Krone (oder Mitra?). Die Inſchrift oberhalb iſt gut erhalten, blos der dritte Buchſtabe undeutlich, man könnte ihn ebenſo gut für I als für L halten. Das S iſt von zwei Komma oder Punkten eingeſchloſſen. Die Worte lauten: BALVTE, S, ALBERTO d. h. Baſtion S. Alberto. Die etwa vier Fuß hohe und drei Fuß breite Tafel, auf welcher der Adler erhaben und die Inſchrift vertieft eingehauen, iſt in eine Außenbaſtion des Forts von Mombas eingemauert.

II.

Ein quadrirter Schild mit den Wappen von Kaſtilien und Leon, darüber abermals die Krone (oder Mitra?). Die Tafel, etwa drei Fuß hoch und eineinhalben Fuß breit, iſt am Fort vom Mombas in eine Mauer eingelaſſen; die Inſchrift iſt gut erhalten bis auf den vierten und fünften Buchſtaben und lautet: ALV . . I.S. PHELIPE. Die undeutlichen Buchſtaben ſind wol A und R. Die Namensform „Phelipe“ iſt nicht portugieſiſch, ſondern ſpaniſch; das Ganze ſoll jedenfalls Baſtion S. Phelipe heißen.

III.

Ein quadrirter Wappenſchild im Fort von Mombas. Er zeigt im Kreuz einen einfachen Adler, in den entgegengeſetzten Feldern vier Flüſſe, darüber einen offenen Helm mit dem Adler des Feldes. Das Wappen iſt erhaben, die Schrift eingehauen; ſie iſt gut erhalten bis auf den drittletzten Buchſtaben, welcher wol ein mit H verbundenes E iſt.

IV.

Tafel aus Sandſtein im Inneren des Forts von Mombas, neben der Thür eines Hauſes, welches zu gleicher Zeit eine Eckbaſtion bildet. Die etwa achtzehn Zoll hohe und drei Fuß lange Tafel iſt mehrfach ſtark beſchädigt. Undeutlich oder unleſerlich ſind in der erſten Reihe ein kleines Zeichen im O, in der dritten der ſechstletzte Buchſtabe E oder F, in der ſechſten zwiſchen A und M ein oder zwei Zeichen, in der vorletzten der erſte Buchſtabe, wahrſcheinlich A, in der letzten Zeile der erſte Buchſtabe. Die Inſchrift iſt wol ſo zu leſen:
. . . . . 48 veio entrar . . . da Silva de Menezes . . fortaleza e achando-a mui dan(i)ficada t(r)atou de repara(r) de casas de soldados e tres armazens e huma boa casa d'hospital e mandou fazer este beluarte cavaleiro por nome St. Antonio.

Zu Deutſch:
. . . . 48 zog . . . . . da Silva de Menezes in die Feſtung ein. Da er ſie ſehr beſchädigt fand, verſuchte er, ſie zu repariren mit Soldatenhäuſern und drei Magazinen und einem guten Hoſpital und ließ dieſe Kavalierbaſtion mit Namen St. Antonio bauen.

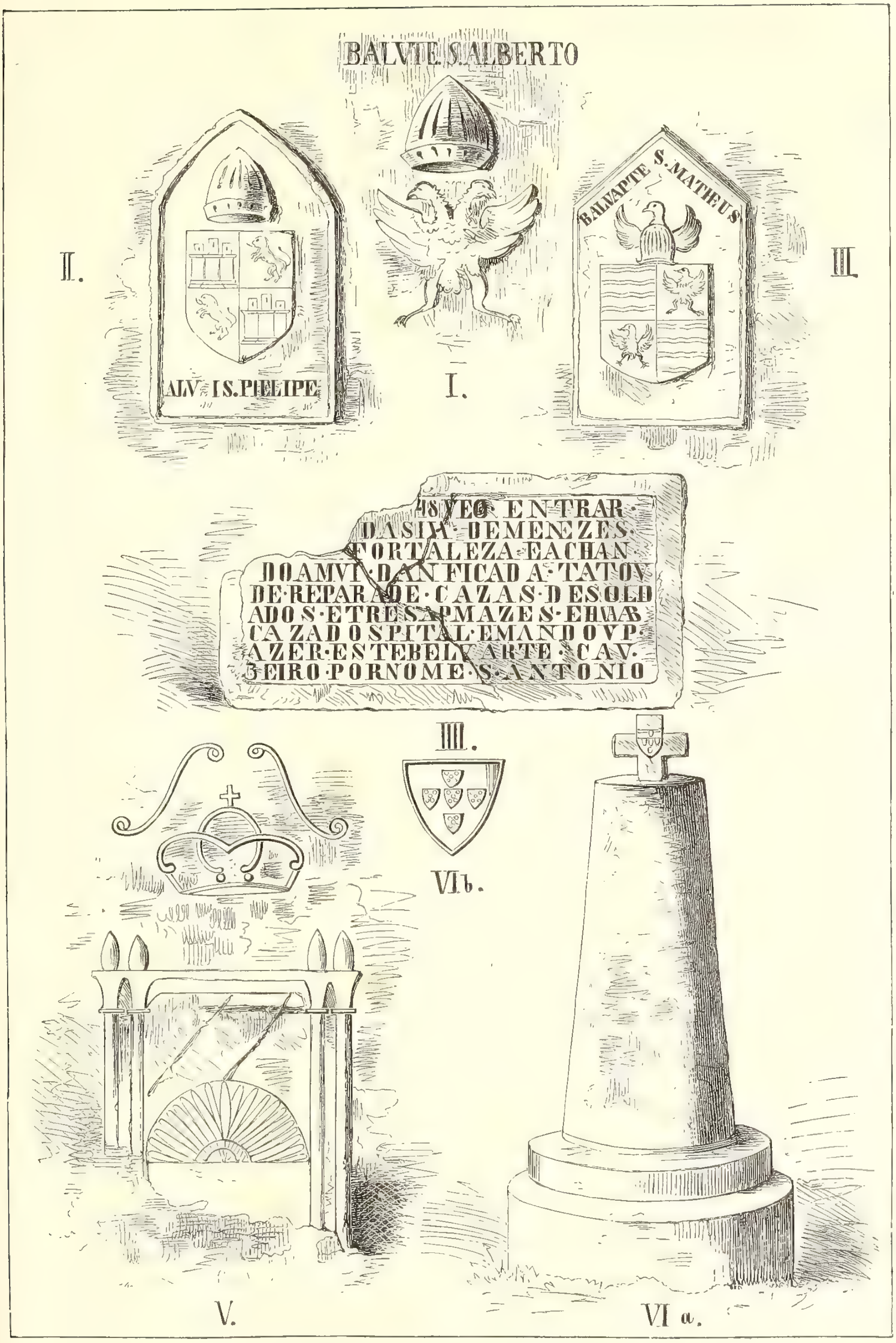
V.

Das im erſten großen Gemache des verfallenen Forts von Makupa befindliche Relief, ſechs Fuß hoch und dreieinviertel Fuß breit, zeigt eine Krone mit einem Kreuz, auf jeder Seite mit einer Arabeske, darunter vier Säulen, deren Kapitäle große Lanzenſpitzen zu ſein ſcheinen. Zwiſchen den Säulen befindet ſich eine Niſche in Muſchelform, darüber eine gänzlich verwiſchte Inſchrift, von welcher blos der Anfangsbuchſtabe X zu erkennen iſt. Nach von der Deckens Meinung befand ſich im Inneren der Niſche wahrſcheinlich die Statue irgend eines Heiligen. Das Fort ſelbſt iſt im Viereck gebaut, fünfzig Fuß lang und breit und zwanzig Fuß hoch. Drei große Schießſcharten öffnen ſich nach der See hin, eine vierte iſt in der Niſche der Eingangsthür angebracht. Ein verfallener Thurm nach der Seeſeite zu diente zum Auslugen. Einige andere, zwei Fuß dicke und von kleinen Schießſcharten durchbrochene Mauern beſtehen theilweiſe aus Steinen, welche nicht auf der Inſel Mombas vorkommen.

VI.

Eine aus Korallenſteinen gemauerte Säule auf einem doppelten Sockel, welche auf den Karten „Vasco de Gama Pillar“ genannt wird, auf einer Landzunge in der Nähe von Malindi. Ihre ganze Höhe beträgt ſechzehn Fuß, die Breite unten ſechs, oben vier Fuß. Das zwei Fuß hohe, aus Sandſteinen gehauene Kreuz hat in der Mitte einen Schild mit fünf quincunxweiſe geſtellten Schilden, jeder mit fünf in Geſtalt eines Andreaskreuzes darauf gelegten Münzen. Jegliche Inſchrift fehlt.

„Weiter“, ſagt Decken, „habe ich in Malindi keine Spur von portugieſiſchen Ruinen gefunden: alle Bauten rühren von den Arabern oder vielleicht auch von den Perſern her, wie die vielen Inſchriften beweiſen.“ (Vergl. Brenner's Bemerkungen im zweiten Bande.)


BALVTE. S. ALBERTO
ALV IS. PHELIPE
II.
I.
BALVAPTE S. MATIEUS
III.
48 VEO · ENTRAR ·
DASIA · DEMENEZES ·
FORTALEZA · EACHAN ·
DOAMVI · DAN FICAD A · TATOV
DE · REPARADE · CAZAS · DESOLD
ADOS · ETRESAPMAZES · EHVAB
CAZADOSPITAL · EMANDOVP ·
AZER · ESTEBELVARTE · CAV ·
3EIRO · PORNOME · S · ANTONIO
IIII.
VI b.
V.
VI a.

Portugieſiſche Ruinen und Inſchriften. I.

Erklärung zu der Tafel **„Portugieſiſche Ruinen und Inſchriften II.“**

(Vergl. S. 194.)

Inſchrift über dem Thore des Forts von Mombas. Die Buchſtaben ſind vertieft in eine Sandſteinplatte von etwa dritthalb Fuß Höhe bei viereinviertel Fuß Breite eingehauen. Darüber (ſ. die unterhalb befindliche, aus Owen’s „Narrative of Voyages“ entlehnte Anſicht des ganzen Feſtungsthores) befindet ſich ein freies Feld von gleicher Größe, auf deſſen einer Seite ein Schild ſteht in der Form eines Herzens mit zwei Kreuzen und drei Kreiſen, während die andere Seite überkalkt iſt. Der Giebel zeigt eine Sonne mit einem Kreuz und dem I. H. S. der Jeſuiten, darunter ein Herz mit drei Flammen. Die Inſchrift weicht in Etwas von der in Krapfs Buche angegebenen ab; da ſie indeſſen vom Baron dreimal genommen wurde, iſt ſie wol genau. Auf unſerer Tafel iſt ſie treu nach der Kopie des Reiſenden wiedergegeben, auf welcher einige der Zeilen nicht ganz ausgefüllt ſind, wie Dies in der Wirklichkeit vermutlich der Fall iſt. Sie lautet:

En 1635 o Capitão Francisco de Siexas (? Seixas) de Cabral o foi desta fortaleza por 4 annos sendo de idade de 27. e a re(e)dificou de novo, e fez este corpo de guarda, e reduzio a Sua Magestade a costa de Melinde, achando-a levantada, pelo Rei tirano, e fez-lhe tributarios os reis de Tondo, Mandra, Luziva e Jaca, e deo pessoalmente a Pate e Sio hum castizo não esperado na India, athé arrazar-lhe os muros, e apenou os Muzungulos, castigou Pemba matando a sua custa os Regedores alevantados e todos os mais de fama, e fez pagar as parias que havião negadas a Sua Magestade, e por os taes serviços o fez fidalgo de sua casa tendo-o despachado por outros taes com o habito de Christo 500 mil reis de tença e 6 annos de Governador de Jafamapatão, e 4 de Biligão com a faculdade de poder nomear, tudo em sua vida e morte, sendo Vice-Rei Pedro da Silva. Era de 1639 annos. Zu Deutſch:

Im Jahre 1635 iſt Francisco de Seixas de Cabral — 27 Jahre alt — vier Jahre lang Kommandant dieſer Feſtung geweſen; er hat ſie von Neuem aufgebaut, hat dieſen Wachtpoſten eingerichtet und ſeiner Majeſtät die Küſte von Melinde (Malindi) unterworfen, welche er durch ihren tyranniſchen König in Aufruhr fand, hat die Könige von Tondo, Mandra, Luziva und Jaca*) tributpflichtig gemacht, hat auch ſelbſt (den Städten) Pate und Sio eine in Indien nicht erwartete Züchtigung angedeihen laſſen und ihre Mauern geſchleift. Er hat den Muzungulos Lieferungen auferlegt, Pemba beſtraft, indem er auf ſeine Verantwortung die ergriffenen Anführer ſowie andere Angeſehene tödtete, und hat ſie Tribut bezahlen laſſen, welchen ſie ſeiner Majeſtät verweigert hatten, für welche Dienſte (der König) ihn zum Fidalgo ſeines Hauſes machte, nachdem er ihn zum Ritter des Ordens Chriſti mit 50 Milreis Penſion und auf ſechs Jahre zum Statthalter von Jafamapatão ernannt hatte, ſowie auf vier (? Jahre) von Biligão mit der Vollmacht ſeinen Stellvertreter zu ernennen, ſowol für ſeine Lebenszeit als für den Todesfall. Zur Zeit, da Pedro da Silva Vicekönig war. — Im Jahre 1639 unſerer Zeitrechnung.

Außerdem finden ſich nach Deckens Aufzeichnungen noch auf Mombas:

1) Ein ſechzehn Fuß hoher Obelisk aus Korallengeſtein mit einem anderthalbfüßigen Kreuz auf der Spitze (wahrſcheinlich die S. 207 Z. 12 erwähnte Säule). Der gemauerte Sockel iſt etwa zwei Fuß hoch. Leider iſt der Stein zu verwittert, um irgend eine Inſchrift erkennen zu laſſen.

2) Die Jahreszahl 1639 über einer in den Felſen eingehauenen Treppe von vierunddreißig (nicht vierundzwanzig, wie im Texte S. 207 ſteht) Stufen. Ueber der Eingangsthüre des Thurmes ſowie in einem Fenſter befinden ſich Skulpturen in Sandſtein; Inſchriften fehlen.

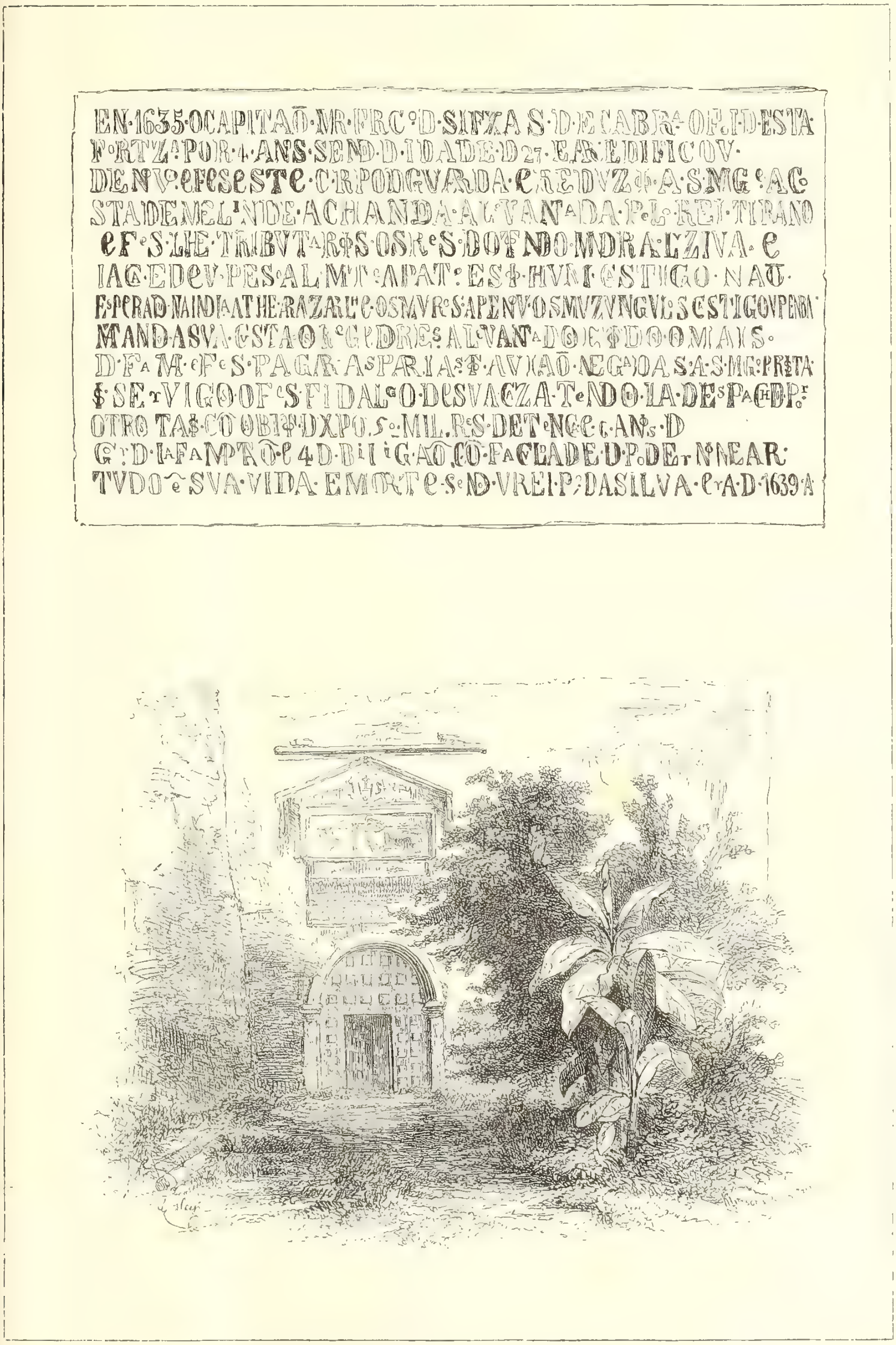
3) Eine Inſchrift an einer Baſtion der Feſtung:
. . . . . do Capitão Mor Joseph . . . . novo este baluarte Santo Angelo . . . . ia toda em ro(n)da de parapeitos ce os (?) coa ro(n)da (ba)luar(t)es fez o mesmo . . . do e abrio hum poço dentro . . . muitas obras de que esta (nece)ssitava por estar des(a)barse . . . d. h. (ſoweit es lesbar iſt) Kommandant Joſeph . . . . dieſe Baſtion Santo Angelo . . . ringsum Bruſtlehnen . . . . (?) ringsum Wälle errichtete er. Derſelbe . . . grub im Inneren einen Brunnen . . . (? und errichtete) viele Bauten, welche dieſe (? Feſtung) nöthig hatte, da ſie den Einſturz drohte.

4) Ein Kreuz in Sandſtein ohne weitere Inſchrift über der Eingangsthür zu der kleinern nach der See zu liegenden Batterie des Forts von Mombas.

Im Inneren der Feſtung erinnern noch an die Portugieſen: zwei Steinhäuſer, die Batterieſtände, ein ſehr tiefer, im Quadrat gemauerter Brunnen, eine ausgemauerte Ciſterne und ein unterirdiſcher Gang, welcher nach der See führt.

---

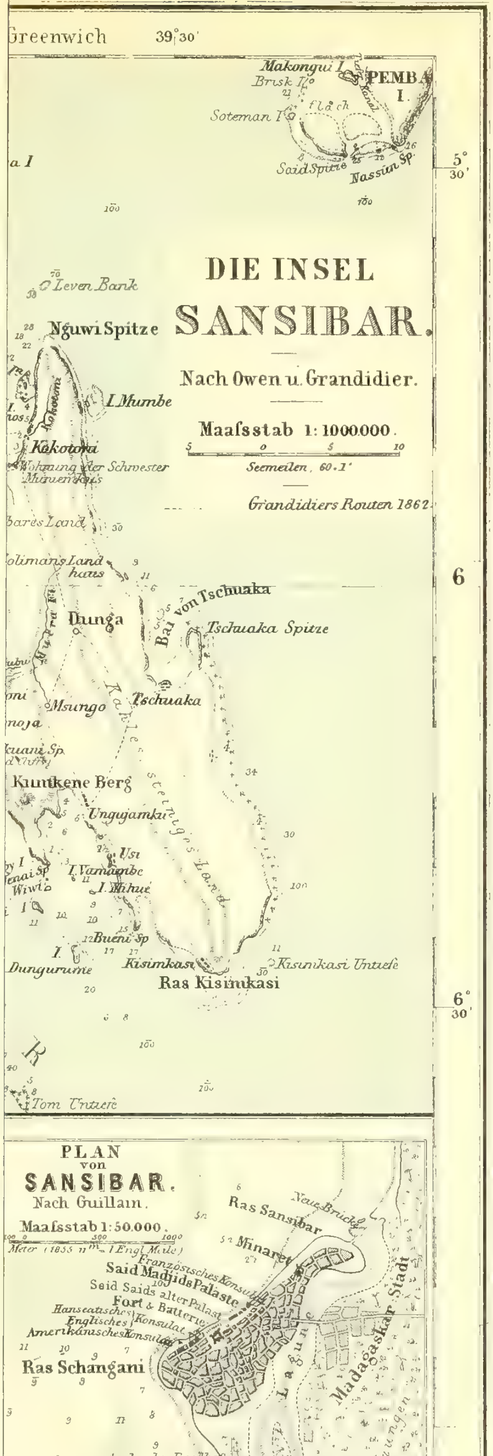
*) Ein Ort an der Küſte, nicht zu verwechſeln mit dem Kilimandſcharolande Dſchagga.



EN·1635·OCAPITAÕ·MR·FRCO·D·SIFZA S·D·E CABRA·OF.I·D·ESTA·
FORTZA·POR·4·ANS·SEND·D·IDADE·D27·E.A.EDIFICOV·
DENVO·eFeSeSTe·C·R·PODGVARDA·e·REDVZIO·A·S.MG·AC
STADEMELINDE·ACHANDA·ALVANADA·P·L·REI·TIRANO
eF·S·LHE·TRIBVTARIOS·OSRES·DOTNDO·MDRA·LZIVA·e
IAC·EDeV·PES·AL·MT·APAT·ES·HVM·eSTIGO·NAO·
ESPeRAD·NA·INDIA·ATHE·RAZAR·e·OS·MVROS·APENVOS·MVZVNGVES·eSTIGO·VPENDA·
MANDASVA·eSTA·O·R·e·C·DRES·ALVANTADO·e·DO·O·MAIS·
D·FA·M·eF·S·PAGAR·AS·PARIAS·AVIAÕ·NEGADO·AS·A·S·MG·PRETA
S·SE·VIGO·OF·S·FIDALGO·DeSVA·eZA·T·NDO·IA·DES·PA·CD·P.
OTRO·TAS·CO·OBI·DXPO·MIL.RS·DET·NC·e·AN·D
G·D·IA·FA·MPTÕ·e·4D·B·I·GAÕ·CO·FA·CLADE·D·P·DE·NNEAR·
TVDO·e·SVA·VIDA·EMORTe·S·ND·VREI·P·DASILVA·e·A·D·1639·A

Portugieſiſche Ruinen und Inſchriften. II.

Band I., Karte I.

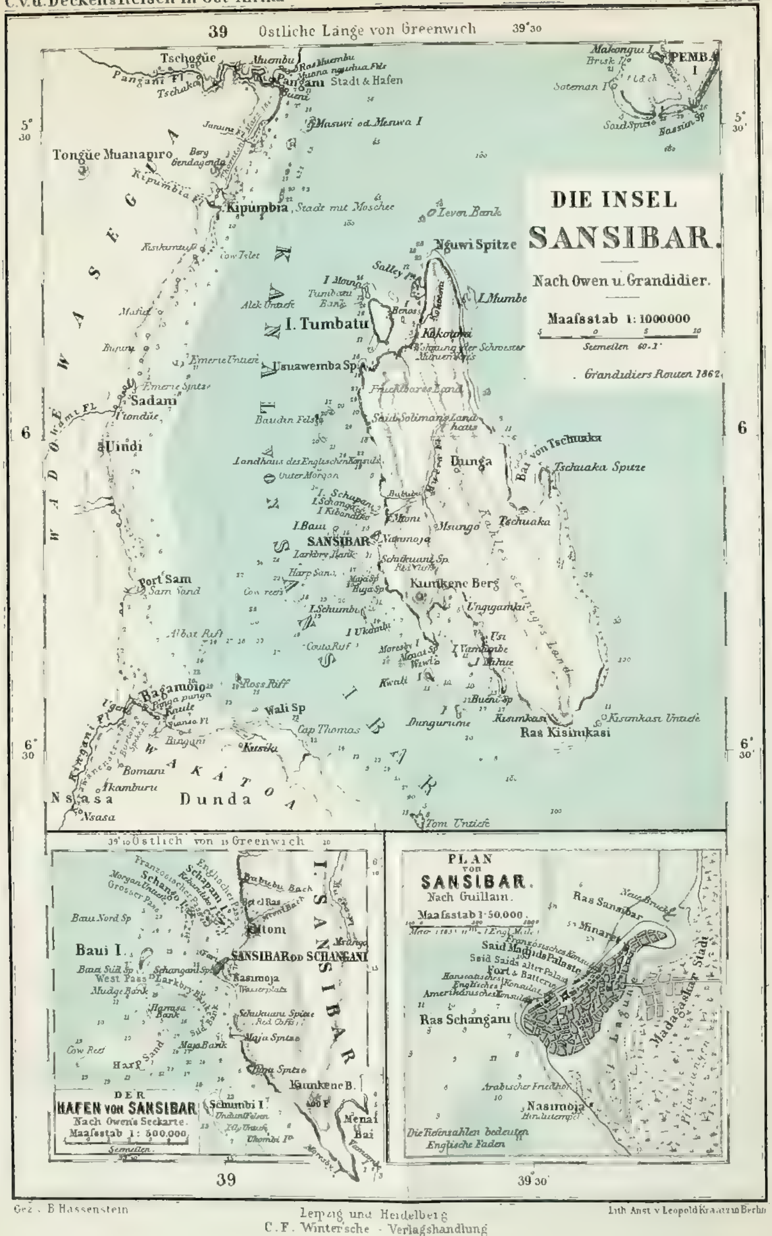

Greenwich
39° 30'
DIE INSEL
SANSIBAR.
Nach Owen u. Grandidier.
Maafsstab 1:1000000.
5 0 5 10
Seemeilen, 60 = 1°
Grandidiers Routen 1862
Makongui I.
Brisk I.
PEMBA I.
flach
Soteman I.
Said Spitze
Nassim Sp.
5° 30'
Leven Bank
Nguwi Spitze
I. Mumbe
Kokotoni
Wohnung der Schwester Majid's
Bares Land
Solimans Landhaus
Bai von Tschuaka
Tschuaka Spitze
6
Dunga
Msungo
Tschuaka
Kuinkene Berg
Steiniges Land
Ungujamkuu
Usi
I. Vamambe
I. Mikue
Bueni Sp
Dungurume
Kisimkasi
Kisimkasi Untiefe
Ras Kisimkasi
6° 30'
Tom Untiefe
PLAN
von
SANSIBAR.
Nach Guillain.
Maafsstab 1:50.000.
Meter
Ras Sansibar
Neue Brücke
Minaret
Französisches Konsulat
Said Madjids Palast
Seid Saids alter Palast
Fort & Batterie
Hanseatisches Konsulat
Englisches Konsulat
Amerikanisches Konsulat
Ras Schangani
Lagune
Madagaskar Stadt
Pflanzungen
Arabischer Friedhof
Nasimoja
Hindutempel
Die Tiefenzahlen bedeuten Englische Faden.
39° 30'

Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin

elberg
lagshandlung

C. v. d. Decken's Reisen in Ost-Afrika

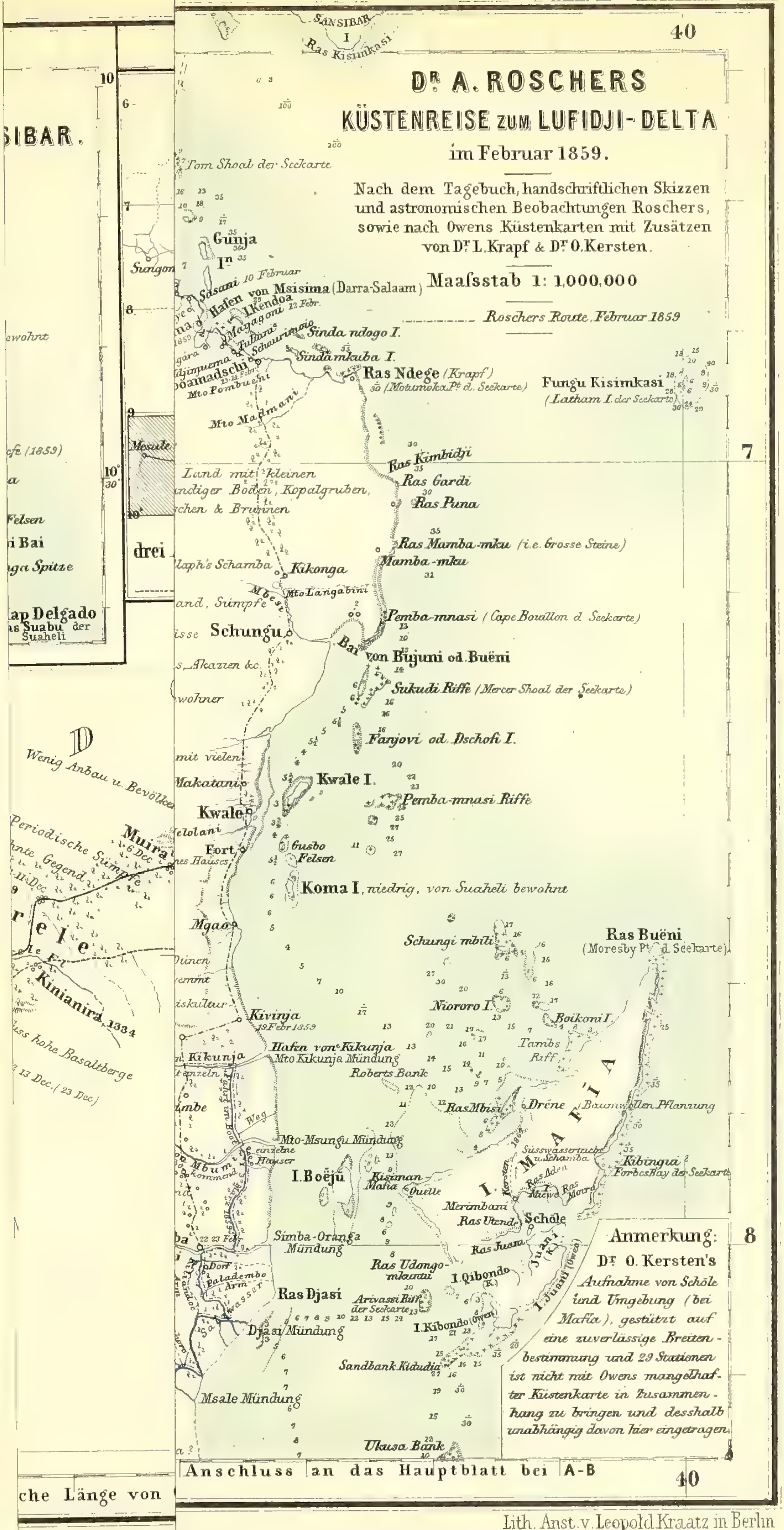
Band I., Karte I.


DIE INSEL
SANSIBAR.
Nach Owen u. Grandidier.
Maafsstab 1: 1000000
Seemeilen 60 = 1°
Grandidiers Routen 1862.
Östliche Länge von Greenwich
39
39°30
5° 30
6
6° 30
Pangani Fl.
Tschogüe
Pangani Stadt & Hafen
Masuri od. Mesuwa I.
Pemba I.
Makongui I.
Soteman I.
Said Spitze
Tongüe Muanapiro
Kipumbia Fl.
Kipumbia Stadt mit Moschee
Leven Bank
Nguwi Spitze
Cow Islet
I. Tumbatu
Salley Pt.
I. Mumbe
Kokotoni
Usuawemba Sp.
Fruchtbares Land
Sadani
Uindi
Said Soliman's Landhaus
Dunga
Bai von Tschuaka
Tschuaka Spitze
Tschuaka
Landhaus des Englischen Konsuls
I. Baui
SANSIBAR
Kunkene Berg
Port Sam
Ungugamkai
I. Schumbu
I. Ukombi
Bagamoio
Wali Sp.
Cap Thomas
Kisimkasi
Ras Kisimkasi
Dunguruni
Kusiku
Bomani
Nsasa
Dunda
W A S E G U A
W A D O E
W A K A T O A
K A N A L V O N S A N S I B A R
Tom Untiefe
39° 10 Östlich von Greenwich
DER HAFEN VON SANSIBAR
Nach Owen's Seekarte.
Maafsstab 1: 500.000
Baui I.
Baui Nord Sp.
Mtoni
SANSIBAR od. SCHANGANI
Kasımoja
Schukuani Spitze
Maja Spitze
Kunkene B.
Schumbi I.
Menai Bai
PLAN von SANSIBAR.
Nach Guillain.
Maafsstab 1: 50.000.
Ras Sansibar
Minaret
Said Madjids Palaste
Said Saids alter Palast
Fort & Batterie
Ras Schangani
Arabischer Friedhof
Nasımoja
Die Tiefenzahlen bedeuten Englische Faden
Lagune
Madagaskar Stadt

Gez. v. B Hassenstein

Leipzig und Heidelberg
C. F. Winter'sche - Verlagshandlung
1868

Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin



Dr. A. ROSCHERS KÜSTENREISE ZUM LUFIDJI-DELTA

im Februar 1859.

Nach dem Tagebuch, handschriftlichen Skizzen und astronomischen Beobachtungen Roschers, sowie nach Owens Küstenkarten mit Zusätzen von Dr. L. Krapf & Dr. O. Kersten.

Maafsstab 1: 1,000,000

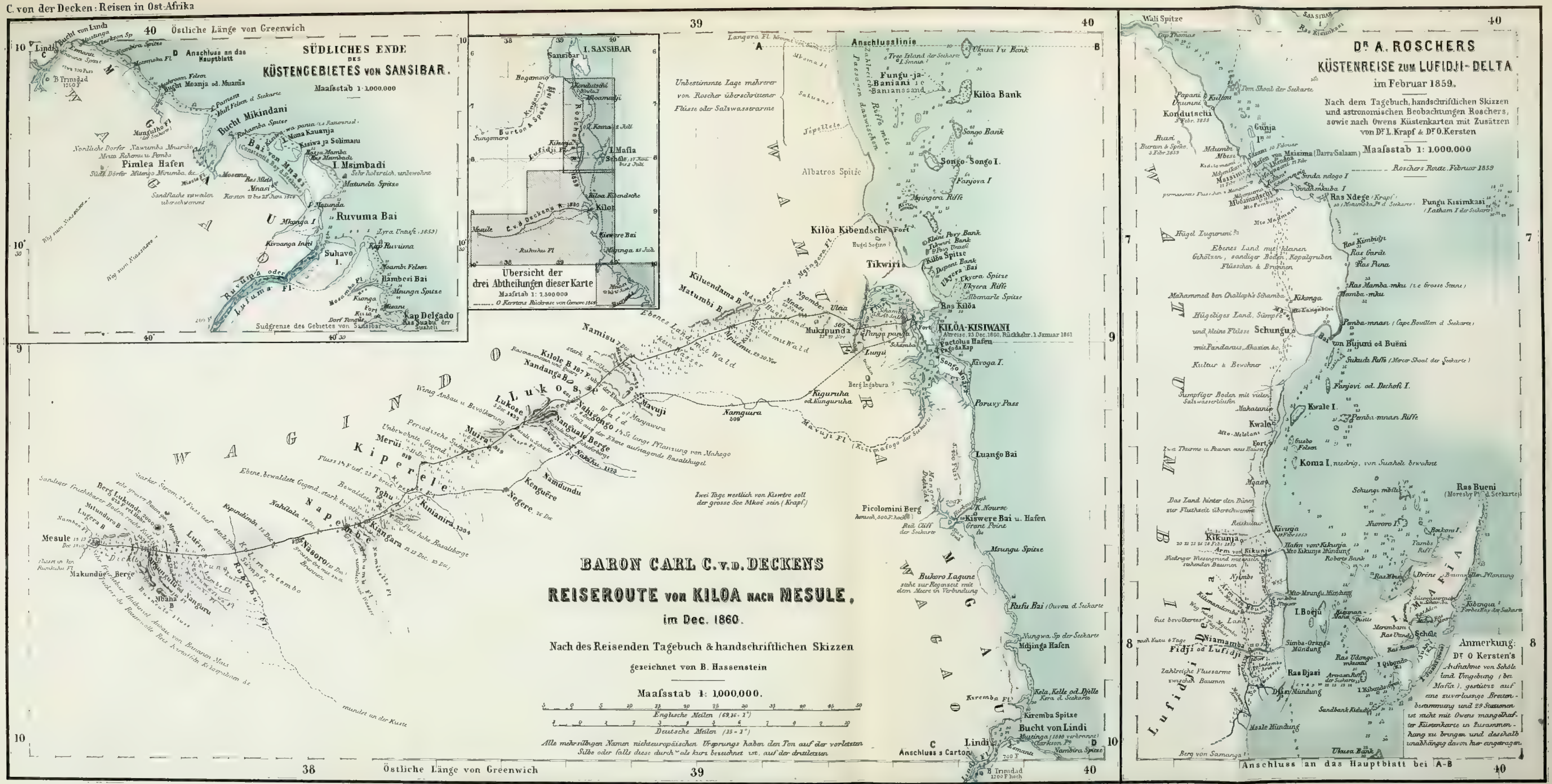
Roschers Route, Februar 1859

Anmerkung: Dr. O. Kersten's Aufnahme von Schöle und Umgebung (bei Mafia), gestützt auf eine zuverlässige Breitenbestimmung und 29 Stationen ist nicht mit Owens mangelhafter Küstenkarte in Zusammenhang zu bringen und desshalb unabhängig davon hier eingetragen.

Anschluss an das Hauptblatt bei A-B

SANSIBAR I.
Ras Kisimkasi
40
Tom Shoal der Seekarte
Gunja In.
Sasani 10 Februar
Hafen von Msisima (Darra-Salaam)
I. Kendoa
Magogoni 12 Febr.
Sinda ndogo I.
Sindamkuba I.
Ras Ndege (Krapf)
30 (Motumoka Pt. d. Seekarte)
Fungu Kisimkasi
(Latham I. der Seekarte)
Mto Pombuchi
Mto Mapmani
7
Land mit kleinen
sandiger Boden, Kopalgruben,
Schen & Brunnen
Ras Kimbidji
Ras Gardi
Ras Puna
Ras Mamba-mku (i.e. Grosse Steine)
Mamba-mku
Kikonga
Mto Langabini
Pemba-mnasi (Cape Bouillon d. Seekarte)
Schungu
Bai von Bujuni od. Buëni
Sukudi Riffe (Mercer Shoal der Seekarte)
Fanjovi od. Dschofi I.
Makatani
Kwale I.
Pemba-mnasi Riffe
Kwale
Fort
Gusbo Felsen
Koma I, niedrig, von Suaheli bewohnt
Mgao
Schungi mbili
Ras Buëni
(Moresby Pt. d. Seekarte)
Kivinja
19 Febr 1859
Niororo I.
Boikoni I.
Hafen von Kikunja
Mto Kikunja Mündung
Roberts Bank
Tambs Riff
Kikunja
Ras Mbisi
Drêne
Baumwollen Pflanzung
Mto-Msungu Mündung
Weg
Mbumi
I. Boëju
Kisiman Mafia
Quelle
Süsswasserteich
Schamba
Kibingua
Forbes Bay der Seekarte
I. MAFIA
Ras Aden
Ras Mora
Merimbani
Ras Utende
Schöle
Ras Juani
I. Juani (Owen)
Simba-Oranga Mündung
Ras Udongo-mkawai
I. Qibondo (K.)
Ras Djasi
Arivassi Riff der Seekarte
I. Kibondo (Owen)
Djasi Mündung
Sandbank Kidudia
Msale Mündung
Ukusa Bank
8
40
SIBAR.
Felsen
Bai
Spitze
Kap Delgado
Ras Suabu der Suaheli
drei
Wenig Anbau u. Bevölker
Periodische Sümpfe
Muira
Kinianira 1334
hohe Basaltberge
13 Dec. (23 Dec)
che Länge von

Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin



BARON CARL C. v. d. DECKENS
REISEROUTE von KILOA nach MESULE,
im Dec. 1860.

Nach des Reisenden Tagebuch & handschriftlichen Skizzen
gezeichnet von B. Hassenstein

Maafsstab 1: 1,000,000.

Alle mehrsilbigen Namen nichteuropäischen Ursprungs haben den Ton auf der vorletzten Silbe oder falls diese durch ˘ als kurz bezeichnet ist, auf der drittletzten

SÜDLICHES ENDE DES KÜSTENGEBIETES von SANSIBAR.
Maafsstab 1: 1,000,000

Übersicht der drei Abtheilungen dieser Karte
Maafsstab 1: 7,500,000

Dr. A. ROSCHERS KÜSTENREISE zum LUFIDJI-DELTA
im Februar 1859.

Nach dem Tagebuch, handschriftlichen Skizzen und astronomischen Beobachtungen Roschers, sowie nach Owens Küstenkarten mit Zusätzen von Dr. L. Krapf & Dr. O. Kersten

Maafsstab 1: 1,000,000

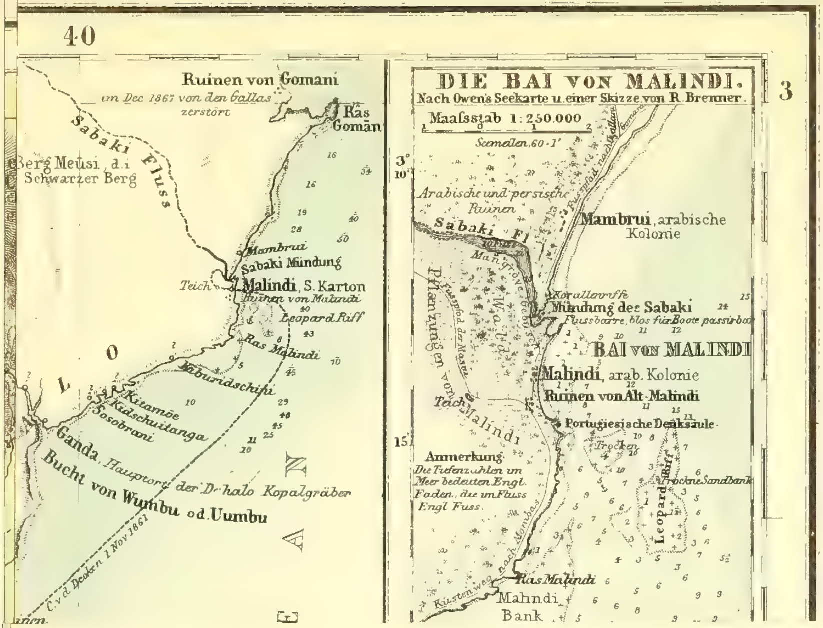
Anmerkung: Dr. O Kersten's Aufnahme von Schöle und Umgebung (bei Mafia), gestützt auf eine zuverlässige Breitenbestimmung und 29 Stationen ist nicht mit Owens mangelhaften Küstenkarte in Zusammenhang zu bringen und desshalb unabhängig davon hier eingetragen.

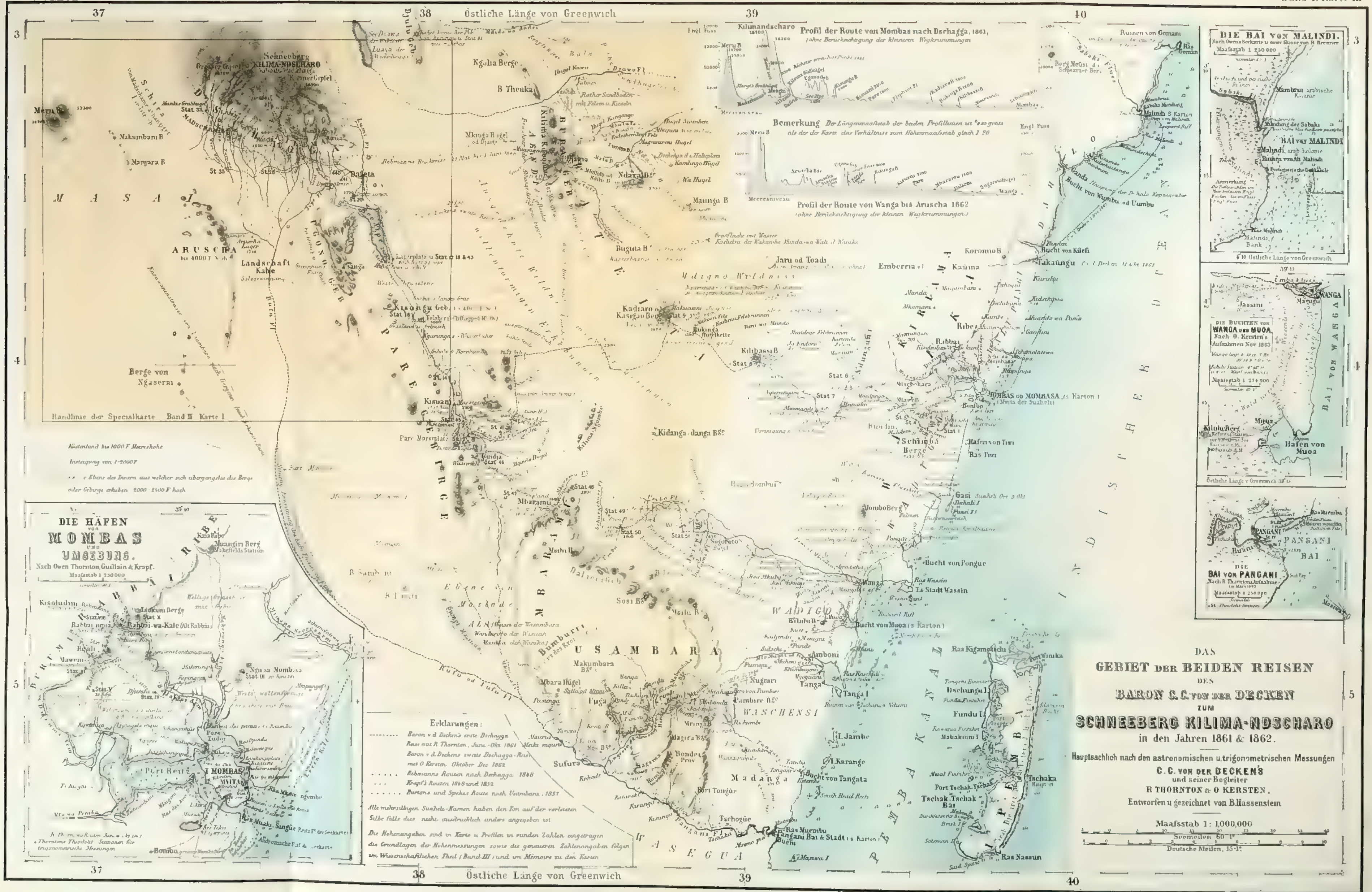
Östliche Länge von Greenwich
Anschluss an das Hauptblatt bei A-B
KILOA-KISIWANI
Lindi

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1868

Lith Anst v Leopold Kraatz in Berlin

Band I, Karte III.


40
3
Ruinen von Gomani
im Dec 1867 von den Gallas zerstört
Ras Goman
Sabaki Fluss
Berg Meusi, d.i Schwarzer Berg
Mambrui
Sabaki Mündung
Teich
Malindi, S. Karton
Ruinen von Malindi
Leopard Riff
Ras Malindi
Kaburidschifi
Kitamöe
Kidschuitanga
Sosobrani
Ganda, Hauptort der Dahalo Kopalgräber
Bucht von Wumbu od. Uumbu
C. v. d. Decken 1 Nov 1861
L
O
N
A
E
DIE BAI VON MALINDI.
Nach Owen's Seekarte u. einer Skizze von R. Brenner.
Maafsstab 1 : 250.000
Seemeilen, 60 = 1°
3°
10'
15'
Arabische und persische Ruinen
Fusspfad nach Gallan
Mambrui, arabische Kolonie
Sabaki Fl.
Mangrove
Wald
Pflanzungen von Malindi
Fusspfad der Masai
Korallenriffe
Mündung des Sabaki
Flussbarre, blos für Boote passirbar
BAI VON MALINDI
Malindi, arab. Kolonie
Ruinen von Alt-Malindi
Teich
Portugiesische Denksäule
Trocken
Trockne Sandbank
Leopard Riff
Anmerkung
Die Tiefenzahlen im Meer bedeuten Engl. Faden, die im Fluss Engl. Fuss.
Küstenweg nach Mombas
Ras Malindi
Malindi Bank


Östliche Länge von Greenwich
37
38
39
40
3
4
5
Schneeberg KILIMA-NDSCHARO
Meru B.
Nakumbani B.
Manjara B.
M A S A I
ARUSCHA
Landschaft Kahe
Berge von Ngaseraı
Randlinie der Specialkarte Band II Karte I
Kisuani
Pare Marktplatz
Ngoha Berge
B. Theuka
Ndara B.
Bura Berge
Maungu B.
Bugutu B.
Jaru od. Toadi
Kadiaro od. Kasigau Berg
Kilibassi B.
Kidanga-danga Bg.
Mbaramu
Sosi Bg.
U S A M B A R A
Fuga
Makumbara Bg.
Sufura
Tanga
W A D I G O
Wanga
Buchl von Muoa
Bucht von Pongue
Ras Wassin
La Stadt Wassin
Gasi
Jombo Berg
Schimba Berge
MOMBAS od. MOMBASA
Rabai
Ribe
Kauma
Emberria
Koronno B.
Takaungu
Bucht von Kilefi
Malindi
Bucht von Wumbu od. Uumbu
Sabaki Fluss
Ruinen von Gomani
Tschogue
Pangani Bai & Stadt
Ras Nassun
Tschaka
Port Tschak Tschak
Tschak Tschak Bai
Dschungu I.
Fundu I.
Ras Kigomatschu
Madanga
Bucht von Tangata
Ost Afrika
Profil der Route von Mombas nach Dschagga, 1861 (ohne Berücksichtigung der kleinern Wegkrümmungen)
Bemerkung: Der Längenmaasstab der beiden Profillinien ist 4 so gross als der der Karte, das Verhältniss zum Höhenmaasstab gleich 1:20
Profil der Route von Wanga bis Aruscha 1862 (ohne Berücksichtigung der kleinen Wegkrümmungen)
DIE BAI VON MALINDI
BAI von MALINDI
DIE BUCHTEN von WANGA und MUOA Nach O. Kersten's Aufnahmen Nov 1862
BAI VON WANGA
Hafen von Muoa
DIE BAI VON PANGANI
PANGANI
PANGANI BAI
DIE HÄFEN von MOMBAS und UMGEBUNG. Nach Owen Thornton, Guillain & Krapf.
Maafsstab 1:250000
I. MOMBAS
Port Reitz
Rabai-wa-Kale (Alt Rabbai)
Küstenland bis 1000 F. Meereshöhe
Ansteigung von 1-2000 F.
Ebene des Innern aus welcher sich übergangslos die Berge oder Gebirge erheben 2000-2400 F. hoch

Erklarungen:

- - - - - - - Baron v. d. Decken's erste Dschagga Reise mit R. Thornton, Juni-Okt. 1861
Baron v. d. Decken's zweite Dschagga-Reise mit O. Kersten Oktober Dec. 1862
. . . . . . Rebmanns Routen nach Dschagga 1848
- - - Krapf's Routen 1848 und 1852
. . . . . . Burtons und Spekes Route nach Usambara, 1857

Alle mehrsilbigen Suahelı-Namen haben den Ton auf der vorletzten Silbe falls dies nicht ausdrucklich anders angegeben ist

Die Hohenangaben sind in Karte u. Profilen in runden Zahlen angetragen die Grundlagen der Hohenmessungen sowie die genaueren Zahlenangaben folgen im Wissenschaftlichen Theil (Band III) und im Mémoire zu den Karten

DAS

GEBIET DER BEIDEN REISEN

DES

BARON C. C. VON DER DECKEN

ZUM

SCHNEEBERG KILIMA-NDSCHARO

in den Jahren 1861 & 1862.

Hauptsachlich nach den astronomischen u. trigonometrischen Messungen
C. C. VON DER DECKEN'S
und seiner Begleiter
R. THORNTON & O. KERSTEN.
Entworfen u. gezeichnet von B. Hassenstein

Maafsstab 1: 1,000,000
Seemeilen 60 = 1°
Deutsche Meilen, 15 = 1°

Leipzig und Heidelberg
C. F. Winter'sche Verlagshandlung
1868

Lith. Anst. v. Leopold Kraatz in Berlin

THE LIBRARY
SMITHSONIAN INSTITUTION

THE LIBRARY SMITHSONIAN INSTITUTION